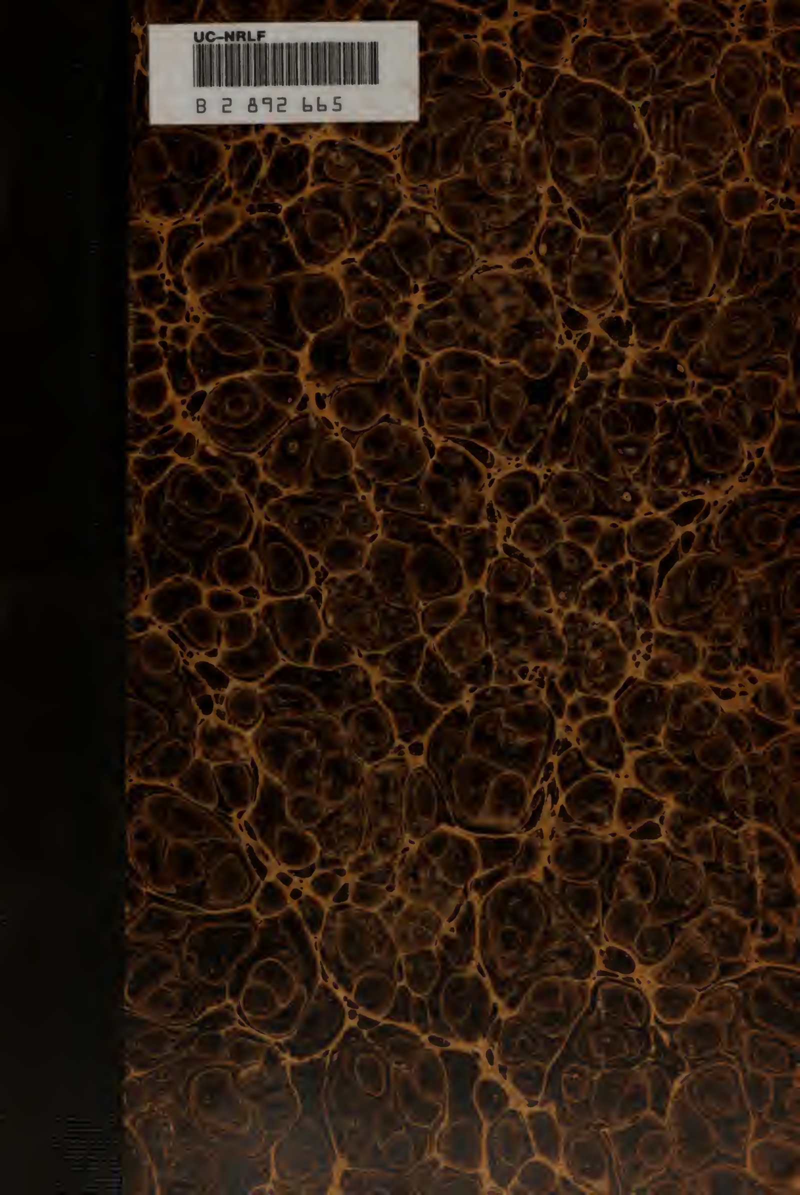
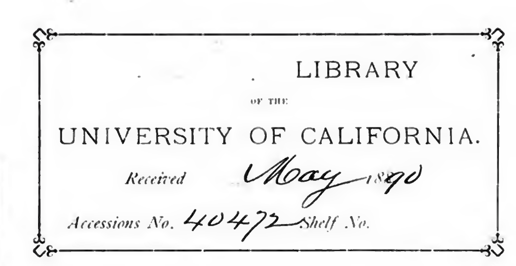

UC-NRLF
B 2 892 665

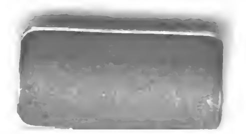

LIBRARY

OF THE

UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Received May 1890

Accessions No. 40472 *Shelf No.*



Digitized by Google

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LVIII.

(Januar — Februar — März 1889.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Louis Jenke's Buchhandlung. — Boston, Carl Schoenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofbuchhandlung. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Wilde & Co. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Kapstadt, A. Braun. — Konstantinopel, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Scholl & McGee. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, L. Rudolph's Buchhandlung. — Paris, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli's Filiale. — Porto-Alegre, A. Mazeron. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Santiago, C. Brandt. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm Wwe. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — Yokohama, H. Ahrens & Co. Nachf. — Zürich, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

AP30
J45
v.58

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

40472

Inhalts-Verzeichniß

zum

Achtundfünfzigsten Bande (Januar — März 1889).

		Seite
I.	Boris Lensky. Roman von **Ossip Schubin.** Zweites Buch. I./VIII.	1
II.	Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Eduard Mörike. Mitgetheilt von **Jakob Bächtold**	41
III.	Lord Shaftesbury. (1801—1885.) Von **Gustav Cohn** (Göttingen). XI./XVII. (Schluß)	69
IV.	Rudolf Stang's Stich des Abendmahles von Lionardo da Vinci. Von **Herman Grimm**	88
V.	Ueber allgemeine Denkfehler. Von **Sigmund Exner,** a. ö. Professor der Physiologie in Wien	103
VI.	Die Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha. Von **G. Egelhaaf**	117
VII.	Die oberste Marinebehörde. Von **W. A. Berger**	128
VIII.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	131
IX.	Politische Rundschau	147
X.	Die politische Correspondenz Karl Friedrich's von Baden. Von **A. Hausrath**	153
XI.	Botho von Hülsen	154
XII.	Literarische Notizen	158
XIII.	Literarische Neuigkeiten	159
XIV.	Boris Lensky. Roman von **Ossip Schubin.** Zweites Buch. IX./XIV. Drittes Buch. I./IX.	161
XV.	Aelteste Geldwerthe. Von **Heinrich Brugsch**	204
XVI.	Der Kampf ums Mittelmeer. Biserta. Von **Otto Wachs,** Major a. D.	218
XVII.	Zur Vorgeschichte des deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs. Ein Capitel aus der brandenburgisch-preußischen Rechtsgeschichte. Von **Alfred v. d. Leyen** (Charlottenburg). I./III.	235
XVIII.	Deutscher Unterricht auf Gymnasien. Von **Herman Grimm**	256

(Fortsetzung umstehend.)

Seite
XIX. Handarbeit für Knaben. Von **August Lammers** . . . 284
XX. Goethe über die Erziehung von Schiller's Sohn. (Mit einem ungedruckten Briefe.) Von **Gotthilf Weisstein** 289
XXI. Aus dem Berliner Musikleben. Von **Theodor Krause** 292
XXII. Politische Rundschau 301
XXIII. Neue Romane. Besprochen von **Otto Brahm** 307
XXIV. „Halb-Asien" von Karl Emil Franzos. Besprochen von **Ludwig Fulda** 312
XXV. Literarische Notizen 314
XXVI. Literarische Neuigkeiten 320
XXVII. Boris Lensky. Roman von **Ossip Schubin.** Drittes Buch. X./XIV. Viertes Buch. I./VI. 321
XXVIII. Archive für Literatur. Von **Wilhelm Dilthey** 360
XXIX. Die älteste Faust-Oper und Goethe's Stellung zur Musik. Von **Philipp Spitta** 376
XXX. Zur Vorgeschichte des deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs. Ein Capitel aus der brandenburgisch-preußischen Rechtsgeschichte. Von **Alfred v. d. Leyen** (Charlottenburg). IV./V. (Schluß) 398
XXXI. Die Entwicklung der modernen Pilzforschung. Zur Erinnerung an Anton de Bary. Von **M. Büsgen** 416
XXXII. Das russische Interregnum vom Jahre 1825. Auf Grund neueren russischen Actenmaterials 425
XXXIII. Kronprinz Rudolf. Von **Anton Bettelheim** 450
XXXIV. Realismus oder Pessimismus? Laienbetrachtungen im Münchener Glaspalaste. Von **A. Hausrath** 457
XXXV. Frau von Staël und ihre neueste Biographie. Von **Franz Xaver Kraus** 462
XXXVI. Politische Rundschau 470
XXXVII. Gustav Freytag's gesammelte Aufsätze 476
XXXVIII. Literarische Notizen 478
XXXIX. Literarische Neuigkeiten 480

Boris Lensky.

Roman
von
Ossip Schubin.

Dem Spiegel darf man keine Vorwürfe machen, wenn das Gesicht schief ist. Russisches Sprüchwort.

Zweites Buch.

I.

Heute ist von Lensky's Melancholie nichts mehr übrig; vorläufig wenigstens hat er sie aus dem Weg geschoben, hat auch nicht viel Zeit gehabt, ihr nachzugeben. Von neun Uhr früh an ist er mit Besuchen belästigt worden. Es ist nicht immer bequem, ein großer Mann zu sein.

Endlich ist es wieder ein wenig stiller geworden in seinem Salon; momentan befindet sich bei ihm Niemand als der lustige junge Geiger von gestern, M. Paul. Da Lensky nicht einen Augenblick unbeschäftigt bleiben kann, ohne nervös zu werden, so hat er M. Paul vorgeschlagen, eine Partie Piquet mit ihm zu machen. Sie spielen ernsthaft um einen sehr niedrigen Einsatz am Rande eines Tisches, der zum größten Theil mit flüchtig aus dem Weg geschobener Literatur bedeckt ist. Welcher Haufen von durcheinander gewürfeltem Lesematerial! Es ist wahrlich merkwürdig, was auf dem Tisch des Teufelsgeigers an Büchern wild durcheinander liegt, so ziemlich Alles, was der Büchermarkt der Saison Interessantes bietet, von dem neuesten Werk von Taine angefangen bis zum letzten Pamphlet von Louise Michel; denn Lensky consumirt unglaublich viel Literatur um seinen unbequemen Gedanken auszuweichen. Vorläufig hat M. Paul ein vortreffliches Mittel gefunden, den alten Löwen zu zerstreuen. Er benützt das tête-à-tête mit dem Virtuosen, um diesen in alle seine unglücklichen Liebesaffairen (ses bonnes fortunes râtées) einzuweihen. Das ist so eine Art feiner Schmeichelei, denn jedem Künstler schmeichelt im Grunde des Herzens das Fiasco eines Collegen. Die Geständnisse M. Paul's amüsiren Lensky königlich, er lacht laut. Sein Sinn für Humor ist einseitiger Natur. Er faßt die Komik einer Situation nur, wenn sie mit etwas Schlüpfrigkeit gewürzt ist.

Da tritt Nikolaj ins Zimmer, begrüßt seinen Vater und den jungen Geiger und beginnt hierauf zwischen den Büchern auf dem Tisch herumzukramen. Er hat eine kühle, wohlerzogene Atmosphäre mitgebracht, welche die beiden Musikanten stört. Mit der Gemüthlichkeit ist es für sie vorbei. M. Paul greift nach seiner Uhr und erklärt, daß es die höchste Zeit für ihn sei, zum Friseur zu laufen, um sich die Haare schneiden zu lassen. Vater und Sohn bleiben allein.

„Zeigst Du Dich endlich?“ fragt Lensky, indem er noch mechanisch die Karten mischt — „Langschläfer!“

„Ich wollte mich schon ein paar Mal bei Dir präsentiren,“ bemerkt Nikolaj, „aber ich hörte, daß Du beschäftigt seist.“

„Das hätte Dich nicht zu hindern brauchen,“ erwidert ihm der Virtuose; „Du hast Dich durch Deine Discretion um sehr große Genüsse gebracht; pro primo die Gnadenarie gesungen von einer jungen Dame, deren Stimme ich eigentlich nicht ganz beurtheilen konnte, weil sie, wie mir ihre Begleiterin mittheilte, schon seit sechs Monaten aus unglücklicher Liebe heiser ist. Ich weiß nicht recht, was sie durch mich erreichen wollte — ein Stipendium, ein Engagement an der Oper in Petersburg, oder daß ich sie von ihrer unglücklichen Liebe heilen solle; dann machte mir ein zärtliches Schwesternpaar, siamesische Zwillingspianistinnen, Spektakel vor; dann kam noch ein anderes Genie, ein männliches diesmal, und brachte mir ein Heft Lieder, die es componirt hatte, mit der Bitte, mir den Cyclus widmen zu dürfen; einen Verleger soll ich natürlich auch dafür verschaffen. Dies nebenbei. „Les Humbles“ heißt die Sammlung, Text von Victor Hugo.

„J'aime l'araignée et j'aime l'ortie
Parce qu'on les hait“

beginnt das erste Lied. Ein lobenswerther Einfall, das in Musik setzen zu wollen . . . aber à propos, ich hab's eigentlich ein wenig satt, den büßenden Brahminen zu spielen, der seinen Leib dem Ungeziefer preisgibt. Du könntest klingeln; ich will dem Kellner auftragen, daß er Niemanden mehr vorlassen soll.“

Der Kellner erscheint und verschwindet wieder — Vater und Sohn können versichert sein, nicht gestört zu werden. Sie könnten jetzt ungezwungen mit einander plaudern. Aber der etwas gekünstelt humoristische Redefluß des Vaters ist versiegt, und der Sohn bleibt stumm. Stärker als gestern tritt die gegenseitige Unvertrautheit der Beiden hervor — eine Unvertrautheit, die sich bei dem jungen Lensky durch fast übertriebene Deferenz verräth, bei dem alten durch mürrische Schroffheit. Er kann sich in diesen Sohn nicht finden. Nicht daß er ihm etwa mißfiele; sein Blick ruht nicht ohne Stolz und Wohlgefallen auf dem jungen Riesen mit den zarten, schmalen Händen, dem feinen Aristokratengesicht. Der anspruchsvollste Vater müßte mit diesem Sohne zufrieden sein. Er hat ausgezeichnet studirt; er hat nie Schulden gemacht; er ist kaum dreiundzwanzig Jahre alt, Attaché an der russischen Botschaft in Paris, und ein seelenguter Mensch. Was will Lensky eigentlich mehr, was vermißt er an Nikolaj? Ein wenig unvorsichtig ins Leben hineinpolternden Enthusiasmus, heißpulsirenden Leichtsinn und liebenswürdige Nichtsnutzigkeit — ein wenig Jugend — das vermißt er an ihm. Nikolaj ist mit dreiundzwanzig Jahren alt.

Und dann diese immerwährende Wohlerzogenheit, diese sich nie verleugnende Dressur! Lensky hat sich nie mit den Männern der großen Welt vertragen, und Nikolaj sieht ihnen zum Verwechseln gleich — das reizt ihn.

„Wie hat denn die Jeljägin meinen kleinen Wildfang aufgenommen?" fragt er endlich den Sohn, während er Kartenhäuser auf dem Tische baut.

„Sehr gnädig," erwidert Nikolaj.

„Das freut mich."

Nikolaj schweigt.

Nach einer Weile beginnt Lensky von Neuem:

„Ja, ja — ich bin recht froh, daß es der Kleinen gut ergangen ist. Ich machte mir bereits Sorgen. Niemand verträgt eine lieblose Behandlung schlechter als unser Kobold."

Nikolaj blickt seinem Vater gerade in die Augen.

„Bildest Du Dir etwa ein, daß ihr Tante Warwara eine liebevolle Behandlung angedeihen läßt?" fragt er trocken.

„Nun ... Du sagtest doch ..." meint Lensky.

„Ich sagte, daß sie unsere Mascha gnädig aufgenommen hat, voilà tout," constatirt Nikolaj. „Mir gefiel ihr Wesen gegen das Kind nicht. Sie und ihre liebenswerthe Tochter waren Beide im Begriff in Gesellschaft zu gehen, als ich gestern mit unserer Kleinen und der d'Olbreuse bei ihnen erschien. Die d'Olbreuse bestand darauf, das Plaidoyer für Mascha selbst zu übernehmen, und da sie, wie mir Tante Barbe später beruhigend versicherte, trotz ihrer rein äußerlichen Excentricität, une personne tout à fait bien, sehr gut accreditirt im Faubourg St. Germain und sogar durch ihre Mutter mit den Rohan Chabots verwandt ist, so mag die Wärme, mit welcher sie Mascha vertheidigte, immerhin einigen Eindruck gemacht haben. Jedenfalls begnügte sich die Tante damit, über Mascha's Exaltation zu lachen. Hierauf küßte Gräfin d'Olbreuse die Kleine, die indessen etwas hinter mir versteckt stand und am ganzen Körper zitterte wie ein verprügeltes Hündchen, das nicht recht begreift, warum es gerade diesmal keine Schläge bekommen hat, und entfernte sich, worauf meine Cousine Anna, welche sich bis dahin stumm damit beschäftigt hatte, über einen Fehler an ihrer Toilette unglücklich zu sein, sich plötzlich nach dem Kinde umwendete und ausrief: „Mais c'est une conduite impossible!" Tante Barbe meinte begütigend: „Man muß nicht so streng sein; es ist nicht Jede so erzogen wie Du." Gott sei Dank, dachte ich bei mir, sagte aber nichts, und Mascha senkte das Köpfchen und wurde sehr roth. Dann befahl die Tante noch einer Zofe, das Zimmer für Mascha zu bereiten, forderte die Kleine auf indessen in einem Bilderbuch von Kate Greenaway zu blättern und Thee zu trinken, worauf der Diener meldete, daß der Wagen vorgefahren sei, und wir Alle fortfuhren. Es war nämlich verabredet, daß ich die Jeljägin's zu Pugatscheff begleiten sollte; sonst wär' ich wahrlich lieber bei Mascha zurückgeblieben, um ihr ihren Standpunkt klar zu machen, wie sie's für ihre Uebereilung immerhin ein wenig verdient."

Lensky runzelt die Stirn. „So, also auszanken hättest Du den armen Wurm auch noch wollen!" fuhr er auf, „was Du doch für ein engherziger Philister bist; hast Alles angenommen von Deinem vornehmen Herrn Onkel —

dem homme comme il faut par excellence, dem correcten Staatsmann, unter dessen Protection Du Carrière machst, und — der uns auseinandergerissen hat, Deine Mutter und mich . . . Arme Mascha! Armes Täubchen! Sie war ja zum Niederknien, aber wirklich zum Niederknien reizend mit ihrer zärtlichen Begeisterung, ihrer dummen, kindischen Angst und ihrer unglaublichen Unschuld!"

Lensky schlug mit der Faust auf den Tisch. „Ohrfeigen hätte ich sie mögen alle, wie sie da saßen, die Lümmel, die es wagten, zu ihrer Erzählung mit den Augen zu blinzeln," rief er.

„Ich auch, Vater, aber sie blinzelten eben Alle," sagt Nikolaj trocken.

„Die Dummköpfe!"

„Ja wohl, Dummköpfe . . . aber . . ."

„Nun, was willst Du sagen?" fragte Lensky barsch.

„Ich will sagen, daß Mascha noch vielen Dummköpfen im Leben begegnen wird, die ihre Unschuld mißverstehen, und daß sie einmal einem Schurken begegnen könnte, der ihre Unschuld mißbraucht."

Das Blut ist Nikolaj in die Wangen gestiegen, und seine Augen glänzen vor Erregung.

„Unsinn! Unsinn!" murmelt Lensky. „Du verstehst Deine Schwester nicht. Wenn sie leichtsinnig wäre, nun dann brauchte sie eine strenge Bewachung. Aber unsere Mascha ist nicht leichtsinnig; überspannt ist sie, zärtlich, romantisch, und unter uns gesagt, ist das Leben so gemein, so grenzenlos gemein und schmutzig, daß es einer wirklich exaltirten Natur selten eine Versuchung bietet. Nein, nein, ich habe keine Angst um meinen hübschen Trotzkopf. Ich glaube nicht an die Nothwendigkeit strenger Bewachung."

„Ich finde, daß junge Mädchen gehütet werden sollen," sagt Nikolaj ernst. „Sie sind genäschig mit dem Herzen wie Kinder mit dem Mäulchen genäschig sind, und es kann ihnen sehr leicht widerfahren, Belladonna für Heidelbeeren zu essen. Unsere Mascha hat nicht mehr Lebenskenntniß als ein sechsjähriges Kind. Sie ahnt gar nicht, daß es eine Gefahr auf der Welt gibt, der sie ausweichen muß."

„Aber das ist ja schön — das ist ja wunderschön!" donnert der Virtuose seinen Sohn an. „Möchtest Du's anders wünschen? Ich nicht, nein, nicht um ein Härchen möcht' ich unsere kleine Zigeunerin anders haben als sie ist."

„Ich im Grunde auch nicht," gesteht Nikolaj, „aber unter den obwaltenden traurigen Verhältnissen . . ."

„Was sind das für traurige Verhältnisse?" fällt ihm Lensky ins Wort — „nun ja, daß sie ihre Mutter verloren hat, das ist traurig — die kann ich ihr nicht ersetzen; eine Mutter läßt sich überhaupt nicht ersetzen, am allerwenigsten eine, wie's die ihre war; die gibt's nicht ein zweites Mal in der Welt. Aber im Uebrigen geht's ihr, denke ich, nicht schlecht. Man verzieht sie, wo sie nur hinkommt; sie ist immer gehalten wie eine kleine Prinzessin, immer gut aufgehoben."

„Gut aufgehoben?" ruft Nikolaj aus — „gut aufgehoben! Ich finde, daß sie nicht schlechter aufgehoben sein kann als bei Jeljägin's."

„Warum?" fragt Lensky etwas unsicher, „Warwara ist keine schlimme Frau;

ein bischen stark vornehm war sie sonst, hat sich nie ganz hineinfinden können, einen Künstler zum Schwager bekommen zu haben. Aber das Kind wird sie das nicht entgelten lassen. Sie ist sehr gutmüthig."

„Und vollkommen charakterlos," entgegnet ihm Nikolaj — „Du hast Dich gefreut darüber, daß sie Mascha's Uebereilung gestern so leicht genommen hat. Ich nicht. Mich hat ihre lieblose, leichtsinnige Nachsicht geradezu angewidert. Tante Barbe ist in schlechten Verhältnissen; wenn mich nicht Alles täuscht, wird sie sich in ihren Geldverlegenheiten sehr bald an Dich wenden und Mascha gegenüber wird sie die Rolle einer gefälligen Stiefmutter spielen, die dem Stiefkinde schmeichelt, ihm allen Willen durchgehen läßt, nur um sich's mit dem Vater nicht zu verderben. Wenn Mascha gedeihen soll, so muß sie mit Menschen zusammen leben, die sie verstehen, die sie lieb haben, aber die gewissenhaft genug sind, streng mit ihr zu sein und ihr das von allerhand Begeisterungen verwirrte Köpfchen von Zeit zu Zeit zart, aber ernstlich zurechtzurücken. Sie ist viel zu begabt, viel zu eigenartig, als daß man sie sich selbst überlassen dürfte. Mascha ist ein kleines Rassepferd, das geliebkost, geschont, aber sehr fest im Zügel gehalten werden muß. Ich kenne sie besser als Du, da ich mehr Gelegenheit hatte sie zu beobachten, und ich versichere Dich, es ist geradezu gefährlich, Mascha bei Leuten zu lassen, die sich so wenig um sie bekümmern werden wie Jeljägins!"

„Du übertreibst, Du übertreibst," murrt Lensky verdrießlich — „wie soll ich mir übrigens helfen? Soll ich meinen Singvogel in einen Käfig sperren, in ein Kloster oder ein Pensionat? Ich hab's ja versucht. Da hält sie's nicht aus. Was soll ich mit ihr anfangen?"

„Nimm sie zu Dir," sagt Nikolaj.

„Zu mir — das ist unmöglich," braust Lensky auf, „unmöglich! Was soll ein Wittwer mit einer erwachsenen Tochter anfangen?"

Nikolaj runzelt die Brauen; ein herber, unzufriedener Zug sammelt sich um seinen Mund. Einen Moment schweigt er, dann sagt er eiskalt: „Erinnerst Du Dich noch, wie streng Du Dich über Kasin äußertest, als er seine Tochter in die weite Welt hinausschickte, nur weil sie ihn in seinem Wittwer-Garçonleben genirte!"

Lensky's Stirn verfinstert sich; die Bemerkung Nikolaj's hat diesmal ins Schwarze getroffen — „Und Du willst einen Vergleich zwischen mir und Kasin ziehen?" fragt er langsam mit schneidender Stimme.

Nikolaj wird unheimlich zu Muth. Er wirft sich jetzt vor, zu weit gegangen zu sein, sich seinem Vater gegenüber zu viel herausgenommen zu haben. „Ich denke natürlich nicht daran," beginnt er, „die Handlungsweise eines großen Künstlers, eines Genies . . ."

Da aber fällt ihm Lensky ins Wort:

„Bleib' mir vom Leib mit diesem Genie; ich hab' es satt, ewig mit dem Wort verfolgt zu werden," schreit er. „Als Mensch will ich beurtheilt sein neben Kasin. Was habe ich als Mensch gemein mit diesem frivolen Egoisten, der erst sein und seiner Frau Vermögen durchgebracht hat und sich dann auf Kosten noch ärmerer Teufel als er in der Welt herumtrieb, ohne sich darum zu bekümmern, daß sein Weib, sein Kind unterdessen fast Hunger litten, ohne dar-

nach zu fragen, ob sie gesund seien oder krank — während ich . . ." er schöpft tief Athem, sein Gesicht ist roth vor Zorn. Seine Stimme klingt dumpf und röchelnd, indem er fortfährt: „Während ich . . . ich hab' mich für Dich geplagt, gehetzt mein ganzes Leben lang. Alles, was Ihr besitzt, hab' ich mit meinem Kopf und meinen Händen erworben; für mich hab' ich, weiß Gott, wenig verlangt, für Euch aber war mir nichts gut genug. Und wenn einem von Euch Etwas fehlte, so hab' ich Alles liegen und stehen lassen, und bin vom Ende der Welt herbeigekommen, um nach Euch zu sehen" — er stockt außer Athem.

„Und Du bist bei uns geblieben, so lange Du um uns besorgt warst," sagt Nikolaj leise, „dann . . ." und während Lensky den Kopf senkt, spricht Nikolaj weiter: „Ja, Vater, Du warst grenzenlos großmüthig gegen uns — und dennoch karg, Du hast uns nie Etwas versagt, und dennoch Alles . . . Dich selbst!"

„Hm! und habt Ihr mich entbehrt?" sagt Lensky hart, fast wegwerfend, und sieht seinen Sohn mißtrauisch blinzelnd von der Seite an.

„Sehr!" erwidert Nikolaj.

Das hat Lensky nicht erwartet; das kurze, einfache Wort dringt ihm tief zu Herzen. Er wechselt die Farbe, gießt sich ein Glas Wasser ein, räuspert sich, steht auf, geht mehrmals auf und ab, endlich bleibt er vor Nikolaj stehen und legt ihm die Hand auf die Schulter.

„Ich weiß, daß ich im Unrecht war Euch gegenüber," sagt er mit ganz veränderter, unendlich weicher Stimme — „ich verdien' gar keine Kinder, wie Ihr's seid. Wenn Ihr Beide ganz schlecht ausgefallen wäret, hätt' ich mich auch nicht wundern dürfen. Aber Ihr habt das Blut Eurer Mutter in den Adern, und . . . und . . ." er stockt, er legt sich die Hand über die Augen, dann stampft er mit dem Fuß — „ich hab' Euch vernachlässigt, das ist wahr, aber Ihr dürft Euch drum nicht einbilden . . ." wieder stockt er; nach einer kurzen Pause fährt er fort: „Was nun Mascha anbelangt, weiß Gott, daß ich meine kleine Lerche gern um mich hätte; aber es ist bei mir wirklich etwas Anderes als mit . . . nun, mit Kasin. Kasin hatte seine brillante Anstellung und saß in Petersburg, ich aber . . . heute bin ich in Paris, morgen in Berlin, übermorgen in Wien; wie soll ich denn da ein junges Mädchen mitschleppen."

„Ist's denn nöthig, daß Du Dich noch immer so plagst?" wirft Nikolaj sanft, fast bittend ein.

Lensky schweigt.

Und Nikolaj, der trotz all' seiner, durch seine traurigen Jugendverhältnisse bedingten, unheimlich frühreifen Lebensweisheit noch immer ein unerfahrener Idealist geblieben ist, glaubt, den Vater umgestimmt zu haben, hofft noch, ihn gänzlich für den von ihm entworfenen Plan zu gewinnen. „Du könntest Dich ja ganz gut fest siedeln," meint er; „ich hatte mir das so schön gedacht; Du hättest eine ältere Verwandte zu Dir nehmen können, Marie Dimitryewna z. B., die Cousine Mama's, die Dir sympathisch ist, und unter dem vereinten Einfluß von Deiner Berühmtheit und Mascha's Liebreiz müßte sich Euer Heim in Petersburg oder Moskau zu einem wahren Paradies gestalten. Du könntest so heiter und glücklich, so verwöhnt und verehrt in Dein Alter hineinleben, wenn Du Dir nur Ruhe gönnen wolltest!"

„Mir Ruhe gönnen . . .“ stöhnt Lensky, „ja, wenn ich die Ruhe vertrüge!“ und sich mit einer ihm eigenthümlichen Bewegung sein volles Haar mit beiden Händen von den Schläfen zurückstreichend, setzt er hinzu: „Verlange von mir, was Du willst, nur nicht, daß ich still sitzen bleiben soll; das kann ich nicht mehr!“ Er hält ein Weilchen inne, dann hebt er mit heiserer, dumpfer Stimme wie aus einem schweren Traum sprechend von Neuem an: „Ja, wenn sie mir Dein Mütterchen gelassen hätten, so wär's vielleicht anders geworden; gerade damals, vor unserer Trennung, fing ich an des Tanzbärenlebens müde zu werden; neben ihr hätt' ich mich vielleicht in ein anständiges Alter hineingefügt. Aber Ihr habt es ja besser gewußt, was für sie taugte, als sie selbst; Ihr habt ihr's ja bewiesen, was ihr von selbst nie eingefallen wäre . . . armer Engel! . . . daß es eine Schande sei, mit mir Geduld zu haben. Freut Euch doch an dem Resultat . . . Sie habt Ihr umgebracht, und mich . . . aber was nützt es, den alten Jammer wieder aufzuwärmen, was nützt es, den Anderen Vorwürfe zu machen. Bin ich ja doch selber an Allem Schuld. — Jetzt läßt sich nichts mehr ändern an der Sache, ich bin so wie ich bin — ich kann mich nicht mehr überwinden. Ohne Weiber und Applaus kann ich nicht sein,“ sagt er brutal. „Entsetz' Dich, so viel Du willst; ich kann nicht, ich kann nicht — ich werde noch einmal den Bogen in der Hand zusammenbrechen, und kann froh sein, wenn ich nicht vorher ausgepfiffen worden bin!“

Der Athem ist ihm ausgegangen. Er schweigt. Sie stehen einander gegenüber, Vater und Sohn, Einer den Blick in den Augen des Anderen. Lensky ist todtenbleich mit leichter Fieberröthe unter den tief eingesunkenen Augen. Noch nie hat Nikolaj ein Gesicht gesehen, welches eine unheilbarere Traurigkeit ausgedrückt hätte. Und warum begreift er jetzt, gerade jetzt, trotz des trostlosen Geständnisses, welches sein Vater ihm soeben abgelegt hat, den unentrinnbaren Zauber, welchen derselbe auf alle nicht fischblütigen Menschen ausübt, ausüben muß?

Etwas von seinen Empfindungen spiegelt sich wider auf seinem Gesicht. Die höfliche Maske ist verschwunden, und zum ersten Male fühlt es Lensky recht mit dem Herzen, daß es sein eigen Fleisch und Blut ist, das er vor sich hat; zum ersten Male sieht er nicht nur einen nach englischem Muster zugestutzten jungen Diplomaten vor sich, sondern seinen Sohn, und in den Zügen des erwachsenen jungen Mannes findet er etwas von dem lieben Gesichtchen des zarten, kleinen Buben wieder, der ihm jubelnd entgegenzuspringen pflegte, wenn er nach Hause kam; der so stolz war, wenn er seinem Vater irgend eine kleine Dienstleistung erweisen durfte; der unter seinen Spielgefährten so possirlich mit dem Ruhm seines Vaters prahlte. Er denkt an den blassen, hochaufgeschossenen Jüngling, dessen Ideal er war bis . . . bis zu dem Tage, wo Nikolaj anfing zu begreifen, und seine hellen Augen sich plötzlich trübten von dem herbsten Leid, das ein junger Mensch erfahren kann — dem Leid darüber, einen Makel sehen zu müssen an dem, was ihm am höchsten steht.

Und von der Zeit an lag es auf dem jungen Menschen wie eine Krankheit. Er entwickelte sich nicht mehr so reich und unbefangen, wie man es von ihm erwartet hätte. Er hatte das Leben zu bald verstehen gelernt; das hatte ihn

vorzeitig reif, vorzeitig alt gemacht. Von seinem sechzehnten Jahre an und früher hatte er den Jammer seiner armen, vergötterten Mutter mitgeschleppt. Und da wollte ihm Lensky vorwerfen, daß er seine Frische eingebüßt! —

Plötzlich faßt er den Sohn bei beiden Schultern und zieht ihn an seine Brust. Es ist das erste Mal seit Jahren, daß er ihn umarmt! —

Es klopft an die Thür — es ist der Secretär Lensky's; sehr eilig, sehr nüchtern fährt er wie eine kalte Nordluft mitten in die warme Rührungsatmosphäre zwischen Vater und Sohn hinein.

„Ich möchte gern mit Ihnen reden." Mit diesen Worten tritt er, nach flüchtiger Begrüßung, auf Lensky zu.

„Nun, so reden Sie," sagt Lensky, mit den Achseln zuckend; „oder genirt Sie vielleicht mein Sohn?"

„Eigentlich nein . . . es handelt sich ja nur um pecuniäre Angelegenheiten. Da" — Herr Braun zieht ein flüchtig bekritzeltes Zettelchen aus seinem Portefeuille — „Wenn Sie Jedem, der Sie um Geld angeht, und nur ein halbwegs genügend jämmerliches Gesicht dazu macht, einen Bon ausstellen, auf so viel, als er von Ihnen verlangt, so werden Ihre Einnahmen bald nicht mehr genügen, diese Auslagen zu decken."

„Vorläufig genügen sie," entgegnet ihm Lensky übellaunig — „darauf kommt es an und auf nichts Anderes."

„Also soll ich diesen Bon auszahlen?"

„Wenn ich ihn unterschrieben habe, natürlich."

„Meinetwegen," seufzt Herr Braun, „mich geht's ja im Grunde genommen nichts an; nur erlaube ich mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Bulatow seit vierzehn Tagen bereits das zweite Mal von Ihnen Geld nimmt."

„Armer Teufel!" murmelt Lensky, „es geht ihm schlecht. Erst hat er sein ganzes Vermögen zugesetzt, um sich Verbindungen zu schaffen, und Diners gegeben im Café Anglais — jetzt hungert er mit seiner Frau in einer Mansarde."

„Ich glaube, Sie irren sich, wenn Sie annehmen, daß Bulatow mit seiner Frau hungert," erwidert Herr Braun kühl. „Sie hungert — darnach sieht sie aus; er aber . . . spendirt sich Champagner und Austern und nebenbei noch allerhand anderen Luxus, der ihm, wie er wähnt, zur Entflammung seiner Inspiration Noth thut. Unter Anderem tanzt er wie besessen auf allen Bällen am Montmartre. Er wird dort als Slawe gefeiert und erntet Applaus von allen langhaarigen Literaten des liederlichen Stadtviertels."

„Der Hanswurst!" ruft Lensky. „Nun, wenn es so um ihn steht, dann — muß die Sache ein Ende haben. Schreiben Sie seiner Frau . . . doch nein, zu was diese kränken, armes verkümmertes Ding, es würde nicht einmal Etwas nützen — diese Art Frauen sind ihren Männern gegenüber blind — schreiben Sie ihm — ach, thun Sie, was Sie wollen, aber befreien Sie mich von ihm."

„Und soll ich ihm das Geld auszahlen?" fragt Herr Braun, immer noch den Zettel in der Hand.

„Das versteht sich von selbst — und jetzt, Kolja, komm'. Du hast doch Zeit, mit mir zu Jeljägin's zu fahren — kannst die Gelegenheit benützen, Mascha eine Predigt zu halten. Ich habe ihr versprochen, sie noch diesen Vormittag zu besuchen."

II.

Während er die Treppe hinabgeht, macht Lensky seiner Entrüstung über das unverantwortliche Benehmen Bulatow's Luft.

„Der gewissenlose Schuft!“ ruft er — „dazu hab' ich's wahrlich nöthig, meine Fingerspitzen abzunützen, um die Ausschreitungen M. Bulatow's zu unterstützen. Die arme Frau . . . es ist empörend!“

Nikolaj schweigt. Es ist nicht das erste Mal, daß er seinen Vater so scharf über einen pflichtvergessenen Ehemann urtheilen hört. Er, der in seiner Person kein Gesetz respectirt, das sich einer leidenschaftlichen Aufwallung entgegenstellt, ist dennoch in seinen allgemeinen Lebensansichten nichts weniger als revolutionär.

Im Hofe des Westminster begegnet den beiden Lensky's ein großer, schlank gewachsener junger Mann, dem der vornehme Nichtsthuer deutlich auf dem feingeschnittenen Gesicht geschrieben steht — ein junger Mensch, mit sehr schönem Profil, mit halb geschlossenen blauen Augen und genußsüchtigem Mund. Er trägt einen carrirten, auffallend englischen Oberrock, einen grauen englischen Hut und einen dicken, kurzen englischen Stock. „Ich wollte Sie gerade besuchen,“ sagt er, sich zu Nikolaj wendend, indem er ihm die Hand reicht, „aber ich glaube, Sie sind im Begriff auszugehen — ich bitte mich vorzustellen“ — mit einem Blick auf den Virtuosen, der, offenbar ungehalten über die Störung, und das Gesicht von einem abwehrend feindseligen Ausdruck verfinstert, daneben steht.

„Graf Bärenburg, Vater,“ sagt Nikolaj, „derselbe, der damals in Katherinovskoë . . .“

„O, bitte, sprechen Sie doch von der alten Geschichte nicht weiter,“ wehrt ihm Bärenburg lachend, indem er sich vor Lensky verbeugt; „ich wollte mich heute nur nach dem Befinden Ihres Schwesterchens bei Ihnen erkundigen.“

„Sie ist gestern ganz wohlbehalten bei meinem Vater eingetroffen,“ erwidert ihm Nikolaj. „Wären Sie mir nicht zuvorgekommen, so hätte ich Sie heute aufgesucht, um mich für den Schutz, den Sie ihr gewährt, zu bedanken.“

Bärenburg verneigt sich, dann bemerkt er: „Unter uns gesagt, war ich froh, Ihr Schwesterchen ein wenig chaperoniren zu dürfen, denn sie ist von einer so bezaubernd kindischen Unerfahrenheit und Unerschrockenheit, daß sie sehr leicht in die unangenehmsten Verlegenheiten hätte hineingerathen können.“

„Es muß Ihnen sonderbar gewesen sein, einem jungen Mädchen zu begegnen, das so allein auf der Welt herumreiste,“ bemerkt Nikolaj nicht ohne Verdruß.

„Und besonders ein so elegantes junges Mädchen,“ meint Bärenburg lachend. „Aber ich wußte doch sofort, woran ich war, und daß ich's da mit irgend einem Ausnahmezustand zu thun habe. Mein erster Gedanke war, daß das reizende Mädchen sich verirrt oder irgendwie ihre Begleitung verloren habe. Es stand ihr ja auf dem Gesicht geschrieben, daß sie's nicht gewohnt sei, allein zu reisen. Dann orientirte sie mich sofort mit dem liebenswürdigsten Freimuth über die ganze Situation. Daß Sie über den coup de tête Ihrer Schwester ein wenig erschrocken sind, begreif' ich wohl, Nikolaj; aber was mich anbelangt — nun, mir ist im Leben selten etwas Rührenderes begegnet als dieses junge Mädchen, das aus zärtlicher Besorgniß um ihren Vater — sagen wir das Wort — durchgeht. Ich halte Sie auf —“

„Wir sind eben im Begriff, die Kleine aufzusuchen, die bei meiner Tante Jeljàgin — ich glaube, Sie kennen sie — untergebracht ist."

„Madame Jeljàgin — in der Avenue Wagram," meint Bärenburg, „natürlich kenn' ich sie und ihre wunderschöne Tochter. Haben Sie die Freundlichkeit, mich den Damen zu empfehlen. Ihrer Schwester laß ich mich speciell und à part zu Füßen legen."

„Ich glaube, meine Tochter hat Schulden bei Ihnen gemacht," wirft Lensky mürrisch hin, indem er sich zum ersten Male in das Gespräch mischt, als sich Bärenburg mit einer Verbeugung von ihm verabschieden will.

„Ja, richtig," sagt Bärenburg lachend, „das wollen wir ein ander Mal mit Nicolaj in Ordnung bringen — indeß auf baldiges Wiedersehen," und Kolja freundlich die Hand drückend, und noch einmal vor Lensky den Hut ziehend, tritt er aus dem Hof des Westminster, um in die Jockeyclub-Remise zu steigen, die draußen auf ihn wartet. —

„Also das ist der Ritter Georg, der Dich aus den Tatzen des Bären, und Mascha aus denen eines zudringlichen Handlungsreisenden gerettet hat?" sagt Lensky in dem Fiaker, in welchem er jetzt mit seinem Sohn durch die Rue des Capucines auf den Boulevard hinüber rollt. „Welch' widerwärtiger Affe! Sehen sie alle so aus, Deine Herren Collegen?"

„Zu was fragst Du mich, da Du ihrer wenigstens ebenso viele kennst wie ich," erwidert Nikolaj.

„Dieser Sorte bin ich, Gottlob, schon lange nicht begegnet," sagt Lensky, „bei uns in Rußland gibt es so Etwas nicht. Seltsam, Du sagtest doch, er sei ein Oesterreicher; er spricht wie ein Engländer."

„Seine Mutter ist eine Engländerin. Sie ist die Schwester von Deiner und Mama's alter Freundin Lady Banbury."

„Ach darum — darum ist er offenbar eine Quintessenz der beiden unausstehlichsten Aristokratien der Welt. Es gibt nichts Hochmüthigeres als die übertriebene Höflichkeit so eines Stutzers. Ich kann das nicht leiden."

Einen Moment schweigt Nikolaj; es verletzt ihn jedesmal, wenn sein Vater diese kurzsichtigen, unverständigen, in längst verjährten persönlichen Kränkungen wurzelnden demokratischen Vorurtheile hervorkehrt. Nach einem Weilchen sagt er: „Ich könnte nicht behaupten, daß ich mit Bärenburg je besonders warm geworden wäre; aber, das Eine muß ich Dir versichern, er gewinnt bei näherer Bekanntschaft. Er ist ein schwacher, beeinflußbarer und beschränkter, dabei aber ein gutmüthiger und anständiger Mensch. Und . . . schließlich . . ." Nikolaj stockt . . .

„Ich weiß, was Du sagen willst," fällt Lensky ein — „schließlich hat er Mascha verstanden — und — die Leute, die Du gestern bei mir trafst, haben sie nicht verstanden. Das ist Erziehungssache; darauf darf man nicht so viel Gewicht legen. Hm! Das Aergste wäre, wenn sich die kleine Närrin für ihn interessiren sollte."

„Das wäre ungeschickt," gibt Nikolaj zu.

„Nicht wahr!" braust Lensky auf — „Einem bildhübschen Mädchen, in einem eleganten Zobelpelz, ein paar Ritterdienste zu erweisen, darauf kommt's so

einem Herrn nicht an, aber im Uebrigen ... ebenso gut würde er daran denken, eine Kellnerin zur Frau zu nehmen als meine Tochter. Ja, ja, ich kenne den niederträchtigen Hochmuth dieses Gesindels. Es ist einerlei — Deine Mutter hat sehr Unrecht gehabt, mich zu heirathen!" —

III.

Daraufhin gibt's für Nikolaj nichts weiter zu sagen; den Rest der Fahrt hindurch spricht er kein Wort. Er und der Virtuose sehen Jeder zu seinem speciellen Wagenfenster hinaus.

Ueber lange Strecken von Boulevards rollen sie an einer Endlosigkeit von glänzenden Schaufenstern vorbei, vorbei an Musikalienhandlungen, aus denen allerhand Photographien Lensky's in den verschiedensten Aufnahmen auf das Trottoir hinausschauen — vorbei an der Madeleinekirche mit ihrer heidnischen Tempelfaçade — vorbei an dem schwerfälligen Monument, das die französische Nation dem älteren Dumas auf der Place Malesherbes gesetzt hat, und auf dessen vier Ecken die sagenhaften Mousquetaires in unbequemen Stellungen dem großen Mann zu Füßen kauern.

Nikolaj kann keinen Geschmack finden an diesem Paris. Alle Eindrücke, die er seit ein paar Tagen in sich aufnimmt, sind durch den Mißmuth verunstaltet, der so ziemlich jeden Menschen packt, wenn er, mit Kindererinnerungen in einem erwachsenen Kopf, eine Stätte besucht, die er zu kennen glaubte, und die sich ihm als völlig fremd herausstellt. Er hat Paris zum letzten Mal als sechsjähriges Bübchen gesehen, wo ihm im Vergleich zu seiner eigenen Winzigkeit Alles immens erschienen war. Trotzdem sich die Stadt so sehr erweitert hat seit der Zeit, kommt es ihm vor, als ob sie eingeschrumpft sei. Nur der Lärm scheint ihm größer geworden als früher. Es ist überhaupt gar nicht das, was er erwartet hat; es ist Alles so nüchtern, so gewöhnlich.

Kindererinnerungen sind immer Feenmärchen; die schönste Wirklichkeit zieht diesen naiven Dichtungen gegenüber den Kürzeren.

Das Paris, welches er sucht, ist ebenso wenig mehr auf der Welt zu finden wie die hellen, sechsjährigen Kinderaugen, die es geschaffen haben; ebenso wenig wie das leichte, fröhlich ins Leben hineinjubelnde Herz, das Nikolaj in der kleinen Brust pochte, während er, an der Hand der lieben Mutter, über das Macadam hinhüpfend, ihr die Rosen nach Hause tragen half, die sie unterwegs gekauft — weil es des Vaters Lieblingsblumen waren.

Der Fiaker hält vor einem hübschen Privathôtel in der Avenue Wagram.

„Ist Madame Jeljägin zu Hause?" fragt Lensky, während sein Sohn den Fiaker bezahlt. Lensky trägt nie einen Groschen Geld bei sich.

„Madame ist nicht zu sprechen," erwidert der Diener an dem Hausthor.

Im selben Moment öffnet sich die in die Einfahrt mündende große, farbige Glasthür, und vier, fünf aus dem Hausflur herunterführende Stufen auf einmal herabspringend, stürzt ein reizendes Figürchen in knappem, dunkelblauem Kleid auf den Virtuosen zu.

„Ah!"

Wie oft dem alternden Künstler der kleine Freudenschrei, mit dem ihm sein

Töchterchen die weichen, warmen Arme um den Hals schlingt, noch in den Ohren schwirren wird! Und den Kuß ihrer thaufrischen, unschuldigen Lippen, wird er den je vergessen? Mascha hat Lippen wie ein vierjähriges Kind.

„Väterchen ... Kolja! wie hübsch, daß Ihr Beide da seid, aber wie spät!" ruft sie, Jeden von ihnen an einer Hand nehmend und über die fünf Stufen durch die farbige Glasthür in den Hausflur ziehend — „ja, wie spät! Ich stehe schon seit zehn Uhr am Fenster und spähe hinaus, ob Ihr kommt."

„Da hast Du aber viel Zeit verloren, Seelchen," meint Lensky und lacht.

„Ich hatte ja nichts zu thun, als mich auf Dich zu freuen, Papa," erwidert sie ihm, und reibt ihr zartes Blumengesicht an seiner Hand.

Sie stehen jetzt im Hausflur, einem hohen Raum mit seltsam anziehender Einrichtung. Man kann sich schwer etwas Hübscheres ausdenken als dieses Vestibül. Alte flandrische Tapeten, auf denen gelbe und pfirsichrothe Bauern in blau=grünen Landschaften herumtanzen, bedecken die Wände, eine mächtige braune Eichentreppe mit geschnitztem Geländer steigt im Hintergrund zu den oberen Gemächern empor.

Da und dort herumliegende orientalische Teppiche mildern die Härten des schwarz= und weißgetäfelten Steinfußbodens; ein sehr großer Marmorkamin, in dem ein lustiges Holzfeuer flackert und vor dem ein weißes Bärenfell liegt, ein paar hübsche, dunkelglänzende Broncen, zwei fast mannshohe japanische Vasen, wenige ernste, massiv geschnitzte alte Möbel und mit goldgepreßtem Leder bezogene Stühle vervollständigen das Mobiliar dieses Raumes, in dem Alles schön und poetisch ist, selbst das Licht, das, durch gemalte Fenster dringend, farbig abgetönt, anstatt nüchterner Tageshelle nur eine goldige Dämmerung in der hohen Halle verbreitet.

„'s ist hübsch hier, nicht wahr, Papa?" meint Mascha, indem sie Lensky's langsam über jeden Gegenstand hingleitenden Blick bemerkt. „Die Farben arbeiten alle so reizend ineinander," fährt sie fort, und mit dem possirlichen Bewußtsein, etwas Kluges zu sagen, setzt sie hinzu: „Ich nenne das Augenmusik."

„Ein höchst bezeichnendes Wort, ich werde mir's aufschreiben," scherzt Lensky und fährt ihr über die Wangen; „ich hatte keine Ahnung davon, daß die Jeljägin's so hübsch wohnen," setzt er hinzu und sucht den Blick Nikolaj's. Wie hat dieser denn behaupten können, daß Warwara Alexandrowna sich in schlechten Verhältnissen befinde?

„Ja, das ganze Haus ist schön, alle Zimmer," plaudert Mascha; „ich war schon überall, auch in der Remise und in den Dachkammern. Aber setz' Dich doch hier, neben den Kamin, Papa, und Du hier, Kolja. Ach, wie lieb, Euch einmal Beide beisammen zu haben! Nur die arme Mama fehlt noch!"

Und das zärtliche Geschöpfchen, bei dem sich der Schmerz immer plötzlich in die Freude hineinmischt, reibt sich die Thränen aus den Augen. Dann schüttelt sie sich ein wenig — heute ist nicht der Tag, um traurig zu sein.

„Ich will Euch das Feuer besser herrichten," ruft sie, und auf dem weißen Bärenfell niederknieend, bemüht sie sich mit wichtigem Gesichtchen und zierlicher Geschicklichkeit, ein großes Stück Holz auf das Kaminfeuer zu legen. Dann, den

Schürhaken in der Hand, noch immer knieend, wendet sie sich nach ihrem Vater um. „Weißt Du, für wen das Haus erbaut worden ist?“ fragt sie.

„Nein.“

„Aber ich weiß es. Für einen Schriftsteller, der sich einbildete, ein Genie zu sein, und nie Etwas fertig gebracht hat. Erst meinte er, er könne nichts schreiben, weil seine Umgebung nicht künstlerisch genug sei, und dann suchte er sich in Frankreich Raritäten zusammen, um sich die Muse in sein Haus zu locken. Der Kamin ist aus der Touraine, die Treppe mit dem schweren geschnitzten Geländer stammt aus einer alten Abtei im Poitou, die zwei goldledernen Sessel — ja, das hab' vergessen, woher die sind. Nur so viel weiß ich, wie die Einrichtung fertig war, blieb die Muse aus; da meinte er, er habe sich geirrt, und man könne nicht in einer eleganten Umgebung arbeiten, und da kaufte er sich ein Schweizerhaus, ganz fix und fertig, und stellte es in seinem Garten auf; hier hinter dem Hôtel steht's, da ... wenn Du den Kopf so drehst, kannst Du's durchs Fenster sehen — und dort erwartete er die Muse, aber die Muse kam nicht. So lach' doch nicht, Papa, es ist ja eine sehr traurige Geschichte, und denke Dir, da wurde der arme Mensch verrückt. Ja, weil er eine Tragödie schreiben wollte und nicht konnte, und, da er gehört, daß die meisten großen Dichter Hunger gelitten und in Mansarden gewohnt haben, zog er irgend wohin, ich weiß nicht wie der Stadttheil heißt, Boulevard Clichy glaub' ich, in ein Dachstübchen, und aß nichts mehr, und wie das auch nichts nützte, warf er sich zum Fenster hinaus, und nach seinem Tode wurde das Hôtel, das er eigentlich schuldig geblieben war — wie nennt man das ... verauctionirt, und da kaufte es der verstorbene Onkel Jeljägin sehr billig.“

„Und wer hat Dir denn so genauen Bescheid gegeben?“ fragt Lensky belustigt.

„Das Stubenmädchen — Rosa, die weiß Alles,“ versichert Mascha; „wenn Du wüßtest, was sie mir erzählt hat!“ Maschenka's Gesichtchen nimmt einen feierlich wichtigen Ausdruck an; sie legt den Schürhaken nieder und hält sich beide Hände an die Wangen. „Denke Dir, Papa!“

„Nun, was denn, mein Engel?“

„Wenn man hier eintritt, bildet man sich ein, die Tante sei sehr reich, aber sie ist ganz, g a n z arm.“

Maschenka's früher so hell hinzwitscherndes Stimmchen senkt sich tragisch. „Heute früh kam Jemand mit einer Rechnung, von der Schneiderin, glaub' ich. Erst ließ sich die Tante verleugnen, und dann gab's einen solchen Lärm, daß sie heraustrat, um die Leute zu besänftigen. Die arme Tante mußte die Leute bitten, zu warten. Wie schrecklich! Aber das Schrecklichste von Allem war ...“ und Maschenka richtet sich, die Hand auf das Knie des Vaters stützend, halb auf und flüstert ihm geheimnißvoll ins Ohr: „Das Schrecklichste war, daß dann nachher Anna die arme Tante auszankte, die Tochter die Mutter — „vous manquez de dignité, maman,“ schrie sie. Sie habe ein Benehmen wie eine Bäckersfrau. Nie würden sich diese schmutzigen Canaillen — ja, so drückte sie sich aus, ces sales canailles, sagte sie — nie würden die sich solche Zudringlichkeiten herausnehmen, wenn sie sich zu halten verstünde wie eine Dame, und die arme Tante erwiderte nur ganz demüthig: „Sei nicht ungehalten, mein Herzchen, ich werd's

ein ander Mal klüger anfangen, hab' Geduld mit mir." Das ging mir durch Mark und Bein; am liebsten wär' ich der armen Tante gleich um den Hals geflogen; aber ich durfte sie ja doch nicht merken lassen, daß ich etwas gehört hatte. Sie ist sehr lieb und gut mit mir; außer Anna sind Alle gut und lieb mit mir. Die Kammerjungfer, die vorgestern gekündigt hat, weil sie's mit Anna nicht aushalten kann, sagte mir heute, wenn sie reich genug wäre, um zu machen, was sie freut, so würde sie mich ihr ganzes Leben lang umsonst bedienen. Ja, das sagte sie mir, Papa."

„Und Du hast es ihr geglaubt?" fragt Lensky und lacht herzlich.

„Nun, nicht ganz," erwidert Maschenka ein wenig verlegen, „aber gefreut hat mich's. Es freut mich immer, wenn mich Jemand lieb gewinnt, und wenn man mir finstere Gesichter zeigt, so macht's mich krank" — sie schlingt ihre Arme Lensky um den Hals, und seinen Kopf zu sich herunterziehend, flüstert sie ihm ins Ohr: „Was hat denn Nikolaj gegen mich, Papa — er sieht mich heute gar nicht an."

„Er ist unzufrieden mit Dir."

„Mit mir?" Mascha springt auf — „was hab' ich Dir denn gethan, Kolja? Ich merk's schon die ganze Zeit, nicht ein einziges Mal hast Du gelacht. Sag's doch wenigstens, damit es vorüber ist."

Nikolaj steht jetzt, den Rücken gegen das Feuer, den linken Daumen in der Westentasche und mit nachdenklich gerunzelten Brauen da, wie das Bild eines ernsten jungen Mentors, der sich auf eine Predigt vorbereitet, die ihm nicht über die Lippen will.

Mascha verliert die Geduld. „So räusper' Dich doch nicht beständig, mach' endlich den Mund auf und sprich," ruft sie und dabei stampft die energische kleine Person heftig auf das Bärenfell.

„Sei nicht so zornig," meint Nikolaj gutmüthig zurechtweisend, dann nimmt er die Hand der Schwester in die seine, und sehr liebevoll zu ihr niedersehend, sagt er: „Ja, Mascha, ich bin unzufrieden mit Dir; das hast Du richtig errathen. Jeder, der Dich wirklich lieb hat, muß unzufrieden sein mit der unvorsichtigen Eigenmächtigkeit, die Du durch Deinen gestrigen Streich bewiesen hast."

„Hm! warst Du unzufrieden?" fragt Maschenka, sich nach dem Vater umwendend, trotzig.

Zu ihrem großen Erstaunen bleibt Lensky stumm. Sie zieht schmollend die Mundwinkel herunter, und Nikolaj fährt fort: „Der Vater war so gerührt von Deiner Zärtlichkeit, daß er alles Andere vergaß, aber ich versichere Dich, daß der Gedanke, Du könntest noch ein zweites Mal so unbeschützt in der Welt herumfliegen, ihm ebenso schrecklich ist wie mir."

„Das weiß Gott," versichert Lensky mit Nachdruck.

Maschenka's kindische Selbstgefälligkeit vermindert sich zusehends; sie senkt das Köpfchen und nagt an ihrer Unterlippe; sie kämpft mit dem Weinen. Sie war so stolz auf ihren Geniestreich, und jetzt . . .

„Ich will Dich ja gar nicht auszanken," fährt Nikolaj gutmüthig fort, „nur Dich warnen. Du bildest Dir ein, daß ich weltlicher Bedenken halber mit Dir unzufrieden sei, und die verachtest Du. O, das wissen wir. Aber um die

böse Nachrede, der Du Dich aussetztest, ist mir's diesmal am wenigsten zu thun. Die Hauptsache ist mir, daß Du Dich durch falsche Uebereilungen, wie Deine Flucht von Arcachone war, in Verlegenheiten und Gefahren begibst, von denen Du keine Ahnung hast, und die Dich für immer um alle Freude an Deiner Existenz betrügen könnten. Drum, Maschenka, sei vernünftig, gib mir die Hand und Dein Ehrenwort darauf, daß Du nie mehr heimlich und unbeschützt von zu Hause wegläufst."

Immer tiefer, mit herziger Armensündermiene, senkt Mascha ihr hübsches Köpfchen. Der innige Ton, in welchem Nikolaj seine kleine Predigt vorgebracht hat, ist ihr offenbar in die Seele gedrungen.

Lensky beobachtet seine beiden Kinder aufmerksam lächelnd. „Kolja ist doch ein prächtiger Junge, trotz seiner äußerlichen Stutzerei," denkt er bei sich, „und die Kleine — ach, die ist entzückend! Wie sie dasteht, und reuig, nachdenklich an ihren weichen, weißen Kinderhänden zerrt!"

„Nun, Maschenka, mein Seelchen, gibst Du mir Dein Ehrenwort?" fragt Nikolaj ernst.

Schon ist sie im Begriff, ihm die Hand zur Besiegelung des abgeforderten feierlichen Versprechens entgegenzustrecken — da ändert sie plötzlich ihre Haltung, wirft das Köpfchen zurück — „nichts werd' ich versprechen," ruft sie, den Bruder aus ihren dunkelblauen Augen mit zärtlicher Schelmerei anblitzend, „gar nichts."

„Aber Mascha!"

„Nein, nein, nein," sagt sie, „zu was? Es würde ja doch nichts nützen, Nikolinka. Denn siehst Du, wenn ich einmal in einem ähnlichen Fall um Dich Angst bekommen sollte, dann . . . dann, Kolja, verlier' ich doch wieder den Kopf, und gehe nicht nur ein zweites Mal durch, sondern breche, wenn's gilt, noch mein Ehrenwort dazu." Und lachend, aber die Augen voll Thränen, schlingt sie Nikolaj beide Arme um den Hals und ruft: „Jetzt sei böse, recht böse, geschwind! . . ."

Lensky lacht sein gutmüthiges tiefes Lachen und wiederholt ihn ausspottend: „So sei doch böse, Kolja, aber ordentlich," und Nikolaj nimmt sich zusammen, will es der Schwester noch einmal und strenger, nachdrücklicher erklären, wie völlig unpassend er ihr Benehmen gefunden hat, und statt dessen — ja statt dessen küßt er sie nur zärtlich und murmelt: „Ach, Du liebes, nichtsnutziges Irrwischchen Du, wenn Du nur halb so vernünftig wärest, wie Du gut und reizend bist — oder, oder, wenn man immer bei Dir sein könnte, um Dich zu beschützen!"

Bei diesen lieben Worten bricht Maschenka in Thränen aus. „Ja, was hast Du denn, mein Liebling?" fragt Nikolaj.

„Aber mein Täubchen!" ruft Lensky ganz bestürzt.

Sie wendet sich von Einem zu dem Andern — „Ihr seid Beide zu gut mit mir, und ich bin zu glücklich," schluchzt sie. Während Vater und Bruder noch damit beschäftigt sind, sie mit Scherzen und Liebkosungen zu beruhigen, veranlaßt sie das Knistern eines seidenen Kleides, den Kopf umzuwenden.

Die breite Eichentreppe herab kommen jetzt zwei Damen, Madame Jeljàgin und ihre Tochter Anna, die Erste hager, schlecht geschminkt, mit einer spanischen

Spitzenmantilla über einer bauschigen, romantischen Frisur, wie sie vor zwanzig Jahren Mode war, und einem gefärbten violetten Seidenkleid — die Zweite, eine glänzende Erscheinung in tadelloser Morgentoilette, groß, blond, mit regelmäßigen Zügen, die aber hauptsächlich um Mund und Nasenflügel durch einen Zug grausamen Hochmuths entstellt sind.

Warwara Jeljägin wirft sich Lensky mit den miauenden Zärtlichkeitstönen, welche man nur im Verkehr mit alternden Russinnen hört, an den Hals und küßt ihn auf beide Wangen; Anna reicht ihm kaum die Fingerspitzen, sie kann diese barbarischen Liebkosungen, wie sie sich bei allen russischen Familienscenen wiederholen, nicht leiden. Lensky selbst fühlt sich ein wenig überrascht von der ungewöhnlichen Herzlichkeit seiner Schwägerin; er mustert sie staunend. Ist es möglich! Dieses verschrumpfte alte Weib in den gefärbten Lappen, mit der winselnden Zuthunlichkeit, ist wirklich und thatsächlich die ehemals gefeierte, wegen des tollen Luxus ihrer Toilette, der exotischen Ungewöhnlichkeit ihrer Feste in den Zeitungen cirtirte Barbe Jeljägin, die Schwester seiner Frau, die Gattin des reichen Diplomaten, die hochmüthige „princesse Barbe", die nie aufgehört hatte, die Verbindung ihrer Schwester mit dem Violinisten als eine Mésalliance anzusehen?

„Meine arme Schwester! — Sie wissen doch, daß sie Pierre Trubezkoy ausgeschlagen hat . . . wir waren entsetzt über ihre Heirath — Lensky ist immerhin ein großes Genie!" — — — Er wußte, daß sie dies allen ihren vornehmen Bekannten zu sagen pflegte — er hatte sie's selber einmal sagen gehört, und jetzt . . .

IV.

„Hab' ich Recht gehabt in Bezug auf Jeljägin's?" fragte Nikolaj den Vater, da er um eine Stunde später — Warwara hatte sie Beide zum Lunch bei sich behalten — das hübsche Hôtel mit ihm verließ.

„Ja," erwiderte Lensky nachdenklich. Daß Barbara die erste Minute, in welcher sie allein mit ihm gesprochen, benutzt hatte, ihn um Geld anzugehen, gestand er dem Sohne nicht, aber mehrmals murmelte er vor sich hin: „'s ist heruntergegangen mit Barbe. Wer das gedacht hätte! Schrecklich ist es heruntergegangen mit ihr. Das Leben hat sie nicht zart angefaßt!"

Ja, wahrlich, das Leben hatte sie nicht zärtlich angefaßt. Vor fünfzehn Jahren hatte sie die ganze sogenannte „große Welt" des Kaiserreichs bei sich empfangen, die Elite der damaligen Notabilitäten hatte sich um ihre Einladungen, die Elite der Lieferanten jeder Art um ihre Kundschaft beworben. Heute war sie beinahe aus der Liste der Pariser Fashion gestrichen, und mußte ihre Schneiderin weinend um Geduld anflehen, wenn diese ihr mit unartigen Drohungen ihre Rechnung präsentirte. Dieser Rückgang in ihrer gesellschaftlichen Stellung hatte nicht einen, sondern mehrere Gründe.

Erstens hatte sie nie vermocht, mit den Einkünften ihres Mannes auszukommen. Um das Deficit zu decken, hatte er auf der Börse gespielt — mit sehr schönen Resultaten zu Anfang, und sehr traurigen zum Schluß, wie alle Dilettanten in der Speculation. Seine Frau hatte ihm Vorwürfe gemacht wegen seiner Ungeschicklichkeit, und das Ehepaar sich darüber mehr und mehr entzweit.

Die in die Augen springendsten Folgen eines ehelichen Zerwürfnisses in höheren Gesellschaftskreisen sind immer eine große Vermehrung der Ausgaben und fast immer eine schlechte Erziehung der Kinder. Die Jeljàgin's lebten immer mehr über ihre Verhältnisse, und mit der Nachkommenschaft legte man wenig Ehre ein. Die Tochter war schön, aber unsympathisch, der Sohn albern und leichtsinnig. Er diente in der Garde, und kaum dreiundzwanzig Jahre alt, erschoß er sich in Petersburg wegen Spielschulden unter häßlichen Nebenumständen, was eine Veranlassung mehr für seine Familie war, die Heimath zu meiden.

Der Schlag traf die arme Warwara Alexandrowna hart, aber sie erholte sich, als ihr Mann, von dessen Nullität Niemand vollständiger überzeugt war als sie selbst, ganz unerwarteter Weise zum Gesandten nach Madrid designirt wurde.

Die Equipagen waren bereits bestellt, die Livréen für die Bedienten abgeliefert, alle Vorbereitungen getroffen, um den hohen Posten mit entsprechendem Glanz anzutreten, als Jeljàgin am Typhus erkrankte. Drei Wochen später gab er seinen Geist auf.

Die Jahre, welche seither an seiner Frau und Tochter vorbeigestrichen, waren öd und unfruchtbar gewesen. Das Hôtel in der Avenue Wagram mit seiner kostbaren Einrichtung und seinem malerischen Raritätenkram hatten sie noch immer nicht los werden können, weil sie zu viel dafür verlangten. Wenn sich ihnen eine günstige Gelegenheit bot, vermietheten sie es für den Winter, worauf sie irgend wohin zogen, wo das Leben billiger und die vornehme Gesellschaft anspruchsloser war als in Paris — nach Florenz, Rom oder Cannes.

Dasjenige, was ihnen ihre Existenz, die sich trotz ihrer geschmälerten Einkünfte bei einer vernünftigen Zurechtlegung der Dinge noch genügend angenehm hätte gestalten können, völlig verbitterte, war die beständige Angst, aus ihrer socialen Position verdrängt zu werden, und sich auf irgend einer unstandesgemäßen Schäbigkeit ertappen zu lassen. Diese Angst, welche mit jedem Jahre wuchs, wurde endlich eine wahre Höllenpein — eine Geißel, die sie nicht einen Augenblick mehr ruhig ausgenießen ließ, sondern sie zwang, schlaflose Nächte damit zu verbringen, Dinge ausrechnen zu wollen, die sich nicht ausrechnen ließen, an Lichtstümpfchen und Nahrungsmitteln zu sparen, um nur das Nöthige zur Repräsentation herauszuknausern, bei aller Knauserei doch über ihre Einkünfte hinauszuleben, erst Silber, dann Schmuck, dann Capital zuzusetzen, von ihren Domestiken, denen sie den Lohn schuldig blieben, Grobheiten einzustecken und Geld zu borgen, von ihren höher gestellten einflußreichen Bekannten die beleidigendsten Dinge lächelnd hinzunehmen, alle ihre bescheidenen Connexionen aber sich mit unbarmherziger Energie vom Leibe zu halten.

Das Ziel, welches sie sich gesetzt, Anna gut zu verheirathen, erreichten sie durch diese unfruchtbaren Quälereien zwar nicht, dafür aber erreichten sie viele andere Dinge, z. B. daß ihre Domestiken sie verklatschten, daß die wirklich vornehmen Leute hinter ihrem Rücken mißtrauisch spöttelnde Betrachtungen darüber anstellten, woher sie wohl ihren Aufwand bestritten, wenn sie ihnen nicht direct ins Gesicht mit der unbeirrten Ungenirtheit der Großen Bemerkungen darüber machten, und daß sie schließlich Niemanden imponirten als den paar armen

Teufeln, die sie abgeschüttelt und gekränkt hatten, und denen der Salon Jeljàgin nur deshalb noch immer als das gelobte Land erschien — weil er ihnen verschlossen war.

Die alte Jeljàgin hatte längst angefangen, klein beizugeben, sich zu fügen und zu ducken, eine Ahnung davon zu bekommen, daß ihr die Welt trotz all' ihrer künstelnden, vorbeugenden Vorsicht in die krampfhaft versteckten Karten sah. Müde von dem ewigen Strecken nach Dingen, die sie doch nicht mehr zu erreichen vermochte, wäre sie bereit gewesen, sich einzuschränken, sich zu bescheiden, nur ihrer Tochter wagte sie das nicht zuzumuthen.

Mag die Frau noch so vergnügungssüchtig, noch so egoistisch gewesen sein: bei der Mutter bricht sich früher oder später die Selbstlosigkeit Bahn.

Warwara, von der, außer ihrem bischen Gutmüthigkeit, früher kaum ein sympathischer Zug zu verzeichnen gewesen wäre, opferte sich jetzt geradezu für ihre Tochter auf. Sie ließ sich von der impertinentesten Kammerjungfer mißhandeln, wenn Anna auf sie hielt; sie legte überall Hand an im Hause und trug Jahr aus Jahr ein immer dieselben Lappen, um jeden Heller auf Anna's Putz, auf Anna's Liebhabereien verwenden zu können; sie ließ sich's nicht gereuen, immer und immer wieder zu ihrem Schneider zu gehen, um unter Thränen noch ein Kleid für Anna herauszubetteln, eh' die Rechnung bezahlt war; sie krümmte sich wie ein Wurm, um Anna's Ansprüchen gerecht zu werden, ohne auch nur von Anna den Lohn eines freundlichen Lächelns zu ernten.

Anna war nicht zu befriedigen. An allen Unannehmlichkeiten in ihrer Existenz gab sie der Mutter die Schuld; von früh bis Abend mäkelte sie an ihr, quälte sie mit Vorwürfen, behandelte sie mit einer empörenden Grausamkeit, die ebenso eine specifisch russische Nationaleigenschaft ist als die alle Grenzen überfluthende Herzensgüte.

Die Jeljàgin ertrug Alles stillschweigend; aber aus lauter Angst, es ihrer Tochter nicht recht zu machen, hatte sie in ihrem Wesen etwas Scheues, Unsicheres angenommen, dem sich eine übertriebene Verbindlichkeit zugesellte — eine süßlich grinsende Verbindlichkeit, die sich bis auf die Kutscher, Kammerdiener und Fiaker erstreckte, denen sie anstatt eines Trinkgeldes eine Schmeichelei verabreichte zum Abschied.

Anna hingegen zeigte sich hoffährtiger als je. Es fiel ihr gar nicht ein, daß die Menschen wagen dürften, das Rüolz auf ihrem Tisch nicht für Silber, die Straßboutons in ihren Ohren nicht für Diamanten, und Anna Feodorowna Jeljàgin nicht für eine wirkliche große Dame zu halten.

Dies Jahr hatten sie weder den erhofften Miether noch den ersehnten Käufer für ihr Pariser Hôtel gefunden, weshalb sie sich entschließen mußten, es selbst zu bewohnen. Ihre pecuniären Unbequemlichkeiten wurden drückend. Die Jeljàgin wendete sich an ihren ältesten, jetzt sehr reichen Bruder, den großen Mann in der Familie, mit der Bitte um ein Darlehen. Doch war nicht viel zu machen mit ihm. Von Arcachon, wo er, eines Zustandes großer Nervenüberreizung halber zeitweilig von seinem Beruf zurücktretend, mit seiner Frau den Winter verbrachte, hatte er ihr Ansuchen schroff zurückgewiesen.

„Ihr zu einer bescheidenen, vernünftigen Lebensweise einen regelmäßigen

beständig neue Nothbrücken zimmern helfen über den Abgrund des Bankerots, in welchen sie bei ihrem jetzigen unsinnigen Vorgehen doch früher oder später hineinstürzen müsse, das sei nicht seine Sache."

Lensky, der im Gegensatz zu vielen anderen Künstlern trotz seiner Genialität sehr scharfsinnig war, hatte von diesen Misèren genug errathen, um bei seiner

jungen Damen präsentirt, um sich nach Rita's Gesundheit zu erkundigen. Er hatte Rita nicht angetroffen, nur Sophie, welche ihm mittheilte, daß ihre Freundin einer starken Migräne halber das Zimmer hüten müsse.

Die liebe, gute Sophie, wie sie sich freute, ihn zu sehen, so herzlich, so aufrichtig — sie war ihm noch immer anhänglich aus alter Dankbarkeit gegen seine Mutter — ein seelengutes Mädchen, und Paris kleidete sie. Sie war viel hübscher geworden in diesem letzten Jahr; er sagte es ihr direct ins Gesicht, worüber sie ganz allerliebst erröthete. Dann . . . nun, dann erkundigte er sich nach allerhand anderen Dingen, darnach, wie sie sich eingerichtet habe in dem modernen Babylon, wo sie ihre Freundin kennen gelernt, was für eine Art Persönlichkeit diese denn wäre. Das that er natürlich nur im Interesse seiner kleinen Adoptivschwester. Er mußte sich davon überzeugen, ob der Umgang mit der jungen Oesterreicherin wünschenswerth für sie sei . . .

Sophie ließ sich nicht bitten, ihm von der vergötterten Freundin zu erzählen. Die Herbigkeit ihres Wesens, und zugleich ihre grenzenlose Güte schilderte sie ihm, das seltsame Gemisch von männlicher Urtheilsstärke und weiblicher Zartheit, ihre momentan auffahrende Heftigkeit und die bestrickende Liebenswürdigkeit, mit der sie ihre verletzenden Schroffheiten gut zu machen verstand — sie wiederholte ihm Rita's lustig verwegene traits d'esprit, sie zeigte ihm Rita's Studien.

Eine Stunde, anderthalb Stunden blieb er im Atelier. Sie machte ihm eine Tasse Thee, setzte sich an ihre Staffelei, um die Zeit nicht zu verlieren, pinselte fleißig mit pedantischer Aengstlichkeit an ihrem Stillleben, welches aus einem Todtenkopf neben einem Haufen von Rettigen und Carotten bestand. Er blieb noch immer, blieb in einem der bequemen Windsorsessel zurückgelehnt, eine Cigarette nach der anderen rauchend, während Sonja abwechselnd hinter ihrer Leinwand hervor nach ihrem Todtenkopf und nach ihm, Nikolaj, ausschielte, und dabei fortfuhr, ihm immer noch irgend Etwas von Rita zu erzählen. Sie erwähnte der Herkunft und Familie Rita's, erzählte Nikolaj, daß die junge Oesterreicherin einen Vetter in Paris habe, Graf Bärenburg heiße er und sei Attaché an der österreichischen Botschaft, ein sehr hübscher Mensch und recht amüsant in der Conversation, ohne viel Tiefe; er besuche Rita öfters im Atelier. Nikolaj müsse ihn ja kennen!

Ja, Nikolaj gestand, daß er ihn kenne, und Sophie erzählte weiter, immer weiter, und Nikolaj blies blaue Rauchringe an den Plafond, bis endlich die Dämmerung hereinbrach und Sonja ihre Palette abspachtelte und das Atelier verließ. Nikolaj begleitete sie bis an ihre Hausthür in der Rue Murillo, wo er ihr zum Abschied zweimal die Hand küßte und ihr versicherte, daß ihn schon lange nichts so gefreut habe, als sie wiederzusehen.

Was für Schlüsse Sonja aus dieser ungewohnten Wärme ihres Vetters allenfalls zu ziehen vermöchte, das überlegte er nicht einen Augenblick.

Zwei Tage später, in der großen Oper — es wurde „Die Afrikanerin" gegeben, und er saß unten im Parquet — hörte er ein paar Pariser Stutzer um sich herum von der Schönheit einer neuen Erscheinung flüstern. Die Operngucker dieser jungen Herren zielten alle nach derselben ersten Rangloge. Er blickte auf — dort neben einer alten Dame, die er als Kind in Petersburg oft bei seiner

Mutter gesehen und kürzlich in Paris wieder getroffen, Lady Banbury, Wittwe eines englischen Diplomaten, sah er Nita. Sie trug ein weißes, den Gewohnheiten der Oper gemäß, decolletirtes Kleid und ein paar rothe Rosen an der Brust. Man konnte sich schwer etwas Schöneres ausdenken als den Ansatz ihres Halses und die Linie dieser Schultern, echt mädchenhafte Schultern waren es, ohne ein Spur von frauenhafter Ueppigkeit; und dann die schlanken runden Arme, der kleine hochgetragene Kopf mit seiner Last dunkelblonden, von allerhand goldig rothen Lichtern durchblitzten Haars; und diese sonderbaren leuchtenden Augen, was bargen sie denn in ihrer unergründlichen Tiefe?

Indessen ging die Aufführung der „Afrikanerin", und zwar mit dem ganzen Blendwerk, das man in Paris an die Ausstattung Meyerbeer'scher Opern wendet, auf der Bühne ihren Gang. Nikolaj achtete kaum darauf. Unverwandt starrte er empor und beobachtete das junge Mädchen, jede ihrer charakteristischen Bewegungen, den beständig wechselnden Ausdruck ihres Gesichts, auf dem sich Licht und Schatten zu jagen schienen. Geistreicher Muthwille, gutmüthige Neckerei, ernstes Nachdenken, herausfordernder Spott — das Alles spielte nach einander darüber hin. Jenen zärtlich schwermüthigen Ausdruck aber, den ihr Antlitz getragen, als sie die Herrschaft über sich verloren, als ihr Köpfchen ohnmächtig an seiner Schulter geruht — den Ausdruck, nach dem er sehnsüchtig ausspähte, den sah er kein einzig Mal.

Sie zog ihn an, wie Einen alles Räthselhafte anzieht. Warum zwingt sie sich denn beständig diese spöttelnde Kälte ab? fragte er sich. Warum hält sie das Schönste, was in ihr ist, verborgen?

Zwei Herren befanden sich in der Loge, ein älterer Mann mit einem Orden an rothem Band um den Hals, und ein junger. Letzterer saß hinter ihrem Sessel; von Zeit zu Zeit stützte er seine Hand auf ihre Stuhllehne und beugte sich über sie, offenbar um sie auf etwas Komisches aufmerksam zu machen. Nikolaj erkannte die nichtsnutzig blitzenden grauen Augen und das gutmüthige Lächeln Bärenburg's. Was hätte er nicht gegeben, um in diesem Moment an seiner Stelle zu sein!

Beim Ausgang stand er am Rande der breiten Treppe, um sie vorüberwandeln zu sehen. Von Weitem erblickte er ihr goldenes Haar. Jetzt kam sie an ihm vorbei. Bärenburg führte sie am Arm. Sie war fest in einen weißen Umwurf eingewickelt, dessen Pelzbesatz ihr bis über die feinen Ohrläppchen reicht, und die Hälfte der Wangen verbarg. Ihr Gang hatte etwas ungewöhnlich Leichtes und Stolzes; bei jeder Stufe, die sie herunterschritt, blickte ein schmales, hochgeschwungenes Füßchen unter dem Saum ihres Kleides hervor. Es schimmerte rosig unter dem Spitzengewebe des Strumpfes.

Sein Blick begegnete dem des jungen Mädchens. Ehe er noch Zeit finden konnte, den Hut zu ziehen, hatte Nita mit einer kurzen, abwehrenden Bewegung den Kopf abgewendet.

Die herbe Süßigkeit frischen Rosendufts schwebte mit ihr an ihm vorbei — er stand da wie angewurzelt und blickte ihr nach. Warum war sie seinem Gruß ausgewichen? Was hatte er ihr gethan? Der Zorn nagte ihm am Herzen; nie mehr wollte er sich um dieses hochmüthige Mädchen bekümmern. Es war in

der That kaum der Mühe werth, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, was in ihren kalten grauen Augen für ein Geheimniß verborgen lag!

Den nächsten Tag begegnete er ihr wieder, ganz unverhofft auf dem Boulevard de Courcelles. Sie trug dieselbe einfache Toilette, in der er sie das erste Mal im Eden gesehen, und ging, ohne sich nach rechts oder links umzuschauen, sehr rasch, wie Jemand, der ein deutliches Ziel und einen bestimmten Zeitpunkt vor sich hat.

Ein kleines Kind, das sich vor einem großen Hund fürchtete, glitt aus und fiel laut weinend auf das Trottoir. Nikolaj wollte es aufheben — Nita war ihm zuvorgekommen. Er hielt sich hinter ihr, um sie zu beobachten. Sie hob das Kind auf — ein etwa vierjähriges Wichtchen in einer blauen Aermelschürze und mit einem weißen Leinwandhäubchen auf dem Kopfe war's — und fragte, ob es sich weh gethan? Es hatte sich nicht sehr weh gethan, nur Hände und Kinn ein wenig zerkratzt, aber sehr schmutzig hatte es sich gemacht. Es machte auch Nita schmutzig, indem es sich fest an sie schmiegte in seiner vierjährigen schluchzenden Kinderangst. Sie schien das nicht zu bemerken, oder zum Wenigsten nicht in Betracht zu ziehen und beruhigte es mit allerhand neckendem Zureden. Nikolaj durchschauerte es seltsam bei dem liebkosenden Wohllaut ihrer Stimme — dann wischte sie dem Knirps das Gesichtchen mit ihrem Taschentuch ab, küßte es, und schließlich nahm sie eines der von Kälte geröthеten Händchen in die ihre und wandelte ganz unbefangen mit dem ärmlich gekleideten Geschöpfchen ihres Wegs weiter auf einen Kuchenladen zu. Dort trat sie ein. Nikolaj beobachtete sie noch immer und schlich an dem mit Gebäck aller Art verstelltem Schaufenster vorbei, wie von ungefähr.

Da saß sie mit dem Kinde an einem weißgrauen Marmortischchen; das Kind trank Chocolade aus einer großen, plumpen Tasse, die es mit beiden Händchen an das kleine, gänzlich hinter der Tasse verschwindende Gesicht halten mußte; dann setzte es die Tasse nieder, wobei es einen Seufzer tiefster Befriedigung ausstieß, und machte sich daran, einen Kuchen zu verzehren, mit der bedächtigen Langsamkeit eines Kindes, das den Genuß solch' ungewohnter Schmauserei möglichst lange auszudehnen versucht, und während es so recht ernsthaft abwechselnd seine Fingerchen ableckte und sich einen Brocken in das kleine Mäulchen schob, sah ihm Nita zu — fröhlich gutmüthig, nichts weniger als sentimental.

Nikolaj's Herz klopfte laut. Er machte sich von seinem Lauscherposten los, aus Angst, daß sie ihn bei seiner verliebten Spionage ertappen könne. Denn verliebt war er, das wußte er jetzt selber; er leugnete es sich nicht mehr, denn er wußte auch noch etwas Anderes, ganz genau wußte er's, daß das Mädchen mit dem blassen Gesicht und den leuchtenden Augen sein Lebensglück in der Hand hielt, das große, warme Lebensglück, nach dem sich seine ganze sorgenbelastete Jugend vergeblich gesehnt!

Fast Jeder von uns erblickt so einmal das Glück — aber Manchen grüßt es nur aus unerreichbarer Ferne, um gleich wieder zu verschwinden — einem Anderen geht es so rasch entgegen, daß er, eingeschüchtert von dieser zu großen Gunst, sich davor fürchtet, und ihm den Rücken kehrt und flieht — einem Dritten

zeigt sich's groß und leuchtend wie ein herrliches, bestimmt vorgezeichnetes Ziel, so daß er ernst und tapfer, weder Mühe noch Gefahr scheuend, darauf losgeht, bis er endlich vor einem unüberbrückbaren Abgrund stehen bleibt, über den hinüber es ihn ein letztes Mal grüßt, um dann auf ewig zu versinken.

VI.

Eine große Unruhe fiebert in dem Damen-Atelier in der Avenue Frochot. Trotzdem der December erst wenige Tage alt, haben bereits mehrere unter den Schülerinnen angefangen, an die große alljährliche Ausstellung zu denken — an die Beschickung des Salons. Eine will die Andere in der Wahl eines originellen Vorwurfs für das der Jury einzusendende Gemälde übertrumpfen. Mrs. Leonidas Chandos sucht ihre Inspiration in der Morgue, welch' trübselige Anstalt sie letzterer Zeit kaum mehr verläßt. So ausdauernd bewegt sie sich um das große Fenster, hinter welchem die wasserberieselten Leichen ruhen, daß sie schließlich von einem lauernden Detectiv für eine Mörderin gehalten wird, nach deren Spur er bisher umsonst gefahndet hat. Nur mit Mühe entgeht sie der Unannehmlichkeit einer gerichtlichen Untersuchung. Miß Frazer sucht ihren Gegenstand nicht so weit. Die Skizze ihres Salonbildes steht bereits auf ihrer Staffelei und stellt ein umgestürztes Schmuckkästchen vor zwischen einem zerrissenen Brief und einer Guitarre mit zersprungenen Saiten. Miß Frazer hofft für dieses Gemälde, welches sie „débris" betitelt hat — die anderen Damen nennen es „beaux restes" — einen Platz auf der Rampe.

Fräulein Prix aus Düsseldorf hat sich noch nicht recht entschieden, was für eine „Nuß" sie, wie sie sich ausdrückt, diesmal der Jury zu knacken geben soll. Sie träumt von einem Erhängten, von dem man nur die Knie und von einer Menschenmenge, von der man nur die entsetzt emporgestreckten Hände sieht.

Die anderen Schülerinnen werfen sich ebenso wie Miß Frazer auf Stillleben. Nur eine neu in das Atelier eingetretene Belgierin hat noch etwas Merkwürdiges vor — eine Reihe perspectivisch sich verkleinernder Pferdecroupen. Um die nöthigen Studien zu diesem Gemälde zu machen, verbringt sie alle ihre Vormittage in einem Tramwaystall.

Nita's Sanctuarium ist von dem in ihrer nächsten Nachbarschaft grassirenden Fieber acuter Effecthascherei nicht angesteckt.

Sophie malt noch immer mit demselben gewissenhaften Fleiß und derselben rührenden Unbefangenheit ihren Todtenkopf, und Nita — Nita ist ganz in das Studium eines neuen Modells vertieft, das sie ungewöhnlich begeistert. Das Modell ist kein anderes als das braunlockige Kind, welches sie kürzlich auf dem Trottoir kennen gelernt hat, als Nikolaj sie beobachtete.

In allen möglichen Stellungen hat sie seine dicken kleinen Glieder gemalt, nach allen Seiten hin sein hübsches, ernsthaftes Gesichtchen abconterfeit. In ihren Adern bebt die Freude, die ein Künstler darüber empfindet, wenn ihm die Arbeit besonders gut von Statten geht — es ist, als ob sich mit jedem Pinselstrich ein Druck von ihrer Seele loslöse.

Bei falschen Talenten entwickelt sich die Leistung aus dem Ehrgeiz, bei echten Talenten ist es umgekehrt. Nita hat angefangen zu malen, ohne daran zu denken,

berühmt zu werden. Sie malt jetzt noch oft Monate hindurch, nur einem inneren Drange folgend, ohne einen Gedanken an das Publicum zu verschwenden. Freilich, wenn ein Bild dann schließlich dasteht, dann fiebert's auch in ihren Adern; sie sehnt sich nach Anerkennung, nach Verständniß, nach Sympathie — um, sobald sie den Pinsel zur Hand nimmt, doch nur wieder für sich zu malen.

Die Luft hat noch nicht begonnen, grau zu werden, ist aber bereits weiß und glanzlos. Die Tageszeit, um welche die Schatten von der Welt verschwinden, ist eingetreten.

Das kleine Modell wird unruhig. Rita blickt auf die Uhr. Die Großmutter, welche alle Tage kommt, das Kind abzuholen, ist heute nicht pünktlich; Rita macht sich daran, es selbst anzukleiden. Während sie noch damit beschäftigt ist, öffnet sich die Verbindungsthüre zwischen den beiden Ateliers; Fräulein Prix aus Düsseldorf tritt ein.

„Ach Fräulein von Sankjèwitsch, war M. Sylvains heute noch nicht bei Ihnen?" fragt sie.

„Nein," erwidert Rita.

„Wir hätten eine große Bitte an Sie, Fräulein Rita," fährt die Prix fort.

„Nun?"

„Wenn Jemand im Stande ist, M. Sylvains zu uns herunterzulocken, so sind Sie's. Wollten Sie sich nicht zu ihm hinaufbemühen; Sie haben so viel Einfluß auf ihn."

„Ich glaube nicht, daß ich etwas bei dem Meister ausrichte," meint Rita lächelnd; „er ist heute offenbar sehr beschäftigt. Der Papagei hängt draußen und singt seit ein Uhr Nachmittags ununterbrochen die Marseillaise."

„Oh, der Unglücksvogel!" seufzt Fräulein Prix.

Die Schülerinnen Sylvains' wissen's alle, daß dieser große Künstler, von den Menschen vielfach getäuscht, seit Kurzem seine Neigung grollend einem Papagei zugewendet hat, den er aber jedesmal in seinem Käfig auf den Hof hinaushängt, sobald er ernstlich arbeiten will. Denn der heißgeliebte Vogel mag zwar sonst sehr schöne Eigenschaften besitzen, alle Tugenden, welche M. Sylvains früher vergeblich beim Menschengeschlecht gesucht; aber die Tugend der Discretion besitzt er nicht. Wenn er einmal red- oder vielmehr singselig gestimmt ist, vermag nichts auf der Welt ihn zum Schweigen zu bestimmen."

„Der Unglücksvogel!" seufzt Fräulein Prix. — „Aber wenn Sie's doch versuchen wollten."

„Mein Gott, wenn es Ihnen Vergnügen macht," erwidert Rita mit ihrer sprichwörtlich gewordenen Bereitwilligkeit. Damit greift sie nach ihrem Hut. „Gib dem Kind ein Stück Kuchen, Sonja," ruft sie noch im Weggehen und eilt in den Hof hinaus.

Die braunen borstigen Gartenanlagen zittern im feuchten Decemberwind. Der Papagei, der richtig in einem kuppelförmigen Käfig unter einem Fenster draußen hängt, schreit laut und gellend „allons enfants de la patrie" und rüttelt dabei mit seinen großen Krallen an den Stäben seines Käfigs, als spiele er Harfe darauf.

Ein gelber Fiaker rollt in das Höfchen an Rita vorbei. Aus dem Fenster blickt ein sehr junges Mädchen. An wen erinnert Rita dieses zauberische Ge-

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

sicht? — Sie fährt zusammen. An die Maria Egyptiaca von Ribera. Sie sieht sich noch einmal um, — aber der Fiaker hat ihr bereits seine Hinterräder zugekehrt. „Eine allerliebste kleine Schönheit, wer das nur sein mag?" murmelt sie vor sich hin. Als sie um wenige Minuten später aus der Malerwerkstatt Sylvains' herunterkommt, befindet sich der Fiaker noch in dem von den Gartenanlagen eingeengten Höfchen. Nita wirft einen Blick hinein, fast als erwarte sie, ihre Maria Egyptiaca noch darin zu finden. Aber der Fiaker ist leer nur ein mit dem weichen Gelock von Krimmschaffellen gefütterter Damenpelz liegt auf den Kissen.

„Ein russischer Pelz — Sophie hat Besuch," denkt Nita bei sich und tritt direct vom Hofe aus in die Malerschule ein.

„Es war nichts zu machen, meine Damen," ruft sie — „M. Sylvains ist von zwei Uebeln auf einmal heimgesucht, die ihn beide in seinem Atelier festnageln, von der Gicht und von seinem Kunsthändler. Ein fürchterlicher Mensch ist dieser Kunsthändler. Da steht er hinter Sylvains wie ein Shylock, wartet, bis ihm der Meister das bestellte Bild abgeliefert hat — eine Zigeunerin, die für den amerikanischen Markt bestimmt ist, und deren er sich schämen wird, wenn er sie je wiedersieht, nachdem sie sein Atelier verlassen hat. Armer Sylvains! So weit hat's einer der genialsten französischen Künstler gebracht mit sechsundsechzig Jahren. Haben Sie noch Lust, der Kunst große Opfer zu bringen, meine Damen?"

„Keine von uns wird ihre Jugend je genossen haben wie M. Sylvains; — es steht zu hoffen, daß das Alter uns zarter anfassen wird," meint eine gewisse Mlle. Reichmann (sprich Reschmann), eine Art blonder Straßenjunge in Weiberröcken, ein Geschöpf ohne ausgesprochenes Geschlecht, ohne ausgesprochenes Alter, aber mit ausgesprochenem Talent zur Caricatur. „La cigale ayant chanté," summt sie vor sich hin. „Wollen Sie nicht an der Stelle von M. Sylvains ein wenig Schule halten? Die Damen brennen alle vor Begierde, ihre Entwürfe beurtheilen zu lassen. Fangen Sie doch mit mir an, — je travaille pour les refusés, moi, natürlich wie alle Maler, die etwas auf sich halten. Ich gehöre zu der Schule der Naturalisten — nieder mit der Convention! Vor Allem muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß mein Bild „Monte Carlo" heißt, oder „Die Perspective, wie sie sein soll." —

Nita tritt an das Bild der jungen Künstlerin und kann ein Lächeln, ein beifälliges Lächeln, nicht unterdrücken. Das Werk Mlle. Reichmann's ist ein in Farben ausgeführtes Epigramm, eine verwegene Persiflage der kühnen Perspectivbeobachtung, durch welche sich die modernen Naturalisten so ruhmvoll auszeichnen. Den Vordergrund des Bildes nimmt ein naturgroßer, genau ausgepinselter Revolver ein, hinter dem ein ganz kleiner Selbstmörder zu sehen ist.

„Sehr effektvoll, nicht wahr, und la verité vraie! Mein erster Perspectivlehrer sagte mir stets: „Liebes Kind, sobald die Wahrheit unwahrscheinlich aussehen würde in der Wiedergabe, müssen Sie der Kunst dieselbe zum Opfer bringen." Das ist ein überwundener Standpunkt; ich opfere der Wahrheit die Kunst. Was sehen Sie mich so forschend an, schöne Nita — denn Sie sind schön — ewig schade um Sie für eine Künstlerin!"

„Ich frage mich," sagt Nita lachend, „ob es eine Situation geben könnte, die tragisch genug wäre, Ihrer Spottlust keinen Anhaltspunkt zu bieten. Denken Sie ein wenig nach, haben Sie je ein Begräbniß mitgemacht, bei dem Sie nicht Anlaß gefunden hätten, schlechte — verzeihen Sie — gute Witze zu machen?"

„Aufrichtig gesprochen, nein," sagte Mlle. Reichmann, nachdenklich mit den hellgrauen Augen zwinkernd; „aber erlauben Sie nun mir die Frage: Haben Sie je an dem Todtenbett eines Ihnen nahestehenden Anverwandten gestanden, ohne daß Sie die Lust angewandelt hätte, die Leiche zu malen, ohne daß Ihnen der feine Ton des blassen, stillen Gesichts aufgefallen wäre!"

Nita schweigt.

„Nein," entscheidet die Reichmann, — „ebenso wenig als ein wirklich begabter Schriftsteller je eine schmerzliche Situation durchmacht, ohne sich im Innersten zu fragen, wie sich das wohl schreiben ließe. Ein Talent ist eben eine Kraft, die zum Ausdruck drängt, mag der Anlaß besonders passend sein oder nicht, und mein Talent besteht nun einmal aus einem stark ausgebildeten Sinn für Humor." Fräulein Reichmann gebrauchte an diesem Punkt das englische Wort „Humour", weil ja den Franzosen bekanntermeise jeder Ausdruck für die Sache fehlt.

Nita schüttelt den Kopf. „Nehmen Sie mir's nicht übel, Fräulein, aber mit dem Humor haben die kleinen, giftigen Pfeile, mit denen Sie so sicher die Schwächen der Menschheit zu treffen wissen, nichts gemein; die tragen einen ganz anderen Fabrikstempel — den der Ironie."

„Ich bin Pariserin — l'ironie c'est le humour français."

„Dann bedaur' ich die Franzosen" lacht Nita.

„Und, bitte, was ist denn der Unterschied zwischen den beiden?" fragt Fräulein Reichmann und zündet sich eine Cigarette an. Sie sitzt rauchend, die Ellenbogen auf den Knien, die Wangen zwischen den Händen auf einer Ecke des Modelltisches und sieht in dieser barocken Pose mit ihrem kurzgeschornen Haar und ihrem geistsprühenden, scharfgeschnittenen Gesicht einem pariser Gavroche in weiblicher Verkleidung ähnlicher als je.

Nita denkt ein wenig nach, — „eine Welt von Unterschieden liegt zwischen beiden," behauptet sie. „Der Humor ist ein gutherziger Geselle, dem sehr oft die Thränen in den Augen stehen, während er sich über unsere Misèren hinüberlacht; — die Ironie, die ist seine verkrüppelte, verbitterte und verfeinerte Schwester. Sie ist viel witziger und meistens graziöser, hoffähiger als er. Sie wird überall empfangen, und ihr ist nichts heilig; sie schlägt mit einem Witz einem Menschen ungestraft seine größte Freude todt und macht einen anderen lächerlich auf ewig. Mit der höflichsten Gebärde präsentirt sie den Menschen vergiftetes Confect. Selbst der Stärkste ist machtlos gegen sie, denn wer sich ihr zur Wehr setzt, verfällt ihr doppelt. Sie beleuchtet Alles und erwärmt Nichts. Sie lächelt immer und lacht nie, — wie ihr großer, herzloser Lehrmeister, der Tod!"

„Und sie streut Salz und Pfeffer in die Langeweile des Lebens hinein, da wir civilisirten Menschen bekanntlich nicht ohne Salz leben können."

„Wir civilisirten Menschen sind überhaupt ein schlechtes Pack," meint Nita mit einem komischen Seufzer.

Indem hört sie einen kurzen Schrei und zugleich ein rasselnd polterndes Geräusch aus dem Nebenzimmer herüberdringen.

„Verzeihen Sie, meine Damen," meint sie, indem sie horchend den Kopf wendet; „wenn mich nicht Alles täuscht, so geht Etwas bei mir drin in Trümmer, am Ende mein kleiner Lucca della Robbia. Was gibt's?" ruft sie, die Thüre ihrer Werkstatt aufreißend. Ein unvergeßlicher Anblick bietet sich ihr dar. In der Mitte des Ateliers steht, die kleinen Hände entsetzt an die Schläfen haltend, ein junges Mädchen mit dem Gesicht der Maria Egyptiaca von Ribera und starrt mit großen entsetzten Augen auf einen Todtenkopf hinab, der, in zwei Stücke zerbrochen, zu ihren Füßen liegt.

„Es ist nur meine Cousine Mascha, die sich vor dem Todtenkopf fürchtet; sie hat ihn soeben auf die Erde geworfen," sagt Sophie mit ihrem wundervollen Phlegma, und dabei bückt sie sich nach den Knochenstücken, um sie zusammenzufügen und wieder auf ihren Platz zu stellen.

„Oh, wie kannst Du das häßliche Zeug berühren," ruft Mascha, sich die Augen zuhaltend, und mit den Füßchen zappelnd, „oh, mein Gott, mein Gott!"

„Armes kleines Ding, wie sie zittert," ruft Nita mitleidig, indem sie an Mascha herantritt.

„Wirf Deinen dummen Todtenkopf ins Feuer, Sophie; Du siehst ja, daß das Kind den Anblick nicht verträgt."

„Das ist sehr thöricht — über so Etwas sollte man mit siebzehn Jahren hinaus sein. Es ist sehr schwer, sich Todtenköpfe zu verschaffen," erwidert Sophie verdrießlich.

Aber Nita achtet nicht darauf. Sie hat Mascha in ihren Arm genommen und liebkost sie nun wie eine Mutter, die ein erregtes Kind beruhigen möchte. „So, mein Herzchen — das häßliche Zeug ist fort, Sie können Ihre hübschen Augen aufmachen. Arme, kleine Seele!"

„Fräulein von Sankjèwitsch ist sehr gut mit Dir," ruft jetzt eine junge männliche Stimme.

Nita blickt auf und bemerkt Nikolaj. Offenbar ist die kleine Schönheit seine Schwester. Er verbeugt sich, und sich noch einmal an Mascha wendend, meint er: „Und nun sage Fräulein von Sankjèwitsch, daß es Dir leid thut, so ungezogen gewesen zu sein."

Mascha hat sich die Thränen bereits aus den Augen gewischt; sie blickt Nita gerührt und dankbar an, dann mit der zärtlichen Schelmerei auflächelnd, die so viel zu dem Zauber ihrer kleinen Persönlichkeit beiträgt, sagt sie: „Mir ist's nicht leid; Sie hätten sich nie so lieb gegen mich gezeigt, wenn ich artig gewesen wäre — was?" Und damit legt sie den Arm etwas schüchtern um Nita's Hals und drückt ihre weichen Lippen an die glatte Wange der jungen Künstlerin. „Ich war außer mir," gesteht sie; „ach, ich fürchte mich so vor dem Tod! Wenn's nur kein Sterben gäbe!"

„'s ist eine Eigenthümlichkeit von ihr; man muß sie ein wenig schonen in der Richtung," erklärt Nikolaj.

„Schenk' uns den Thee ein, Sophie, das wird die Kleine am ehesten auf andere Gedanken bringen," sagt Nita, ohne Nikolaj's Bemerkung zu beachten.

Auch heute noch zeigt sie sich ihm gegenüber auffällig steif und kalt, so daß er sich heimlich frägt: „was hat sie nur gegen mich?“ Uebrigens erwärmt sie sich etwas im Laufe des Gesprächs; der junge Mann gewinnt sichtlich bei ihr Terrain.

Er ist entschieden sehr angenehm im Verkehre; er hat die stillen, sich den Umständen freundlich anbequemenden Manieren eines echten Gentleman, dem jede widerhaarige Steifheit ebenso fern liegt, als gezierte und zudringliche Galanterie. Er ist von Jugend an viel gereist, ist häufig mit interessanten und berühmten Persönlichkeiten zusammen gekommen, beobachtet gut, ohne verletzende Schärfe, plaudert munter ohne geschmacklose Schwatzhaftigkeit. Nita hört ihm mit Interesse zu, stellt ihm allerhand Fragen über Rußland und behandelt ihn im Ganzen mit einer Art kaltblütig wohlwollender Brüsquerie, wie eine Fünfzigerin einen Cadetten.

Die Damen nebenan haben längst ihre Werkstätte verlassen, — die Dämmerung fällt und fällt; das große Fenster malt einen ungeheuren, von schwarzen Linien durchkreuzten weißen Fleck in das graue Zwielicht; ein weißlicher Schimmer glänzt auf der Theekanne, auf den silbernen Löffeln, — sonst ist Alles eintönig, farblos geworden. Sie plaudern noch immer; Sophie hält sich meistens still, lehnt mit indolenter Zufriedenheit in ihrem Sessel zurück, lauscht dem Gespräch der beiden Menschen, die ihrem Herzen in dieser Welt am nächsten stehen und bewundert sie beide schweigend.

Maschenka aber, deren Stimmung völlig umgeschlagen, und die jetzt geradezu ausgelassen heiter geworden ist, gibt sich durchaus nicht zufrieden damit, eine stumme Statistenrolle zu spielen. Alle Augenblicke schwirrt ihr girrendes Kinderlachen oder irgend eine absonderliche kleine Bemerkung in Nita's und Nikolaj's ernstes Gespräch hinein, so daß schließlich Nikolaj, der beständig fürchtet, seine Schwester könne sich Mißverständnissen aussetzen, bemerkt: „Die Kleine war in letzter Zeit bei Verwandten untergebracht, die ein bischen zu kalt und zu förmlich waren, um ihrer Ueberschwänglichkeit Rechnung zu tragen. Man darf sich nicht wundern, wenn sie's bisweilen toll treibt; sie ist wie ein lange vom Winter gefangen gehaltenes Bächlein, das, nachdem es durch ein klein wenig Sonnenschein befreit worden ist, nun doppelt schäumt und schwatzt und lacht, weil sich's gar so freut, das schwer drückende Eis losgeworden zu sein. Nicht wahr, kleiner Lump?“ und er faßt Mascha beim Kinn.

„Entschuldigen Sie sich doch nicht dafür, daß Sie eine reizende Schwester haben,“ gibt ihm hierauf Nita zur Antwort; „ich werde mich sehr freuen, wenn Sie mir sie bald wiederbringen.“

VII.

Wenn Nikolaj's Verdruß über seines Schwesterchens Flucht von Arcachon sich sehr bald in zärtliche Rührung verloren, so bewies sich hingegen das Entsetzen, welches Sergej Alexandrowitsch über diese kopflose Eigenmächtigkeit empfand, als von viel zäherer Beschaffenheit. Das herzig reuige Briefchen, mit welchem Maschenka den Onkel, aus dessen Hause sie entlaufen war, anflehte, ihre Uebereilung zu verzeihen, ließ Sergej unbeantwortet. Den Brief Nikolaj's, in dem

dieser die Fehler Mascha's ein wenig zu entschuldigen trachtete und zugleich anfragte, ob er die Kleine, nachdem ihr Vater Paris verlassen haben werde, wieder nach Arcachon zurückbringen dürfe, beantwortete der alte Bureaukrat dahin, daß davon absolut nicht die Rede sein könne. Sein kranker Nervenzustand gestatte es ihm durchaus nicht, die Aufsicht über ein so unberechenbares Geschöpf, wie Mascha, ein zweites Mal zu übernehmen. Seiner Ansicht nach wäre es das Beste, sie in ein Pensionat zu stecken. —

Dies war unter den Umständen auch Nikolaj's Ansicht; ein zeitweiliger Aufenthalt in einer ordentlich gehaltenen Erziehungsanstalt schien ihm für Mascha bedeutend zweckentsprechender, als eine fortgesetzte Existenz bei den Jeljägins.

Ja, es gelang ihm sogar, seinen Vater für diese Anschauung zu gewinnen; als aber Mascha davon erfuhr, was man für ihre Zukunft plante, wehrte sie sich mit Händen und Füßen, mit Zorn, mit Verzweiflung und ängstlich rührender Zärtlichkeit so lange, bis ihr Lensky trotz aller Vorstellungen seines Sohnes nachgab. Er konnte es nicht über sich bringen, die Kleine ein unglückliches Gesicht machen zu sehen. Er bat es ihr förmlich mit Liebkosungen und Schmeichelworten ab, daß er etwas in Vorschlag gebracht, was sie aufgeregt und gekränkt hatte. Nikolaj zuckte die Achseln und war machtlos; Mascha aber lachte triumphirend in den Tag hinein.

Wie war sie glücklich damals, von früh bis Abends glücklich! Das kleine Thränen-Intermezzo abgerechnet, war sie noch nie so selig gewesen, wie in den drei Wochen, die zwischen ihrer Ankunft in Paris und der Abreise ihres Vaters verstrichen.

Sie sah ihn fast alle Tage.

Ja, es war eine unvergeßlich schöne Zeit!

Wie lieb er mit ihr war! Fast alle seine Vormittage verbrachte er in dem Hause seiner Schwägerin; gewöhnlich blieb er zum Gabelfrühstück. Er schickte seiner hübschen Tochter alle die märchenhaft schönen Blumenspenden, die ihm überspannte Schwärmerinnen verehrten, und verwöhnte sie noch außerdem mit unvernünftig, jedes Maß überschreitender Großmuth. Fast alle Tage wendete er sich an Nikolaj mit demselben: „Such' mir Etwas für das Kind; sie ist so neckisch, wenn sie sich freut, — sie freut sich wie eine Zigeunerin!"

„Ich habe was für Dich, Katze," sagte er dann, wenn er sich bei ihr einfand, nachdem sie ihn begrüßt, und reichte ihr ein in Papier eingesiegeltes Päckchen, meistens ein Schmuckstück, das für ihre Jugend viel zu kostbar war.

„Ach, gib her, Papa!" und dann riß sie die Papierhülle von dem Ding herunter mit der flinken Ungeduld eines jungen, spielenden Kätzchens, daß die Fetzen nur so rechts und links auf den Teppich flogen und öffnete das Etui.... Lensky beobachtete sie gutmüthig mit lächelnder Spannung, wie ein großes Kind, das sich alle Tage an demselben Kunststückchen freut — ein Aufblitzen von zwei dunkelblauen Augen, — ein heller durchdringender Freudenschrei ... und zwei weiche, warme Arme schlangen sich um seinen Hals. Er aber drückte seinen Mund auf die großen, wunderschönen Augen immer und immer wieder und murmelte dann irgend etwas Unverständliches, Zärtliches in des Mädchens krauses Haar hinein.

„Eigentlich hängst Du doch sehr an mir, Papa," sagte sie einmal und sah ihm, staunend, forschend in sein gerührtes Gesicht.

„Hast Du je daran gezweifelt?" erwiderte er.

„Ja oft," sie nickte ernsthaft; „ich dachte mir, so mit vollem Herzen gegenseitig aneinander hängen, das sei nur für ganz kleine Menschen, wie wir anderen; ein großes Genie wie Du hingegen, das dulde unsere Liebe allenfalls und freue sich manchmal daran, ohne sie recht zu erwidern. Aber nein — Du magst mich wirklich!"

„O, Du dummes Aeffchen!" murmelte er hierauf und küßte jedes Grübchen in ihren weichen, weißen Kinderhänden einzeln.

Manchmal kam er bereits um zehn Uhr. Um die Zeit sah er häufig Warwara Alexandrowna, wie sie in einem fleckigen Peignoir, eine sehr schmutzige, weiße Spitzenmantille über dem dünnen Haar, mit einem Staubfetzen bewaffnet, im ganzen Hause putzend und säubernd, herumschlich.

Anna sah er zu so früher Stunde nie, hörte höchstens, wie sie mit ihrer scharfen Stimme die Mutter durch eine häßliche und beleidigende Aeußerung kränkte. Nicht nur, daß sie die Mutter bei ihrer häuslichen Thätigkeit nie unterstützte, — nein, sie sperrte sich in ihr Zimmer ein, um Warwara dabei nicht ansehen zu müssen. Eigensinnig bestand sie darauf, in diesen Bemühungen nichts Anderes, als eine krankhafte Laune erblicken zu wollen, etwas Erniedrigendes, das sie discreditiren könnte, wenn die Welt davon erführe.

Aber wen Lensky sehr häufig neben der alten Jeljàgin herumwirthschaftend antraf, das war Mascha. Mit einer großen, blauen Schürze umgürtet, tauchte sie bald da, bald dort auf, ebenso eifrig als lustig bemüht, der armen kränklichen Tante Beistand zu leisten — und was für einen kräftigen, tüchtigen Beistand! Ihre festen jungen Finger packten Alles ganz anders an, als die in schmutzigen Ballhandschuhen steckenden, zitternden Hände Warwara Alexandrowna's. Sie kletterte auf die Möbel, um die Spinnneweben von den Bilderrahmen zu entfernen; sie rieb die Spiegel und staubte die Nippessachen ab, praktisch und flink, wie ein Hausmädchen von Profession und doch lachend mit muthwilliger Koboldgrazie, wie eine kleine Prinzessin, als sei das Alles nur Spaß.

Die Dienerschaft betete sie an; selbst die gequälte alte Jeljàgin gewann sie lieb. Es war auch wirklich schwer, dieses rasche, lebendige, ungestüme, aber überaus gutmüthige Frauenzimmerchen nicht lieb zu gewinnen; das brachte höchstens die unausstehliche Anna Jeljàgin fertig.

Diese selbige Anna wäre übrigens im Stande gewesen, dem Violinisten die hübschen Vormittage in der Avenue Wagram gründlich zu verleiden. Zum Glück erschien sie fast immer erst beim Frühstück. Da freilich verdarb sie Lensky fast regelmäßig den Appetit.

Die Mundwinkel und Nasenflügel verächtlich abwärts gezogen und mit musterhafter Haltung des etwas zu langen, schlanken Oberkörpers, blond, schön, steif und unausstehlich, saß sie bei Tisch ihrer Mutter gegenüber, das Bild der auf die Folter gespannten Vornehmheit. Gewöhnlich redete sie gar nichts; wenn sie aber den Mund aufthat, so war es jedesmal, um ihrer Mutter eine Rüge zu ertheilen, z. B.: „Mir scheint, Du hast vergessen, Dir die Hände zu waschen, Mama."

Die arme ehemalige Löwin fuhr dann stets schüchtern zusammen, krümmte den Rücken wie ein gepeitschter Hund, heftete den Blick verlegen auf ihre allerdings sehr schwarzen Fingerknöchel, begann mit ihrer Serviette unruhig an einem Eigelbflecken herumzuwetzen, den sie soeben auf ihr schäbiges Peignoir gemacht, und trachtete über ihre Demüthigung mit irgend einer Ausrede hinüberzukommen, die ihr im Halse stecken blieb.

Lensky prickelte es dann stets in den Fingern vor Empörung. Mit Freude hätte er dieser fischblütigen Anna eine Ohrfeige versetzt.

Maschenka ergriff nach Tisch die erste Gelegenheit, ihrer Tante um den Hals zu fallen.

Die ungestüme Anmuth, die unerschöpfliche Gutherzigkeit Mascha's bei solchen Gelegenheiten beobachten zu können, versöhnte Lensky mit der ungemüthlichsten Situation.

Er sagte sich's oft, er sagte es Nikolaj; er dachte in manchen späteren Jahren daran, wie überaus lieb und gut, wie entzückend sein armes Kind damals gewesen war!

Wenn man sich aber einerseits nichts Bestrickenderes auszudenken vermochte, als das von fröhlich zärtlichem jungen Leben durchglühte Mägdlein, so konnte man sich andererseits schwer etwas Rührenderes und Edleres vorstellen, als Lensky in den Stunden, die er mit seinem Töchterchen beisammen war.

Wenn er jetzt, sobald seine Natur in Aufruhr gerieth, jegliches Maß verlor und dann das Häßliche in ihm roher und unverblümter zu Tage trat, als je früher — roher, als es bei einem civilisirten Menschen überhaupt zu begreifen war, so zeigte er sich hingegen, so lange er sich nicht erhitzte, so lange das Böse in ihm schlief, auch edler, tadelloser als zuvor in seiner besten Zeit.

Was sonst in ihm vermischt gewesen, war jetzt getrennt. Nikolaj, der ihn häufig in die Avenue Wagram begleitete, beobachtete ihn staunend.

Das war derselbe Mensch nicht, der Abends mit cynisch zwinkerndem Blick, gierig essend, zwischen irgend ein paar überspannten Enthusiastinnen saß, gegen die er sich abwechselnd an Grobheit oder Vertraulichkeit Alles erlaubte — der Mensch mit dem harten, freudlosen Lachen, den zweideutigen Witzen, der schamlosen Menschen- und besonders Weiberverachtung.

Nein, der Lensky, der am Vormittag sein hübsches Töchterchen in die Arme schloß, war ein blasser, etwas müder und trauriger Mensch, — ein Mensch mit einer heiseren, aber weichen und eher leisen Stimme, — ein Mensch, der wenig sprach, aber sehr freundlich zuhörte, der immer bereit war, an der thörichtesten Kinderei Interesse zu nehmen, und fähig, die schwierigsten Lebensprobleme mit durchdringendem Scharfsinn aufzufassen, mit sehr wenigen, aber treffenden Sätzen zu erläutern, — ein Mensch — und dies verwunderte Nikolaj am meisten —, von fast klassischer Klarheit und Mäßigung in all' seinen Ansichten, ein physisch bereits alternder, geistig aber auf seinem Höhepunkt stehender Mann, dessen ganzes Wesen von einem Wohlwollen verklärt war, in das sich ein großes Mitleid mischte.

Wenn die beständig vor Begeisterung und überschüssiger Lebensfülle fiebernde Mascha irgend etwas sehr Tolles, über das Ziel Hinüberschießendes sagte, so

wies er sie mit unendlicher Zartheit, aber sehr ernst zurecht, und wenn er erst über ihre witzigen Paradoxen lachte, so zergliederte er sie doch ein wenig später und klärte die Kleine dann sehr genau über den Unsinn auf, den sie eigentlich gesagt.

Während dieser ganzen Zeit ließ er sich im Gespräch nur ein einziges Mal zu einem vorübergehenden Zornesausbruch hinreißen, und das war, als es sich um Wagnerischen Götzendienst handelte. —

Man legte ihm seine Abneigung gegen Wagner als Neid aus und that ihm Unrecht damit. Er war eine zu echt musikalische Natur, um den melodischen Zauber in der Musik ganz entbehren zu können und das schwungvoll hinreißende, beglückend sinnliche Element darin der heimlich wühlenden, dumpfen, musikalischen Immoralität der großartigen Wagner'schen Tongemälde zu opfern.

Sein Zornesausbruch verflüchtigte sich übrigens bald. Vor dem lauten Ton seiner Stimme selber erschreckend, unterbrach er sich inmitten seines Ausfalls, und sich mit seinem guten Lächeln umsehend, sagte er: „Wie kann man nur so heftig sein, es ist dumm, sich hinreißen zu lassen, ja — ja — man muß ein wenig Geduld mit mir haben, sehr viel Geduld, sonst geht es nicht."

Nach dem Frühstück blieb er gewöhnlich noch ein oder zwei Stunden und musicirte mit Mascha. Selbst seine Kunst veränderte er unwillkürlich ihr zu lieb. Das wilde Feuer, mit dem er sein Concertpublicum unterjochte, fehlte vielleicht; aber wie zart, wie innig, wie edel wurde sein Spiel, wenn er ihre mit Thränen und Begeisterung gefüllten Kinderaugen auf sich gerichtet fühlte!

Sie durfte ihn begleiten. Ach, wie stolz sie war, wenn er ihr ein herzlich lobendes Wort zurief mitten aus seinem Spiel heraus! Und an Gelegenheit, ihr Beifall zu spenden, mangelte es keineswegs.

Häufig ließ er sich auch allein von ihr auf dem Flügel vorspielen, hörte ihr mit der größten Geduld, ja mit aufrichtiger Freude zu. Er machte ihr gewissenhaft kleine, stets mit Aufmunterung gemischte Ausstellungen, kümmerte sich überhaupt ernstlich um ihren Unterricht.

Nikolaj hatte sich als Kind und noch im Heranwachsen umsonst musikalisch abgequält, um sich nach einander doch nur mit dem Clavier, der Geige und dem Cello à l'amiable zu brouilliren. Mascha hingegen war musikalisch geradezu unglaublich begabt. Was Andere sich durch mühsames Studium aneignen, hatte sie ererbt. Die Beweglichkeit ihres Handgelenks, die Geläufigkeit ihrer Finger, die Weichheit ihres Anschlags waren Etwas, über das Lensky gar nicht zu staunen aufhören konnte.

Ihre Mutter hatte wohl auch sehr hübsch gespielt, aber mit Mascha's Leistungen stand das in gar keinem Vergleich.

Wie sie sich gegenseitig aneinander freuten, Vater und Kind!

Einmal fuhr er mit ihr in das Bois de Boulogne. Die Fahrt glich einem Triumphzug; alle Leute sahen sich nach ihnen um, zeigten einander Lensky und seine Tochter und grüßten.

Sie war entzückt. „Es ist, als ob ich mit einem Kaiser spazieren führe!" sagte sie stolz.

Er wiederholte das Experiment nicht. Wenn ihm derlei Ovationen, und zwar jetzt mehr als früher, schmeichelten, so genirten sie ihn zugleich, besonders, wenn er mit der Kleinen beisammen war. Ihn dünkte es, als würde sein Kind durch diese rohe indiscrete Neugier der Menge entweiht.

Träumerisch, in stiller Freude hingleitend, von keinem besonderen Ereigniß unterbrochen und dennoch einen Schatz köstlicher Erinnerungen zurücklassend, verschwebten die Tage.

Die einzigen von unabweisbarer Betrübniß beunruhigten Stunden jener drei Wochen waren für Mascha die, welche sie in den Concerten ihres Vaters verbrachte. Natürlich ließ sie kein einziges aus, sondern saß immer, sehr hübsch und geschmackvoll gekleidet — worauf er hielt — manchmal mit Kolja, zu anderen Malen mit ihrer Tante auf irgend einem besonders guten Platz, der ihr reservirt worden war und lauschte aufmerksam jedem Ton. In dem ganzen Saal war vielleicht Niemand — nein, nicht einmal unter den vielen, seine Triumphe ihm neidenden Violinisten von Beruf —, welcher die große Veränderung, die mit dem genialen Virtuosen vorzugehen begann, deutlicher bemerkt hätte, als sein ihn anbetendes Töchterchen. Sie fühlte es immer voraus, wenn er fehl gehen würde. Sie hätte weinen mögen, ihr Athem stockte, sie sah sich furchtsam und doch trotzig im Saale um.

Aber unbeirrt tobten die Pariser auch über den falschesten Tonschwall mit demselben Enthusiasmus hin; Einer feuerte den Andern an, mit immer mehr ausartender Begeisterung, bis dann schließlich Mascha sich ihre Scrupel unter dem Vorwand ausredete, daß sie aus Angst um den Vater falsch gehört haben müsse, worauf sie, von dem triumphirenden Lärm mit hingerissen, all' ihren Kummer vergaß.

Ende Januar gab er sein letztes Concert, eine Matinée in der Salle Erard für einen wohlthätigen Zweck.

Als Mascha ins Foyer kam, um ihn abzuholen, mußte sie sich hinter seinen Sessel flüchten, um nicht von den mit Blumensträußen bewaffneten Enthusiastinnen erdrückt zu werden, und als Lensky sich endlich von diesen losgemacht und Mascha am Arm die Treppe herunterschritt, bildeten sie im Vestibül unten Spalier.

Ein eigenthümlicher Dunst, die Ausathmung einer maßlos erregten Menschenmenge, Etwas, was an die Atmosphäre in dem Zimmer eines Fieberkranken erinnerte, schlug an Mascha's Gesicht. Sie konnte es nicht mehr erwarten, in die frische Luft hinauszukommen.

Dort in dem trübseligen Halbdunkel des Januarnachmittags stand rechts und links vor der Ausgangsthür im Hofraum des Erard'schen Etablissements eine Anzahl von ziemlich anständig gekleideten weiblichen Personen, welche, die Hälse vorgestreckt, den Virtuosen erwarteten. Zu arm, um einen Sitz zu zahlen, zu sehr von allen Verbindungen entblößt, um sich ihn durch Protection zu erbetteln, hatten sie versucht, sich durch die Liebenswürdigkeit des Billeteurs ein Plätzchen zu erstehlen — umsonst!

Seit fast drei Stunden standen sie da und horchten mit der angestrengten Aufmerksamkeit von Hallucinirten. Und wenn von Zeit zu Zeit ein dumpfer

Tonschwall bis zu ihnen hinüber gelangt war, da hatten sie sich eingebildet, daß sie Lensky spielen hörten.

Der Anblick dieser genügsamen Fanatiker verstimmte ihn. Hatte er denn noch immer nicht genug Billette verschenkt! Die Pferde konnten nicht vorwärts, das Gedränge war zu dicht. Mascha hatte ein paar der dem Vater dargebrachten Blumenspenden mitgenommen und hielt sie auf ihren Knieen. Er nahm ein großes Rosenbouquet, zerriß den Bastfaden, der es zusammenhielt und warf die Rosen zum Wagenfenster hinaus. Sie fielen auf das vom Thauwetter schlammige und schlüpfrige Pflaster.

Das Letzte, was Maschenka, sich etwas vorbeugend, und während der Wagen sich nun endlich in Bewegung setzte, erblickte, war ein Knäuel von Frauenzimmern, die sich auf den Boden neigten, um die beschmutzten Rosen aus einer Pfütze aufzulesen.

VIII.

„Man ist von Felix mit dem Kleid für Mademoiselle gekommen — o, mit einem wahren Wunder von einem Kleid — das Anprobirfräulein wartet oben!“ ruft die Jungfer im Hausflur Mascha entgegen, die gerade mit Nikolaj von einem Spaziergang in den Champs Elysées zurückkehrt.

Es ist der letzte Tag vor Lensky's Abreise. Maschenka ist sehr betrübt. Sie hat sich fast die Augen ausgeweint über die bevorstehende Trennung, und Nikolaj hat sie nur im Freien herumgetummelt, um sie zu zerstreuen, und auch damit sie sich nicht gar zu sehr verunstalten möge für den Abend. Ein wichtiges Ereigniß steht ja für diesen Abend bevor — Mascha soll zum ersten Male in der Welt als Erwachsene debütiren, zum ersten Male ein wirkliches Soiréekleid tragen, ein Soiréekleid von Felix.

Die Jeljägin veranstaltet Lensky zu Ehren eine Soirée; sie hofft, daß der Zauber, welchen der große Künstler momentan auf die Pariser Gesellschaft ausübt, genügen wird, um endlich wieder einmal ihre etwas verödeten Salons zu füllen.

Mit dem ihr angeborenen halbasiatischen Hang zur Gastfreundschaft, der sich auch in ihren äußerst beengten Verhältnissen noch Luft zu machen trachtet, hat Warwara der Soirée ein glänzendes Gastmahl vorangehen lassen wollen, ist bei ihrer Tochter jedoch auf energischen Widerstand gestoßen. Nicht daß der Kostenpunkt Anna beeinflußt, den hätte allenfalls Lensky bestritten, wie er so ziemlich den ganzen Haushalt in der Avenue Wagram in letzter Zeit bestreitet; aber „das Vergnügen ist der Strapazen nicht werth“, sagt Anna; „wir sind es nicht mehr gewöhnt, Diners zu geben; wir haben nicht die nöthige Dienerschaft; die Sache würde einen linkischen, mühsam zusammengeflickten Eindruck machen, und zu was? Ein Herr zu den beiden Lensky's, meinetwegen — aber das ist Alles!“

„Ja, ein Kleid, ein wahres Wunder von einem Kleid,“ hat die Kammerjungfer Mascha entgegengerufen, und obwohl die Augen der Kleinen noch von kürzlich vergossenen Thränen glänzen, schreit sie doch vor Freude laut auf bei

dieser Botschaft. Dem Bruder noch lustige Kußhändchen über die glänzende, braune Rampe zuwerfend, hüpft sie eilig die teppichbelegte Eichentreppe hinauf, reißt die Thür ihres Stübchens auf: „Wo ist das Kleid ... wo? ... Ach!!!“

Ja, ein wahres Wunder von Kleid, und wie es sitzt! — nein, doch nicht, eine kleine Aenderung muß vorgenommen werden, erklärt das Anprobirfräulein, — „die Falte an der Taille ist gänzlich unstatthaft. Wenn man das Glück hat, für Jemanden zu arbeiten, der so prachtvoll gewachsen ist wie Mademoiselle, darf man sich keine Nachlässigkeit zu Schulden kommen lassen.“

Prachtvoll gewachsen! —

Noch Niemand hat Mascha gesagt, daß sie prachtvoll gewachsen sei. Sie wendet den Kopf nach allen Seiten, um sich im Spiegel zu betrachten. Zum ersten Male findet sie den Spiegel über ihrem Toilettentisch zu klein. Die Augen tanzen ihr im Gesicht, es zuckt ihr in den Fingerspitzen vor Freude, vor Unruhe —, beständig tastet sie an dem Kleid herum, entdeckt daran immer neue Schönheiten. „O, es ist herrlich! — aber wird denn die Schneiderin die Aenderung zur rechten Zeit bewältigen?“ fragt sie ängstlich, und indessen hüpft sie in einem kurzen, spitzenbesetzten Röckchen, eine Bürste in der Hand, bald hierhin, bald dorthin und strählt ihr Haar. Das thut sie immer selbst seit ihres Mütterchens Tod. Natalie pflegte dieses wundervolle Haar, so lange sie überhaupt noch irgend Etwas thun konnte, bis in ihre schwerste Krankheit hinein sonst immer eigenhändig, und darum thut jede fremde Hand dem von den zarten Fingern der Mutter verwöhnten Köpfchen Mascha's weh.

Zwanzig Minuten! — fünfundzwanzig Minuten nach Sieben! Man hört einen Wagen herbeirollen — hört Tritte im Vestibül. Das ist Lensky mit Kolja — und sie ist nicht fertig! „O, Fräulein, geben Sie mir das Kleid nur so wie es ist,“ fleht sie; „es ist keine Zeit mehr zu Kunststücken.“

„Gleich, gleich, machen Sie sich nur indeß fertig, Mademoiselle,“ gibt die Schneiderin zurück, worauf Mascha erst merkt, daß sie bis dahin in einem rosa und einem schwarzen Seidenstrumpf herumgetanzt hat.

Jetzt ist Alles in Ordnung — die Schneiderin hat den letzten Stich gemacht, den letzten Faden abgebissen, hat vor Maschenka auf der Erde knieend, die Falten auseinandergezupft; die Jungfer hat ihr eine rothe Schärpe von indischem Kaschmir um die Schultern gelegt — sie eilt die Treppe hinab, stürzt in den Salon, und die rothe Schärpe abwerfend, eilt sie auf ihren Vater und Nikolaj zu.

„Eh bien!“ ruft sie, das Kinn possirlich in die Höhe reckend, und wendet sich langsam wie eine Puppe auf einer Drehscheibe in einem Auslagkasten herum. „Eh bien!“

Sie sind allein im Salon, die beiden Lensky's und das junge Mädchen, weder Anna noch die Jeljägin sind bisher erschienen. Welche Freude, sich von Vater und Bruder bewundern zu lassen, ohne sich zugleich der eisigen, herabstimmenden Kritik Anna's unterziehen zu müssen!

„Auf dieser Seite bin ich ganz fertig,“ erklärt sie wichtig und deutet auf ihren rechten Arm, der fast bis an die Schulter in einem hell rehfarbenen Handschuh steckt, während der linke noch unverhüllt geblieben ist.

„So, nun die andere Seite ist mir lieber," sagt Lensky lachend, und wirklich kann man sich nichts Reizenderes ausdenken als diesen bloßen, runden, schlanken Arm, nicht statuesk, weiß, wie der Arm einer verheiratheten Frau von dreißig Jahren — nein, sogar eine Spur geröthet an seinem oberen Theil, aber mit einem so bestrickenden Grübchen am Ellenbogen, mit solchen winzigen hellblauen Aederchen ums Handgelenk!

„Ja, entschieden lieber," wiederholt Lensky und schiebt seine Tochter etwas von sich weg, um sie genauer betrachten zu können.

„Die Schneiderin sagte mir, ich sei das bestgewachsene Mädchen, für das sie diesen Winter gearbeitet habe," berichtet Mascha, prahlerisch werdend, wie alle Menschen, denen man das Quantum Bewunderung versagt, welches ihnen ihrer Ueberzeugung nach gebührt.

„Das sagen sie allen ihren Kunden," versichert Lensky.

Indessen prüft auch Nikolaj aufmerksam die Erscheinung des Schwesterchens, bemüht sich, die nöthigen Ausstellungen zu machen, ein wenig vorbeugende Kritik zu üben. Aber wie sie so vor ihm steht in ihrem weißen Kleidchen von geschmackvoll ausgekünstelter Einfachheit, vor Verlegenheit an ihren Fingerchen zupfend, und mit ihren großen trotzigen und doch wieder ängstlichen Augen auf seinem Gesicht den Beifall suchend, den sie so sicher erwartet und jetzt nicht finden kann: da ist es ihm wirklich, als sei er im Leben noch keinem lieblicheren, jungen Mädchen begegnet als seiner Mascha. Welche Schultern, welche Taille und Büste! — und Alles schon wohlgerundet, ohne die unfertige Magerkeit anderer siebzehnjähriger Mädchen; dazu, und das macht wohl das Reizendste an diesem ungewöhnlichen Geschöpfchen aus — ruht auf diesen vollen blendenden Schultern ein so süßes, blasses kleines Kindergesichtchen mit so unschuldig zärtlichem Mund, mit so unbeschreiblich reinen, unbefangenen und furchtlos in die Welt hinausblickenden Augen, daß einem der Contrast das Herz geradezu wehmüthig stimmt. Man fühlt, daß die Kleine von keiner spitzfindig grübelnden Neugier von keinem schwülen Traum entweiht, ihrer physischen Reifheit noch gänzlich unbewußt geblieben ist.

„So schön, wie Deine Mutter war, bist Du nicht," sagt Lensky nach einer Weile.

„So schön ist Niemand mehr, das ist auch gar nicht nöthig," ruft Mascha jetzt ernstlich bekümmert — „aber — aber — gefall' ich Euch denn gar nicht?"

„Du dummes Eselchen, glaubst Du das," ruft Lensky, seine Tochter an sich ziehend, aus — „wir wollen sie nicht länger zappeln lassen, was, Kolja? Wir wollen's ihr endlich ganz einfach sagen, daß sie allerliebst aussieht, ja," wiederholt er, ihr Köpfchen zärtlich an seine Schulter haltend und streichelnd. — „Allerliebst bist Du, mein Täubchen; Du wirst's ja oft genug hören, heute und später — warum soll ich nicht das Vergnügen genießen, der Erste gewesen zu sein, der Dir's sagt? Ein wenig verweint bist Du noch," setzt er sehr weich hinzu, indem er ihr mit dem Zeigefinger leicht über Augenlider und Lippen fährt — „armes Herzchen, armer Engel! Aber es läßt Dir gut!"

So ganz erfüllt ist Mascha momentan von kindischer Gefallsucht, daß sie nicht einmal Sinn übrig behält für das, was ihr das Theuerste ist auf der

Welt — die Zärtlichkeit ihres Vaters. „Wenn ich nur einen Stehspiegel hätte in meinem Zimmer," seufzt sie ernsthaft; „ich habe mich noch gar nicht gesehen." Und übermüthig vom Lob des Vaters, klettert sie auf ein Tabouret und versucht, den Hals nach allen Seiten reckend, sich so gut es geht in dem Spiegel über dem Kamin zu bewundern.

Der Schimmer des von der Decke herabstrahlenden Kronleuchters gleitet goldig über ihr dunkles Haar, der Widerschein des Kaminfeuers flackert über ihr weißes Kleid. „Vater! Kolja!" fragt sie etwas stockend: „glaubt Ihr, daß sich Jemand in mich verlieben könnte?"

Doch da — „Graf Bärenburg," ruft der Diener und reißt die Thür auf.

Ueber und über erröthend springt Mascha von dem Tabouret herab. Bärenburg hat nur gerade Zeit gehabt, ein paar sehr weiße Schultern im vollsten Licht zu bewundern, hat dann ein paar fabelhaft winzige Füße in rosa Seidenstrümpfen und weißen Atlasschuhen aus einem duftigen Wirbel von Valenciennes und Mousseline auftauchen und zur Erde schweben sehen.

„Nun, was sagen Sie zu meiner eitlen Tochter, Graf Bärenburg?" fragt Lensky heiter, um Mascha über ihre Verlegenheit hinwegzuhelfen.

Bärenburg zuckt mit einem discret beifälligen Gesichtsausdruck die Achseln und erwidert: „Daß ich noch nie ein paar kleinere Füßchen gesehen habe. Das ist Alles." Lensky lacht, Nikolaj runzelt die Stirn, und — Maschenka hebt mit einer raschen Gebärde die früher abgeworfene rothe Kaschmirschärpe vom Boden auf und hüllt sich hinein. Ihre bloßen Schultern geniren sie plötzlich. „Daß Du Dich nur nicht erkältest," scherzt Lensky und zieht ihr neckend die rothe Schärpe unter dem Kinn zusammen. „Sie erscheint heute zum ersten Male als Erwachsene in der Welt," setzt er, zu Bärenburg gewendet, hinzu und blinzelt ihn bedeutungsvoll an. Merkt's denn der aufgeblasene Oesterreicher auch, wie entzückend sein kleines Mädchen ist?

Der aufgeblasene Oesterreicher merkt's nur zu gut. „Das erste Soiréekleid, ich gratulire," sagt er, sich respectvoll vor Mascha verneigend.

„Ich hatte keine Ahnung . . ." beginnt jetzt Mascha.

„Daß Sie das Unglück haben würden, mich heute bei Tisch erdulden zu müssen," fällt ihr Bärenburg ins Wort. „Fräulein Jeljägin schrieb mir doch, wenn ich nicht vergeben wäre, nächsten Donnerstag en famille bei ihrer Mutter zu speisen. Ich war bereits vergeben" — mit einem Seitenblick auf Mascha — „aber ich machte mich frei. Sollte ich mich etwa doch im Datum geirrt haben?"

„O, Gott, nein," entgegnet ihm Mascha — „jetzt erinnere ich mich, Anna sagte mir, es würde noch ein Herr zu Tisch kommen, und ich ärgerte mich darüber, daß mir mein letztes Diner mit Papa verdorben würde."

„Mascha!" weist sie Nikolaj erschrocken zurecht.

Und Lensky sagt halb ärgerlich, halb lachend: „Meine Tochter sieht wie ein erwachsenes Mädchen aus; eigentlich ist sie, glaube ich, aber höchstens zwölf Jahre alt."

„Aber Papa! . . ." ruft Maschenka heiß erröthend; „ich wußte ja nicht, daß es sich um Graf Bärenburg handle, als ich mich ärgerte."

„So, und das ändert die Sache," sagt Bärenburg lachend.

„Es scheint," meint Nikolaj.

Mascha aber, welche merkt, daß man sich an ihrer Naivetät belustigt, nimmt plötzlich eine höchst würdige Miene an und sagt: „Es versteht sich von selbst, daß ein Mensch, der meinem Bruder das Leben gerettet hat, für mich nicht der erste Beste ist;" dann sehr trotzig werdend aus Verlegenheit, stiehlt sie ihre kleine Hand in den Arm Nikolaj's und setzt hinzu: „Ich habe meinen Bruder sehr lieb!"

Da treten die Damen Jeljàgin in den Salon — die Temperatur fällt um ein paar Grade; es wird plötzlich ungemüthlich.

Seltsam sehen sie Beide aus — Warwara Alexandrowna mit ihrem gefärbten lila Kleid, über das sie wie verschämt ein schäbiges Spitzentuch zieht, mit ihrem Federtoupet und ihren Brillanten, deren grelles übermäßiges Gefunkel ihre Beschaffenheit von Weitem verräth.

Ein echter Brillant sieht aus wie ein Thautropfen, der einen Sonnenstrahl gefangen hält; ein falscher, wie eine in Glasstück verzauberte Gasflamme.

Was nun Anna anbelangt, so ist sie in ihrer blonden kalten Art ohne Zweifel sehr schön, und die schwarze Tüllrobe kleidet ihre etwas zu hohe und schlanke Figur wundervoll. Aber obwohl sie erst sechsundzwanzig Jahre zählt, so hat doch ihre ganze Erscheinung bereits jenes nicht zu beschreibende Spitzige, Scharfkantige, Vertrocknete, das Kennzeichen alternder Mädchen, deren Blüthe bereits zu welken beginnt, ehe sie noch Gelegenheit gefunden, sich voll zu entfalten. Wenn ihre Mutter das treffendste Bild einer schäbig gewordenen Vornehmheit ausmacht, so ist Anna hingegen das Bild des verhungernden Hochmuths, der nicht einmal ein paar Illusionen zu seiner Stärkung mehr auftreiben kann und von sich selber zehrt.

Ohne jedoch irgendwie an den Reizen ihrer Cousine zu mäkeln, ruft Mascha nur begeistert und kindisch aus: „O, Anna! wie schön Du aussiehst, aber wie schön! — Wie schade, daß ich noch nicht alt genug bin, schwarz zu tragen!"

„So thue doch nicht, als ob Du überhaupt noch nie ein gut gekleidetes Frauenzimmer gesehen hättest," raunt ihr Anna ungeduldig ins Ohr — „Du benimmst Dich wie ein Dorfmädchen."

Und Mascha erröthet und senkt das Köpfchen. Während dieses Geplänkels zwischen den beiden Cousinen hat die Jeljàgin Bärenburg auf das Freundlichste bewillkommnet; jetzt streckt ihm Anna mit der huldvollen Miene einer Gnaden spendenden Kaiserin die Hand entgegen. „Es ist sehr hübsch von Ihnen, Graf, daß Sie über unsere alte Cotillonbrouille einen Strich gezogen haben;" und sich zu den Anderen wendend, erklärt sie: „Diesen Herbst in Lyon auf einem Balle bei der Marquise d'Arly hatte ich nämlich beim Cotillon keine Decoration für Graf Bärenburg übrig. Er . . . hm! that mir die Ehre an, darüber tödtlich beleidigt zu sein." Bärenburg, der die ganze Geschichte wie das Datum von Shakespeare's Geburt vergessen hat, verbeugt sich tief und murmelt irgend Etwas, worauf Anna, ihren Fächer auf- und zuklappend, fragt: „Warum diniren wir denn noch nicht, Mama?"

Und während Warwara Alexandrowna ängstlich schellt, um sich über die Ursache der Verspätung zu erkundigen, fährt Anna fort: „Ich hoffe, es ist nicht

wie damals bei meinem Onkel Sergej. — Sie kennen vielleicht die Geschichte, Graf, sie stand ja in allen Zeitungen — nicht? — Nun, mein Onkel gibt ein großes Diner in Petersburg, un diner officiel, Sie verstehen. Man wartet im Salon — man wartet — — nichts. Meine Tante schellt endlich, um die Ursache der Stockung zu ergründen. Da heißt's, der Haushofmeister habe sich in sein Zimmer eingesperrt und lasse sagen, daß er's satt habe, die großen Herrschaften zu bedienen, da er doch selber der Kaiser von Oesterreich sei. Der Größenwahn war bei ihm ausgebrochen. Ha, ha, ha! — très drôle, n'est ce pas? — und der österreichische Botschafter dinirte gerade bei meinem Onkel." Plötzlich aus diesem Geschichtchen heraus, blinzelt Anna ihre Cousine kritisch an. „Aber Marie!" ruft sie, die dicke Perlenschnur um Mascha's runden Hals ins Auge fassend, „was ist Dir denn eigentlich eingefallen, Dich mit Wachsperlen zu behängen wie eine Indianerin?"

„Wachsperlen?" ruft Mascha entrüstet; „das sind die Perlen, welche unsere liebe verstorbene Kaiserin Papa für Mama schenkte, als er einmal bei Hofe gespielt; es sind wunderschöne Perlen!"

„Sie fielen mir bereits auf; ich habe selten so schöne gesehen," sagt Bärenburg und setzt hinzu: „Meine Mutter besitzt eine ähnliche Schnur, legt sie aber nur bei großen Gelegenheiten an."

„Meine Mama trug sie Tag und Nacht von der Stunde an, da sie ihr der Vater um den Hals hing," berichtet Mascha treuherzig. „Mama erzählte mir, anfänglich sei sie über das Geschenk erschrocken und habe gemeint, Perlen bedeuten Thränen; da habe Papa die Perlen geküßt und ihr erwidert, ja, aber Freudenthränen! Erinnerst Du Dich noch, Papa?" fragt sie, zu ihm aufsehend.

„Ja," sagt er kurz.

„Und als sie mir zwei Jahre vor ihrem Tode die Perlen umhing, da küßte auch sie dieselben und sagte mit ihrem lieben Lächeln, „vergiß nicht, Maschenka, Freudenthränen sind's." Seitdem habe ich mich nie mehr davon getrennt."

„Das ist Alles sehr hübsch und poetisch," erwidert Anna gedehnt; „da Du aber diesen rührenden Commentar zu Deiner Pracht nicht Jedem erzählen kannst, so würde ich Dir rathen, die Perlen für heute Abend abzulegen; es ist absolut unstatthaft für ein Mädchen in Deinem Alter, so kostbares Geschmeide zu tragen; Du bist ohnehin lächerlich elegant gekleidet — c'est d'un goût douteux!"

„Meine Perlen wegthun!" ruft Maschenka, durch den wegwerfenden Ton Anna's unaussprechlich gereizt, mit einer Heftigkeit aus, in der sich momentan die ganze Vehemenz ihrer von ihrem Vater angeerbten Natur verräth — „nein — nie! Nie," wiederholt sie, indem sie das Collier mit beiden Händen anfaßt — „lieber bleib' ich den ganzen Abend in meiner Stube und zeige mich nicht, wenn Du schon Angst hast, ich könne Dir Schande machen."

Einen Augenblick früher hatte Lensky eine fast unbezähmbare Lust, Anna Etwas an den Kopf zu werfen; aber der Zornesausbruch Mascha's wirkt dämpfend auf seine eigene Erregung. Um nichts in der Welt möchte er's mit ansehen, daß sich seine Tochter bloßstellt.

„Aber Maschenka," sagt er sanft, seine Hand auf die ihre legend, „komm' doch zu Dir; Anna meint's nicht bös', 's ist ja schließlich doch ziemlich gleich-

gültig, ob ein unbedeutendes kleines Thierchen wie Du ein schwarzes oder ein weißes Halsband um hat. Nimm Dich zusammen, mein Täubchen, vergiß nicht, daß Du hier zu Gast bist." Ein strenges Wort hätte sie vielleicht gestählt; Lensky's Sanftmuth verdirbt Alles.

„Ach, ich bin überall nur Gast — bin nirgends mehr zu Hause," ruft sie; die Thränen treten ihr in die Augen; sie trachtet ehrlich, ihrer Herr zu werden, würgt davon herunter, was sie kann; ihre ungeübte siebzehnjährige Selbstbeherrschung hält nicht Stand — und plötzlich, in krampfhaftes Schluchzen ausbrechend, verläßt sie das Zimmer. Eine unangenehme Verstimmung folgt.

Anna gibt ihre Mißbilligung unverblümt kund: die alte Jeljägin lächelt süßlich und verbindlich ins Leere; Lensky sieht zornig aus, und Kolja murmelt entschuldigend: „Sie ist sehr überreizt, sie kann sich in die Trennung von Dir diesmal nicht finden, Vater."

„Ja, ja, ich weiß," sagt Lensky, „armes Kind! Keine Dressur — keine Dressur!" und sich direct an Bärenburg wendend, setzt er hinzu: „Sie hat vor drei Jahren ihre Mutter verloren, gerade als sie ihrer am nothwendigsten bedurfte, und seitdem ist sie so ziemlich sich selbst überlassen gewesen. Aber sie ist ein gutes Kind — ein sehr gutes Kind!"

„Soll ich vielleicht ein wenig hinaufgehen, nach ihr sehen?" fragt die Jeljägin einschmeichelnd ihren Schwager.

„Nein, nein, Tante, laß mich gehen," ruft Kolja, hastig vorbeugend — „ich kenne sie besser als Du, es gelingt mir gewöhnlich rasch, sie zu beruhigen. Sie verdient freilich ganz einfach, ihr Zimmer zu hüten, und sie wird sich auch schämen, wieder herunterzukommen; aber wenn Du erlaubst, so bring' ich sie doch. Sie hat sich gar so sehr auf den Abend gefreut!"

„Was würden Sie thun, wenn sich Ihre Schwester so benommen hätte wie Marie?" fragt Anna flüsternd den Grafen Bärenburg.

Er zieht die Brauen mit träger Nachdenklichkeit zusammen, „Hm . . . hm . . . dasselbe, was Nikolaj gethan hat — ihr nachgelaufen, um sie zu trösten," erwidert er gedehnt, „vorausgesetzt nämlich, daß meine Schwester so reizend wäre wie Ihre Cousine — was sie nicht ist."

(Fortsetzung folgt.)

... for renewal ...
... books will not be renewed. Fines
according to the following schedule: 25 c...
cents for the next three days, and $1.00 ...
3. Borrowers are responsible for books draw...
claimed; fines resulting from carelessness ...
... left at the desk will be considered r...
... be collected through the Comptroller's ...
4. All books are subject to recall if need...
5. Marking or mutilation of books and f...

Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Eduard Mörike.

Mitgetheilt

von

Jakob Bächtold.

Zu den Kränzen, mit welchen das deutsche Volk das frische nordische Dichtergrab am grauen Strande schmückt, sei hier ein grünes Blatt „aus sommerlichen Tagen" gelegt, Erinnerungskunde von zwei theuren Männern, die im Leben und im Schaffen treu und enge mit einander verbunden waren. Dankbar bekennt sich der Jüngere als den Schüler des dreizehn Jahre vor ihm heimgegangenen schwäbischen Meisters.

Die Dichterprofile Mörike's und Storm's weisen überraschend ähnliche Züge auf. Die Beiden mit der ausgeprägten Stammesart ihrer Heimath begegnen sich als tiefsinnige Lyriker und lyrische Novellisten in ihrer ganzen Gefühls- und Anschauungsweise, in ihrer Neigung zum Stillleben, zum Idyll, zum Märchen, zum Volkslied, im Hinhorchen nach dem Ahnungsreichen und Geheimnißvollen, im Belauschen der verborgensten Quellen der Natur und des Lebens. Mörike und Storm saßen Zeitlebens in jenem dämmernden Brunnenstübchen, „wo Kunst und Natur als nachbarliche Quellen rauschen"; dort schöpfte der Eine wie der Andere seine stillen Geschichten. Auch nach der Seite des feinen Humors hat Mörike in Storm einen verwandten Genossen.

In seinen „Erinnerungen an Eduard Mörike" (1876) erzählt Storm, wie er dessen Gedichte während seiner letzten Studienzeit in Kiel (1838) kennen lernte und in dem „Liederbuch dreier Freunde" hat Theodor Mommsen in einem Sonette den Eindruck wiedergegeben, welchen, „erblühend im geheimsten Thal von Schwaben Des reichen Liedersommers letzte Rose" auf den Kreis ausübte. Nach den Gedichten las man den „Nolten", und war, ohne die Mängel der Dichtung zu übersehen, darüber einig, daß in einzelnen Partieen vielleicht das Höchste geleistet sei, was überall der Kunst erreichbar ist. „Noch entsinne ich mich" — erzählt Storm — „wie ich eines Tages beim Eintritt in mein Zimmer einen unserer Genossen, einen eifrigen Juristen, mit feuchten Augen vor meinem Clavier auf einem Stuhle

hängend fand; in der einen Hand hatte er das Heft der von Mörike selbst geschätzten Compositionen von Hetsch, welche damals dem Buche beigegeben waren, mit der anderen suchte er unter Heraufbeschwörung seiner vergessenen Notenkenntniß auf den Tasten sich Agnesens Lied (‚Rosenzeit‘) zusammen."

Storm gehörte zu Denen, die da glauben, daß die deutsche Dichtung mit Goethe und Schiller sich noch lange nicht erschöpft hat, daß vielmehr gar manche Momente in Leben und Cultur naturgemäß erst nach jenen ihren vollendeteren Ausdruck haben finden können. In lyrischen Dingen z. B. hatte sich bei ihm als unverrückbar die Ueberzeugung festgesetzt, daß hier Goethe die Grenze keineswegs überall erreicht, die so unendlich reiche Menschennatur nicht in all' ihren Tiefen erfaßt habe, daß aber Mörike, soweit solches einem Einzelnen überhaupt möglich — diesem Ziele näher gekommen sei.

Im November 1850 sandte Storm dem also von ihm verehrten Dichter seine „Sommergeschichten und Lieder", eine Auswahl seiner Gedichte und ersten Erzählungen zu. Jahre vergingen, bis die ersehnte Antwort von Stuttgart eintraf. Seitdem blieben sie über ein Jahrzehnt hindurch in brieflichem Verkehre. Wie Storm im Sommer 1855 mit seinen Eltern den Freund im Schwabenlande besuchte, ist aus den „Erinnerungen" bekannt. Mit dem für Storm so leidvollen Jahre 1865 bricht die Correspondenz ab. Treulich hielt er jedoch nach des Freundes Tod (1875) zu der Wittwe Mörike's. Der hochverehrten Frau danke ich und mit mir der Leser die folgenden köstlichen Storm'schen Reliquien [1]). Die Briefe von Mörike übergab mir Theodor Storm vor zwei Jahren zur Veröffentlichung. „Säumen Sie nicht mit Ihrem Mörike-Buch, ich möcht' es auch noch erleben," mahnte er seither. Nun aber ruht auch er „im Bann des ew'gen Schweigens."

Man kennt Mörike's epistolare Art aus dem Briefwechsel mit Hermann Kurz. Er war ein schweigsamer Mann, der sich selten und knapp gibt. Nur ein einziges Mal (5) rückt er etwas gesprächiger heraus. Um so mittheilsamer war Storm. Seine Briefe nehmen — und darum mögen sie heute schon veröffentlicht werden — stellenweise den Charakter einer förmlichen Hauschronik und Autobiographie an. Sie werden in Zukunft den Rang einer wichtigen Quelle behaupten. Es ist uns auch ein Blick in die beiden Dichterwerkstätten gegönnt: liebe- und verständnißvolles Versenken des Einen in die Kunst des Anderen bildet den Hauptgegenstand der Unterhaltung. So mögen denn die Freunde selber reden!

1. Storm an Mörike.

Husum, im Herzogthum Schleswig, den 20. November 1850.

Eine Botschaft alter Liebe soll dieß Büchlein an Sie, verehrter Mann, bestellen; verschmähen Sie den Boten nicht, ich bin ein Dilettant und habe keinen bessern.

Vor etwa zehn Jahren, während meiner letzten Studentenzeit in Kiel, kamen Ihre Bücher in unsre Hände — Gedichte, „Iris", „Maler Nolten" — und erwarben sich rasch eine kleine, aber ausgesuchte Gemeinde, wenn anders das rasche instinktartige

[1]) Brief 12 und 14 befinden sich im Besitze der Herren Dr. Felix Vuttersack in Constanz und Professor W. L. Holland in Tübingen.

Verständniß bei der leisesten Berührung des Dichters eben das ist, was dieser zumeist bei seinen Lesern zu wünschen hat. Wie viele Anregung und Befriedigung und reine Freude wir Ihnen verdanken, wie der „sichere Mann" und „die Sommerweste"[1]) sich sprichwörtlich bei uns einbürgerten, wie Larkens uns vor Allen anzog, während kein Mädchenherz der Agnes widerstehen konnte, und wie ich dennoch bei soliden Leuten zu Schaden kam, als ich den „Nolten" ihrem Lesezirkel empfahl — für eine Aufzählung alles dessen, darf ich Ihre Geduld nicht in Anspruch nehmen. Unsre kleine Gemeinde hat sich seitdem zerstreut, aber bei Allen, mit denen ich in einiger Verbindung geblieben bin, hat sich die unverändertste Anhänglichkeit an die tiefe „herbstkräftige" Natur Ihrer Muse bewährt, nur daß Jeder in seinem Kreise ihr neue Freunde geworben hat. Ich kann es mir nicht versagen, das Wort eines unserer heitersten Genossen herzusetzen:

„Die echten Lieder halten aus in Sommern und in Wintern,
Sie haben aber Kopf und Fuß, dazu auch einen H — —."

Ihre „Idylle vom Bodensee" konnte ich vor drei Jahren meiner jungen Frau auf den Weihnachtstisch legen. Am Abend darauf saßen wir allein beisammen, und ich fing an zu lesen:

„Dicht am Gestade des See's, im Kleefeld" — —

und als nun endlich der alte Merten die Klarinette ansetzt, bis ihm das Lachen den Blast abstieß, da kam auch über uns beide das herzerfrischendste Lachen — und ich habe Ihnen nun neben meinem eignen auch den Dank dieser Frau zu bestellen, die in jeder Beziehung würdig ist, den Trank aus Ihren goldnen Schaalen zu kosten.

Endlich nach vielen vergeblichen Anfragen bei meinem Buchhändler — aber ich wunderte mich eben nicht mehr seit meiner Erfahrung mit dem „Nolten" — endlich kam die neue Auflage der Gedichte, die weißen Blätter, die ich hinter meinem Exemplar hatte einbinden lassen, erhielten nun endlich ihr Recht. Bei der Fülle des Guten und Schönen, die hier hinzugekommen ist, darf ich wohl kaum davon sagen, daß mir hie und da in den alten liebgewonnenen Stücken, namentlich in dem „sichern Mann" und „Peregrina" die Correctur weh gethan hat.

„Ach, nur einmal noch im Leben" ist mir ganz ans Herz gewachsen, ich kann mich nicht satt daran lesen; und der „Sehrmann!"[2]) Ehre sei dem Erfinder für diesen terminus und dem Dichter für die Auslegung. Wie oft haben auch wir zu unserm eignen Schaden die goldne Rücksichtslosigkeit gegen dieß verruchte Geschlecht in den unnützen Kampf geführt! — Was dem, der seit Jahren dem Tritt Ihrer Muse mit Liebe nachgegangen ist, bei den neueren Sachen ein besonderes Interesse gewähren muß, ist, daß sie ihn hier mehr als in den früheren in der Umgebung und dem Kreise Ihres Lebens heimisch macht.

So mag Ihnen mein Gelüsten nun verzeihlich sein, in diesen mir so lieben Kreis auch einmal selbst hineinzutreten. Es ist Winter; vielleicht haben Ihre Frauen eines Abends wieder Mohn auszuklopfen[3]) — wir kennen das hier leider nicht — vielleicht ist neben Ihrer Schwester auch die Namensschwester meiner Frau wieder auf Besuch gegenwärtig[4]); Sie nehmen dann statt der Hallischen Jahrbücher[5]) die bescheidenen „Sommergeschichten" zur Hand und geben hin und wieder einen Brocken zum Besten. Sollten Sie aber, was nicht so gar unmöglich wäre, hie und da eines Rettichs[6]) bedürfen, so will ich hoffen, daß auch in Ihrer neuen Heimath dieß wackere Geschlecht nicht ausgestorben ist.

Möge grüner sommerlicher Friede Sie lange noch umgeben!

Theodor Storm.

---

[1]) An meinen Vetter. Mörike's Gedichte (7. Aufl.) S. 294.

[2]) An Longus. Mörike's Gedichte S. 235.

[3]) Ländliche Kurzweil. Mörike's Gedichte S. 212.

[4]) Constanze Hartlaub, dieses Frühjahr gestorben.

[5]) Ländliche Kurzweil, Vers 26.

[6]) Restauration. Mörike's Gedichte S. 322.

2. Mörike an Storm.

Verehrtester Herr! Es ist vor Jahren eine Sendung mit einem Bändchen Dichtungen und einer Zuschrift aus Husum an mich nach Mergentheim gekommen. Muß Ihnen das lange Stillschweigen hierauf nicht doppelt unbegreiflich sein, wenn ich versichere, daß wir, ich und die Meinigen, in Ihrem Büchlein alsbald einen sinn- und seelverwandten Freund erkannten, ehrten und hegten? daß ich in Ihrem herzlichen Schreiben noch immer eins der liebsten Zeugnisse zu Gunsten meines Wenigen dankbar bewahre?

Es fehlte aber meinem Vorsatz nach der ersten Freude wahrlich nichts, als daß er etwas allzugut gewesen war; ich wollte Ihnen gern recht Viel und Specielles sagen, besonders auch etwas zur Gegengabe senden; doch allerlei widrige Dinge, zumal Krankheit, verhinderten die Ausführung so mancher angelegten kleinen Arbeit, verschoben und vereitelten die ganze treue Absicht, indem die übergroß gewordene Schuld den Schreibemuth zuletzt gar untergrub. Nun hab ich zwar gegenwärtig durchaus nichts in der Hand, was mir den letzteren sehr stärken könnte, indeß ist doch mit dem Erscheinen beifolgenden Schriftchens[1]) eine erwünschte äußere Veranlassung gegeben, an Ihrer Thüre anzuklopfen. Nehmen Sie diese Kleinigkeit womöglich mit der alten Güte auf!

Das augenblickliche ganz entschiedene Wohlgefallen an den „Sommergeschichten“ hat sich bei uns bis auf die jetzige Stunde erhalten. Ich fühlte eine reine, ächt dichterische Luft darin verbreitet. Die Innigkeit und Liebe, womit Sie nicht verschmähen, die einfachsten Verhältnisse und Situationen in feiner edler Zeichnung darzustellen, Ihre Neigung zum Stillleben, thut gegenüber dem verwürzten Wesen der Modeliteratur außerordentlich wohl. Der alte Garten Saal, der Marthe Stube und so fort sind mir wie alt vertraute Orte, nach denen man sich manche Stunde sehnen kann. Ueberall ist Charakter und ungeschminkte Schönheit. Nur hie und da — in der Erzählung „Immensee“ — mag man vielleicht etwas mehr individuelle Bestimmtheit wünschen. Höchst angenehm frappirt hat mich die große Aehnlichkeit Ihres Nordens mit unserer süddeutschen Gefühls- und Anschauungsweise[2]).

Von den Gedichten möchte ich vornehmlich auszeichnen: S. 31. 36. 41. 100. 102. 109. (Die vorletzte Zeile will mir etwas zu kostbar lauten) 119. 124. 126. Das von den Katzen[3]) wußte ich bald auswendig und habe Manchen schon damit ergötzt. Von wem ist das? frug ich unlängst einen Freund. Nu, sagte er lächelnd, als wenn es sich von selbst verstünde — von dir!

Die Zuversichtlichkeit des schmeichelhaften Urtheils hat mich natürlich nicht wenig gaudirt.

Jetzt, lieber theurer Mann, leben Sie wohl auf eine Weile, — auf eine kürzere, verspreche ich, wenn Sie erlauben. Wir Alle, nemlich Gretchen, seit anderthalb Jahren glücklicherweise meine liebe Frau, und Clara, meine Schwester, grüßen herzlich Sie und jene Constanze, von der wir uns ein ungefähres Bild aus allen Lieblichkeiten Ihres Büchleins machten.

Unserer Vorstellung von Ihnen würde eine Andeutung Ihrer äußerlichen Existenz sehr angenehm zu Hilfe kommen. Das Eine will Sie zum Arzt, das Andere zum Prediger machen. Mit inniger Zuneigung Ihr

Dr. Ed. Mörike.

Stuttgart, 26. Mai 1853.

---

[1]) Das Stuttgarter Hutzelmännlein, auf Weihnachten 1852 erschienen.

[2]) Vergl. Th. Storm: „Meine Erinnerungen an Eduard Mörike.“ Gesammelte Schriften Bd. XIV, S. 153.

[3]) Storm's Gedichte. Gesammelte Schriften Bd. I, S. 69.

3. Storm an Mörike.

Husum, den 12. Juli 1853.

Freilich hat Frau Constanze, bis ihre Antwort eintraf, zu einem ersten Buben noch zwei andre in die Wirthschaft gebracht; wie wenig Ihnen indessen das lange Schweigen angerechnet worden, könnten Sie, wenn Sie zu uns einträten, schon daraus erkennen, daß seit dem 5. Mai 1851 Ihr Steindruckportrait, von Weiß — Sie sagen uns gelegentlich, ob es ähnlich ist — auf Constanze's Schreibtisch seinen ungestörten Platz behauptet hat.

Nun aber muß ich Sie und die Ihrigen, ehe ich weiter schreibe, über meine eigne Person erst etwas ins Klare setzen; denn Sie gehen leider nach zweien Seiten fehl, wenn Sie mich den friedlichen Beschäftigungen eines Arztes oder Predigers zutheilen. Ich bin, oder war vielmehr bisher Advokat. — Aber was hindert mich Ihnen sofort eine kleine vita zu geben, um mich in Ihrem lieben Kreise so heimisch wie möglich zu machen? — Also ab ovo!

Am 14. September 1817 bin ich als der älteste mehrerer Geschwister hier in Husum geboren, wo mein Vater als ein besonders geachteter Rechtsanwalt unseres Landes noch gegenwärtig, sammt meiner Mutter in voller Thätigkeit lebt. Nachdem ich die hiesige Gelehrtenschule, das Lübecker Gymnasium und als Student die Kieler und Berliner Universität besucht hatte, domicilirte ich mich im Frühjahr 1843 in meiner Vaterstadt als Advocat. Am 15. Sept. 1846 ward ich zur guten Stunde copuliert mit meiner Mutterschwestertochter Constanze, einer Tochter des Bürgermeister Esmarch in Segeberg, Enkelin des verstorbenen Zollverwalters Esmarch in Rendsburg, der in seiner Jugend zu den stummen Personen des Hainbunds gehörte, und in Fr. Voigts Roman „Hölty" zur Ergötzlichkeit seiner Kindeskinder die Rolle des unglücklichen Liebhabers übernehmen muß.

Bei dem Bruche zwischen Dänemark und den Herzogthümern habe ich natürlich zu meiner Heimath gehalten, namentlich aber nach Beendigung des Krieges es für eine besondere Pflicht geachtet, meine Mitbürger, so weit ich dazu Gelegenheit hatte, gegen die Willkühr der neu eingesetzten Königl. Dän. Behörden mit voller Rücksichtslosigkeit zu vertreten. — So hat es denn kommen müssen, daß mir, trotz meines im Ganzen sehr von allem Oeffentlichen zurückgezogenen Lebens, wie fast allen jüngeren und tüchtigeren Collegen, die Bestallung cassirt worden ist, da es der jetzigen Regierung besonders daran gelegen ist, alle Elemente, namentlich der unabhängigen, deutschen Bildung möglichst zu vernichten. In dieser Veranlassung und weil ich mich nicht, wie es leider jetzt von Vielen geschieht, zu Schritten herlassen kann, die meiner Ueberzeugung und den Pflichten gegen meine deutsche Heimath widersprechen, bin ich jetzt eben im Begriff nach Preußen überzusiedeln, das mir nach etwa ½jähriger Probezeit, die indeß wohl etwas länger ausfallen wird, eine Anstellung als Justizbeamter und dadurch ein, wenn auch knappes Auskommen in Aussicht gestellt hat. Constanze mit den drei Knaben, deren jüngster erst zu Anfang des vorigen Monats geboren ist, wird vorläufig hier bei meinen, oder in Segeberg bei ihren Eltern zurückbleiben. — Die nächste Zukunft sieht daher etwas grau aus, zumal ich mit dem Gefühl von hier gehe, den Fremden oder Schlechten meinen Platz zu räumen; doch ist, da es nun einmal nicht anders sein kann, die Heiterkeit unseres Hauses bisher noch keinen Tag lang dadurch gestört worden.

Ihr herzliches Schreiben, lieber verehrter Mann, hat uns denn nun noch zusammen angetroffen, und ich möchte wohl, daß Sie es so recht wüßten, welche große Freude Sie uns, und namentlich auch meiner Frau, die eben aus ihren Wochen erstanden war, dadurch bereitet haben. — Ihr „Hutzelmännlein" aber ist an einem Nachmittag und einem Abend vor einem kleinen ausgesuchten Kreise verlesen worden; die Liebeserklärung im Rauchfang hat bei mir den Preis gewonnen; der wackere Stiefelknecht, die Scene auf dem Seil, erregten die unverhaltenste Lustigkeit, letztere insbesondere das Entzücken der Frauen; Seite 79 hieß es plötzlich: „Ob M. wohl Schmierstiefel trägt!" — „das wäre schrecklich!" — — Es ist eben auch in diesem

Büchlein neben der Tiefe des Gedankens die nur Ihnen solcherweise eigene Tiefe des Ausdrucks wieder da. Was ich aussetzen möchte, ist dieß: Es ist doch Ihre Absicht gewesen, das über den Hutzelmann — denn ich nehme an, daß es eine Figur des Volksglaubens ist — in der Ueberlieferung Vorhandene zu einer Erzählung zu vereinigen? Nun scheint mir, wie es uns in Arnim's Dichtungen wohl begegnet, durch das Bestreben, das an Sage und Sitte Ueberlieferte zu conserviren, die Einheit der Fabel, und hie und da im Einzelnen z. B. S. 90 ff. in der Erzählung Seppe's, die freie poetische Darstellung in etwas behemmt zu sein. Uebrigens mag immerhin beim Märchen die Freude am Einzelnen, auch will ich nicht vergessen, daß „die Märchen sind halt Nürnbergerwaar" [1]), die Hauptsache sein, die uns denn auch durch Ihr ganzes Büchlein so begleitet hat, daß wir den „Schatz" sogleich noch einmal hinterher gelesen haben.

Meine kleinen Situationsstücke anlangend, so sind sie einmal, ich glaube in Kühne's „Europa" „Aquarelle" genannt, und ich habe diese Bezeichnung, welche Ihre gewiß richtige Bemerkung über „Immensee" ohne Weiteres in sich faßt, als besonders zutreffend empfunden. — Die vorletzte Zeile v. S. 109 mag allerdings etwas zu kostbar lauten. Die beiden Gedichte wurden unmittelbar nach dem Tode meiner ältesten Schwester geschrieben, die nach manchem Kummer ihres Mädchenstandes, im ersten Wochenbette sammt ihrem Töchterlein starb. Ich erinnere mich jetzt wohl, daß ich jene Zeile derzeit nur als eine vorläufige hinschrieb; sie ist indessen stehen geblieben. Gelegentlich will ich versuchen sie zu ändern, oder wissen Sie, verehrter Mann, mir einen Rath? Wenn Ihnen „die Katzen" zugeschrieben werden und Sie dieß nicht ganz ohne Behagen erfahren, so wollen Sie nicht vergessen, daß Eduard Mörike ganz besonders zu den Dichtern gehört, die auf die Ausbildung meines kleinen Talentes von Einfluß gewesen sind.

Und so, lieber Meister, lege ich denn jetzt die kleine Sammlung meiner Gedichte, die seitdem erschienen ist, vertrauensvoll in Ihre Hände, nicht ganz ohne die Ueberzeugung, daß unter dem neu Hinzugekommenen Eins oder das Andere sei, was die mir von Ihnen und den Ihrigen gewordene Theilnahme zu befestigen vermöchte. Hätte ich das Ihnen bestimmte Exemplar in der Hand, so würde ich S. 46 bei Nr. 1 den Namen „Homs", bei Nr. 2 den Namen „Ernst" setzen, und überdieß das „Lachen" in der letzten Zeile in „wachen" corrigiren. Im Uebrigen möchte ich nur noch bemerken, daß ich vielleicht, oder vielmehr jedenfalls, bei der Auswahl der älteren Gedichte (2tes Buch) aus Pietät gegen meine eigne Jugend mich zu einer zu großen Nachsicht habe verleiten lassen; sowie daß im 1. Buch S. 86 vom Verleger gegen meine ausdrückliche Ordre aufgenommen ist. S. 155 wurde zur stillen Abwehr gegen die Brutalität und Gemeinheit, wie sie nach Verhältnissen, welche wir hier gehabt, wohl überall zu Tage kommen, und aus vollstem Herzen geschrieben; die Ueberschrift ist wohl verkehrt, weil sie leicht irre leitet; ich habe nur das Zeichen des Todes [2]) gemeint, nicht das constantinische christliche †. An den Umschlagsbildern (v. Bürkner in Dresden) so wie dem Formate, woran ich wahrlich unschuldig bin, wollen Sie keinen Anstoß nehmen. Ich hoffe, wenn es überall vergönnt sein sollte, zum zweiten Male in etwas männlicherer Tracht zu erscheinen.

Diesen gedruckten Sachen kann ich nicht unterlassen, einige ungedruckte Verse beizulegen, die als ein unmittelbarer Ausdruck des verletzten Heimathgefühls im Herbste 1850 entstanden, als hier auf dem Kirchhofe die Kränze und Fahnen von den Gräbern unsrer Schleswig-Holsteiner Soldaten entfernt wurden [3]).

Und nun — dürfen auch wir, so weit Sie es uns vergönnen mögen, etwas Näheres von Ihnen erfahren? Wir wissen außer dem, was Ihre Schriften uns

---

[1]) An einen kritischen Freund. Mörike's Gedichte S. 156.

[2]) Storm's Gedichte S. 108.

[3]) Beigelegt ist Storm's „September 1850": „Und schauen auch von Thurm und Thore" 2c. Gedichte S. 99.

erzählen nur, daß Sie am 8. Sept. 1804 zu Ludwigsburg geboren und 1834 Pfarrer zu Kleversulzbach geworden sind, dieses Amt aber späterhin niedergelegt haben, was mir, da ich es erfuhr, als etwas erschien, das eben nicht anders hätte sein können. Wollen Sie uns, denen Sie so lange lieb und werth sind, diese kärglichen Nachrichten etwas vervollständigen? Sollten Sie aber für die Erfüllung dieser Bitte keine Muße oder Stimmung haben, so möge Sie das vom Schreiben — vom baldigen, wie Sie versprochen, — nicht abhalten; und sollte eine neue Auflage Ihrer Gedichte nicht in allernächster Zeit bevorstehen, so machen Sie uns die Freude einige frische Verse beizulegen! Als Quittung sollen Sie den Aushängebogen einer ganz hagelneuen Sommergeschichte „Ein grünes Blatt“ erhalten, die in einem neuen Berliner Jahrbuche („Argo“) abgedruckt wird.

Leben Sie wohl nun für dießmal! Constanze und ich grüßen Sie herzlich, Sie und Ihre Frau, deren Spur wir noch nicht in Ihren Gedichten haben finden können, das mir besonders liebe Gedicht „Lebe wohl, du fühlest nicht“[1]), möchte denn die erste sein, und Ihre Schwester Clara, die wir seit lange schon daraus als Ihre treue Begleiterin durch Wald und Wiese kennen! wie immer

Theodor Storm.

Eben, da ich diesen Brief schließen will, finde ich in einer alten „Urania“ v. 1834 eine Skizze von Ihnen „Miß Jenny Harrover“; die ich noch nicht kenne. Da mir Alles von Ihnen lieb ist, so bitte ich Sie, mir in Ihrem nächsten mitzutheilen, ob Sie außer dieser Skizze, dem „Nolten“, der „Iris“, „Idylle vom Bodensee“, und den Gedichten, früher noch sonst etwas haben drucken lassen? Eine böse Täuschung erfuhr ich neulich durch das „Vaters Geburtstag“ von E. M., den ich mir nach einem Auktionskatolog hatte kommen lassen, worin der Vorname fehlte.

4. Storm an Mörike.

Potsdam, Brandenburgerstraße Nr. 70, den 1. März 1854.

Ich komme dießmal betteln, verehrter Mann. Es gilt mit Hülfe von Dichtern und Malern für meine Frau, die mit den Kindern bei mir ist, zum Geburtstage d. 5. Mai, ein Album zu Stande zu bringen. Dürfte ich darauf rechnen, zu diesem Zweck von Ihnen Ihr unergründlich schönes „Früh, wenn die Hähne krähn“, von Ihnen geschrieben und unterschrieben zu erhalten?[2])

Mit Ihrem „Hutzelmännlein“ hat sich mir eine alte Lebenserfahrung aufs Neue wenigstens theilweise bestätigt, daß nemlich oft das innere Erlebniß viel später eintrifft als das äußere. Erst lange nachdem wir es gelesen und nachdem ich meinen etwas übereilten Brief an Sie abgesandt, ist mir die Fülle von Anmuth so recht lebendig geworden, welche Sie, namentlich auch im ersten Theile, überall in dieß Büchlein „hineingeheimnißt“ haben. So lese ich es denn jetzt zum zweiten Mal, um mich ganz darin heimisch zu machen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich ein Versäumtes nachholen. Sollten Sie die plattdeutschen Gedichte meines Landsmannes, des Dithmarschers Klaus Groth „Quickborn, Hamburg Perthes“ zufällig noch nicht kennen, so bitte ich Sie dringend, sich durch den fremden Dialect, wenn man die niederdeutsche Sprache so nennen darf, nicht davon abhalten zu lassen. Jede Mühe wird gewiß belohnt. Wenn die Sachen nicht immer so rund sind, wie die Hebel'schen, mit denen man sie unwillkührlich in Vergleichung bringt, so sind sie dafür desto tiefer und ohne alle lehrhafte Tendenz. Was gäb ich drum, wäre es mir vergönnt sie Ihnen vorlesen zu können! Denn wie wenig Andres, bedürfen diese Gedichte des lauten Wortes, um zur rechten Geltung zu kommen.

Die anliegende „Argo“ bitten wir, Constanze und ich, Frau Gretchen wolle ihr freundlich einen Platz in Ihrer Bibliothek vergönnen. Meine Sachen darin bedürfen

[1]) Mörike's Gedichte S. 52.

[2]) Storm, „Meine Erinnerungen“. Gesammelte Schriften Bd. XIV, S. 154.

freilich sehr der Nachsicht; dagegen werden Sie sich gewiß an Paul Heyse's „Rabbiata" und der Fontane'schen Bearbeitung der Percyballaden erfreuen. Von Ersterem, dem Verfasser des Aufsatzes „Ed. Mörike" in Nr. 1 des Literaturblatts des deutschen Kunstblatts, habe ich Ihnen die wärmsten Grüße zu bestellen.

Mit mir persönlich geht es nicht zum Besten. Seit Anfang Decb. v. J. als Assessor beim hiesigen Kreisgericht eingetreten, habe ich schon bald nach Neujahr wegen hartnäckiger Kränklichkeit Urlaub auf unbestimmte Zeit nehmen müssen. So steht denn mein heimathliches Meer und der Sonntagnachmittagssonnenschein meines elterlichen Hauses um so schmerzlicher in meiner Erinnerung.

Und nun! darf ich bis zum 5. Mai auf eine Antwort hoffen. Ich bitte Sie herzlich darum; und wollen Sie mir speciell eine Freude machen, so legen Sie außer dem vorhin Erbetenen noch ein oder anderes Ungedruckte bei, da die dritte Auflage noch immer nicht erschienen ist.

In alter Liebe und Verehrung Ihr

Theodor Storm.

5. Mörike an Storm.

[April 1854.]

Verehrter, theurer Freund! Ein alter und ein neuer Dank käme wieder einmal zu meiner Beschämung bei mir zusammen! Es sind wohl bald 8 Monate, seit mich Ihr Büchlein mit der süßen Schläferin auf seinem Deckel[1]) so lieblich begrüßte. Ein ausführlicher Brief war beigelegt, der, in Verbindung mit dem Übrigen und längst Bekannten, mir die Person des Dichters auf einen solchen Grad verdeutlichte, daß mir, wenn der vollkommene Besitz von Angesicht zu Angesicht für jetzt einmal nicht möglich ist, nur etwa noch ein Schattenriß seines Profils zu wünschen übrig bleibt. Ich möchte gern, daß Sie wüßten, wie sehr wir Sie mit allen Ihren Angehörigen für alle Zeit kennen und lieben. Als ich in Ihrem jüngsten Schreiben an die Stelle kam, wo Sie von hartnäckiger Kränklichkeit reden, durchzuckte mich ein Schmerz und weinerliches Zorngefühl, wie uns ergreift, wenn wir das Edelste durch eine rohe Hand bedroht oder beschädigt sehen. Dieß darf Sie nicht erschrecken, Bester! Ich bin Hypochonder von Hause aus und kann im nächsten Augenblick gleich wieder über meine extremen Sorgen lachen, sie mögen nun mich oder Andere betreffen.

Mit Ihrem Husum aber ist auch uns etwas genommen. Mir insbesondere waren diese Gegenden durch Sie und die „Sommergeschichten" zu einer wahrhaften Erfahrung geworden; seitdem Sie weg sind, ist's, als wäre die gewohnte Scenerie auch in meinem Gesichtskreis ferner gerückt. Gern denke ich dabei, daß doch die Eltern noch die alte Heimath hüten.

Das „grüne Blatt" fiel mir grad zur rechten Zeit in den Schoos. Es ist nebst Ihren andern Beiträgen das Einzigste, was wir bis jetzt in der „Argo"[2]) gelesen. Denn stellen Sie sich vor, nur erst seit gestern haben wir dieselbe in den Händen! — Jener Sommertag, brütend auf der einsamen Haide und über dem Wald, ist bis zur sinnlichen Mitempfindung des Lesers wiedergegeben; das vis-à-vis mit der Schlange, der Alte bei den Bienen, seine Stube — unvergleichlich. Dagegen hat die Schilderung des Mädchens, so wie der Schluß des Ganzen, mir einige Zweifel erregt; in der Art aber, daß es sich nur um ein Paar Striche zu viel und Etliches zu wenig handeln würde. Darf ich es in der Kürze sagen, so ist einerseits der Schein des Manierirten nicht völlig vermieden (die Linie ist hier haarscharf allerdings) und andrerseits sollte die allzu skizzenhaft behandelte Regine ein größer Stück sprechen, am besten vielleicht,

[1]) Eine Bürkner'sche Zeichnung zu „In Bulemann's Haus" auf dem Umschlag der ersten Ausgabe meiner Gedichte. Kiel, 1852, die ich M. geschickt hatte. (Anmerkung Storm's.)

[2]) Argo. Belletristisches Jahrbuch für 1854. Herausgegeben von Theodor Fontane und Franz Kugler. Dessau, 1854.

indem sie ein kleines Abenteuer oder Märchen erzählte[1]). Dadurch träte ihr reizendes Bild von selbst mehr heraus und Alles bekäme zugleich mehr Fülle. Es könnte hierzu der Moment in der Stube benutzt werden.

Wenn ich nicht anders Unrecht habe, so gehen Sie vielleicht nach Jahr und Tag nochmals an dies Gemälde, dem wenig abgeht, um vollkommen zu sein, was es soll.

(Nach mehrtägiger Unterbrechung fortgefahren.)

Das mir schon früher mitgetheilte Stück vom Herbst 1850 und der „Abschied" hat mich tief bewegt und „Gode Nacht" hört sich im Lesen sogleich wie gesungen. Es ist außerordentlich schön; ich werde es Hetsch (Musikdirektor in Mannheim) und Kaufmann[2]) (hier) mittheilen, ob nicht der eine oder andere zur Composition gedrungen wird. Kein Dritter könnte es besser machen (wie Sie Sich überzeugen würden, wenn Sie Gretchens Lied „Meine Ruh ist hin" von Hetsch[3]) — es erschien einzeln, ich glaube in Bonn — oder die Lieder schwäbischer Dichter zu hören bekämen die unter Beider Namen in Stuttgart erschienen und Mehreres auch von mir enthalten. Doch eben fällt mir ein, Sie haben ja beim „Maler Nolten" eine Probe![4]))

Auch Ihre 4 andern kleinen Stücke in der „Argo" haben sehr unsern Beifall. Zu den grammatischen Anomalien, die man nicht anders wünscht, gehört die Zeile „Mir ist wie Blume" rc.[5]) bezeichnend für das Unbestimmte, Fremde des Gefühls. Aus Ihrer Sammlung gab ich hie und da den Leuten etwas zu verkosten und habe unter vielen Anderen mit den Strophen, wo die Sonne jenes Tages auf's letzte Kissen der Geliebten fällt[6]), das höchste Lob immer von Neuem erworben. Das Büchlein ist mir leider nicht zur Hand, sonst citirte ich mehr.

Den „Quickborn" wollen wir uns bestens empfohlen sein lassen. Theod. Fontane kenn ich längst aus seinen trefflichen Preußischen Liedern; ein hiesiger Freund, Rector Wolff, den Gust. Schwab damit bekannt gemacht, recitirte sie mir aus dem Gedächtniß.

Den Verfasser des geistvollen Artikels im Berliner Kunstblatt zu erfahren war mir sehr interessant, und daß Paul Heyse es ist, von dem ein so günstiges Urtheil über mich ausgeht, hat mich auf's angenehmste überrascht. Den feinen Praktiker (in Poesie) verrieth die Arbeit freilich auf der Stelle. In Ansehung des „Maler Nolten" hat er mich offenbar geschont. Verschiedene Parthien im ersten Theil desselben sind mir selbst widerwärtig und fordern eine Umarbeitung. Was denken Sie deßhalb für den Fall einer zweiten Auflage? Ich möchte Sie nicht gern zum zweitenmale als Corrector unzufrieden machen[7]).

Wenn Sie Gelegenheit haben, bezeugen Sie Herrn Heyse doch meinen wärmsten Dank und große Hochachtung. Auf „L'Arrabiata" freuen wir uns und haben die größte Erwartung davon. Frau Agnes Strauß, geb. Schebest, die Sängerin, getrennte Frau des Theologen, entzückte, hör ich, dieser Tage eine hiesige Gesellschaft durch Vorlesung derselben.

Aufrichtig bin ich Ihnen noch für Ihre in Lob und Tadel gleich getreulichen Bemerkungen über das Märchen verbunden. Wenn wir auf meinem Sopha nur einander gegenüber säßen, so sprächen wir wohl auch darüber con amore mehr. Jetzt aber nur so viel: Sie setzen voraus, es habe hier die schwierige Aufgabe gegolten, vorhandene Sagen künstlich zu verweben. Dem ist jedoch nicht so. Mit Ausnahme dessen, was in den Noten ausdrücklich angeführt wird, ist Alles frei erfunden, zum

---

[1]) M.'s Rath ist für die Buchausgabe im Wesentlichen befolgt worden. (Anmerkung Storm's.)

[2]) Friedrich Kauffmann, gest. 1856, Componist und Mathematiker.

[3]) Louis Hetsch, gest. 1872.

[4]) Die Musikbeilage zu „Nolten", 1. Ausg.

[5]) Storm's Gedichte S. 33.

[6]) Storm's Gedichte S. 84, „April".

[7]) Storm, „Meine Erinnerungen", Gesammelte Schriften Bd. XIV, S. 158.

wenigsten hielt ich's bis jetzt dafür. Das Volk weiß insbesondere nichts von einer Wasserfrau, denn die in den Teich geworfenen Sühnopfer waren vielmehr ordentlich Gott dargebracht. Das Kinderverschen vom „Klötzlein" coursirt ganz für sich, ohne irgend einen Sinn oder sagenhafte Beziehung, in der Leute Mund. Übrigens hören Sie folgenden närrischen casum. Mir sagte Uhland neulich: in einer alten geschriebenen Chronik habe er etwas gefunden, was ihn nothwendig auf die Vermuthung habe führen müssen, ich hätte in Beziehung auf das unsichtbarmachende Mittel eine verschollene Blaubeurer Sage gekannt und für meinen Zweck modificirt. Zwei Grafen von Helfenstein, Brüder, standen einstmals (so sagt der Chronist) am Rande der Quelle; der Eine sah einen seltsamen Stein vor sich liegen, hob ihn vom Boden auf und verschwand vor den Augen des Andern urplötzlich. Sie reden aber miteinander und der zweite Bruder nimmt den Stein sofort auch in die Hand; dieselbe Wirkung, sie kommen beide überein, das Zauberding in den Blautopf zu werfen. —

Ich war nicht wenig über dieß Zusammentreffen meines Scherzes mit dieser Erzählung erstaunt, da auch in den hintersten Kammern meines Gehirns nicht die leiseste Spur empfangener Überlieferung zu finden ist. Vernünftigerweise kann ich es nur freilich zuletzt nicht anders als auf solchen Weg erklären, oder wie?

Natürlich liegt in Absicht auf ein Product dieser Art nichts dran, wie viel oder wenig an dem Stoffe vorlag und ich habe es bis jetzt deshalb auch nicht der Mühe [so!] gehalten, gewisse irrige Annahmen meiner Kritiker bei meinen andern Sachen in dieser Hinsicht zu berichtigen. So setzen sie alle, auch Heyse, wie es scheint, voraus, die Bodensee Idylle beruhe auf Geschichtchen, da doch die gedoppelte Fabel, sowohl von der Kapelle und der Glocke, als von Gertrud und ihrer Bestrafung ganz auf meine Rechnung kommt.

Nun aber unsern innigsten Glückwunsch zum 5ten Mai! Meine liebe Frau, durch Ihr Geschenk in mehr als Einem Betracht ausnehmend beglückt und geehrt, macht sich die Freude einer unscheinbaren Gegengabe mit gesammelten Schriften meines Freundes Louis Bauer. Sie werden den herrlichen Menschen darin bald erkennen. Was die vorangedruckten Briefe betrifft (an deren Auswahl ich natürlich keinen Antheil habe) — wenn Sie im Stande wären Alles gehörig abzurechnen, was jugendliche Freundschaft, nach der ihr eigenen Übertreibung, Gutes an ihrem Gegenstande findet, so könnte es mir schon lieb sein, daß Ihnen ein Stück Leben von mir und meinem Kreis damit vorgelegt wird, da ich so schwer dazu komme, Ihren liebreichen Wunsch in dieser Hinsicht selber zu befriedigen. Ich glaube die Versuchung, mehr zu sagen, als wir Beide wollen, ist es vornehmlich, was ich dabei fürchte.

Zum Überfluß fügt Gretchen unsere Silhouetten bei, die ihrige und Clärchens ist sehr gut, die meine auch nicht übel. Die Weißische Lithographie wird nicht besonders gelobt, doch ist sie kenntlich.

Carl Mayer, der Dichter, war gestern bei mir. „Und schauen auch von Thurm und Thore" las ich ihm alsbald vor und theilte ihm auch sonst von Ihnen und Ihren Verhältnissen mit, was ihn erfreute und rührte. Sie waren ihm als Lyriker nicht fremd, er gab mir viele Grüße an Sie auf und schrieb auf mein Begehren ein Blatt für Frau Constanzens Album. Weil dieses aber nicht in meinem Beisein geschah und er sich hinterdrein erinnerte, daß ich ihm eines seiner kleinen Naturbilder zu diesem Behufe vorschlug, das mir besonders lieb und oft im Munde ist, so fügte er auch letzteres hinzu, damit ich wähle; billig bleibt das nun Ihnen überlassen.

Mayer war in Begriff nach Weinsberg zu gehen, dem guten Kerner zum Trost, der eben seine Frau verloren hat. Womöglich bringt er mir von diesem auch ein Erinnerungsblatt für Sie zurück. Vielleicht kommt es noch recht für mein Packet, wo nicht, so könnte es gelegentlich nachfolgen, mit einem weiteren von Uhland, an welchen ich trotz seiner starken Abneigung gegen dergleichen das Ansinnen stellte. Er schlug es nicht ab, war aber im Augenblick nicht in der Lage. Er schickt es hoffentlich mit einer andern Sendung, die mir im Lauf der nächsten Woche von ihm zukommen wird.

Sie haben nur leider vergessen mir das Format Ihrer Geburtstagswidmung zu bestimmen, nun können diese Blätter ganz ungeschickt ausfallen.

Freitag den 21 Apr.

Von meiner Seite gehen noch zwei neuere Gedichte mit, die schwerlich schon den Weg zu Ihnen fanden. Das von dem Thurmhahn hätt ich herzlich gern für Ihre liebe Frau festmäßig abgeschrieben, anstatt es mit soviel unliebsamem Ballast auf einem Zeitungsblatt vom vorigen Jahr zu präsentiren, allein die Zeit erlaubte es nicht mehr; Thatsache ist an dem Spaß, daß ich als damaliger Pfarrer in Cleversulzbach aus Anlaß einer Kirchen-Reparatur dieß alte Inventarstück zu mir nahm, auch es noch jetzt besitze. Der Pfarrer wurde aber durch Verlegung in eine frühere Zeit ehrwürdiger gemacht und ihm Weib und Kinder geschenkt. Das Ganze entstand unter Sehnsucht nach dem ländlich pfarrkirchlichen Leben.

Ihrer freundlichen Spürlust zu Liebe in meinen Gedichten sollen Sie wissen, daß allerdings einige Stücke darin sich auf Gretchen beziehen, nemlich: „Ach muß der Gram" „O Vogel ist es aus mit dir" „An Elise" (pseudonymisch für Clärchen) „Aus der Ferne. Wehet, wehet liebe Morgenwinde." Sämmtlich aus der Zeit unserer ersten Bekanntschaft in Mergentheim, wo wir, ich und meine Schwester, in ihrem elterlichen Hause eingemiethet wohnten. Ihr Vater war der Oberstlieutenant v. Speth, der unsere Verbindung nicht mehr erlebte. Meine Schwiegermutter ist noch dort.

Jetzt, theurer Freund, leben Sie wohl und schreiben Sie bald, daß Sie wirklich wohl leben. Wir Alle grüßen und danken tausendmal Ihr

Mörike.

„L'Arrabiata" ist gelesen! In Wahrheit eine ganz einzige Perle!

Unsere künftige Wohnung (von Georgii an) ist Alleen-Straße Nr. 9 [1]).

6. Storm an Mörike.

Potsdam, Waisenstraße Nr. 68, 1854.

Endlich gelangen denn auch wir zu Ihnen; mögen unsre Gesichter Ihnen nicht allzu fremd erscheinen! — So oft schon bin ich daran gewesen, Ihre reiche liebevolle Sendung zu beantworten; aber immer, wenn ich die nothwendige Tagesarbeit hinter mir hatte, war ich so abgenutzt, daß ein Schreiben, wie ich es Ihnen zugedacht, nicht möglich war. So ist es denn auch heute noch; nehmen Sie also fürlieb und lassen Sie Brief und Bilder noch zum 8. September gelten!

Welche Freude Sie und die lieben Ihrigen uns, meiner Frau und mir zum 5. Mai gemacht haben, kann ich nicht genug sagen. Ihren Brief mußte ich zwar gleich dem größten Theile nach zum Besten geben; alles Uebrige aber wurde bis zum Geburtstag glücklich verborgen gehalten. Ich hatte für das Album einen ziemlichen Stamm von Poeten und Malern zusammengebracht; und ich glaube kaum, daß meine Frau je ein angenehmeres Geburtstagsgeschenk erhalten. Am Abend wurden mit Hülfe eines befreundeten Malers auch Ihre Schattenrisse auf kleinen gelben Schilderchen hineingeklebt; dann saßen wir davor zu räthseln. Von Ihrer Schwester Clärchen wurde behauptet, sie trage jedenfalls ein Schlüsselbund, und ich wünschte mir lebhaft auf dem Sopha zu sitzen, während sie den Kaffee schenke — könnte es mir doch eines Tags einmal so gut werden! Von dem feinen Gesichtchen Ihrer Frau erfahre ich aus dem Schattenrisse nicht so viel; vielleicht ist es Ihnen gar zu sehr zugekehrt.

---

[1]) Storm fügt bei: „Der Brief ist, wie ich aus einer Zuschrift von Gretchen Mörike in den beigefügten „Ludwig Bauer's Schriften. Stuttgart 1847" sehe, von April 1854, wo ich Assessor am Kreisgericht in Potsdam war. Beigefügt waren außer diesen die 3 gen. Silhouetten und die handschriftlichen Gedichte von M., Mayer und auch von Kerner, der das seinige datirt hatte, „Weinsberg, im unglücklichen April 1854", dem Todesmonate seiner Frau. Der „Thurmhahn" war in einer Nummer einer schwäbischen Kirchenzeitung." Vergl. auch Storm, „Meine Erinnerungen" S. 155.

Der Ihrige scheint mir mit dem Steindrucker wohl zu stimmen. Den Namen auf der Kehrseite hätte es für mich nicht bedurft.

Von den Gedichten ist „der Thurmhahn" über alle Maaßen schön; ich hab es immer auf's Neue vorgelesen, und alle Poeten und Juristen — ich empfinde hier den Gegensatz — haben es mit gleicher Theilnahme gehört. Diese warme unmittelbare Leibhaftigkeit ist für mich wenigstens das A und das O der Poesie, so wenig die Führer unsrer Tageskritik ein Bedürfniß danach zu haben scheinen. Was gäb ich drum, wollte es mir gelingen, die Erinnerung an meine verlorne, nie zu verschmerzende Heimath in einen so glücklichen Rahmen zu fassen. Das andre „häusliche Scene" [1]) hat mir nicht so zugesagt; vielleicht weil ich einmal geschrieben: „Eduard Mörike hat zuerst die Idylle ins Poetische hinaufgehoben"; vielleicht habe ich die rechte Stimmung noch nicht hinzugebracht. Aus dem Buche Ihres verstorbenen Freundes Bauer haben wir bis jetzt erst die Briefe und „den heimlichen Maluff" gelesen; bei der Liebe und Hingebung, die wir, wie Sie wissen, für Ihre Sachen hegen, und für Sie selber, hätte uns nicht leicht eine angenehmere Gabe kommen können, zumal da wir von der Existenz dieses Buches sonst schwerlich etwas würden erfahren haben. Was Ihr Freund in seinen Briefen über den „Nolten" sagt, ist mir aus der Seele geschrieben. Ich habe das Buch diesen Sommer wieder gelesen, aber wenn Sie mich fragen, was daran zu ändern sei, so muß ich mich in diesem Fall für gänzlich urtheilslos erklären. So wie es da ist, ist es seit Jahren für mich eine liebe Thatsache; nur mein' ich auch dießmal allerdings den Eindruck des ersten Lesens bestätigt gefunden zu haben, daß die Partieen mit der Constanze, wenigstens theilweise, im Verhältniß zum Uebrigen weniger unmittelbar, ich möchte sagen, etwas rhetorisch zu sein scheinen. Doch auch das wage ich kaum auszusprechen, denn ich habe, wie gesagt, ein zu vertrautes Verhältniß zu dem Buche. Aendern aber würde ich als Vf. nichts daran; es gehört, wie es vorliegt, schon unsrer Literaturgeschichte an, und überdieß hängen wenigstens die von Heyse besprochenen Schwächen so eng mit der Tiefe und eigenthümlichen Schönheit des Werkes zusammen, daß mir in der That mitunter ist, als hätten Sie es eben um dieser willen geschrieben.

Mein „grünes Blatt" beurtheilen Sie im Ganzen nachsichtig genug; es ist (vor Weihnachten 1850) mit einem Wort nicht recht aus dem Vollen geschrieben; und dadurch, daß mir die Regine unter der Hand so etwas allegorisch, zu einem Art Genius der Heimath geworden, hat die ganze Conception etwas Zwitterhaftes bekommen, dem schwerlich abzuhelfen. Für das Einzelne hoffe ich eines Tags Ihren Rath befolgen zu können; nur was das Ende anbelangt, so ist es gerade der Theil der mich selbst einzig und völlig zufrieden stellt, und der, wo ich es vorgelesen, auch stets die volle Wirkung, die ich damit habe erzielen wollen, hervorgebracht hat. Und doch haben Fontane und Kugler, die, wie Sie, selbst gelesen, mir denselben Einwand gemacht. — Nun lege ich Ihnen hier wieder so ein kleines Stück bei, „im Sonnenschein", das ich diesen Sommer aller Unbehaglichkeit und Arbeit unerachtet auf meinen Mittagsspaziergängen zusammengelesen habe, und das mit „Marthe u. ihre Uhr" und „im Saal" gegenwärtig für eine kleine Separatausgabe gedruckt wird. Was den zweiten Theil betrifft — — aber, Sie müssen erst lesen, es Ihren Frauen an einem stillen, behaglichen Novemberabend vorlesen. (Da fällt mir eben ein, Sie im Süden Deutschlands kennen ja keine Theestunde. Wüßten Sie nur was Sie dadurch entbehren! Der brausende Theekessel mit einer tüchtigen Kohlengluth darunter pflanzt wirklich den „häuslichen Heerd" in die Stube, und mit den Seinigen und einem Freunde Abends am Theetisch plaudern oder lesen, ist ein Tageschluß, den ich unter keiner Bedingung entbehren möchte. Daß der ganze Vorgang seine Bedeutung verliert, wenn man, wie hier, statt der Kohlen eine Spiritusflamme unter dem Kessel anmacht, versteht sich von selbst. Könnten wir Sie und die Ihrigen doch einmal an unserm Theetisch haben!) Könnte ich doch dabei sein! es ist einer meiner Lebens-

[1]) Mörike's Gedichte, S. 310.

wünsche, einen Tag, einen Abend wenigstens mit Ihnen zu verleben, und wenn wir beiderseits noch etwas leben, so hoffe ich das zu erreichen. Haben Sie keine Veranlassung auf hier zu kommen? Quartier für einen so verehrten lieben Gast wäre allezeit bereit. Aber freilich von April ab an werden wir wohl nicht mehr hier sein; da ich dann eine Kreisrichterstelle, ich weiß nicht an welcher entlegenen Grenze des Landes, zu erhalten gedenke. — Welcher Art die Verse sind, die ich unter den gegenwärtigen Verhältnissen noch zu machen im Stande bin, wird Ihnen die anliegende Probe zeigen. Vielleicht wenn ich wieder zu einiger Behaglichkeit gelange! Ob ich heimathbedürftiger Mensch das aber je im fremden Lande und unter so mühseligen Amtsverhältnissen, wie sie mir bevorstehen, erreichen werde, ist wohl mehr als zweifelhaft. Mit meiner Gesundheit geht es ziemlich gut; es sind überhaupt nur die Nerven, an denen ich laborire, freilich fortwährend und mitunter so, daß ich gänzlich arbeitsunfähig werde; es ist ein Erbtheil meiner Mutter, wir sterben aber nicht daran.

Das „gode Nacht", was Ihnen so zugesagt, hat auf Geibel, wie er an Kugler geschrieben, dieselbe Wirkung gehabt; gern hätt ich es von Hetsch componirt, dessen Sachen zum „Nolten", namentlich „Rosenzeit" und das „Elfenlied" ganz vortrefflich sind. Ich bin nemlich ungefähr so viel Tenorsänger, als ich Poet bin — Sie mögen es danach bemessen — und kann im Uebrigen meine Stimme wie meine Poesie leider nur zu einzelnen Zeiten ganz commandiren. Ihr „früh wenn die Hähne krähn", das nachgerade ganz in den Mund der jungen Mädchen zu kommen scheint, wohin es gehört, — denn die nichts von Ihnen kennen, kennen doch meistens dieß Lied — ist neuerdings gut componirt von Ehlert. Leider hat der Componist aber dabei den Text verdorben.

Für die beiden Blätter von C. Mayer, dem ich als einem mir seit längst Bekannten gelegentlich einen Gruß zu bestellen bitte, sollen Sie freundlich bedankt sein. Könnten Sie mir bis zu Weihnachten die qu. Blätter von Uhland und Kerner senden, so wäre das eine große Freude. Ich begreife Uhlands Abneigung gegen die Damenalbums gewiß, ich theile sie sogar. Könnte er aber nur einen Blick in unser Haus thun, er würde gewiß sogleich die Feder nehmen; und uns eine so natürliche und wohlbegründete Freude nicht entziehen wollen. „Die linden Lüfte sind erwacht" das möchte ich von ihm haben. Eichendorff hat mir sein „Möcht wissen, was sie schlagen" aus den „Glücksrittern", Kugler „An der Saale hellem Strande" eingeschrieben. Das Format dieses Briefbogens wäre das passendste. Vielleicht könnten Sie auch noch ein Blättchen Ihres Freundes Kurz ohne Mühe herbeischaffen, dessen meisterhaften „Blättler" [1]) ich oft und nie ohne lebhaften Beifall vorgelesen. Das ist auch so eine Perle, die fast keiner kennt. — Die „Argo" hat leider einen zweiten Jahrgang nicht erleben sollen; es sind nur etwa 500 Exemplare abgesetzt, was für die bedeutenden Kosten nicht hat ausreichen wollen; sonst wären wir auch, namentlich um den „Thurmhahn", bei Ihnen betteln gekommen. Es war schon wieder ein hübsches Material zusammen; ich hatte das anliegende „Im Sonnenschein" dafür geschrieben. — Sie haben dasselbe ja erfahren mit Ihrem Jahrbuch schwäbischer Dichter, worin ich außer Ihrem „Schatze" die zweite Novelle von Treuburg [2]) — wo existiert der Verfasser sonst in der Literatur? — mit besondrem Interesse gelesen habe. Neulich ist mir ein Exemplar Ihrer „Iris" zu Gesicht gekommen, worin ein sehr anmuthiges Bild, ich denke doch, von Ihnen, scheinbar im 16. oder 17. Lebensjahr und übrigens in mäßigem Steindruck vorne darin war, was in meiner Ausgabe fehlt. Das müßte Cotta in sauberem Stich vor eine hoffentlich bald zu erwartende neue Auflage Ihrer Gedichte

---

[1]) Neu abgedruckt in dem von mir herausgegebenen Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike. Stuttgart, 1885. S. 127 ff.

[2]) „Freuden und Leiden des Scribenten Felix Wagner", in Mörike und Zimmermann's Jahrbuch schwäbischer Dichter 1836, S. 56 ff. Hinter dem Pseudonym A. Treuburg steckt kein Geringerer, als Friedrich Theodor Vischer.

setzen[1]). Geben Sie mir doch einige Aufklärung darüber, und, wenn es Ihnen keine Ungelegenheit macht, so bitte ich sogar um ein Exemplar, das Sie möglicher Weise leichter als ich vom Verleger erlangen können.

Später. Mitte Oktober.

Ich war dieser Tage in Berlin, wo ich Paul Heyse mit seiner jungen Frau auf Besuch bei seinen Schwiegereltern (Kuglers) vorfand. Wir sprachen über eine zweite Auflage des „Nolten", und auch er stimmte mit mir gegen eine Umarbeitung. Sie müssen lieber Neues schaffen! Was seit zwanzig Jahren von Ihnen da ist, ist glücklicherweise Eigenthum der Nation geworden; Sie haben, so zu sagen, das Dispositionsrecht darüber verloren. — Auch Eggers[2]) sprach ich, der mir einen, den ersten, persönlichen Gruß von Ihnen brachte. Er hatte Sie nach dem Bilde von Weiß, das er nur einmal bei mir gesehen, erkannt. Von Ihrer Frau, da er nur des Abends im Dunkel neben ihr gegangen, vermochte er mir leider kein Bild zu geben. — Sehr vermißt haben wir beim Lesen Ihres Briefes Ihre Gedichte, die noch mit meiner übrigen Bibliothek in Husum stecken; ein paar der Ihrer Frau gehörigen Lieder wollen mir nemlich durchaus nicht gegenwärtig werden; und in Potsdam hält natürlich keine Buchhandlung Mörikes Gedichte. Nächsten Freitag aber werde ich in der literarischen Gesellschaft den „alten Thurmhahn" vorlesen und einige herzhafte Worte vorangehen lassen, die hoffentlich auch die Potsdamer zum Heile verhelfen werden. — Beiläufig gesagt, bekümmerte sich das große Publicum auch nicht um meine Gedichte; nur „Immensee" hat in einer Separatausgabe eine zweite Auflage erlebt. — Nun geht der Brief allgemach zu Ende, und noch habe ich, der ich insbesondere Vater bin, gar nichts von meinen drei Jungens geredet; und doch legen sie mir schon die tiefsten und nicht zu beantwortende Fragen vor. „Papa," sagte der Zweite, Ernst, („des Hauses Sonnenschein") neulich zu mir, als ich ihn eben ins Bett gelegt hatte, während er noch seine kleinen Hände fest um meinen Hals hielt und mich mit seinen sehr großen brennend blauen Augen ansah, — „warum leben wir eigentlich? und dann sind wir wieder todt? Gott! das ist ja doch wunderlich!" Der Junge ist 3¾ Jahre und körperlich, obgleich er einen schmächtigen Vater von dem gewöhnlichsten Maaße hat, ein wahrer Riese. — Fast fürchte ich dem Hans Unrecht zu thun, wenn ich seiner nicht erwähne; er ist eine wahre Sensitive, ein zarter höchst anmuthiger Knabe, dessen Gemüthsleben ich mit Gewalt zurückhalten muß; er ist noch immer richtig in den Versen „Nun sitzt auf meinem Schooße still"[3]) geschildert. Als neulich in seiner Gegenwart vom Tode die Rede war, und er gefragt wurde, was er denn machen würde, wenn er nun, heut Nacht schon, sterben müßte, sagte er nach einigem Nachsinnen: „dann würde ich ganz stille sein und mich ganz still dem lieben Gott überlassen." — Was den kleinsten Burschen anbelangt, so ist er seit acht Wochen lediglich mit dem Zahnen und damit beschäftigt, seiner Mutter die Nächte zu rauben, die daher in dieser Zeit auch recht erschöpft ist. — Das wären die Kinder! Sie müssen sie schon mit in den Kauf nehmen. Sie geben mir dafür wieder etwas aus Ihrem Herzen. Was in Ihre Feder fließt, es findet bei mir einen stillen heimathlichen Platz. — Ich lese das Vorstehende wieder durch, und sehe, daß ich leichthin ein sehr schweres Wort geschrieben. Neues schaffen! Ich habe jetzt an meinen Kleinigkeiten selbst empfunden, wie sehr das von den äußern Verhältnissen abhängt; und das „grüne Blatt" und „Im Sonnenschein" tragen die Spuren dieser Abhängigkeit. Wenn man sich nicht auf längere Zeit dem Stoffe mit Behaglichkeit hingeben kann, so wird es eben nur eine Arbeit, und die Gestalten wollen zu rechtem selbstständigen Leben nicht erwachen.

---

[1]) Eine Reproduction dieses anmuthigen Jugendporträts von E. Mörike soll in meinem Mörikebuch erfolgen.

[2]) Karl Eggers, der Herausgeber des Kunstblattes.

[3]) Storm's Gedichte S. 55.

Möge Ihnen dergleichen Hinderniß nicht im Wege sein, zum mindsten nicht mehr, als Sie es zwingen können. — — —

Die Lieder von Hetsch und Kaufmann habe ich hier nicht erfragen können. Seit einigen Tagen habe ich uns aber ein Instrument gemiethet. (Das eigne steht in Husum im elterlichen Hause) und ich werde jetzt wieder an zu singen fangen; so will ich denn mir auch die qu. Lieder schon erjagen. Gluck, Weber, Schubert, Mendelssohn, das ist, was ich am liebsten singe. Mit Mendelssohn geht es mir wunderlich, d. h. mit den Liedern; bin ich davon, so ist mir immer als sei das rechte Herz doch nicht darin, als seien sie mehr nur phantasievoll und interessant, und schlage ich sie auf, so finde ich doch eine ganze Anzahl, denen ich's nicht abstreiten kann. Augenblicklich bin ich ganz hingenommen von Richard Wagners „O du mein holder Abendstern" aus dem „Tannhäuser". Das ist unsäglich schön.

Was Sie mir in Bezug auf die Erfindung in Ihrem „Hutzelmännlein" mittheilen, habe ich mir zum Theil schon selbst gesagt, nachdem ich Ihnen jene andre Meinung geschrieben; ich habe nemlich späterhin wohl herausgefunden, wie Sie hie und da sogar aus einzelnen Volksreimen und Sprüchwörtern, wie aus dem „Klötzlein Blei" Ihre Geschichte herausgesponnen haben. Daß übrigens „die schöne Lau" lediglich Ihre leibliche Tochter, hat mich allerdings überrascht. Die von Uhland mitgetheilte chronicalische Bestätigung Ihrer Dichtung ist allerdings unerklärlich; denn das Vates-thum des Poeten will mir allein dafür nicht ausreichen. Uebrigens bin ich völlig Ihrer Ansicht, daß es nicht darauf ankommt, wie viel oder wenig bei solchen Sachen im Stoffe erfunden ist; nur daß dem Dichter das als wirklich vorliegende oft mehr hinderlich als behülflich sein mag. — — —

Von Paul Heyse, der mir vor einigen Wochen davon sprach, soll ein Artikel über mich demnächst im Literatur-Blatt zum Deutschen Kunstblatt erscheinen. Haben Sie Gelegenheit es dort zu lesen? sonst werde ich veranlassen, daß es Ihnen von hier zugehe. Ihren „Thurmhahn" hab ich neulich Abends denn in der literaria verlesen; und eine mir fast unerwartete Wirkung damit erreicht. Vielleicht stimmte ein etwas confuser und gelehrter Vortrag über die unbefleckte Empfängniß Mariä, der vorangegangen, die Gemüther günstig für gesunde poetische Kost! Die Gesellschaft (in der Regel sind 50—60 anwesend) versammelt sich alle 14 Tage Abends 7 Uhr. Einer aus der Gesellschaft hält über irgend was einen Vortrag, dann bleibt man zum Abendessen zusammen. Als nun noch Alle, obwohl völlig gesättigt und mit Cigarren versehen, bei Tische saßen, las ich den „Thurmhahn", nach einer kurzen Einleitung über den Dichter. Es war in dem großen Saal, selbst bei den piano-pianissimo-Stellen, lautlos, und später drängte man sich an mich, um Interesse und Befriedigung auszudrücken, und von dem Poeten zu erfahren, den nur Einzelne aus Blumenlesen kannten. Ich habe nun einige Buchhändler veranlaßt, Ihre Gedichte und die „Idylle v. Bodensee" sich kommen zu lassen.

Unsre Bilder anlangend, so wird das meiner Frau am ähnlichsten erscheinen, wenn Sie recht viel Licht darauf fallen lassen; nur in Mund und Augen ist durch das ihr ungewohnte Sitzen etwas Todtes, Schlaffes hineingekommen, daher man das Bild am liebsten nicht zu genau besieht. Sonst ist es sehr ähnlich, nur etwas jünger soll sie zur Zeit noch aussehen, doch das gleicht sich ja von selber aus. Mein Bild dagegen schicke ich Ihnen nur mit Widerstreben; es drückt die Erschlaffung und Magerkeit meiner Gesichtszüge, die in Folge der gegenwärtigen Ueberanstrengungen wohl da ist, aber in natura gar nicht so hervortritt, auf eine wirklich erbarmungswürdige Weise aus; daneben hat es etwas Offiziersmäßiges, das mir glücklicherweise gänzlich abgeht. Ich habe dreimal gesessen, aber es ging nicht; ich behalte mir vor es in besserer Stunde gegen ein anderes zurückzutauschen. Das Buch in meiner Hand ist mein langbewährtes Exemplar Ihres „Nolten". Durch ein Vergrößerungsglas gesehen gewinnen beide Bilder an Aehnlichkeit.

Und jetzt leben Sie wohl, herzlich wohl! wie mein kleiner Hans sagt, Sie und Frau Gretchen und Fräulein Klärchen! Und wollen Sie uns eine, freilich unverdiente,

Freude machen, so schreiben Sie einmal vor Weihnachten, wenn auch noch so kurz. Ich werde zu Neujahr antworten.

Es ist jetzt Alles leidlich wohl bei uns. Ihr

Theodor Storm.

15. Nov.

Den Vischerschen Artikel über „Nolten“ hab ich gestern Abend meiner Frau vorgelesen[1]); er ist vortrefflich, aber der Heysesche, der vielleicht den Dichter noch mehr reproduzirt, tritt ihm würdig zur Seite. — Daß eine Jean-Paulsche Figur Ihren Larkens an Tiefe übertreffen soll, kann ich Vischer indeß nicht verzeihen. — — —

7. Storm an Mörike.

Potsdam, Waisenstraße Nr. 68. November 1854.

Sie haben in dem ersten Briefe, womit Sie mich erfreut, unter den Gedichten aus den „Sommergeschichten“, welche Ihnen besonders zugesagt, den „Waldweg“[2]) angestrichen. Diese Verse haben für mich den Werth einer Erinnerung; ich habe versucht, in ihnen ein Stück meines wärmsten Jugendsonnenscheines einzufangen. — Mein Vater ist der Sohn eines Müllers, was einigermaßen mit unserm Namen stimmt. Die (Wasser- und Wind-)Mühle liegt etwa fünf Meilen südlicher als Husum in dem kleinen heimlich und seitab unter Bäumen gelegenen Dörfchen Westermühlen, wo mein guter Vater bis zur Zeit, da er auf die Gelehrtenschule nach Rendsburg kam, in Wald und Feld, namentlich als Vogelsteller, eine so anmuthige Jugend verlebt hat, daß er, der vielgesuchte und im ganzen Lande bekannte Jurist und Geschäftsmann, des Nachts noch fortwährend von dieser, von Fisch- und Vogelfang träumt, daß er, wenn ihm Abends nach dem sauren Tage unter seiner Familie das Herz recht aufgeht, unfehlbar von dieser Vergangenheit zu erzählen beginnt, zu deren Andenken er sich auch schon seit Jahren im Garten hinterm Hause Brutkasten für die Staare — Spreen sagen wir — an den Mauern der Stallgebäude hat anbringen lassen. Von Stunde zu Stunde tritt er dann aus seiner Arbeitsstube, und beobachtet im Frühling ihre Ankunft, im Sommer ihr Geschwätze, ihr Aus- und Einfliegen, ihre ganze Wirthschaft mit dem kindlichsten Vergnügen. Während meiner Knabenzeit hatte der ältste Bruder meines Vaters, ein kluger und gemüthlicher Mann, die Mühle. Die großen Bauern in den umliegenden Dörfern waren fast alle meine Oehme oder Vettern, die dort noch mit wenigen Ausnahmen in den behaglichen, meine Phantasie jetzt noch auf's Angenehmste anregenden geräumigen altsächsischen Bauerhäusern wohnten. (In Westphalen müssen sie nach Immermann's „Münchhausen“ fast ebenso sein.) Wie manche Herbstferien habe ich dort verlebt! Mein Hauptquartier aber hielt ich immer auf der Mühle. Von dort aus wurde die Hauptfreude und -Beschäftigung, der Drosselfang, in den etwa eine Viertelstunde vom Dorfe belegenen Wäldern getrieben. Des Abends saß ich dann mit meinem Oheim unter den Lindenbäumen vor der Thür des Wohnhauses; und wir flochten Dohnen aus Weidenzweigen und drehten Schlingen aus Pferdehaaren. Den Weg zum Walde, den ich, meinen Korb mit Vogelbeeren und sonstigen Utensilien unterm Arm, entweder in Begleitung meines Oheims, oder, wenn er keine Zeit hatte, in der seines Jagdhundes mehre mal am Tage machte, beschreibt das Gedicht, wie er viele Jahre später noch vor meiner Phantasie stand. — Im Herbste 1849 war ich das letzte Mal mit meiner jungen Frau und unserm damals noch einzigen Jungen, Hans, zum Vogelfang auf der Mühle. Statt des inmittelst verstorbenen Oheim war dessen Sohn jetzt der Müller; auch die Linden vor dem Hause waren umgehauen und statt des alten großelterlichen Wohnhauses selbst war ein neues aufgesetzt. Das Alles störte mich Anfangs; aber die herzliche Anhänglichkeit, die unser in die städtischen Verhältnisse übergesiedelter Familienzweig fort-

[1]) Kritische Gänge, Bd. II, S. 216 ff.

[2]) Storm's Gedichte, S. 78.

während mit den ländlichen Verwandten unterhalten, glich bald Alles aus. Es sind aber auch prächtige Menschen von allerfeinstem Herzen darunter, namentlich drei Schwestern meines Vaters, deren älteste, Tante Gude, ein gebücktes kleines Mütterchen mit den kräftigen grauen Augen, die ich vor allen liebe, ich dieses Frühjahr als Todte habe betrauern müssen. Und wie meine Frau sich mit ihnen allen verstand, und wie alle sie hegten und liebten! Ich kann den Mann der jüngsten Vaterschwester nicht unerwähnt lassen, den Onkel Ohm (einer seiner Vorfahren hat einen Holsteinschen Herzog in irgend einer Schlacht herausgehauen, und letzterer ihm, weil er wie ein Freund und Blutsverwandter an ihm gehandelt, diesen Namen und Aecker, Wald und Wiesen geschenkt). Dieser behagliche und wohlgenährte Mann (er pflegt zu sagen: „Ick mag geern dick Botter mit 'n bät (bischen) Brot op"), der für Alles Ohr und Interesse hat, war, wenn wir in späteren Zeiten dort waren, der eigentliche Mittelpunkt unserer geselligen Freuden. Oft — z. B. in den Pfingsttagen 1847, wo wir mit mehren Wagen angelangt waren — hatte er drei und vier unserer jungen Mädchen zu beiden Seiten am Arm, wenn er seinen grasreichen Hof hinunter schritt übern Fahrweg zum Kirchspielskrug, der natürlich auch von einem Vetter bewirthschaftet wird. Sein Gehöft liegt im Kirchdorfe Hohn (Amts Rendsburg). Ich hatte damals eben meine junge Frau geheirathet, meine Brüder waren mit, der eine mit seiner Braut, einer Schwester meiner Frau und einige andere Freunde. Wir hatten mehrere Häuser mit Einquartierung belegt. Wir gingen von einem Hause zum andern, fuhren von einem Dorf zum andern, frühstückten hier, aßen dort zu Mittag immer bei Verwandten, und nach dem Kaffee, den wir wieder in einem andern Hause einnahmen, ließen wir die Dorfmusikanten kommen und tanzten bis Dunkelwerden und einer meiner Vettern machte meiner jungen Frau förmlich den Hof, während seine Mutter, meine liebe Tante Lehne (die Frau des Onkel Ohms, die jüngste Vaterschwester), sie zärtlich mit ihren sanften schönen Augen verfolgte. Dann Abends bis tief in die Nacht saßen wir in dem weitläuftigen wüsten Garten unter den dunkeln Taxusbäumen und hörten am Teiche und aus der Ferne von unten aus dem Dorf die Nachtigal schlagen, wie ich sie niemals weder zuvor noch später gehört habe. — Sie müssen noch einmal nach dem eine halbe Stunde vom Kirchdorfe entfernten Westermühlen mit mir zurückkehren. Wir bleiben aber nicht auf der Mühle; wir gehen hintenaus am Garten entlang und pflücken aus dem Rankengewirr, das sich an dem Zaune hinzieht, bei der Hitze des Herbstnachmittags etwa eine süße glänzend schwarze Brombeere; dann über ein paar höher gelegene Ackerstrecken, bis wir links um ein Stückchen längs einem Arm des Mühlenbaches hingehen. Bald sind wir, wo wir wollen, auf dem sogenannten „Vordamm"; vor uns in grüner Busch- und Wieseneinsamkeit neben uralten Eichen liegt ein anmuthiges sauberes Gehöft mit rothem Mauerwerk, weißen Läden und ungeheurem fast zur Erde reichenden Strohdach. Hier wohnte im Jahre 1849 mein Vetter „Hans auf dem Vordamm", der vorig Jahr mit Hinterlassung eines Sohnes gleichen Namens gestorben, nachdem vor ihm sein Vater gleichen Namens dort gehaust hatte. Auf einer Wiese neben dem Hause stehen noch jetzt die Reste der Umzäunung eines „Bienen- oder Immenhofes", wie ich einen solchen in meinem „grünen Blatt" beschrieben, und zwar hatte der Besitzer sie aus Pietät gegen die Jugend seines jüngeren Bruders, eines finnigen liebenswürdigen Menschen, so ungerührt stehen lassen, der als Knabe und auch noch späterhin, so lang er zu Haus gewesen, hier die Bienenzucht getrieben und dann durch die Familie an eine reiche Bauerntochter im Dorfe Hohn verheirathet worden ist, wo er jetzt als begüterter Bauer, aber mit dem alten kindlichen Herzen, unter vielen Kindern lebt. Mit diesem meinem, einige Jahre älteren Vetter Jürgen Storm, stand ich vor einigen Jahren, über Knabenerinnerungen und über meine Besuche in früheren Zeiten plaudernd, zwischen den wild hinauswachsenden Büschen des alten Immenhofes. Wir entsannen uns zusammen aller möglichen kleinen Geschichten, des Storchs, den ich, von ihm verleitet, ruchloser Weise vom Baum geschossen, worüber mein Knabenherz mir noch lange die bittersten Vorwürfe gemacht, der Dohnen in seinem Garten, in die er mir alle Viertelstunde dieselben Krametsvögel

hieng, bis ich am Ende den gefangenen Vorrath inspiciren wollte — — nur in Einem blieb ich allein, und es ist mir bis auf den heutigen Tag ein Räthsel geblieben. Ich entsinne mich nemlich — die Zeit und Gelegenheit weiß ich auch nicht einmal annähernd anzugeben — mit dem Vetter Jürgen aus der kleinen Seitenthür des Hauses grade in die Wiesen über kleine Gräben und durch Bruchland und Buschwerk in einen Wald hinabgegangen zu sein; auf dem Wege schnitt er mir Pfeifen aus Erlenholz; was mich aber damals wie ein Märchen anheimelte, in einer sonnigen Waldlichtung sah ich zum ersten und letzten Mal in meinem Leben eine von den großen smaragdgrünen Eidechsen. Sie saß auf einem Baumstumpf und sah mich wie verzaubert mit ihren goldnen Augen an. Als ich das meinem Vetter erzählte, lachte er mich aus und wollte nichts davon wissen. Nach jener Seite hin, sowie überhaupt so in der Nähe sei gar kein Wald; und so lange er denken könne, auch keiner gewesen. Ich überzeugte mich selbst, er hatte Recht; überall nur Busch und Wiesen und Aecker, und einzelne alte Bäume. — Wo aber bin ich damals denn gewesen?

Später. Ich habe Ihnen da zu wenig Versen einen langen Commentar geschrieben; aber Sie erhalten dadurch zugleich einigermaßen einen Begriff von dem Boden, auf dem ich gewachsen. Das starke Heimathsgefühl in mir, die jeden Tag mehr empfundene Unmöglichkeit, mich anderswo (namentlich hier) zu acclimatisiren, mag wohl damit zusammenhängen, daß meine Vorfahren sowohl von Mutters, als Vaters Seite Jahrhunderte lang respectiv in ihrer Vaterstadt oder auf ihren ländlichen Erbsitzen gehaust haben, und daß ich mit diesem Bewußtsein, und als könne das gar nicht anders sein, aufgewachsen bin. In Husum lebte ich gleichsam in einer Athmosphäre ehrenhafter Familientraditionen, fast alle Handwerkerfamilien hatten in irgend einer Generation einen Diener oder eine Dienerin unsrer Familie aufzuweisen, die Namen meiner Voreltern waren mit der guten alten Zeit verschwistert, wo noch mein Urgroßvater, der alte Kaufherr Friedrich Woldsen, jährlich einen großen Marschochsen für die Armen schlachten ließ. Meine Mutter gehört durch ihre beiden Eltern dem jetzt ausgestorbenen althusumschen Patriziate an, woraus Jahrhunderte hindurch die bedeutenden Kaufherrn, die Sindici und Bürgermeister der guten Stadt hervorgiengen. Da der männliche Familienzweig der Woldsen in der Hauptlinie ausgestorben, so bin ich wie auch meine Jungens „Woldsen Storm“ getauft, um den Namen zu erhalten. Daneben habe ich, wie alle Erstgeborenen in der väterlichen Familie, noch den „Hans“ vor dem „Theodor“, welcher letztere, bei dem ich genannt werde, lediglich seiner Zierlichkeit wegen aus dem Kalender herausgesucht sein soll. In Westermühlen waren wir beiläufig mitunter sechs und sieben Hänse (Storm) beisammen und es gehörte Uebung dazu, um nicht in Confusion zu gerathen.

3. December.

Endlich habe ich auch einmal wieder ein Exemplar Ihrer Gedichte in Händen, die jetzt glücklich in den hiesigen Buchhandlungen angelangt sind. Ich habe verschiedentlich daraus vorgelesen: vor einem kleinen auserlesenen Kreise glückte es mir neulich außerordentlich; und als die Empfänglichkeit der Hörer mit jedem Stücke stieg, schien ich mir zuletzt selber derart zu lesen, daß ich mir lebhaft den Dichter selber unter meinem Publicum wünschte. Ich las 2. Aufl. S. 73. 74. 186. 30. 61. (ich glaube mich zu erinnern, daß in der ersten Auflage das Gedicht nur aus den beiden Absätzen „Wie süß der Nachtwind ꝛc.“ und „Wie ein Gewebe zuckte“ besteht. Ich würde dieß vorziehen, denn diesen wunderbaren Versen, worin der Dichter uns die Urform der Dinge zu offenbaren scheint, sind die andern Theile des Gedichts nicht ebenbürtig und — die ersteren bilden ohnehin ein geschlossenes Ganze für sich.) 60. 138. 240. 69. 53. 169. 266. 247. Die „Schweinsfüß’“, den „Rettich“, — und mein Publicum blieb immer voll frischen Interesses; „An einen Klavierspieler“, das sich besondern Beifall gewann, wurde von einem gegenwärtigen desgleichen und zwar selten vortrefflichen Künstler durch die Vogel-Etüde von Henselt belohnt, auf die mir ganz besonders der letzte Vers zu passen schien. Kennen Sie sie nicht, so lassen Sie sich sie womöglich einmal spielen, ich habe in dem Genre fast nichts Reizenderes gehört;

es klingt wirklich als gienge es auf goldnen Saiten. In der literaria las ich neulich auch eine series Ihrer Gedichte und vor Allem schien „Der Sehrmann" und „O Fluß mein Fluß" anzusprechen; aber ich las nicht so gut; ich war meines Publicums von vorn herein nicht so gewiß; es fehlten die Frauen und die Jungen. Von auf Frau Gretchen bezüglichen Sachen hat mir und Constanze am besten „An Elise" gefallen; die „schwarzen Augen" S. 232 haben wir uns wohl gemerkt.

Der Schluß meines „grünen Blattes", um noch einmal darauf zurückzukommen, ist mir neulich beim Wiederdurchlesen allerdings selbst bedenklich vorgekommen, d. h. nicht der allerletzte Schluß, der eigentlich nur dem Rahmen des kleinen Bildes angehört, sondern der, welcher den Abschied im Walde schildert. — Mir ist aber, seit ich in der Fremde bin, als sei das rechte warme Productionsvermögen in mir zerstört. Vielleicht wenn ich erst wieder festern Boden fasse.

Potsdam, den 5. August 1855.

Auf diesem alten und, wie ich jetzt sehe, sehr kindlich geschriebenen Fragment fahre ich fort.

Verehrter Freund! Wenn ich an meinen letzten Brief denke, der mit unsern Typbildern hoffentlich in Ihren Händen ist, so fallen mir allerlei Dummheiten ein, die darin stehen, und deren jede für sich schon Ihre Antwort zurückgehalten haben kann. Nun aber liegt folgender casus vor! Meine Eltern, die eine Zeitlang bei mir zum Besuch gewesen, reisen von hier nach Heidelberg, und ich reise mit ihnen.

Hätten Sie etwa, Sie und die Ihrigen einen halben Tag für mich übrig, wenn ich von dort einen Abstecher nach Stuttgart machte?

Ich schreibe dieß nicht ohne einiges Zagen, und fürchte schon, Sie werden auf einer Ferienreise oder es werde sonst ein Hinderniß sein, das mir diese große Freude vereitle. Bin ich doch während des 14tägigen Besuchs meiner Eltern hier bis auf die ersten Tage beständig bettlägerig gewesen, und stehe jetzt erst auf, da sie weiterziehen. Ich werde mich noch einige Tage erholen und dann Mittwoch ihnen nachreisen. Fürchten Sie deßungeachtet nicht, einen kränklichen Mann zu begrüßen. Ich bin nur dieß eingesperrte Leben in wenig heißen Zimmern nicht gewohnt, da kommt denn Rheuma und Nervenabspannung mitunter zum Aeußersten. Hoffentlich werde ich noch diesen Herbst (vielleicht in Prenzlau) als Kreisrichter eine feste Stellung bekommen, dann werde ich auch in dieser Beziehung mich besser vorsehen.

In Heidelberg denke ich Freitag 10. August, vielleicht schon Donnerstag einzutreffen, Sonnabend, Sonntag oder Montag, spätestens Dienstag würden dann die Tage sein, aus denen einer für die Stuttgarter Tour zu wählen wäre. Dürfte ich Sie nun bitten, mir („Assessor Th. Storm aus Potsdam") poste restante nach Heidelberg eine kurze Nachricht zu schreiben, ob ich Sie, verehrtester lieber Mann, diese Tage daheim treffen werde, und etwa an welchem Tage am liebsten? und zwar so, daß ich den Brief sogleich bei meiner Ankunft in H. schon vorfände, wo ich Ihnen dann umgehend ein Bestimmtes melden würde.

Meine Frau leider „muß ferne sein, muß ferne sein!" Vor etwa acht Wochen hat der Storch uns wieder einbescheert, und zwar endlich eine Lisbeth. Mutter und Kind sind wohl; die erstere grüßt herzlich und wird mich mit sehnsüchtigen Augen begleiten.

Und jetzt — möge mein Brief Sie alle wohl antreffen und möge er nicht unwillkommen sein. Herzlich Ihr

Th. Storm.

NB. Wenn Sie einen „Groth Quickborn" zur Stelle hätten, so läse ich Ihnen gern ein oder andres Stück.

8. Mörike an Storm.

[Stuttgart, August 1855.]

Welche liebliche Aussicht, mein theurer Freund, Sie in Person hier bei uns zu haben! Meine Freude darüber war so groß, daß das böse Gewissen, das Fünkchen von Schrecken (der entsetzlichen Briefschuld wegen) augenblicklich darin erlosch und untergieng. Sonnabend, Sonntag, Montag, Dienstag, ein jeglicher Tag, wo es taget und nachtet, ist gut, wenn er Sie herbringt. Eine kurze Anzeige desselben wäre wohl recht, damit wir jeder möglichen Störung und bösen Zufällen vorbeugen. Ich werde zur gesetzten Viertelstunde (wenn Sie mir diese auch vielleicht bemerken könnten) im Wartesaal des hiesigen Bahnhofes sein[1]) und meinen Mann aus den tausend Gesichtern, nach dem über meinem Sopha hängenden Signalement, auf den ersten Blick erkennen. Jenes Profil aber finde ich nicht — das ist leidig! Wir wollen es zusammen recht lebendig unter seinem Glase werden lassen. Ich kenne Sie nun beinahe allesammt von den Enkeln hinauf bis zu den Großeltern. Es ist herrlich, was Sie uns da neuestens wieder erzählen! — Von den Gründen meines non scripsisse, die eigentlich ganz unergründlich sind, hier weiter nichts, als daß mir wohl die Fülle und Güte Ihrer Gaben selbst das erste Hinderniß gewesen. Ich habe außer mir und den Meinen noch ein paar gute Seelen damit erquickt, ja recht damit geprangt — und dennoch blieb Dank und Erwiderung — in Hoffnung auf, ich weiß nicht was, immer verschoben. Jetzt wissen wir's zwar. Also: tausend Willkommen! Auch von Gretchen und Clara

Empfehlen Sie mich Ihren Eltern innig und ehrerbietig.

Mittwoch. Ihr treuer Mörike.

9. Storm an Mörike.

Heidelberg, Gasthof zum Ritter. August 1855, Sonntag Abend.

Erst heute Mittag sind wir hier angekommen, und der schriftliche Empfang, den ich von Ihnen vorfand, hat mir Heidelberg so schön wie möglich gemacht. Ich denke nun — und hoffentlich ist auch Ihrerseits dabei nichts im Wege — am Mittwoch Morgen 7 Uhr 20 Min. von hier zu fahren, und dann 11 U. 5 M. in Stuttgart einzutreffen; meine Eltern werden dann Donnerstag nachkommen, so daß mir denn mindestens für den ganzen Mittwoch von 11 U. ein ungestörtes Beisammensein mit Ihnen und den Ihrigen vergönnt ist. — Mein süßes geliebtes Profil ist in dieser Zeit ein wenig bleich und schmal geworden; sie hat ihr kleines Mädchen nicht umsonst. Wie gerne brächte ich sie Ihnen einmal und wie gern ließe sie sich bringen! Ihr Briefschweigen sei Ihnen ganz verziehen; ich werde mich aber künftig nicht wieder dadurch bange machen lassen. Und jetzt leben Sie wohl für heute, grüßen Sie Ihre Frauen und gehen Sie gut mit mir und meiner Dummheit um, wenn ich mich am Mittwoch wirklich in Ihre Hände liefere. Ob Sie mich wohl finden werden? Die Sonne hat mir gestern eine rothe Nase gemacht, die mir übel zu Gesichte steht; nöthigenfalls möge dieß „besondere Kennzeichen" Ihnen zu Hülfe kommen.

Meine Eltern erwidern Ihren freundlichen Gruß.

Wie immer Ihr Th. Storm.

10. Storm an Mörike.

Potsdam, Waisenstr. 68. 27. August 1855.

Seit dem 22. d. M. bin ich denn wieder bei den Meinigen, und habe mich schon fast gänzlich arm erzählt. Constanze hat in Dank und Demuth ihr Diplom empfangen, der kleinen Lisbeth sind die Schühlein mit einem Gruß von Fanny[2]) auf

---

[1]) Storm, Meine Erinnerungen S. 159.

[2]) Mörike's älteste Tochter; vergl. Storm, Meine Erinnerungen S. 172.

die Wiege gelegt; — mögen die jungen Damen sich einmal freundlich im Leben begegnen!

Die letzten Reisetage ließen mir Muße in Gedanken noch recht bei Ihnen und in Ihrem Kreise zu sein; es war Alles, wie ich es mir gedacht, nur in kleinen Zügen hie und da ein Andres. Ihre Schriften erscheinen mir nun als ein ganz natürlicher und nothwendiger Ausfluß Ihres Wesens; die sanft auftretende Freundlichkeit Ihrer Frau, die doch nicht ohne Schelmerei scheint, das ruhige, in sich geschlossene Wesen Ihrer Schwester Clara, das ich mir nur äußerlich ein wenig mehr hervortretend gedacht hatte — mir ist, als hätte ich Alles, selbst die kleine Fanny, schon vorher aus Ihren Schriften gekannt. Der kurze Tag wird, so lang ich lebe, zu meinen theuersten Erinnerungen gehören; nur wünschte ich dennoch, wir hätten einmal so recht selbander beim Mergentheimer, der mir übrigens — sub rosa! — eine leichte körperliche Buße auferlegt hat, gesessen; doch — Sie, lieber verehrter Mann, Sie kommen noch zu mir, und sitzen auch einmal in meiner Familie, Sie haben ja über Ihre Zeit so ziemlich zu disponiren. Auf Ihrer großen Reise nach dem Norden machen Sie Halt bei uns, wir richten Ihnen ein Zimmerchen ein; Sie arbeiten sogar poetice, Abends am Theetisch; Sie glauben nicht, wie lieb Constanze ist. So eine Veränderung würde Ihnen körperlich wohl thun, und unter diesem Titel auch Frau Grethchen nichts dawider haben, Sie eine Zeit zu missen. Glaubt mein alter thörichter Vater doch sogar, Sie könnten ihn in Husum besuchen. So übel wär's beiläufig nicht; da könnten Sie Land und Leute kennen lernen, und im Uebrigen ist gut Quartier in meiner Eltern Hause. Ueberlegen Sie's einmal auf nächsten Sommer! Es ließe sich trefflich verbinden; von meinem Wohnort — annoch X — reisten wir beide dann zusammen an die Nordsee. Ich werde — wenn wir allerseits leben — rechtzeitig wieder anfragen.

Kerner hab ich leider nicht gesehen; wir kamen erst ½9 im Dunkeln nach Heilbronn, so spät konnte ich doch den alten Herrn nicht überfallen. Die Neckarfahrt wurde etwas durch einen kalten Wind beeinträchtigt; besser gelang die Rheinfahrt von Mainz nach Cöln. In Bingen waren wir Nacht; es war gerade das vom „Seligen" beschriebene Rochusfest; doch hab ich nichts davon gesehn als einige Bettelmönche auf dem Dampfschiff und einige bezopfte Kellner im Hotel. Aber am andern Morgen sah ich den alten Strom in solchem grünen Dufte, daß mir mit einem Mal seine ganze Poesie lebendig wurde, — ich hörte die Lurleilieder; Brentano's Märchen fuhren singend den Strom hernieder. Leider war unser Reisen nur zu sehr ein bloßes Besehen. Diese Eile saß mir auch bei Ihnen wie eine heimliche Unruhe im Herzen. — — —

Das beifolgende Exemplar der Gedichte bitte ich in Hartlaubs[1]) Hände gelangen zu lassen mit der Bitte um freundliche Annahme. Zugleich bitte ich, ihm als Beitrag zu unserem Gespräche über vaterländische Poesie mitzutheilen, daß mir gestern von einem Herrn von —, gewaltigem Anti-48er, die Erklärung wurde, vaterländische Poesie sei, wenn z. B. ein Preuße Kriegslieder für die Preußische Armee schreibe. Kann man nun so etwas schön Dummes passiren lassen, ohne es zu „spießen"? Man braucht selber gar nichts hinzuzuthun.

„Ich meine in dieser Weise:
Wenn Einer z. B. ein Preuße
Kriegslieder schrieb' für die Preußsche Armee."

Mit meinem beifolgenden Büchlein hab ich mich nicht ohne Grund an die frauliche Milde gewandt. Mir ist, als hätte ich die „Angelica" nicht sollen drucken, sondern als Studie ruhig im Pult liegen lassen. Mir ist nicht ganz wohl, nun sie draußen in der Welt ist. Ich werde mir aber für ein etwanig ander Mal dieß Gefühl

[1]) Pfarrer Wilhelm Hartlaub, gest. 1885. Vergl. Deutsche Rundschau, 1884, Bd. XLI, S. 275 ff.: „Von Eduard Mörike".

der Unbehaglichkeit zu ersparen wissen. Das „grüne Blatt" ist wesentlich nach Ihrem Rathe, doch leider etwas invita Minerva überarbeitet; an Fülle hat es jedenfalls etwas gewonnen.

So eben heißt unser Arzt uns Präservativmittel gegen die Cholera im Hause zu halten, die hier einzeln aber immer sofort tödtlich aufgetreten ist. Es ist ein eignes Gefühl sich mit seiner Familie diesem ungeheuern Zufall preisgegeben zu wissen. Ich lebte noch niemals, wo diese Krankheit war.

7. October.

Der Brief ist unverantwortlich liegen geblieben, weil ich noch immer keine grünen Blätter vom Verleger erhalten habe, von denen eines ihn doch begleiten sollte. Aber morgen müssen sie kommen. — Ich habe, seit ich das Letzte schrieb, mich gar oft gefragt: weßhalb bist du nach Preußen, weßhalb nicht nach Schwaben gekommen? Ich habe Vischer's Aufsatz „Strauß und die Wirtemberger" gelesen, worin er die Süddeutschen und Norddeutschen (er meint freilich eigentlich die Berliner) einander gegenübergestellt, und mich durchweg den Ersteren viel verwandter gefühlt als seinen Norddeutschen, unter denen ich seit Jahr und Tag nun lebe. Mein Vater schrieb mir sogar neulich in ganz ernsthaftem Ton, er habe daran gedacht, sich am Neckar anzukaufen; die Heimath sei ihm doch verleidet. Daraus wird nun freilich nichts, und er würde die Heimath auch in ihrer jetzigen traurigen Gestalt nur schwer entbehren können. Die Reise ist den Eltern übrigens gut bekommen, obgleich meinem guten Vater seine wirklich massenhafte Arbeit anfänglich etwas sauer geworden ist. — Es war doch schön, daß Sie auch noch meine Eltern kennen lernten! Mir ist, als hätte ich mich dadurch erst recht Ihrer persönlichen Theilnahme versichert.

Vor einigen Tagen war ich in Berlin. Eggers und Lübke (Kunstmensch und vortrefflicher Klavierspieler) hatten Ihren „Mozart" gelesen, und waren ganz entzückt davon. An die poetische Uebersetzung der über Ihrem Sopha hängenden Landschaft hab ich auch mitunter gedacht[1]). Mit dem Vordergrunde käm ich in meiner Weise vielleicht zurecht; aber hinten! — ich weiß nicht, wie sich das Mondlicht mit den Bergen verträgt. Ja, wenn's das Meer wäre! z. B. Ich will Ihnen Eins dergleichen aus der demnächstigen zweiten Auflage der Gedichte ausplaudern[2]).

Die beiden ersten Zeilen der 4ten Strophe sind mir eigentlich noch nicht tief und individuell genug gefaßt, obgleich der Sache nach richtig. Es kommt nemlich darauf an, das Geräusch des Windes von dem des Meeres zu trennen. Wie oft, wenn ich an stillen Herbstabenden aus meiner Hofthür und in meinen Garten trat, hörte ich in der Ferne das Kochen des Meers. Und wie liebte ich das! schon damals; und wie erst jetzt!

13. October.

Gestern erst ist das „grüne Blatt" gekommen; so pack ich denn für dießmal zusammen, und danke noch einmal herzlich, und Constanze mit mir, für die guten Stunden, die mir bei Ihnen und den Ihrigen geworden sind.

Ihr Th. Storm.

11. Storm an Mörike.

Potsdam, Waisenstr. 68. 2. December 1855.

Beifolgend, verehrter Freund, kommt nun die neue Auflage der Gedichte und bittet um ein Plätzchen auf Ihrem Repositorio. Viel Neues wird für Sie nicht darin sein: aber es ist nun doch Alles hübsch beisammen. Hinzugekommen sind S. 6. 7. 29. 34. 57. 72. 73. 83. n. 2. 88. 100. 103. 111. 113. 116. und von ältern

---

1) Storm, Meine Erinnerungen S. 161.

2) Beigelegt ist „Am Strande bei Husum", Gedichte S. 10; zu Strophe 1 gibt Storm folgende Erläuterung: „Watten" nennt man das schlammige Vorland, das von der Fluth bedeckt und bei der Ebbe bloß gelegt wird.

Sachen 154. 165. 183. außerdem die Zueignung. Das Gedicht S. 29. hat eine eigene Geschichte. Als ich vor reichlich 2 Jahren zum ersten mal einer Sitzung der Berliner Künstler- und Poetengesellschaft, des sogenannten Tunnels, beiwohnte, wurde das abschriftlich beiliegende (es ist nicht gedruckt) Gedicht Kuglers vorgelesen und darauf besprochen. Mir gefiel es nicht, namentlich weil mir der so sehr im Stoffe liegende Conflict von Sitte und Leidenschaft ganz außer Acht gelassen schien. Ich äußerte dieß leise gegen Eggers, der hinter mir saß; da ich mich aber hier des Weitern nicht auslassen konnte, so vermaß ich mich kurzweg — denn in demselben Augenblick standen schon die ersten Verse meines Gedichtes mir vor Augen — eine Kritik in Beispiel zu liefern. So entstand das Gedicht; es ist später im Tunnel in meiner Abwesenheit vorgelesen worden und Eggers sagt mir, er habe Himmel und Hölle nie so dicht beisammen gesehen; Kugler war nicht damit einverstanden. Der Stoff ist überhaupt wohl kaum berechtigt; unsre Sitte sträubt sich so dagegen, daß es vielleicht unmöglich ist, das Interesse des Lesers für die Schwester zu gewinnen; auch ist der Schluß sehr heidnisch und ganz innerhalb der Leidenschaft. Ich war daher lange zweifelhaft, ob es aufzunehmen sei. Was meinen Sie davon? Tiefe und Innerlichkeit wird man wenigstens der Behandlung lassen müssen.

Und nun noch ein Allgemeines. Sie sagten mir bei meiner Anwesenheit in Stuttgart, es habe Sie Wunder genommen, in meinen kleinen Sachen in Prosa keine Spur des Schmerzes über das Schicksal meiner Heimath zu finden. Wir kamen damals nicht dazu uns hierüber näher auszusprechen; die Antwort aber ist die: Sobald ich recht bewegt werde, bedarf ich der gebundnen Form. Daher ging von allem, was an Leidenschaftlichem und Herbem, an Charakter und Humor in mir ist, die Spur meist nur in die Gedichte hinein. In der Prosa ruhte ich mich aus von den Erregungen des Tages; dort suchte ich grüne stille Sommereinsamkeit.

Möge Ihnen denn nun auch diese zweite Auflage lieb sein, wie Sie die Erste freundlich bei sich aufgenommen haben. Könnten Sie irgend ein Wort über dieselbe im „Morgenblatt" veranlassen, so würde mir das sehr lieb sein; ich möchte wohl in dem schönen Schwaben als Lyriker ein wenig bekannt werden. Doch sollen Sie sich deshalb in keiner Weise incommodiren; es kommt mir jetzt fast vor, als nehme das „Morgenblatt" dergleichen nicht auf.

Das Märchen, oder, wie es jetzt überschrieben ist, „Hinzelmeier. Eine nachdenkliche Geschichte", habe ich jetzt — es ist zuerst 1850 geschrieben — umgearbeitet, und zweifle ich nicht daran, daß es Ihnen besser gefallen wird, als die „Angelica", von der beiläufig ein Kritikus in der Spenerschen Zeitung behauptet, sie sei „so geziert geschrieben und überall auf den äußerlichsten Effect berechnet, daß der Mangel an Originalität dadurch grell zu Tage trete".

Meine persönlichen Angelegenheiten anlangend, so bin ich noch immer in Erwartung einer festen Anstellung, was grade nicht zur Behaglichkeit des häuslichen Lebens beiträgt. Im Uebrigen sind wir leidlich gesund. Lisbeth mit ihrem klaren Gesichtlein scheint mir ihrer Mutter ähnlich zu werden, womit ich denn wohl zufrieden bin; ich habe sie oft bei mir im Sopha sitzen, wenn ich schreibe; Sie wissen, ich bin ein passionirter Vater. Darum lassen Sie mich auch in Ihrem nächsten Briefe ein gründliches Wort von Fanny hören, und namentlich auch die Versicherung, daß Sie sie durchaus nicht aufregen. Hören Sie, Frau Grethchen, sorgen Sie dafür! ich fange an, das bei meinem Hans jetzt zu bereuen. Das Lesen lernen greift ihn so an, körperlich, daß er oft dabei unwohl und dann total dumm wird, während der Riesenjunge Ernst durch dick und dünn liest und schreibt, und dabei mit funkelnden Augen ausruft: „Das is ja nur Spaß!" Der dritte, Karl, ist auch nur ein zartes Gewächs, aber ein kleiner kluger Plauderer. Nun möcht ich für meine drei Jungens das Märchen von Hansel und Grethel dramatisiren, und mit einem wirklichen Pfefferkuchenhäusel am Weihnachtabend zur Aufführung bringen, — wenn sich bis dahin nur noch die harmlose Stimmung finden will.

Von meinen Eltern sind gute Nachrichten da; meine Mutter ist seit einiger Zeit in Kiel, wo sie meinen jüngsten Bruder Aemil, der dort Medicin studirt, einen prächtigen Jungen, in einem jetzt glücklich überstandenen gastrischen Fieber gepflegt hat.

Gestern Abend las ich in einer kleinen Gesellschaft Ihre „häusliche Scene"; ich hatte grade die rechte Stimmung dafür; und „Sehr fein!" riefen wir ein über's andere Mal. Aber so geht's; früher, ich schrieb es Ihnen, gefiel sie mir nach dem „Thurmhahn" nicht so recht. Jedes Ding will eben seine eigne Stunde haben.

Und nun leben Sie wohl für dießmal, und haben Sie einen frohen Weihnachten mit ihren beiden lieben Frauensleuten und ihrer kleinen Fanny. Constanze grüßt Sie alle herzlich!

Und, liebster Mörike, wann reisen wir nach Husum?

Ihr Theodor St.

12. Storm an Mörike.

Potsdam, Kreuzstr. 15. 3. Juni 1856.

Dieß Mal, verehrter Freund, werden Sie aber ohne Antwort nicht loskommen; die sämmtlichen Argonauten bitten freundlich darum. Die Sache ist die —.

Der Buchhändler Trewendt in Breslau will eine Art Jahrbuch für Kunst und Poesie herausgeben (pro notitia: die Sache ist noch Buchhändlergeheimniß), das mit dem Düsseldorfer Künstleralbum concurriren, womöglich aber etwas bessern Inhalt bieten soll, und hat die Redaction des Textes (der auf 6 Bogen berechnet ist) den Dichtern der „Argo", die der (24) Bilder, von denen nach Belieben einige zum Text gezeichnet sein können, einer Anzahl Berliner Maler Riefstahl, Burger, Arnold, Wiesnewsky, Hosemann, Menzel ꝛc. anvertraut. In einer neulich abgehaltenen Versammlung wurde einstimmig beschlossen, Mörike, Geibel und Viktor Scheffel („Ekkehardt." „Trompeter von Säckingen") freundlichst zu ersuchen, unserm Kreise beizutreten.

In diesem Auftrage komme ich denn heute zu Ihnen und bitte, uns nicht zu verschmähen und Ihre milden Beiträge diesenfalls wo möglich, namentlich wenn ein Bild dazu sollte, umgehend, spätestens aber in 4 Wochen an mich einzusenden. Auch Prosa würde Ihnen bis zum Raum von 1 Bogen gestattet sein. Das Honorar ist 16—20 Th. pro Bogen; ich werden Ihnen natürlich den höchsten Satz veranlassen.

Aber nun keinen Korb! Etwas bitte ich mir jedenfalls aus; zumal es vielleicht der einzige Dienst ist, den ich der Sache leisten kann. Meine Taschen sind augenblicklich gänzlich leer; ich habe die letzte Zeit nur im Preuß. Landrecht gelebt.

Ihr „Mozart", für den ich Ihnen nachträglich Dank sage, hat hier bei Alt und Jung, Mann und Weib den außerordentlichsten Beifall errungen. Das Buch hat zu meiner Freude einmal rasch und glücklich durchgeschlagen. „Es ist," schreibt mir Kugler, dem ich es zum Geburtstag schickte, „eine überaus meisterhafte Arbeit, die mich aufs Tiefste innerlich angeregt und mir ungemein wohlgethan hat."

Wie gern hätte ich Ihnen meinen „Hinzelmeier, eine nachdenkliche Geschichte" geschickt; aber das Buch soll sofort mit L. Richterschen Illustrationen heraus, und der liebenswürdige Meister leidet an den Augen; wodurch denn das Erscheinen zur Zeit behindert ist. Es wird Ihnen, wenn auch nicht ganz, so doch im Ganzen besser gefallen, als mein Letztes. Kuglers treffliche Verurtheilung der „Angelika" theile ich Ihnen ein nächstes Mal mit.

Meine Person anlangend, so bin ich gegenwärtig Strohwittwer; seit über 14 Tagen schon sind Frau und Kinder zu den Schwiegereltern nach Segeberg gereist; von dort geht es dann nach einigen Wochen zu meinen Eltern nach Husum. Ich bin vorläufig mit der Köchin Rese geblieben; werde aber, da mein Arzt mir wegen Augenschwäche zweimonatliche Ruhe und Kissingen anbefohlen, am Montag (9. Juni) nachfolgen, und wird mich Ihre Antwort unter der Adresse: „H. Justizrath Esmarch in Segeberg, Herzogth. Holstein" treffen.

Meine definitive Anstellung ist aus Gründen des althergebrachten Schlendrians noch immer nicht erfolgt, und so leben wir denn noch immer auf provisorischem Fuß im vollsten Gefühl der Heimathlosigkeit. Doch hoffe ich, daß die Sache bis zum Herbst in Ordnung kommt. Sonst haben Frau und Kinder sich wohl befunden; meine Jungens haben sogar etwas gelernt, so daß ich jedem von ihnen einen wirklichen Schreibebrief habe schicken können; Hans soll auch schon die Antwort selbständigst angefertigt, und verlackt und dann vergessen haben.

Ihrer kleinen Fanny geht es hoffentlich eben so gut wie unsrer — kleinen kann ich von der großen Dirne kaum sagen — Liesbeth. Die Frauen sind doch bezaubernde Geschöpfe und zwar sofort, sobald sie auf die Welt kommen!

Und jetzt für heute leben Sie wohl! Die Schrift verschwimmt mir vor den Augen. Grüßen Sie die Ihrigen, Frau und Schwester, herzlich von

Ihrem Theodor Storm.

NB. Wie steht es mit der poetischen Reproduction Ihres Landschaftsbildes?

13. Storm an Mörike.

Heiligenstadt auf dem Eichsfelde. 3. Februar 1859.

Nein, mein verehrter lieber Freund und Meister, heute kann ich Ihnen denn doch ein paar Zeilen von mir nicht ersparen.

Ich muß ein wenig ausholen! — Im Herbst sind es zwei Jahre her, daß ich hier der Kreisrichterei obliege. Lange lebte ich hier nur meiner Familie und in großer Einsamkeit; ich hatte Niemanden, der an mir und an dem ich einen herzlichen Antheil genommen. Da führte ein günstiges Geschick einen Sohn des commandirenden Preuß. Generals v. W . . . . . als Landrath des Kreises hieher, einen Mann von umfassender Bildung und jugendlicher Begeisterung für das Schöne, dabei von einer Amtstüchtigkeit, die ihn sicher noch einmal zu einer bedeutenden Stellung im Staate führen wird.

Wir beide und unsre Familien stehen in fast täglichem vertraulichsten Verkehr; wir verleben die heitersten anregendsten Abende miteinander. Natürlich wurden auch Ihre Dichtungen besprochen. Er kannte und besaß Ihre Gedichte; „Früh, wenn die Hähne kräh'n!" war auch ihm als eine Perle haften geblieben. Ich gab ihm den „Nolten", den er noch nicht kannte. Er las und las, und konnte kein Verhältniß zu dem Buche finden; er fing an zu demonstriren, ich fing an zu demonstriren; die Tiefe der poetischen Anschauung und Empfindung ging an ihm verloren, weil er sich die Composition des Ganzen nicht reimen konnte — wie ihm denn überhaupt die Gedankenpoesie am nächsten steht — o wir wurden sehr wild; kommen im Menschenleben doch Momente, wo man am liebsten mit der Faust demonstriren möchte; und die Frauen nahmen auch Partei. Schließlich, wir blieben vor einander stehen, wie ja und nein.

Da gab ich ihm heut Vormittag den „Mozart", und heut Nachmittag, da ich mit Constanze und den Kindern — es sind ihrer immer nur noch die 3 Jungens und die Lisbeth — beim Thee sitze, erhalte ich inliegenden Brief mit einem Begleitschreiben, das da beginnt: „Da hast du deinen verrückten Freund, weiß selbst nicht was ich geschrieben; bin ganz toll, habe geheult, habe — Himmel tausend Donnerwetter, will denn der Paroxismus nicht wieder fort! Hätte ich die verfluchten — (das alte Actenübel nemlich) — nicht, ich kaufte mir Einen!" und ferner: „Also du entscheide, und bewahre mich vor einer Dummheit oder Lächerlichkeit!"

Ich meinerseits, dieser gründlichen Belehrung froh, gebe diese Briefe sofort zur Post, und versichere nur noch, daß mein Freund ein Mensch von dem vortrefflichsten Herzen ist. Lassen Sie sich daher seine Freude und Liebe gefallen.

Wollen Sie noch etwas von mir und den Meinigen wissen? Wir sind alle leidlich wohl; aber die saftige Quelle der Jugend beginnt allgemach mir zu versiegen. Leider schreibe ich nicht mehr. Dennoch werden Sie diesen Herbst ein neues Buch

von mir erhalten mit 4 kleinen Stücken in Prosa. Das erste „Auf dem Staatshof" (in der „Argo" pro 59 abgedruckt) ist so recht aus heimseliger Erinnerung erwachsen, und wird Ihnen, glaub' ich, mehr zusagen, als was Sie zuletzt von mir gesehen; außerdem wird das Büchlein enthalten: „Wenn die Aepfel reif sind" (in der „Argo" pro 57) und „Posthuma" und „Hävelmann" aus den Sommergeschichten.

Ihre Mittheilung des Hölderlinschen Liedes in dem Düsseldorfer Album erinnerte mich lebhaft an den Abend in Stuttgart, wo Sie mir es im Manuscript zeigten. — Wie gern säh ich Sie einmal wieder, Ihre Frau, Ihre Schwester und die kleine Fanny. Wenn Sie doch einmal kommen könnten! Jetzt, wo auch W..... da ist, dessen Haus und Garten frei im Angesicht der Berge liegt und der die reichste angenehmste Häuslichkeit hat, würde es Ihnen im Sommer schon eine Zeit lang hier gefallen.

Oder wollen Sie im August mit nach Husum an die Nordsee, nach den Friesischen Inseln? Ich reise dann zum ersten Mal von hier nach Haus zu meinen alten Eltern, die noch in gleicher Rüstigkeit stehen, wie Sie sie damals in Stuttgart kennen gelernt. Auch ihre Herzen sind noch so warm geblieben, wie sonst, und die Liebe aus der Heimath läßt mich im fremden Land nicht los. Noch zum letzten Weihnachten wurde uns von den Eltern ein Klavier geschenkt, was ich seit meiner Auswanderung entbehrt hatte. So ist die Hausmusik denn auch wieder da; wenn nur auch die Stimmen sich wieder herstellen ließen!

Die Schwester, die damals mit in Stuttgart war, ist leider seit Jahr und Tag im Irrenhaus; es war die letzte lebende Tochter, und meine Mutter hat dies Leid wohl nur dadurch überwunden, in etwas wenigstens, daß mein jüngster Bruder, ein liebenswürdiger Junge und verlobt mit einer ebenso liebenswürdigen Braut, einer Schwester meiner Frau, seit einem Jahr als schon vielbeschäftigter Arzt in Husum seßhaft ist, und so in der alten Heimath das Fortbestehen der Familie hoffen läßt.

Doch — da führ' ich Sie, meiner Gewohnheit gemäß schon wieder in die interna unsres Hauses. Aber — wir grüßen Sie Alle herzlich!

Ihr Theodor Storm.

41. Storm an Mörike.

Heiligenstadt, 23. November 1862.

Lieber schweigsamer Mann, angeschlossen erhalten Sie mein neuestes Buch, „Auf der Universität", vor das ich mir erlaubt habe Ihren Namen zu setzen. Mögen Sie es dieser Verbindung nicht völlig unwerth erachten!

Ich und die Meinigen leben und sind auch leidlich gesund; zu den drei Knaben und der Lisbeth ist vor zwei Jahren noch eine Lucie gekommen; ein Sechstes wird nach Neujahr erwartet. So wird das Päckchen immer ein wenig schwerer. Meine Eltern, die Sie damals in Stuttgart sahen, haben wir im vergangenen Sommer mit allen fünf Kindern in der Heimath besucht; sie sind eigentlich beide noch ohne die Beschwerden des Alters.

Könnte ich doch einmal wieder ein Wort, ein unmittelbares, über Sie und die Ihrigen erfahren! Indessen, reden oder schweigen Sie, ich bleibe unter allen Umständen in alter Liebe und Verehrung Ihr

Th. Storm.

15. Storm an Mörike.

Husum, 3. Juni 1865.

Mein verehrter Freund!

Nach langer Zeit komme ich wieder einmal zu Ihnen; dieß Mal aber als ein Mann, dessen Lebensglück zu Ende ist, und über dessen Zukunft die Worte stehen, die Dante über seine Hölle schrieb.

Aus der Zeitung haben Sie vielleicht erfahren, daß ich im Frühjahr v. J. zu einer ehrenvollen Stellung in die Heimath zurückberufen wurde. Seit März v. J. bin ich als Landvogt (d. h. Justizbeamter und Polizeimeister des Amtes — Landbezirks — Husum) constituirt und wohne wieder in der alten „grauen Stadt am Meer". Im Mai v. J. folgte mir meine Frau mit den sechs Kindern von Heiligenstadt hierher. So lebten wir denn wieder, wo wir einst gelebt, mit den beiden noch rüstigen Eltern und einem jungen so ganz zu uns gehörigen Geschwisterpaar, meinem jüngsten Bruder, einem vielbeschäftigten Arzte, und seiner Frau, einer jüngern Schwester der meinigen; vor einigen Wochen bezogen sie ein Haus neben uns, so daß wir durch die Zaunlücken unsrer Gärten zu einander kommen konnten. Wie in Heiligenstadt hatte ich schon einen großen Gesangverein begründet, in dem auch die beiden lieben Frauen mitsangen. — Aber es sollte nicht so bleiben; die eine ist von uns gegangen; meine Constanze. Nachdem sie am 4. Mai d. J. unser siebentes Kind, eine Tochter, geboren, ist sie am 20. deß. Ms. nach schwerem Kampfe, zuletzt doch sanft, an dem überall jetzt epidemisch auftretenden Kindbettfieber gestorben. Nachdem ich mit Freundeshülfe sie, wie wir es uns in gesunden Tagen versprochen, selbst in ihren Sarg gelegt, wurde sie in der Frühe eines köstlichen Maimorgens von den Mitgliedern meines Gesangvereins nach unserer Familiengruft getragen; als die neugierige Stadt erwachte, hatte ich schon all mein Glück begraben. — Sie wissen ja, daß ich Ihren glücklichen Glauben nicht zu theilen vermag; Einsamkeit und das quälende Räthsel des Todes sind die beiden furchtbaren Dinge, mit denen ich jetzt den stillen unablässigen Kampf aufgenommen habe. Gleichwohl bin ich nicht der Mann, der leicht zu brechen ist; ich werde keines der geistigen Interessen, die mich bis jetzt begleitet haben und die zur Erhaltung meines Lebens gehören, fallen lassen; denn vor mir — wie es in einem Gedichte heißt — liegt Arbeit, Arbeit, Arbeit! Und sie soll, so weit meine Kraft reicht, gethan werden.

Nun aber kommen meine Kinder und ich bei Ihnen betteln. Sie besitzen ein Bild unserer geliebten Todten, das am genauesten ihre äußere Erscheinung wiedergiebt, wenn auch jener Ausdruck süßester, holdester Herzensgüte nicht darin lebendig geworden ist, der, wo sie immer gelebt hat, alle Menschen entzückte und ihr alle Herzen gewann. Wenn Sie das Bild noch besitzen, so geben Sie es uns zurück! Ich werde Photographieen davon machen lassen, und Ihnen davon eine, sowie später auch eine Photographie eines schönen en face aufgenommenen Kreidebildes schicken, an dem der Maler, mein Freund Ludwig Pietsch, der es in glücklicher Zeit gezeichnet hat, aber noch einen etwas fremden Zug um den Mund beseitigen muß. Wenn Sie die Güte haben, uns jenes Typbild zu schicken, so sind ihre Frauen wohl so freundlich es in ein sichres Kästchen fest einzulegen, denn ich zittere vor einer Verletzung dieses unersetzlichen Kleinods.

Wenn Sie mir dann vielleicht ein Wort dabei schreiben, werde ich dann auch über Sie, Ihre Frau, Ihre Schwester, und Ihre Kinder etwas hören? Meine Lisbeth soll, denke ich, im Laufe des Sommers als Gegengabe für Fanny und Schwesterchen im Bilde bei Ihnen erscheinen; zu Weihnachten hoffentlich auch ein Büchlein „drei Märchen" — „die Regentrude" — „Bulemanns Haus" — „der Spiegel des Cyprianus" — die ich alle noch unter den Augen der geliebtesten Frau geschrieben habe.

Mit herzlichem Gruß an Sie und die Ihrigen

Theodor Storm.

Wie haben meine Frau und ich uns noch in letzter Zeit wiederholt an Ihrem schönen Gedichte „Erinna an Sappho" entzückt! nicht ahnend, daß der Eine von uns so bald dem Andern in die nachtschaurige Kluft nachblicken sollte.

16. Mörike an Storm.

Stuttgart, d. 10. Juni 1865.

Verehrter theurer Freund!

Gleich bei den ersten Zeilen Ihres Briefes errieth ich Alles! — ein angstvoll voreilender Blick auf die folgende Seite bestätigte mir's. — Ich fing von Neuem an zu lesen und als ich fertig war, vermochte ich lange nicht, meine Leute zu rufen, um es ihnen zu sagen. Mein erster Eindruck war ein dumpfer Schreck, ein verworrener Schmerz, augenblicklich mit tausend bitteren Gedanken versetzt, die sich wider mich kehrten. Um die reine Empfindung der edelsten Trauer und deren Ausdruck Ihnen gegenüber sollte ich mich, so schien es, durch eine Reihe unbegreiflicher Versäumnisse ganz und gar selbst gebracht haben. Und doch kam es bald anders, es war etwas in mir, das mich auf Ihre Güte hoffen ließ, nachdem dieß redliche Bekenntniß abgelegt wäre. Bester Mann, ich kann für dießmal nicht viel weiter sagen, allein ich komme sicherlich in nächster Zeit wieder. Hier folgt das liebe Bild. Wie oft ist es die Jahre her von uns und Anderen beschaut und bewundert worden! Wir haben es zum Abschied noch Alle einmal lange angesehen und trösten uns auf den von Ihnen gütigst verheißenen Ersatz.

In Ihrem letzten Büchlein[1]) kommt die herrliche Beschreibung eines in Mittags-Einsamkeit von Bienen umsummten blühenden Bäumchens. Diese Schilderung (mit der ich schon manchem Freund einen vorläufigen Begriff der süßesten Reize Storm'scher Malerei gegeben habe) trat mir in diesen Tagen ungesucht auf einmal vor die Seele und ich wußte kein schöneres Bild für den stillen Verkehr Ihrer Gedanken mit der geliebten Frau im Nachgenuß alles dessen, was Sie an ihr hatten. Erhalten Sie sich Ihren männlichen Muth für das Leben, für Ihre ruhmvolle Thätigkeit nach mehr als Einer Seite.

Wir grüßen Sie und Ihre Lieben auf das Innigste; ich aber insbesondere bin mit unveränderlicher Verehrung und Anhänglichkeit der Ihrige.

E. M.

---

[1]) Auf der Universität.

Lord Shaftesbury.

(1801—1885.)

Von

Gustav Cohn (Göttingen).

XI.

Peel's wiederkehrende Absicht, Ashley's ihm unbequeme Thätigkeit durch ein Amt der Regierung lahm zu legen oder Graham's christlicher Wunsch, der Vater Shaftesbury möchte bald sterben, damit die Erhebung — Ashley macht zu dieser Bezeichnung ein Ausrufungszeichen — in das Haus der Lords den Widerstand Ashley's beseitige, den Graham in seiner Parlamentsrede mit der Empörung Jack Cade's verglichen: beides bezeichnet die Stellung des Ministeriums zu der Sache der Fabrikgesetzgebung auch zu Beginn der folgenden Session, zu Anfang des Jahres 1845. Ashley fand die Zeit nur zu einem kleineren Schritte günstig, welchen er auf Grund des Berichts über die Kinderarbeit in verschiedenen Gewerben vorschlug, um auf dasjenige Gebiet den Schutz des Gesetzes auszudehnen, welches im Umkreise jener Gewerbe das schutzbedürftigste war, das Kattundruckgewerbe. Am 18. Februar eingebracht, wurde Ashley's Bill, durch die Freihändler mehrfach verstümmelt, am 30. Juni 1845 Gesetz.

Andere Interessen, denen Ashley von jeher ergeben war, traten zeitweilig in den Vordergrund. Wir erwähnen sie hier nur, ohne näher darauf einzugehen. Insbesondere seine Theilnahme an den Angelegenheiten der englischen Kirche. Das bibelgläubige Christenthum, in dem er erzogen worden, blieb ihm von Anfang bis zu Ende die unverrückbare Form seiner innigen Frömmigkeit und Menschenliebe. Er äußert sich, wie wir wissen, schon früh einmal über den eminent praktischen Charakter des Christenthums. Daher denn auch der oft hervorbrechende Unwille über das Verhalten der englischen Geistlichkeit gegenüber dem arbeitenden Volke, ihre sklavische Abhängigkeit von den besitzenden Klassen[1]), über die Kälte der Bischöfe für seine Bestrebungen; daher die freudige Anerkennung jeder praktischen Gesinnung und Leistung im christlichen Geiste, auch wo die

[1]) Am 9. November 1844 schreibt er: „The ecclesiastics . . are timid, time-serving and great worshippers of wealth and power; I can scarcely remember an instance in which a clergyman has been found to maintain the cause of labourers in the face of pew-holders.“

orthodoxe Form fehlte, im Contraste zu dem häufig beobachteten Gegentheil. Indessen führte ihn diese Auffassung niemals dazu, an dem Bestande der englischen Staatskirche zu rütteln; vielmehr sah er in derselben einen wesentlichen Bestandtheil des englischen Staats, welchen er gegen alle Gefahren vertheidigte. Die romanisirenden Neigungen seines Jugendfreundes Dr. Pusey und der zahlreichen Anhängerschaft desselben bekämpft er aufs Leidenschaftlichste, wie er denn ein abgesagter Feind des Katholicismus ist und im Kölner Dom einmal bemerkt, so lange die Heiligen und die Madonnas darin seien, wäre derselbe wenig besser als ein heidnischer Tempel. Die Emancipation der Katholiken im Jahre 1829 war ihm antipathisch, obwohl er dafür stimmte. So sieht die Parlamentssession von 1845 ihn in der Minderheit, welche die Vorlage Peel's für staatliche Dotirung des katholischen Priesterseminars in Maynooth (Irland) bekämpft; in der That gehört zu dieser Minderheit die Hälfte der conservativen Partei, und diesmal tritt statt ihrer die liberale Opposition als Gefolgschaft des Ministeriums ein. Andererseits sind ihm die Bestrebungen für Ausbreitung des Protestantismus besonders ans Herz gewachsen: die Einrichtung des Bisthums in Jerusalem durch Zusammenwirken Englands mit Preußen ist wesentlich sein Werk. Eine Lieblingsidee, welche sich auch mit diesem Bisthum verknüpft, ist die — an biblische Prophezeiungen anknüpfende — Einkehr des „alten Volkes“ in den Schoß der protestantischen Kirche; eine Idee, in welcher bei Ashley sein Leben lang die ganze Innigkeit und Zartheit echt christlicher Empfindung sich zusammenfaßt, anders als die „realistischen“ Auffassungen von links und rechts, wie wir sie aus unseren Tagen kennen.

Ein anderer Gegenstand, der Ashley in Anspruch nahm, waren neue Maßregeln für die Verbesserung der Irrenanstalten, und es gelang ihm, zwei Gesetze in dieser Session zu Stande zu bringen. Auch von den damals hoch gehenden Wogen der Eisenbahnspeculation blieb er nicht verschont, indem er als Ausschußmitglied bei der Behandlung der zu Hunderten ans Parlament gelangenden Gesuche um Zulassung neuer Bahnunternehmungen mitarbeiten mußte.

Aber das wichtigste Ereigniß dieses Jahres war die Kartoffelkrankheit in Irland, als Anlaß zur Aufhebung der Kornzölle, zu welchen Peel sich jetzt gedrängt sah, nachdem er im Jahre 1841 das Ministerium übernommen hatte, um eben dieselben Kornzölle zu behaupten. Ashley hat auch bei dieser Angelegenheit die Lauterkeit seines Charakters und die ehrliche Wahrheitsliebe bekundet, die ihn eben weil er seinen eigenen Ueberzeugungen und keiner Partei folgte, der Feindschaft aller Parteien aussetzte. Er veröffentlichte im October einen Brief an seine Wählerschaft in der Grafschaft Dorset, in welcher er ohnehin seit Jahren durch seine Aeußerungen über die Lage der ländlichen Arbeiter Mißstimmung erregt hatte. Er setzte auseinander, warum er seine einstmalige Auffassung von der Nothwendigkeit der Kornzölle geändert habe. Der Brief ging durch alle Zeitungen und brachte die agrarischen Schutzzöllner gegen ihn auf; aber er forderte Uebergangsmaßregeln für die Abschaffung der Kornzölle, und das ärgerte wiederum die Freihändler. So stand er auch in dieser Frage zwischen zwei Feuern, und für die Einen war er wieder der Radicale, für die Andern der Aristokrat.

Nachdem am 27. Januar 1846 Peel im Parlament erklärt hatte, daß er ganz und gar zu dem Grundsatz des Freihandels bekehrt sei, trat jetzt an Ashley die Frage heran, ob er ferner sein Mandat behalten dürfe, da seine ländliche Wählerschaft der Aufhebung des Kornzolles entgegen war, jetzt aber die Sache zur Entscheidung kam und Ashley seiner Ueberzeugung gemäß für die Aufrechterhaltung der Kornzölle nicht stimmen konnte. Es war ein schwerer Schritt für ihn, denn er gab damit die große Sache aus der Hand, die er so viele Jahre fast allein auf der Tagesordnung gehalten hatte, und er wußte, daß die Lücke zu füllen nur wenige andere Kräfte da waren.

Der jüngere Pitt hatte einstmals, da er am 7. Mai 1783 einen Antrag auf Parlamentsreform begründete[1]), erklärt: „Meine Ansicht von der Volksvertretung ist, daß die Mitglieder, die einmal gewählt sind, die Vertreter des ganzen Volkes sind, sowohl derer, welche gar nicht gewählt haben oder gegen sie gestimmt haben, wie derer, welche sie gewählt haben." Er hatte gegen die neue atomistische Theorie der französischen Staatsphilosophie Verwahrung eingelegt und die Hoffnung ausgesprochen, Niemand werde jemals versuchen, sie in die Gesetze Englands einzuführen, und sie werde für alle Zeit in dem Gebiete abstracter Speculation verharren. Das war eine Auffassung, welche im schroffsten Gegensatze stand zu der mit dem neueren Verfassungsleben allenthalben hereinbrechenden Theorie der Interessenvertretung, die sich durch die einzelnen Wählerschaften hindurch in den gewählten Vertretungskörpern geltend machte. Es war eine Auffassung, welche die Höhe des Staatsgedankens und die ideale Bedeutung der öffentlichen Theilnahme vertrat gegenüber dem beschränkten Gesichtskreise des wirklichen Privatmenschen und Bürgers. Aber eben darum ist sie damals und heute hinausgegangen über die wirklichen Zustände. Die wirkliche Entwicklung hat die cynische Folgerichtigkeit des „mandat impératif" bisher meistens vermieden; aber in loseren Formen ist dem Wesen und der Gesinnung nach immer selbstverständlicher geworden, daß der gewählte Abgeordnete sich mit den Alltagsinstincten seiner Wählerschaft in freundschaftliches Einvernehmen zu setzen hat. Und es ist natürlich, daß die fortschreitende Ausbreitung des Wahlrechts diese Tendenz gefördert hat.

Ashley faßte sein Verhältniß zu den Wählern so auf, daß zwischen ihnen und ihm selber ein Einverständniß bestanden habe, ein Schutz für die Landwirthschaft müsse erhalten bleiben. Nun war er freilich zu der Ueberzeugung gekommen, dieser Schutz müsse aus materiellen und moralischen Gründen aufgegeben werden; aber er fühlte sich in seinem Gewissen an die Wählerschaft gebunden und fürchtete, die Grundlage seines Einflusses, der Ruf seines reinen Charakters werde Schaden leiden. Und mit dem Worte, das er besonders liebte und das ihm besonders wohl anstand, entschloß er sich — von seiner Gattin unterstützt — zur Niederlegung des Mandats: „Trachtet zum Ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, und alles solches wird euch von selber zufallen." Doch es war ein schwerer Kampf, der so endete. Davon zeugen die Worte seines Tage-

[1]) Speeches of the Right Honourable William Pitt in the House of Commons, 2. edition. London 1808. vol. I p. 47.

buches: „Ich will meinen Sitz aufgeben und damit alle meine theuren Pläne opfern; wofür ich hingegeben habe, was ein Mann im öffentlichen Leben irgend hoch hält; Alles, was ich begonnen und was ich geplant habe. Fast meine ganze Fähigkeit, etwas Gutes zu leisten, wird aufhören mit meiner Mitgliedschaft im Parlament."

XII.

Unterdessen schienen die Aussichten für die Zehnstundenbill gerade in dieser neuen Lage des Parlaments sich zu verbessern. Viele Anhänger der Liga zur Aufhebung des Korngesetzes hatten versprochen, sie wollten für jenen Antrag stimmen, sobald die Korngesetze gefallen wären. Andere allerdings hegten die abstract-optimistische Vorstellung, mit der Beseitigung der Korngesetze werde die Nothwendigkeit der Fabrikgesetzgebung ganz und gar aufhören, so groß werde die Steigerung der Nachfrage nach Arbeitern sein; „auf jeden Mann," meinte Cobden, „werden drei Fabrikherren kommen, die ihn verlangen."

Ashley benutzte den letzten Augenblick, der ihm zur Verfügung stand. Am 31. Januar 1846 wollte er sein Mandat niederlegen; am 29. Januar brachte er seine Zehnstundenbill im Unterhause ein und hielt dazu eine längere Rede. Ein hervorragender Vertreter der Gegenpartei war auch diesmal John Bright; dann Roebuck, Escott und Andere. Das war das Letzte vor Ashley's Rücktritt, und die Sorge für die Bill fiel jetzt in die Hände des vieljährigen Genossen der Agitation, Fielden, eines Fabrikanten und selfmademan.

Seit zwanzig Jahren war Ashley zum ersten Male des Sitzes im Parlamente verlustig. In wenigen Tagen war eine Summe von zweitausend Pfd. Sterl. gezeichnet (darunter von Peel und Graham), um die Kosten seiner Wiederwahl zu bestreiten. Er lehnte aber ab, weil er sich dadurch gebunden fühlte und nicht im Mindesten — wenn auch nur durch sein Zartgefühl — gebunden sein wollte. Aber seinen Wählern hielt er eine Rede, welche großen Eindruck machte. Von dort ging er in die Fabrikbezirke des Nordwestens und redete hier zu Arbeiterversammlungen in Manchester, Bradford, Halifax, Huddersfield, Leeds.

Am 29. April beantragte Fielden im Unterhause die zweite Lesung der Zehnstundenbill und veranlaßte eine Debatte, welche den ganzen Tag dauerte. Dieselbe endete mit der Erklärung Graham's, die Regierung sei fest entschlossen, dem Fortgang der Bill entgegenzutreten. Die Debatte wurde am 13. und 22. Mai wieder aufgenommen, die Abstimmung ergab 193 für die Bill, 203 dagegen. Denkwürdig ist in dieser Debatte die Rede Macaulay's am 22. Mai, welcher, den Grundsätzen der Fabrikgesetzgebung ursprünglich abhold, dann sich bekehrt und bereits am 13. Mai 1844 für die Zehnstundenbill gesprochen hatte. Die Rede Macaulay's ist ein treffliches Stück englischer Beredsamkeit, eindringlich, verständlich und schwungvoll. Ashley hat ihm den Dank dafür niemals vergessen und späterhin, bei der Nachricht von seinem Tode, ist dieser Dank seine erste Empfindung.

Es gibt keine zweckmäßigere Methode, für neue Maßregeln die Ansichten zu gewinnen, als die, vermöge deren man den Zuhörern zum Bewußtsein bringt, das streitige Neue sei von lange her in den bestehenden Einrichtungen vorhanden und stillschweigend anerkannt, es komme nur darauf an, einen neuen Schritt auf der Bahn des alten Grundsatzes zu thun. Der Widerwille jeder Mehrzahl gegen

das Neue wird dadurch, soweit es sich um vernünftige Gründe und nicht um unwiderlegbare Instincte handelt, wirksam gedämpft. In dieser Weise zeigte Macaulay[1]), daß der jetzt viel bestrittene Grundsatz, die Arbeitszeit erwachsener Leute durch gesetzliche Eingriffe zu beschränken, in England wie anderswo durch Kirche und Staat seit Jahrhunderten geheiligt sei in der gesetzlichen Sonntagsruhe, die doch auch in der Gegenwart von Niemand als ein unberechtigter Eingriff angesehen werde. Das Gesetz lege die Schranke auf, von sieben Tagen wöchentlich nur sechs zu arbeiten und an dem siebenten zu ruhen: wie soll danach ein Gesetz, das die Arbeitsstunden beschränkt, etwas so Unglaubliches sein! Auch sei es unrichtig, die Abkürzung der Arbeitszeit als eine Verkürzung der nationalen Productivität aufzufassen: er bezweifle nicht im Mindesten, daß, wenn die Engländer seit der Reformation am Sonntag gearbeitet hätten wie an anderen Tagen, sie nicht reicher, sondern ärmer wären; denn ein Tag der Ruhe in jeder Woche und einige Stunden Erholung, Muße, Lectüre an jedem Tage müssen den Menschen physisch, moralisch, intellectuell verbessern und damit auch seine Arbeit und Productivität. Man drohe mit der langen und erschöpfenden Arbeitszeit des concurrirenden Auslandes; er aber erwidere, wenn England jemals seinen Vorrang unter den industriellen Völkern aufzugeben genöthigt werden sollte, so werde es nicht denen weichen, welche durch überlange Arbeitszeit erschöpft sind, sondern solchen, welche durch Kraft an Körper und Geist sie übertreffen.

Seine Mäßigung bewies Macaulay übrigens dadurch, daß er einen vorsichtigen und allmäligen Uebergang von der zwölfstündigen zur elfstündigen Arbeitszeit und danach erst zur zehnstündigen empfahl.

Der Partei Macaulay's sollte es auch beschieden sein, durch ihren Eintritt in die Regierungsgeschäfte für die Sache der Zehnstundenbill eine günstige Entscheidung herbeizuführen. Es war bezeichnend für die Stellung Peel's gegenüber dem Parlament und dem Lande, daß er den großen Schritt zum Freihandel und zur Aufhebung der Korngesetze kaum gethan hatte, als er bei dem nächsten Gesetzentwurf der Regierung (für Irland) in derselben Session am 26. Juni — an dem Tage, da die Aufhebung der Kornzölle Gesetz wurde — dennoch vor einer Majorität des Unterhauses sich zurückziehen mußte. Ashley freute sich dessen. Die Wiederkehr der Whigs unter Führung Lord John Russell's eröffnete gute Aussichten, da Russell gleichzeitig mit Macaulay am 22. Mai warm für die Zehnstundenbill eingetreten war.

Im Tagebuche findet sich eine Charakteristik Peel's, die ein Ausdruck von Ashley's grundsätzlicher Antipathie ist. „Die Laufbahn dieses Staatsmannes ist ohne Gleichen in der Geschichte: er hat begonnen mit Bekämpfung und geendigt mit Durchführung fast jeder großen Reform seines Zeitalters. Er hat sich der Tugenden und Laster, der Weisheit und der Vorurtheile, der Hoffnungen und Befürchtungen seiner Freunde bedient, für sie oder gegen sie, je nachdem es seinen Zwecken paßte. Er klagte das „Parteiwesen" an, um den Peelismus an die Stelle zu setzen; er führte die Tories und folgte den Whigs, erlangte die Macht durch die Ersteren und suchte Ruhm durch die Letzteren. Seine Ueberzeugungen sind,

[1]) Speeches p. 212.

glaub' ich, immer im Widerspruche mit seinen Handlungen." Und als Peel bei der Abstimmung vom 26. Juni von den Freihändlern im Stiche gelassen ist, sieht er darin die Strafe für den Widerstand Peel's gegen die Zehnstundenbill, durch den er sich deren Anhängerschaft habe erkaufen wollen.

Die unerwünschte Entfernung vom Parlament gab ihm Muße, sich seinen anderen philanthropischen Bestrebungen hinzugeben. Bereits vor Jahren hatte er dem Elend der Hauptstadt seine Theilnahme zugewendet und hier nach seiner Weise die Schlupfwinkel von Armuth und Verbrechen aufgesucht. Seit 1843 hatte er der gemeinnützigen Bewegung für die „Ragged Schools" sich angenommen, deren Aufgabe darin besteht, die Kinder aus den ärmsten Volksschichten und verkommensten Stadttheilen Londons dem Zustande der Verwilderung zu entreißen und den Mitteln geordneter Erziehung zuzuführen. Und dieses nicht in der Weise eines hohen Herrn, welcher seinen Namen als Ausputz für ein gemeinnütziges Unternehmen hergibt, sondern als werkthätiger Menschenfreund, welcher in beständigen unmittelbaren Verkehr mit den armen Wesen tritt, ihren Lebenslauf begleitet und im dauernden Zusammenhange mit ihnen bleibt. Bis an das Ende seines Lebens, als hochbetagter Greis, hat er sich diesem Werke der Liebe gewidmet. Er trifft dabei mit vielen Dissenters zusammen und bemerkt: „Es ist hohe Zeit, daran zu denken, worin wir mit ihnen übereinstimmen, und zu vergessen, worin wir uns unterscheiden; ja" — fährt er fort — „sollte mein Verhalten im Widerspruch mit den Lehren der Staatskirche sein, so will ich lieber die Gemeinschaft mit der Kirche aufgeben, statt diese unglücklichen Kinder dem Unglauben, Verbrechen und der Unterdrückung preisgeben." Bald aber erlebt er es, daß er einen Bischof in der von Dissenters gehaltenen Schule trifft; ja, daß, wie er ironisch ins Tagebuch schreibt, die Humanität anfängt „fashionable, elegant, genteel" zu werden.

Bereits 1842 hatte er sich an der Gründung einer „Gesellschaft der Arbeiterfreunde" (Labourer's Friends Society) betheiligt, welche namentlich die Verbesserung der Wohnungen der kleinen Leute ins Auge faßte; 1844 war die erste öffentliche Versammlung in London gehalten worden, in der er den Vorsitz führte und auf die Bedeutung der Wohnungsfrage hinwies. Einer der Ersten, die er für die Sache gewann, war der Prinz-Gemahl.

Die parlamentarische Muße gab ihm jetzt Gelegenheit, auf diesem Felde eingehender zu forschen und zu wirken. Kein Obdach war ihm zu niedrig oder zu schmutzig; kein menschliches Wesen zu verkommen, daß er nicht das Wort des mitfühlenden Herzens an dasselbe gerichtet und den Widerklang des Mitgefühls darin geweckt hätte. Das entsetzliche Elend der Armenquartiere von London, von welchen nach allen Bemühungen eines halben Jahrhunderts noch bis in die letzten Jahre so furchtbare Schilderungen wiederholt worden sind, suchte er an Ort und Stelle auf und fand es bei jedem tieferen Eindringen größer. Damals entstand der erste Plan zu einem Musterwohnhause in dem Kirchspiel von St. Giles, welches dann der Vorläufer für eine Menge derartiger Häuser wurde.

Bei alledem war Ashley selber beständig in den dürftigsten Vermögensumständen und sah sich fortwährend als vornehmer Herr den größten Ansprüchen gegenübergestellt. „Meine Leute meinen, ich sei reich," schreibt er zu Ende des

Jahres 1846, „und doch ist mehr als die Hälfte meines Einkommens geborgt auf dermaleinstige Rückgabe mit schweren Zinsen: acht Kinder, davon die beiden ältesten jedes mehr als 200 Pfd. jährlich kosten, ein neuntes unterwegs, und ein Jahrgeld von meinem Vater, das nur um 100 Pfd. höher ist als das, was er mir als Studenten in Oxford gab."

XIII.

Der Winter von 1846 auf 1847 fand ihn in Lancashire, Hand in Hand mit Fielden für die Sache der Zehnstundenbill thätig. Oastler und Andere halfen durch ihre Agitation; Philip Grant gab zu demselben Zwecke eine Wochenschrift heraus „The Ten Hours Advocate" unter der Leitung Ashley's. Am 26. Januar 1847 brachte Fielden seine Bill ein; am 10. Februar war die zweite Lesung, bei welcher Hume und Roebuck opponirten. Ashley hielt sich draußen im Gange des Unterhauses auf: er mochte nicht hineingehen, um als bloßer Zuschauer zum Schweigen verurtheilt zu sein. Mit einer ansehnlichen Mehrheit ging der Gesetzentwurf dieses Mal durch und ebenso bei der dritten Lesung am 3. Mai. Wenige Wochen darauf, am 1. Juni, wird er auch im Oberhause angenommen: die Bischöfe zeigen jetzt ein lebhafteres Interesse; zumal der Bischof von Oxford macht durch seine Rede Eindruck, und Ashley hofft von der Haltung des Oberhauses Gutes für die Stimmung der arbeitenden Classen.

Mit Jubel wurde das Gesetz von der Fabrikbevölkerung aufgenommen. In den davon betroffenen Textilgewerben waren damals 544 876 Personen beschäftigt, davon 363 796 — also fast gerade zwei Drittel — halb erwachsene und weibliche Personen, auf welche sich das Gesetz ausdrücklich richtete (mittelbar auch auf die Uebrigen). Vom 1. Juli 1847 bis 1. Mai 1848 sollte eine Uebergangsfrist gelten, während deren eine elfstündige Arbeitszeit vorgeschrieben war; vom 1. Mai 1848 ab die zehnstündige Arbeitszeit mit einer Ermäßigung am Sonnabend (58 Stunden wöchentlich).

Es hat dann freilich noch Kämpfe gekostet, bis das neue Gesetz sich eingelebt und den Widerstand des spröderen Theiles der Fabrikherren überwunden hatte. Auch fehlte es nicht an Mißverständnissen, welche im Zusammenhange damit Ashley's Verhältniß zu den Arbeitern trübten und mit bitterem Undank das heimzahlten, was er an ihnen gethan hatte. Der leidenschaftliche Oastler, dann der jüngere Fielden (der ältere war im Juni 1849 gestorben) traten öffentlich gegen ihn auf als den „Verräther" der Arbeiter. Es gelang erst einem Gesetze vom 26. Juli 1850, den juristischen Schaden des Gesetzes von 1847 auszubessern, und die Lücke, durch welche der Eigennutz der Fabrikanten sich einen Weg gebrochen hatte, zu schließen, indem die tägliche Arbeitszeit zwischen die Schranken von 6 Uhr Morgens und 6 Uhr Abends gesetzt wurde, wofür aber eine halbe Stunde tägliche Arbeitszeit nachgelassen wurde — ein Zugeständniß, welches Ashley (seit Ende 1847 wieder im Parlament) um des Friedens willen befürwortet und welches ihm den Vorwurf des „Verrathes" zugezogen hatte.

Mit diesem Gesetze war für die großen Textilgewerbe, die den ersten Anstoß zur Arbeiterschutzgesetzgebung geliehen hatten, das Wesentliche erreicht. Die Aufgabe bestand hinfort darin, diesen Erfolg der socialpolitischen Gesetzgebung auf die

übrigen Gebiete der schutzbedürftigen Arbeit auszudehnen, und das ist in dem darauf folgenden Menschenalter mehr und mehr geschehen, wie denn zuvor schon Mehreres gethan worden war. Dieser Ausdehnung kam die wachsende Anerkennung zu Statten, deren das Gesetz sich erfreute. Ashley erlebte im Laufe der Jahre mit freudiger Genugthuung, daß die einstigen Feinde des Gesetzes sich in warme Freunde verwandelten. Roebuck hat nachmals sich selber an ähnlichen Maßregeln des Parlaments betheiligt und für diese Bekehrung den Dank Ashley's empfangen. Es war in derselben Debatte (März 1860), da Sir James Graham sich erhob und gleich Roebuck seinen einstigen Irrthum eingestand: das Fabrikgesetz habe zum Wohle der arbeitenden Bevölkerung und nicht zum Schaden der Fabrikherren, wie damals oft behauptet wurde, gewirkt. Zu den Bekehrten gehörte auch Gladstone und so manche Andere. Wie viele „praktische" Leute bekehrt worden sind, von denen im Anfange überhaupt bloß zwei (Fielden und Brotherton) Ashley zur Seite standen, während die Uebrigen meist den Untergang der Industrie voraussagten, darüber schweigt die Geschichte.

XIV.

Im Februar 1848 sagte Cobden in einer öffentlichen Rede: „Die Franzosen sind das glücklichste Volk; sie haben keine privilegirten Stände, keinen großen Grundbesitz, keine Staatskirche, sie haben Alles erreicht, was sie brauchen; eine neue Revolution ist unmöglich." Einige Tage später brach in Paris die Revolution aus und theilte die Erregung ganz Europa mit. Auch in England war von dem Zündstoff der Chartistenbewegung noch genug übrig, um diesen Moment zum Ausbruche günstig zu finden. In den Industriebezirken des Nordens herrschte große Noth; aber das Volk verhielt sich ruhig. In London sah es bedenklicher aus; hier wie in Glasgow, Edinburgh und Liverpool gab es Aufläufe und Zusammenstöße mit der Polizei. Aus Frankreich wurden viele Tausende englischer Arbeiter in Folge des nationalen Hasses, welcher durch die Souveränität des Volkes entfesselt war, brodlos hinausgetrieben. Lord Ashley war der Erste, welcher mit helfender Hand eingriff, und ein Blatt, welches ihm keineswegs wohlwollte, sagte: „Es ist ein gutes Ding, in solchen Tagen einen Edelmann zu haben, der sich des leidenden Volkes annimmt." Er selber aber freute sich, daß die Arbeiter in Lancashire und Yorkshire, dem Schauplatze seiner Fabrikgesetzgebung, sich trotz der herrschenden Noth und Empörungslust stille verhielten; denn er erkannte darin den Erfolg seiner Bemühungen[1]). Für die englische Verfassung und deren aristokratische Institutionen sieht er Gefahren heraufziehen, die aus der demokratischen Strömung des Zeitalters kommen. Er nennt diese Strömung „speculative Politik" im Gegensatze zu der „Socialpolitik", die er für das allein Vernünftige hält. Ein ordentliches Sanitätsgesetz würde in fünf Jahren, meint er, mehr Segen bringen und mehr Chartismus vertilgen, als das allgemeine Stimmrecht in einem halben Jahrhundert; doch die Welt,

[1]) Sir G. Grey, Mitglied des damaligen Ministeriums Russel, sagte zu Ashley (Tagebuch vom 25. December 1850) in jenen Tagen des Jahres 1848: „I shall be ready to say in my place in Parliament or elsewhere, as Secretary of State, that the passing of the Ten Hours Bill has kept those vast counties at peace during this eventful period."

image
not
available

er an einem Tage, an welchem er einem Meeting von vierhundert Dieben präsidirt und in Rede und Gegenrede ihnen in die Seele geschaut hatte.

Die Stürme jener Tage sind dann bekanntlich, nach allen schlimmen Prophezeiungen und nach der Beklommenheit des Augenblicks, an England vorübergegangen, und es ist gerade von jener Zeit her, daß eine Epoche friedlicher Reform beginnt, in welcher die Gefahr socialer Umsturzbestrebungen beseitigt scheint. Die Annäherung der oberen und der unteren Classen der Englischen Gesellschaft hat seitdem, theilweise unter dem Eindrucke der Chartisten-Gefahr, unzweifelhafte Fortschritte gemacht. Ganz neue Reformbestrebungen machten sich in diesem Sinne geltend: wir erinnern hier bloß an die christlichen Socialisten, deren sittlicher und socialpolitischer Ausgangspunkt sich mit demjenigen Lord Ashley's enge berührte: nämlich praktisches Christenthum der höheren Classen im Dienste der arbeitenden Classen. Nichts aber hatte diese Epoche friedlicher Reform so wirksam vorbereitet, als die beiden Jahrzehnte gemeinnütziger Arbeit, die in den Arbeiterschutzgesetzen der dreißiger und der vierziger Jahre zum Ausdruck kam und die ein einziger Lobgesang war auf den Namen Lord Ashley.

XV.

Am 2. Juni 1851 starb der Graf Shaftesbury, Lord Ashley's Vater, und damit war der Tag herangekommen, den Ashley so ferne gewünscht, der Tag des Eintritts in das Oberhaus. Er hatte zuerst die Absicht, seinen Platz im Oberhause nicht einzunehmen, sah sich aber bald im Interesse seiner zweier Gesetzentwürfe für die Wohnungsfrage, die das Unterhaus eben passirt hatten, und auf das Andringen von Freunden veranlaßt, den schweren Schritt zu thun. Am Tage, da er eintrat, am 23. Juni 1851, empfand er sofort, das sei nicht der richtige Ort für ihn: „Manche nennen es eine Bildergalerie, Andere eine Schlafkammer; sie sind kalt, kurz und ungeduldig; man ist der politischen Bewegung entrückt, hört, sieht und thut nichts. Alles von Bedeutung dreht sich um das Unterhaus und dort muß man sein, um die Dinge zu erfahren." Am 8. Juli gelingt es ihm, zu seiner freudigen Ueberraschung, mit einer Rede für seine Bill „Nova Zembla zu erwärmen".

Auf den vom Vater ihm hinterlassenen Besitzungen fand der neue Graf Shaftesbury die ökonomischen Verhältnisse in der größten Unordnung. Eine bisher immer knappe, ja verschuldete Vermögenslage wurde durch den Antritt des Erbes zunächst gar nicht verbessert. Er empfand jetzt nur um so drückender die Last der auf ihm ruhenden sittlichen und socialen Pflichten durch den Widerspruch des Scheines seiner wirthschaftlichen Mittel zu der Wirklichkeit. Gleich in den ersten Tagen nach der Rückkehr aus London ging er an eine Besichtigung der Arbeiterwohnungen auf seinen Gütern und war entsetzt über deren Zustand und muß zu seiner Beschämung sich gestehen, daß er zunächst nichts thun kann: „die Schulden sind endlos, auf ein Jahr hinaus ist kein Geld verfügbar; jeder Groschen, den ich ausgebe, ist geborgt." Eine verheirathete Schwester macht ihm die Freude, ihm vier Arbeiterhäuser zu bauen, und zeigt so zunächst in seinem Namen den guten Willen der Familie, seine Worte in Thaten zu verwandeln. Wie er dann während dieses ersten Sommers, den er auf seinen Besitzungen

zubringt, immer mehr zu thun findet für das leibliche und geistige Wohl der vernachlässigten Arbeiterfamilien, ruft er aus: „Ach, wenn ich statt der hunderttausend Pfund Schulden eine gleiche Summe zur Verfügung hätte, wie viel Gutes könnte ich thun!“ Bei seinen Pächtern fand er das Trucksystem, das er so oft verurtheilt hatte, in Blüthe; er schritt energisch ein, aber jedesmal mit der Folge von Pachtzinsverlusten, die er in seiner Lage schwer ertragen konnte.

Mehrere Jahre später findet sich Shaftesbury genöthigt, eine Anzahl von Gemälden aus dem alten Familienbesitz zu verkaufen; es thut ihm weh, er hat große Pietät für die Vorfahren; aber lieber die Leute auf dem Gute in ordentlichen Wohnungen, als die Wände des Herrenhauses mit Bildern behängt, welche selten von Jemandem angesehen werden und noch seltener bewundert aus freien Stücken. Jede zwei Arbeiterhäuschen kosten ihm vierhundert Pfund und bringen nur fünf bis sechs Pfund jährliche Rente, einschließlich des Gartens.

Manch ein Seufzer über diese Drangsale ist dem Tagebuche anvertraut: in jungen und in alten Jahren kehrt er wieder. So manches Mal sagt er sich, wie er — abgesehen von den wenigen Jahren seines ministeriellen Amtes in der indischen Behörde — niemals von Anfang bis zu Ende für seine Thätigkeit irgend einen Vermögensvortheil genossen, wie all sein Thun nur Opfer gekostet habe, zu denen er die Mittel erst erborgen mußte (oder gelegentlich auch wohl durch einen Artikel in der „Quarterly Review“ erwerben). Zur Hälfte ein aristokratisches Verhältniß zu den ökonomischen Lebensbedingungen; nur daß die andere Hälfte die unentbehrliche Voraussetzung derselben, eine wohlgesicherte ausgiebige Vermögenslage, leider nicht vorhanden war. Das Losungswort, welches er gerne hatte: „Trachtet zum Ersten nach dem Reiche Gottes“ ist überhaupt nur für entsagende Gemüther gemacht; die Leute dieser Welt wissen das besser, und warten nicht darauf, bis ihnen alles solches „von selber zufällt“; am wenigsten jene handfesten Naturen, deren strenggläubiges Kirchenthum selber nur in das System weltlicher Mittel und Zwecke hineingehört.

Mit den äußeren Ehren ging es ähnlich wie mit den Vermögensvortheilen. Er war fünfzig Jahre alt geworden, und es war ihm keine Ehre oder Auszeichnung zu theil geworden, außer dem Ehrenbürgerrecht eines kleinen Städtleins in Schottland. Im Mai 1854 geschieht es zum ersten Male, daß der damalige Premierminister, Lord Aberdeen, ihm den Hosenbandorden anbietet. Er lehnt ihn ab, und seine Gründe sind bezeichnend. Zunächst empfindet er über diese Ehre ähnlich wie über die (meist mit einem Fragezeichen oder Ausrufungszeichen von seiner Hand charakterisirte) „Erhebung“ in das Oberhaus. Es liegt ihm gar nichts daran[1]). Obenein stehen folgende Bedenken im Wege, wenn er etwa aus Rücksicht auf die Königin oder Aberdeen geneigt sei, der wohlwollenden Gesinnung derselben zu entsprechen. Es legt ihm die Annahme der Auszeichnung eine Verpflichtung in seiner Haltung gegenüber dem Ministerium auf; es könnte ihm die Unterstützung anderer Ministerien für seine Reformbestrebungen entziehen; es möchte mancher ihm unfreundlich Gesinnte darin die Bestätigung finden, daß „jeder öffentliche Mann seinen Preis hat“; es möchten sonst

[1]) I do not care about the thing the least in the world. Tagebuch vom 5. Mai 1855.

manche tadelnde oder verwunderte Bemerkungen über ihn gemacht werden; es könnte der Werth des Ordens, der sonst für eigentlich staatsmännische Verdienste in amtlicher Stellung bestimmt ist, dadurch herabgesetzt werden; endlich die Verleihung ist mit Sportelkosten in Höhe von mehr als Tausend Pfund verknüpft, eine Summe, die er nicht hat und die, wenn er sie hätte, dringender für seine Kinder oder für seine Gutsleute gebraucht wird.

Späterhin, im December 1861, erneuert Lord Palmerston, sein alter Freund, das Anerbieten des Ordens, und auf wiederholtes Andrängen desselben nimmt er ihn ein halbes Jahr später an, aus Furcht, Palmerston zu verletzen. Die Schwierigkeit der großen Kosten steht immer noch im Wege: Palmerston findet, es sei eine schmachvolle Belastung derjenigen, welche die Krone zu ehren wünscht, und will mit dem Schatzamt ein Abkommen treffen. Dies Abkommen scheint aber darin bestanden zu haben, daß Palmerston aus seiner Tasche die Summe bezahlt hat, ohne es Shaftesbury wissen zu lassen.

Einen Sitz im Ministerium Palmerston als Herzog von Lancaster, den ihm Palmerston im Februar und März 1855 anbot, lehnte er ab, wie die früheren Anerbietungen der Art und wie zuletzt im Jahre 1866 dasjenige Derby's. Auch dem Freunde gegenüber fürchtete er, in der Unabhängigkeit seiner Ueberzeugungen durch einen solchen Posten gestört zu werden. Als in diesen Tagen die Peeliten sich von Palmerston lossagen und er auf ein Whigministerium hingedrängt wird, schreibt Shaftesbury an seinen Sohn: „Das Publicum schreit nach neuen Männern; aber durch die Parlamentsreform sind keine neuen Männer von irgend welchem Werth ins Unterhaus gebracht worden, und der Minister kann nicht mehr, wie einstmals, neue Männer durch den Kanal des rotten borough hereinbringen ... Die Selbstsucht, Niedrigkeit, die Jagd nach Stellen und Gehalten, die Gleichgültigkeit gegen das Land und die Volkswohlfahrt haben sich niemals deutlicher gezeigt in der gegenwärtigen Krisis." —

Die Ehre der Pairswürde, die ihm als ererbte zufiel und die gewohnte Wirksamkeit im Unterhause unerwünscht abschnitt, schien ihm doch als Anerkennung großer Verdienste und als Abschluß eines thatenreichen Lebens immer noch hoch genug, um sie andern Persönlichkeiten, die er hochschätzte, zuzuwenden. So hat er bei Palmerston dafür gewirkt, daß Macaulay (September 1857) ins Oberhaus gesetzt wurde. So hat er sich bei Disraeli und dann bei Gladstone in späteren Jahren dafür verwendet, Sir Moses Montefiore (der strenggläubige Conservative für den Juden) der gleichen Ehre theilhaftig werden zu lassen[1]). Disraeli versicherte seine große Geneigtheit, bedauerte aber, aus naheliegenden Gründen weniger als irgend ein anderer Premierminister das Gesuch gewähren zu können. Gladstone (Ende 1868) versprach sorgfältige Erwägung der Angelegenheit, die dann aber auf sich beruhen blieb.

---

[1]) „That grand old Hebrew is better than many Christians," schreibt Shaftesbury am 12. Juli 1884, als der hundertjährige Montefiore ihn in gewohnter Art bei seinen wohlthätigen Werken unterstützte.

XVI.

Es ist hier nicht mehr möglich, näher auf die Einzelheiten der gemeinnützigen und gesetzgeberischen Bestrebungen Shaftesbury's einzugehen: wie er seine alten Beziehungen mit wachsenden Jahren immer enger schloß, wie stets Neues sich dazu fand, wie er allmälig eine alltägliche Pflicht in dem Vorsitz bei philanthropischen Versammlungen fand. Wie er im Hause der Lords wieder und wieder auf die Wohnungsmißstände oder auf die immer noch nicht ganz abgestellten Mißbräuche im Kaminfegergewerbe und überhaupt auf die Kinderarbeit in den Gewerben oder in der Landwirthschaft die Aufmerksamkeit und die Maßregeln lenkte; wie er eine neue Anstalt seiner „Ragged Schools" einrichtete; wie er den brieflichen Verkehr über das Weltmeer hinaus mit armen Wesen weiterführte, die er aus dem Schlamm der Hauptstadt gerettet hatte. Andeutungen müssen dafür genügen. Auch auf seine religiösen und kirchlichen Interessen (durch Palmerston hat er zeitweise großen Einfluß geübt) kann hier nicht eingegangen werden. Es sind das ohnehin Dinge, welche mehr für englische Verhältnisse Bedeutung haben als für das Ausland.

Im Jahre 1873 und den folgenden Jahren hat er noch einmal mit dem Feuer seiner Jugend des radicalen Parlamentsmitgliedes Plimsoll Agitation und Gesetzesanträge unterstützt zur Abstellung der schreienden Mißbräuche, welche bei den Kauffahrteischiffen durch Seeuntüchtigkeit und Ueberladung der Fahrzeuge für das Leben der Seeschiffer bestanden. Dieser edle, aber leidenschaftliche Mann hat an seinem Rathe Stütze und Förderung gefunden; namentlich auch in dem Augenblicke, da er sich hinreißen ließ, im Unterhause — wo Disraeli am 22. Juli 1875 erklärte, die Merchant Shipping Bill solle dies Jahr noch nicht Gesetz werden — auszurufen: „Ich will die Schurken entlarven, welche brave Männer in den Tod gesendet haben." Im Jahre 1876 wurde das Ziel erreicht.

Im Jahre 1861 bereits hatte Shaftesbury eine neue königliche Untersuchungs-Commission veranlaßt, welche die Masse der noch ungeschützten Kinderarbeit in den Gewerben zum Gegenstand hatte; im Jahre 1863 eine zweite Commission für die Zustände der landwirthschaftlichen Arbeit — und als Ergebniß derselben die Gesetze von 1864, 1867 u. s. w. Das Jahr 1878 ist denkwürdig für den Abschluß der Fabrikgesetzgebung durch das große zusammenfassende Gesetz, welches die Arbeit von achtzig Jahren concentrirt und geordnet wiedergibt. Shaftesbury hat noch im Jahre 1866, als Derby ihm einen Sitz in seinem Ministerium anbot, den Einwand erhoben: es seien noch vierzehnhunderttausend Frauen und Kinder unter den Schutz der Fabrikgesetze zu bringen, und denen gehören seine Kräfte im Parlament. Nach dem Gesetze von 1874 konnte er sagen: die Arbeiterschutzgesetze decken jetzt eine Bevölkerung von dritthalb Millionen Menschen; und das Gesetz von 1878 gab die einheitliche Form.

Minder abschließend war die Wohnungsgesetzgebung für die arbeitenden Classen. Als Disraeli's Regierung im Jahre 1875 den neuen Entwurf einbrachte, deutete Shaftesbury in seiner Rede auf die überwältigenden Schwierigkeiten der Frage. In der That hat ein volles Jahrzehnt später eine königliche Untersuchungs-Commission eine neue Aufdeckung der großen Mißstände vorgenommen, die hier noch zu besiegen sind, und das Gesetz von 1885 veranlaßt.

Aber in Allem bemerkte er den Umschwung des öffentlichen Lebens, welcher im Laufe des letzten halben Jahrhunderts Platz gegriffen. Das demokratische Zeitalter ist hereingebrochen: nicht mehr, wie einstmals, steht ein vereinzelter Aristokrat da und sucht die herrschenden Classen für eine friedliche Reform zu gewinnen, während draußen an der Pforte des Parlaments die drohenden Massen stehen. Die arbeitenden Classen sind selber in das Parlament eingezogen, sie sind ein wesentlicher Factor im politischen Leben geworden: „Sie sind jetzt die Patrone und nicht mehr die Clienten.“ Oft hatte sich früher Shaftesbury „das große Pis-Aller“ genannt; jetzt ist solch ein Nothbehelf nicht mehr erforderlich.

Ist dem wirklich so und war nicht etwas Ironie oder Bitterkeit in diesen Worten, als er sie in späteren Jahren niederschrieb? Die Fortschritte des Radicalismus im englischen Verfassungswesen hat er mit wachsender Besorgniß beobachtet.

Als Palmerston im October 1865 gestorben, schreibt er: „Wir müssen uns jetzt auf große und unwiderrufliche Aenderungen gefaßt machen; Palmerston war der Pfeiler, an den alle Staatsfahrzeuge gekettet waren; der Pfeiler ist umgestürzt, die Schiffe treiben herum ohne Steuer oder Compaß hinaus in die weite See. Wir sind im Begriff, Alles zu thun, was wir am wenigsten wünschen; Niemand wünscht eine Reform des Wahlrechts, und doch will Jeder sie gewähren; das Parlament nennt sich gemäßigt, aber es wird sich entschieden revolutionär erweisen: das Wahlrecht gilt nicht mehr wie einstmals als Mittel zu einer guten Regierung, sondern ist an sich ein Recht des Volkes, ein Mittel zur Erziehung und Hebung der arbeitenden Classen, ohne Nachdenken darüber, wie sehr sein Gebrauch jede andere Classe herabdrücken mag . . . Die Zeit ist gekommen für den Triumph der Manchesterschule, deren Schüler und Werkzeug Gladstone ist.“ — „Ein unbestimmtes Gefühl ist vorhanden“ — schreibt er im Jahre 1869 — „daß eine Erschütterung bevorsteht: England ist im Niedergange, es wankt in seinen sittlichen, religiösen und wirthschaftlichen Grundlagen; auswärts sehen wir die Länder in Künsten und Waffen, in Unternehmung und Wohlstand, in Fleiß und Freiheit emporsteigen, England aber in der Stufenleiter der Nationen fallen.“ Einstmals, schon in jüngeren Jahren, als er (1843) auf dem Festlande reiste, dachte er beim Anschauen Antwerpens an den Wechsel aller menschlichen Dinge im Hinblick auf sein Vaterland.

Man braucht keineswegs die trübe Stimmung des Greisenalters und die Neigung, die Gegenwart vor der Vergangenheit zurückzusetzen, als Erklärung für solche Auffassungen anzuführen. Auch manchem Anderen hat die neueste Entwickelung Englands, und gerade die verfassungspolitische, einen ähnlichen Eindruck gemacht. Und wie so mancher Andere hat dieser Patriot der Uebermacht der neueren radicalen Strömung sich voll Resignation gebeugt, weil er einsah, er habe nicht die Kräfte, ihr einen Damm entgegenzusetzen.

Als die Reformbill im Juli 1867 vom Oberhause erörtert wird, da sagt Shaftesbury, wie er sich die Erweiterung des Stimmrechts gedacht habe — als Ziel des Ehrgeizes für tüchtige Leute aus den arbeitenden Classen; so hätten in den Töpfereidistricten kürzlich unter 9000 Arbeitern 3000 sich durch Fleiß und Sparsamkeit eigene Häuser erworben; solches wären geeignete Männer, die durch

das Stimmrecht zu belohnen wären. Indessen, so meinte er, was hilft es, gegen einen Entwurf zu reden, den wir nicht verwerfen wollen und den wir nicht verbessern können. Es sei recht thöricht, sich mit dem Troste zu helfen, den man wohl geäußert hat, es seien die arbeitenden Classen conservativ. „Conservativ für Ihrer Lordschaften Titel und Herrschaften? Conservativ für die Staatskirche u. s. w.? Ich kenne die untersten Classen der Gesellschaft, Wenige kennen sie besser, und ich versichere Sie: conservativ sind diese Classen nur für ihr eigenes Recht und Unrecht, für ihre eigenen Interessen. Jedoch," so schloß er, „wir Alle lieben unser Vaterland — träumen wir uns eine schöne Zukunft, malen wir uns ein Bild aus, dem niemals die Wirklichkeit entsprechen wird — daß aus dieser Hekatombe britischer Traditionen und britischer Institutionen einstmals der große und glorreiche Phönix einer conservativen Demokratie emporsteigen möge!"

Mit besonderer Leidenschaft war Shaftesbury von jeher gegen das Ballot aufgetreten. Allerdings war bereits im Jahre 1708 das Unterhaus mit Erörterung dieses Vorschlags beschäftigt; wie denn auch schon im Jahre 1780 ein vornehmer Aristokrat, der Herzog von Richmond, den Antrag auf einjährige Parlamente, allgemeines Stimmrecht und gleichmäßige Wahlbezirke gestellt hatte. Doch erst 1832, mit der Reform des Wahlrechts, war die Reform der bisherigen öffentlichen Abstimmung auf die Tagesordnung getreten und trat nach wiederholten Niederlagen nach der zweiten Wahlreform im Jahre 1868 mit verstärkter Macht hervor. Die Corruption der alten Wahlart veranlaßte Männer wie Russell und Gladstone, sich zur geheimen Stimmabgabe zu bekehren: im Jahre 1871 legte die Regierung einen entsprechenden Gesetzentwurf vor, der das Unterhaus passirte, indessen vom Oberhause verworfen wurde, unter wesentlichem Einflusse Shaftesbury's. Im folgenden Jahre aber nahm auch das Oberhaus das Gesetz an, und Shaftesbury hielt eine zweite Rede, die alle seine Gründe wider das Gesetz darlegte, indessen erklärte, er wolle den Widerstand gegen den Willen des Landes nicht aufrecht erhalten.

Er geht in jener Resignation gegen die radicale Strömung noch weiter, indem er (1871) über das Frauenstimmrecht sagt: „Es ist eine Frage, welche bereits entschieden ist, theils durch Ueberlegung, theils durch Gleichgültigkeit; es bedarf nur der Beharrlichkeit, und das Frauenstimmrecht wird siegen; in den Tagen, in denen wir leben, hilft es wenig, dem Volkswillen zu widerstehen; die Volksmassen haben die Gewalt, und sie gelten als die besten Richter über sociale und politische Verbesserungen." Der Weg zum Unterhause sei ohnehin gebahnt durch das bereits zugestandene Stimmrecht der Frauen für municipale Behörden. Nur Eins verbittet er sich: die Dame, der er dieses schreibt, wünscht seinen Namen für die Agitation zur Herbeiführung des Frauenstimmrechts; er meint, es sei genug, jenem Strome des Volkswillens sich zu unterwerfen; ihn zu beschleunigen, sei er nicht geneigt.

Natürlich sind solche Anschauungen im Laufe der spätesten Jahre durch die Ereignisse immer mehr befördert worden. Nach den Parlamentswahlen vom Frühjahr 1880 sieht er die Entwicklung zur Demokratie und zu amerikanischen

Institutionen immer unvermeidlicher hereinbrechen[1]); eine starke conservative Regierung könne jetzt nur noch die Erfüllung der Hoffnungen und Anschauungen der Schulen von Birmingham und Manchester verzögern, nicht mehr verhindern.

So sind auch die beiden Parteiführer der letzten Jahrzehnte wenig nach seinem Herzen.

Von Gladstone[2]) — für den er übrigens schon früher, theils wegen des Widerstandes gegen die Fabrikgesetzgebung, theils wegen seiner kirchlichen Haltung wenig Sympathie empfunden hat — sagt er (1867): trotz der schönen Worte sei er von der Gier nach dem Ministersitz und der Macht und dem Gehalt beherrscht. „Und Disraeli," fügt er hinzu, „ist nicht besser. Es sind zwei Tiger über einem Leichnam, die einander den Fraß nicht gönnen. Ich könnte vergeben, ja bewundern einen demokratischen Fanatismus, der mir zwar verkehrt, aber doch von der Begeisterung für den menschlichen Fortschritt eingegeben erschiene; aber dieser Hohn auf Patriotismus und Wahrheit ist unerträglich, und wir rufen in unserer Ohnmacht Pfui darüber." Disraeli ist ihm ohne Grundsatz, ohne Gefühl, ohne Achtung für irgend Etwas, Göttliches oder Menschliches, außer seinem Ehrgeiz: er hat Alles, was gut und ehrwürdig ist, durch den Staub und Schmutz seiner eigenen Zwecke gezogen. Bei seinem Tode, im April 1881, beurtheilt er ihn günstiger: „Es kam ihm zu statten der gänzliche Mangel an Männern auf der conservativen Seite, die mit ihm hätten wetteifern können; aber er war doch ein wunderbarer Mann — indessen auch ein nützlicher Mann?"

Kurz vor seinem Tode (1885), als Ende Februar Gladstone halbwegs im Unterhause geschlagen ist, hört Shaftesbury, die Conservativen seien bereit, über Gladstone hinauszugehen im Radicalismus und lieber selber das Land zu Grunde zu richten, als es durch Gladstone zu Grunde richten zu lassen . . . „Die Conservativen," bemerkt er dazu, „werden zur Herrschaft kommen, nicht weil das Land den geringsten moralischen oder politischen Respect vor ihnen hat, sondern weil für den Augenblick ihre Gegner noch ein wenig niedriger stehen als sie." —

Es sind aber mit nichten die berechtigten materiellen Forderungen der unteren Klassen, welche Shaftesbury bekämpft: im Gegentheil, als echter Aristokrat begegnet er sich hier mit dem arbeiterfreundlichen Radicalismus, ja er geht über ihn hinaus. Bereits im Jahre 1844 gehen durch seinen Geist Gedanken einer großen Steuerentlastung: er will die Biersteuer und die Kornzölle ganz aufheben, Thee- und Zuckerzoll auf den sechsten Theil herabsetzen, dagegen die Einkommensteuer auf fünf vom Hundert erhöhen.

Was er bekämpft, ist das Schwinden der alten aristokratischen Gesinnung in der Aristokratie und den Klassen des neuen Reichthums. Im Jahre 1864 legt er in einem Aufsatze seine Ansichten von der englischen Wohlthätigkeit nieder. „Die Tagesblätter," sagt er, „rühmen fortwährend die englische Frei-

[1]) Von gleichartigen Eindrücken in englischen Kreisen mag hier die letzte Schrift des kürzlich verstorbenen H. S. Maine über „Popular Government", London 1885 (Die volksthümliche Regierung. Autorisirte deutsche Ausgabe. 1887) genannt sein.

[2]) Palmerston sagte einmal zu Shaftesbury (Tagebuch vom 25. October 1865): „Gladstone will soon have it all his own way; and whenever he gets my place we shall have strange doings."

gebigkeit: sie sei allezeit bereit und unerschöpflich, jedem Anspruche werde durch freudige und reichliche Hülfe genügt. Das ist nicht wahr," erwidert er, „und je länger je weniger. Mit jedem Jahre wird die Schwierigkeit, Geld für Wohlthätigkeitszwecke aufzubringen, größer und wird immer größer werden mit dem Anwachsen des Reichthums. Meine eigene Erfahrung als die eines großen Bettlers für solche Zwecke und die Thatsachen im Allgemeinen beweisen das; sie zeigen eine gewaltige Wandlung im Herzen und Geiste der Nation . . . Man vergleiche alle die Sammlungen der neuesten Zeit mit dem Geschenke Englands für das von Napoleon verwüstete Rußland im Jahre 1813 und erwäge, daß sich seitdem das Einkommen Englands vielleicht auf das Zwanzigfache vermehrt hat und die Anzahl der zu Wohlstand gelangten Personen in demselben Verhältniß . . . Die Liebe zum Gelde und die Lust am Zusammenhalten nehmen zu mit der Größe der Summe."

XVII.

Der religiöse Grundzug, welcher von den Anfängen her Lord Shaftesbury's Wesen durchzieht und seine socialpolitische Wirksamkeit bestimmt, ist auch die Einheit, in welcher sich die mannigfaltigen Beziehungen seines übrigen Lebens zusammenfinden. Seine Neigungen und Abneigungen über die Grenzen England's hinaus sind in der Regel aus seiner religiösen Stellung zu begreifen, aus einem evangelischen Christenthum, welches gelegentlich allerdings den Kern der Schale erheblich voranstellt.

So ist seine Begeisterung für die Befreiung und Einigung Italien's, seine Bewunderung für Cavour und Garibaldi wohl in erster Reihe seinem Widerwillen gegen das Papstthum und dessen weltliche Herrschaft zuzuschreiben, „des Priesters von Rom, der mißversteht und mißregiert sein eigenes Volk, gehalten auf seinem elenden Throne behufs Unterdrückung seiner Unterthanen und aller religiösen Freiheit nur durch ausländische Bajonette zur ewigen Schande Frankreichs," wie er bereits im Jahre 1850 als Vorsitzender einer großen Versammlung in London sagte, in jenem Augenblicke, wo der Uebermuth Roms in England culturkämpferische Gesinnungen in Gang gebracht hatte. An Cavour wendet er sich, und im Oberhause redete er (im Jahre 1860) gegen die Abtretung von Savoyen und Nizza: er will bis zum letzten Athemzuge protestiren gegen die Auslieferung einer Nation mit freien Institutionen an die Regierung einer despotischen Dynastie, gegen die Auslieferung eines Landes mit religiöser Freiheit an eine Nation, in welcher die religiöse Freiheit oft verletzt wird u. s. w. Mit Garibaldi tritt er in Briefwechsel und ladet ihn im Januar 1860 zum Besuche nach England ein, damit Dieser durch seine Gegenwart die Sympathien Englands für die Einigung Italiens anfache — ein Besuch, der dann freilich erst im April 1864 stattfindet. Als er kam, holte Shaftesbury ihn von Southampton ab, war sein beständiger Begleiter, außer wenn Garibaldi in die Oper ging, und beim Abschied überreichte er ihm zum Andenken eine italienische Uebersetzung — des Neuen Testaments.

Seine Sympathien für Deutschland haben einen ähnlichen Charakter. Wie glücklich macht ihn die Zusammenwirkung mit Bunsen für das Bisthum von

Jerusalem; wie begeistert er sich für den König von Preußen, da dieser das junge Königspaar in England besucht und seinem Lieblingsgedanken einer internationalen evangelisch-lutherischen Gemeinschaft förderlich scheint. Aehnlich wie für Italien äußert er in frühen Jahren, da er (1843) in Deutschland sich aufhält, seine Bewunderung für die Deutschen; ja, im Jahre 1846, da er nach Straßburg kommt, vertraut er seinem Tagebuche die prophetische Frage an: „Warum ließen die Verbündeten im Jahre 1815 dies Land in den Händen von Frankreich? Es war erworben durch Betrug und Gewaltthat unter der Herrschaft jenes Erzschurken und Charlatan Ludwig „des Großen." Es sollte dem deutschen Bunde zurückgegeben werden . . ."

Derselben Erinnerung widmet er in Heidelberg im Anblick des zerstörten Schlosses dieselben Ausdrücke der Entrüstung gegen das „Scheusal ohne Gleichen."

Bei Ausbruch des orientalischen Krieges im Jahre 1854 zeigt sich sein alter Haß gegen Nicolaus und gegen Rußland: den Anspruch des Czaren, der Beschützer des Christenthums zu sein, weist er in einer Oberhausrede zurück; die Türkei habe neuerdings Alles zur Beförderung des Christenthums gethan, Rußland das Gegentheil. Wobei er dann natürlich in erster Reihe an das Verhalten zum Protestantismus denkt.

Da er die Walhalla in Regensburg sieht, gedenkt er es (1843) dem „bigotten, unwissenden Papisten, der auf dem Throne von Bayern sitzt," daß er der gewaltigen Persönlichkeit Luther's keinen Platz darin vergönnt habe.

Der religiöse Grundzug ist aber auch in hundert Einzelheiten der täglichen Lebensbeziehungen zu entdecken, recht eigentlich in dem Gegensatz des aufrichtigen Christenthums zu den Gewöhnungen seiner aristokratischen Umgebung. Er hat einen Widerwillen gegen die landesüblichen Pferderennen (die seitdem, wie wir wissen, ein wachsendes Bindemittel der junkerlichen Internationale geworden sind). Als er im Jahre 1841 in Windsor bei der Königin zu Gast ist, kostet es ihn große Ueberwindung, und es bedarf seines ganzen Loyalitätsgefühls, daß er der Einladung zu den Rennen von Ascot Folge leistet. Er rechnet es einem Bekannten als einen besonders zu rühmenden Vorzug an, daß er inmitten des Sports einen anständigen Charakter bewahrt hat[1]).

Ein Mitglied des Oberhauses sendet ihm im Jahre 1853 eine Herausforderung aus Anlaß einer Oberhausrede, die sich auf einen Gerichtsfall beruft, durch dessen Anführung sich der Andere alberner Weise verletzt fühlt. Shaftesbury verweist ihn wegen der Antwort an den Polizeirichter oder an seinen Anwalt.

Seine religiöse Ueberzeugung ist dann wiederum eine so selbständige und individuelle, daß seine Strenggläubigkeit sich zu Neuerungen bekennt, die sonst von den Gläubigen abgelehnt werden. So ist er, von jeher ein Feind des Leichengepränges, ein eifriger Anhänger der Leichenverbrennung gewesen und sollte noch wenige Monate vor seinem Tode den Vorsitz in einer auf diese Frage bezüglichen Versammlung führen, woran ihn bloß seine körperliche Schwäche hinderte. Es stehe geschrieben: „Du bist von Staub und zum Staube sollst Du

[1]) Who maintained amid the turfites (is it not well-nigh impossible?) a generous, unselfish spirit towards his competitors in the game. 27. October 1842.

zurückkehren" —: wenn Gott die Auferstehung des Fleisches wolle, so werde er auch die Mittel haben, dieses Wunder zu vollführen. So hatte er schon im Jahre 1846 in sein Tagebuch geschrieben, als er mit Mißbehagen den „getrockneten" Grafen von Nassau und seine getrocknete Tochter unter den Sehenswürdigkeiten einer Reise zu sehen bekommen hatte.

Weniger kam er den neueren naturwissenschaftlichen Forderungen entgegen in der Angelegenheit der Vivisection, wo er einmal ausnahmsweise (durch sein weiches Mitgefühl getrieben) sich an der Seite jener Hochorthodoxen und Hochconservativen befand, von denen er im ganzen Laufe seines Lebens sich so rühmlich unterschieden hatte. Allerdings unterschied er sich auch in diesem Falle von ihnen, indem er nicht, wie sie, den stillschweigenden Vorbehalt machte, die herkömmliche massenhafte Thierfolter zum Nutzen und zum Sport der Menschheit sei weniger ein Aergerniß als die verhältnißmäßig geringfügige Qual im Dienste der Wissenschaft.

Wo wir auch diesem Manne begegnen, es ist die praktische Religiosität, welche seine ganze Persönlichkeit durchdringt, es ist das Christenthum in einem Grade der Lebendigkeit und Werkthätigkeit, bei welchem es sich wohl in Nebendingen von dem Geiste der neuen Zeit entfernen mag, in der Hauptsache jedoch immer wieder die Einheit seiner Ziele mit demjenigen beweist, was in den Wirrnissen des heutigen Staats- und Gesellschaftslebens Noth thut — mit jener Aristokratie des Herzens, welche die von der Cultur untrennbaren Unterschiede des Ranges und Standes durch tiefwurzelnde Ueberzeugungen, durch tägliche Bemühungen für die unteren Classen dienstbar macht und dadurch legitimirt. Eine zeitweilige Verstimmung, eine resignirte Skepsis kann wohl einmal der Meinung Recht geben, als sei das Zeitalter auch für solche Aristokratie vorbei und die demokratische Besorgung der Angelegenheiten des Volkes durch das Volk sei jetzt an deren Stelle getreten. Sie wird sich bald eines Besseren belehren, und sie wird finden, die Zeit für eine Aristokratie dieser Art ist mehr als jemals gekommen; von ihr hängt es zu einem wesentlichen Theile ab, wie die Gefahren der demokratischen Zukunft überwunden werden können.

Rudolf Stang's Stich des Abendmahles von Lionardo da Vinci.

Die Menschheit erfreut sich eines ästhetischen Gemeinbesitzes, ohne dessen Genuß sie ihre Lebensarbeit nicht würde vollbringen können. Aus Werken der Dichter, der bildenden Künstler, der Componisten, der Geschichtschreiber, sowie aus den Schätzen an lebendigen Erinnerungen, die von Jahrhundert zu Jahrhundert sich im Stillen vererben, bestehen die geistigen Werthe, die uns unentbehrlich sind und deren Verlust beinahe undenkbar erscheint. Man stelle sich das Deutsche Reich vor mit all seinen Armeecorps, seinen Schiffen, seiner Ein- und Ausfuhr, seinen Fabriken, seiner Landwirthschaft und woran sonst bei sichtbarer Macht und Reichthümern gedacht werden kann: ohne Shakespeare's, Goethe's, Schiller's und Homer's Werke, ohne Mozart und Beethoven, ohne die Erinnerungen unserer Sage und Geschichte, ohne Alles, was sonst Herz und Auge erfreut, würden jene Güter, die für Manchen freilich als die allein wirklichen gelten, wie eine ungeheure trübe Masse erscheinen, um derentwillen es nicht der Mühe werth wäre, zu sorgen und zu arbeiten.

Was jede Nation für sich und was alle Völker zusammen als diesen ästhetischen Gemeinbesitz anzusehen haben, darüber sind sie wohl unterrichtet. Man ist sich bewußt, welchen Stücken die Ehre zukomme, in dem großen Inventarium der geistigen Güter eine Nummer zu bilden, und weiß, welchen Rang den einzelnen Nummern untereinander zukomme. Mag heute von manchen Seiten gegen die Dichter der Griechen und die Prosaiker der Römer angreifend vorgegangen werden: aus den Stellungen, die diese größten Dichter und Schriftsteller der Welt fest einnehmen, wird nichts sie herausdrängen, und so auch die Schöpfungen der großen Bildhauer der Griechen und der Italiener nicht. Nicht nur Dieser und Jener ist von der Schönheit und dem Gehalte ihrer Werke durchdrungen, sondern das Gefühl, daß ihnen der Fortschritt zum Höheren verdankt werde, wurzelt so tief in uns, daß die Möglichkeit einer Erschütterung dieser Ueberzeugung uns ebenso fern liegt wie der Gedanke überhaupt, daß unser gesammtes Culturleben einmal zusammenstürzen und versinken könnte. Doch es soll von diesen Dingen in weiterem Umfange jetzt hier nicht die Rede sein. Ich gehe von der allgemeinen Betrachtung nur aus, weil sie meinem Gefühle nach gerade

jetzt nicht oft genug zur Sprache kommen kann. Die Rede soll sein diesmal nur von einem Werke der Malerei, das der Menschheit angehört und dessen Anspruch, hier genannt zu werden, gewiß Niemand in Abrede stellen wird, das zugleich aber, es klingt seltsam, Niemand heute, das Wort im schärferen Sinne genommen, weder gesehen hat noch sehen könnte. Das als vorhanden gilt, ohne eigentlich noch vorhanden zu sein —: Lionardo da Vinci's Abendmahl, vor vierhundert Jahren im Kloster Santa Maria delle Grazie zu Mailand von ihm auf die Wand gemalt. Das Gemälde selbst ist so gut wie zerstört, der vor nun hundert Jahren von Raphael Morghen danach gemachte Kupferstich so völlig aber an seine Stelle getreten, daß er das Werk beinahe ersetzt, zu dessen verblaßten Ueberbleibseln, mit diesem Stiche in den Gedanken die Menschen emporsehen, als ob die Gestalten der Composition noch sichtbar seien.

Lionardo da Vinci ist einer von den drei modernen Künstlern der Italiener, die größer waren als die übrigen und danach „die großen Meister“ genannt werden: Raphael, Michelangelo und Lionardo, dem Range nach heute so geordnet, obgleich das Urtheil ihrer Zeit und die Chronologie die umgekehrte Reihenfolge forderten. Drei Männer, in Zeiten fallend, wo die bildende Kunst das höchste Mittel bot, geistiges Leben darzustellen, und Jeder in seiner Weise in einem Umfange dieses Mittels sich bedienend, die, wie sie vier Jahrhunderte hindurch das Staunen der Menschen erregt hat, es auch in Zukunft, soweit diese Zeitlichkeit noch dauern wird, erregen dürfte. Lionardo war der Anlage nach vielleicht der am reichsten Begabte von ihnen, den Schicksalen nach aber, die ihm selber wie seinen Werken beschieden waren, der am wenigsten Glückliche. Wie fast alle seine Werke, ist auch sein Abendmahl vom Tage der Entstehung an raschem Untergange geweiht gewesen. Ich sage vom Tage der Entstehung an, weil Lionardo's Eigensinn, mit Oelfarben auf eine ihrer Lage nach feuchte Wand zu malen, die Vernichtung vorbereitete. Daß das Abendmahl die vornehmste unter seinen Schöpfungen gewesen sei, schließen wir aus einigen auf uns gekommenen Urtheilen Gleichzeitiger; daß die Vernichtung schon früh begann, entnehmen wir ebenfalls zeitgenössischen Berichten. Die Lebenskraft des Werkes aber ermessen wir daraus, daß, nachdem dieses Zugrundegehen dreihundert Jahre gedauert hatte, nach den noch kaum sichtbaren Spuren von Lionardo's eigner Arbeit Morghen's Wiedererschaffung entstand, die, wie ich sagte, an die Stelle des Werkes selbst tretend, es der Menschheit ersetzte. Niemals vorher war dergleichen von einem Kupferstecher geleistet worden. Denn so hoch auch der Stich anzuschlagen ist, den Edelinck nach Lionardo's gleichfalls zerstörter Reiterschlacht gemacht hat, und der hier etwas in noch höherem Grade Vernichtetes und Verlorenes wieder ins Leben rief, so steht dies Gemälde durch geistigen Inhalt dem Abendmahle nicht gleich, das wohl als die herrlichste und ergreifendste Darstellung bezeichnet werden kann, die wir aus der Geschichte Christi besitzen und das, mag man es betrachten wie man will, unübertrefflich genannt werden darf. Denn was uns bei den Werken antiker Kunst immer wieder in den Sinn kommt: daß sie von der Natur selber hervorgebracht zu sein scheinen, als habe es eine Zeit gegeben, wo die schaffende irdische Kraft nicht nur die Dinge, sondern Abbilder der Dinge zugleich habe wachsen lassen, dies Gefühl erweckt auch Lionardo's Abendmahl.

Die Composition ist bekannt und so oft, auch von mir selbst, in Worten dargestellt worden, daß es als zuviel erscheinen möchte, das, was Jedem wie vor den Augen steht, noch einmal vorzuerzählen. Aber es gibt gewisse Dinge, an denen die Welt nicht genug haben kann, wie Kinder an manchen Märchen, die sie immer von Neuem hören wollen. Es ist nun lange Zeit, daß ich fast Jahr für Jahr einem Auditorium voll junger Leute einmal den Vorgang zu erklären habe: immer wieder die gleiche Erfahrung, wie das Bild sie alle ergreift und wie verständlich ihnen, wenn man ihre Aufmerksamkeit darauf gelenkt hat, jede Gestalt in ihrer Bewegung ist. Ich kenne kein anderes Werk, auf dem die Figuren so zu sprechen scheinen wie hier. Eine Scene, so einfach, als geschähe nichts, und so erfüllt zugleich von Leidenschaft, daß stärkere, innere wie äußere, kaum denkbar wäre. Ein Aufruhr des Geistes, in den wir mit hineingerissen werden. Die Geschichte Christi enthält ja viele Momente, die unser ganzes Gefühl in Anspruch nehmen, fast immer aber rückt sie ein gewisser historischer Schimmer doch in eine wenn auch noch so leise sich bemerkbar machende Ferne: hier aber, wie Lionardo das Ereigniß faßt, empfinden wir uns als unmittelbar betheiligt. Eine Anzahl Männer, die nur auf sich angewiesen sind. Die die Empfindung zu beherrschen beginnt, daß eine Katastrophe nahe sei. Die alle fühlen, daß es keinen Rückweg und Stillstand gebe. Die nur das Eine sicher wissen, daß, was auch komme, Jeder auf den Andern sich verlassen müsse. Und diesen Männern erklärt der, der ihr Meister ist, einer von ihnen werde ihn verrathen! Den Eindruck, den diese furchtbaren Worte auf sie machen, hat Lionardo darzustellen unternommen. Niemand hat vor ihm oder nach ihm ein so erschütterndes Ereigniß zum Vorwurfe eines Kunstwerkes gemacht. Es war hergebracht, das Abendmahl Christi in den Speisesälen der Klöster auf die Wand zu bringen: kein Künstler vor Lionardo aber war auf den Gedanken gekommen, es so zu fassen wie diesmal geschehen ist.

Das Gemälde ist anderthalb mal so breit als hoch. Eine mit einem, wie berichtet wird, der Natur aufs treueste nachgebildeten Leinentuche bedeckte lange Tafel haben wir quer vor uns, die uns zugekehrte Seite frei, die andere mit den Aposteln besetzt, Christus die Mitte haltend. Er allein auch ganz en face uns zugewandt, während die Apostel in dem Maße, als sie zur Rechten und Linken von ihm entfernter sitzen, mehr ins Profil übergehen, die beiden äußersten, rechts und links an den Kopfenden der Tafel, völlig von der Seite sichtbar. Sechs zu beiden Seiten Christi, und diese hier und dort wiederum in je zwei Gruppen von drei Aposteln getheilt. Jede dieser vier Gruppen in sich eine abgeschlossene Einheit bildend, alle aber auch wieder mit Christus, als ihrer Mitte, direct verbunden. Schon diese Theilung und zugleich Vereinigung der Gestalten fordert zur Bewunderung heraus. Denn wie die Gruppen verschieden behandelt und zu einander in Gegensatz gebracht und doch wieder alle vier zu einem Ganzen zusammengefügt sind und keine Figur ohne Rücksicht auf sämmtliche andere gedacht worden ist: dies zu verfolgen, lockt zu immer neuer Betrachtung. Man bedenke nun, daß diese Zwölf, mit Christus, mehr als zwei Dutzend Hände sichtbar werden lassen, an denen jeder Finger sozusagen seine eigene Sprache redet! Man vergleiche, was die Kunst an sprechenden Händen übrigens hervorgebracht hat, mit

denen hier: gleich energische Bewegungen hat Michelangelo wohl gezeichnet, gleich schöne Raphael, wie ich denn keinen von den Dreien hier dem anderen nachsetzen möchte, einen größeren Reichthum aber an gleichem Ort und Stelle hat keiner dargeboten. Und dieser Fülle und Mannigfaltigkeit das Uebrige entsprechend. Jede Figur, solange man sie betrachtet, erscheint als die Hauptfigur. Jede glauben wir zu durchschauen. Nichts in diesem Werke, bei dem man sich sagen müßte, es gehöre einem anderen Jahrhundert an und bleibe ein aus diesem stammender, mehr zu betrachtender als zu verstehender fremder Rest, sondern das Ganze frisch gewachsen als ob es eben entstanden sei.

Und doch, wie wir heute urtheilen dürfen: all' diese Composition nur langsam gewachsenes Menschenwerk. Es ist eine der erhebendsten Arbeiten, verfolgen zu dürfen, wie auch die größten schaffenden Geister mühsam fortschreitend ans Ziel gelangten. Ueberall, wo wir bei Raphael, den ich hier als den Vornehmsten nenne, weil am meisten Material bei ihm für die Untersuchungen vorliegt, die Entstehung der Werke betrachten, gewahren wir, wie der Gedanke sich langsam entwickelt, und wie das, was das eigentliche Lebenscentrum des Werkes ausmacht, zuletzt oder zu allerletzt erst hineinflog. Man sollte das Umgekehrte vermuthen, nirgends aber, wo ein Weg sich überhaupt erkennen ließ, war er anders. Immer weiter wird der Horizont, immer klarer die Richtung, die es innezuhalten gilt. Nur wenige Blätter, Zeichnungen und handschriftliche Notizen Lionardo's stehen uns zu Gebote: wie diese kümmerlichen Reste ehemaligen, wohl für immer verlorenen Reichthums sich aber vor meinem Blicke enthüllen, enthalten sie genug von der Entstehungsgeschichte der Composition, um uns ahnen zu lassen, wie Lionardo verfuhr. Wie er aus der bisher nur epischen Behandlung der Scene zur dramatischen strebte und, nachdem einmal ein bestimmter Punkt gefunden war, von dem man ausginge, nach mannigfachen Versuchen derjenige endlich entdeckt ward, der dem Ganzen durchaus andere Gestaltung gab als in den Anfängen der Arbeit gewollt worden war.

Eine der werthvollsten Publicationen Lionardo betreffend sind die beiden schönen Bände „The Literary Works of Leonardo da Vinci" von Dr. Jean Paul Richter[1]). Hier finden wir das geringe, aber wichtige Material zusammen, aus dem die Vorgeschichte der Composition sich construiren läßt. Mögen wir es ordnen wie wir wollen, deutlich tritt die Arbeit der sich mühenden Phantasie hervor, die allmälig erst sich den Anschauungen entwindet, mit denen begonnen worden war. Roselli's Abendmahl in der Sistinischen Capelle oder das dem Raphael früher zugeschriebene in Florenz zeigt uns am bequemsten, wie die Scene bis dahin gefaßt worden war. Ein stilles Beieinandersitzen, jeder Apostel mit sich beschäftigt oder höchstens dem Nebenmanne zugewandt. Lionardo scheint

---

[1]) Ich weiß, was gegen die Arbeit gesagt werden kann und auch gegen sie gesagt worden ist; jedenfalls ist sie die Frucht energischer Thätigkeit. Sehe ich von dem Verfehlten ab, was sich doch in wenig Worten hervorheben läßt, und vergleiche damit das Gelungene und zu Dank Verpflichtende, was denn doch eine respectable Masse ausmacht, so würde ich mir undankbar erscheinen, wenn ich nicht eingestehen wollte, wie viel Förderung und Genuß ich diesem Buche verdanke, dessen Verlust, wollte ich es als nicht vorhanden ansehen, ein sehr empfindlicher wäre.

das von Anfang an gefühlt zu haben, daß ein zusammenfassender Moment die Gestalten auf einen Punct vereinigen müsse. Das Natürlichste war, Christi Worte, der, dem er den Bissen eintauche, werde der Verräther sein, so zu fassen, als ob alle am Tische sie vernommen hätten und als ob das gleichzeitige Vorstrecken der Hand des Judas zur Schüssel, aus der Jesus ihm den eingetauchten Bissen gab, sie allesammt im Innersten träfe. Dem Evangelium nach waren es aber nur Petrus und Johannes, die den Sinn des dargereichten Bissens verstanden.

So nun sollte die Scene zuerst gefaßt werden: Christus, Petrus, Johannes und Judas als in der eigentlichen Handlung begriffen, die Uebrigen gleichsam nur die Umgebung bildend, nur unter dem Eindrucke der Worte stehend, daß einer von ihnen der Verräther sei.

Hierfür nun hatte Lionardo, bei dem schriftstellerische und künstlerische Arbeit oft verbunden erscheinen, Notizen gesammelt. Er beschrieb Stellungen, durch welche am verständlichsten die Ueberraschung, in die Christi Ausspruch die Apostel versetzte, zur Erscheinung gebracht werden könne.

„Einer, der eben trinken will, hält die Trinkschale in ihrer Lage, wendet sich von ihr ab dem zu, welcher redet".

„Ein Anderer verschränkt die Finger seiner Hände ineinander und wendet sich mit gerunzelten Brauen zu seinem Genossen."

„Ein Anderer mit geöffneten Händen zeigt deren glatte Flächen, zieht die Schultern aufwärts zu den Ohren und zeigt mit dem Munde sein Erstaunen an."

„Ein Anderer spricht dem Anderen ins Ohr, und der, der ihn anhört, wendet sich zu ihm und nähert das Ohr, indem er ein Messer in einer Hand und in der anderen ein mit diesem Messer halb durchschnittenes Brot hält."

„Ein Anderer, der beim Sichumwenden ein Messer hält, stößt mit dieser Bewegung eine Trinkschale um, daß sie sich über den Tisch hin ausgießt."

Und auf einem zweiten Blatte:

„Ein Anderer legt die Hände auf den Tisch und blickt."

„Ein Anderer bläst auf einen Bissen."

„Und ein Anderer neigt sich (vor), um den zu sehen, der ihn anredet, und macht sich mit der Hand Schatten über den Augen."

„Und ein Anderer beugt sich hinter den, der sich vorneigt zurück und blickt den, der spricht, an, zwischen dem Vorgeneigten und der Mauer."

Wir sehen diesen abgerissenen Blättern nicht an, ob sie Alles enthalten, was Lionardo an solchen Beobachtungen notirte. Seine Art war, so zu verfahren. Einige der angedeuteten Stellungen finden wir noch bei den Gestalten des vollendeten Gemäldes, Anderes erblicken wir da weiter ausgeführt. Eine darunter sehen wir auf der Windsorer Federskizze, die ich für die älteste halte, benutzt, während sie später verschwindet. Ziehen wir zuerst nun in Betracht, was die vorhandenen Skizzen Gemeinsames haben.

Wir bemerken, daß von der kunstreichen Eintheilung der Apostel in vier Gruppen anfangs noch kaum etwas sichtbar ist. Den früheren Darstellungen des Abendmahles gemäß finden wir Judas an der uns zugekehrten, übrigens leeren Seite der langen Tafel sitzen, so daß seine Gestalt ganz und gar sichtbar

ist, während die übrigen Figuren, die Beiden rechts und links an den Kopfenden der Tafel abgerechnet, durch die Tafel beim Gürtel durchschnitten werden. Diejenige Gestalt also, auf deren Gegensatze zu Christus die Composition des Gemäldes zu beruhen scheint, war anfangs anders gedacht und ist zuletzt erst an die Stelle gebracht worden, wo wir sie sehen. Als Hauptperson jedoch sollte sie auch auf der ersten Skizze schon fungiren; wie äußerlich aber hier noch ihr Verhältniß zu Christus! Und wie erschütternd bei der schließlichen Fassung, wo Judas, weit vorgebeugt, mit durchdringendem Blicke Christi weitere Worte erwartet. Auf der venetianischen Handzeichnung tritt Judas' Bewegung nicht deutlich hervor, und zwar hat der Copist (denn das Blatt kam uns nur in einer alten, aber gleichzeitigen Abzeichnung zu) dies wohl verschuldet. Auf der Windsorer Federzeichnung haben wir die Scene sogar doppelt skizzirt vor uns: einmal wie Judas sitzend und vorgebeugt mit ausgestrecktem Arme zu der vor Christus stehenden Schüssel hingreift, das zweite Mal wie er sich, vom Stuhle halb erhebend, diese Bewegung ausführt: dies wohl die spätere und lebendigere Fassung der Scene auf dem gleichen Blatte. Gemeinsam ist diesen früheren Auffassungen auch, daß Johannes, wie er bis dahin zuweilen dargestellt zu werden pflegte, dicht neben Christus wie schlafend daliegt, wovon auf dem Gemälde später keine Spur zurückblieb.

Worin die venetianische und die Windsorer Handzeichnung sich unterscheiden, ist zum Theil nun schon gesagt worden. Sicher erscheint mir, daß bei der venetianischen der Uebergang zu anderen Gedanken bereits vorliegt als die schriftlichen Notizen angeben. Ein Schritt weiter war hier gethan worden den Skizzen des Windsorer Blattes gegenüber. Nicht mehr der Moment des Innehaltens aller Bewegung bei den Aposteln ist gewählt, sondern, wie beim Gemälde, der des Zweifels, wer von den Zwölfen von Christus angedeutet worden sein könne, und der Versuch jedes Einzelnen, sich entweder vor sich allein, oder vor den nächsten neben sich, oder zu Christus gewandt, zu rechtfertigen. Daß Judas also den Bissen empfängt, fällt fort. Christus sitzt ohne Handlung da. Petrus wendet sich an ihn, um zu fragen, wen er gemeint habe (an Christus selbst also, statt an Johannes, wie das Evangelium erzählt und das Gemälde zeigt), und der Handbewegung Christi sieht man an, daß er Petrus den Namen nenne. Wie durchaus hat Lionardo später das umgewandelt. Leider ist das venetianische Blatt in manchen Theilen aber sehr ungeschickt gezeichnet, so daß auch die Deutung möglich wäre, Christus sei im Begriff, Petrus' Frage dadurch zu beantworten, daß er mit der einen Hand den Brocken in die Schüssel tauche, die vor ihm steht, um ihn Judas zu geben, der (nun schon nach der rechten Seite hin) ihm gegenübersitzt und dessen Hand möglicherweise sich ebenfalls erheben will, um zuzugreifen. Ebenso wenig läßt sich sicher erkennen, in welchem Maße die Gruppirung der Apostel bis zu einem gewissen Grade nicht schon bereits eingetreten war. Alle sitzen, Judas ausgenommen, hinter der Tafel, so daß auch die beiden Aeußersten rechts und links nur bis zum Gürtel sichtbar sind. Von den Stellungen, die die Notizen bemerken, finde ich keine wieder; von denen auf dem Gemälde sichtbaren nur einige, meist aber an anderen Stellen verwerthet als hier. Offenbar wollte Lionardo dem Ganzen den architektonischen Aufbau noch nicht

verleihen, den das vollendete Werk empfing, sondern jede Gestalt sollte zumeist durch sich und für sich allein wirken. Für das Weitere fehlt das Material. Welche Studien die Arbeit noch durchlief, ehe sie zur höchsten Höhe sich erhob, wissen wir nicht. Stoff für Vermuthungen wäre immer noch vorhanden, aber hier ist die Stelle nicht, ihn auszunutzen. Erwähnen will ich nur, daß Luini, der in einem gewissen, noch nicht ganz ersichtlichen Abhängigkeitsverhältniß zu Lionardo stand, in Santa Maria degli Angeli zu Lugano ein Abendmahl gemalt hat, das den Gedanken erweckt, als könnten ihm dafür Zeichnungen Lionardo's zu Gebote gestanden haben, welche einer Zwischenstufe der Composition zwischen dem venetianischen Blatte und dem vollendeten Gemälde angehörten. Wie dem aber nun sei, ahnen dürfen wir aber doch nur, in wie kleinen und mühsamen Schritten von Lionardo endlich die Höhe erreicht worden sei. In dieser Langsamkeit der Arbeit mögen wohl die verschiedenen Erzählungen ihren letzten Grund haben, die über die Ungeduld der Mönche umlaufen, welche den Meister malen und malen und nie zum Abschluß kommen sahen.

Als Vollendungsdatum des Werkes war rund das Jahr 1500 von mir angegeben worden. Als über ein Dutzend Jahre später der neue französische Herr der Lombardei das Gemälde sah, soll davon die Rede gewesen sein, es absägen und nach Frankreich schaffen zu lassen. Noch zwanzig Jahre später spricht Giovio davon mit Entzücken, als einem Werke, das die Welt kenne und bewundere, ohne von Verderbniß zu reden, während er das Zugrundegehen des Gemäldes im Palaste zu Florenz zugleich doch schon bedauert. Um die Mitte des Jahrhunderts hat auch Sabba Castiglione nur Worte der Bewunderung dafür. Vasari weiß in der ersten Auflage seiner Lebensbeschreibungen, 1550, noch nichts von Untergang und Verderbniß, um diese Zeit aber muß etwas Entscheidendes eingetreten sein, denn nachdem er 1566 selbst in Mailand gewesen, nennt er das Abendmahl in der neuen Auflage von 1568 una macchia abbagliata, Lomazzo es zwanzig Jahre später „vollständig ruinirt“. Armenini, um dieselbe Zeit, sagt „halb ruinirt“, 1642 Scanelli „halb ruinirt, aber wunderschön“, Dufresne einige Jahre später „völlig ruinirt“, Santagostino 1671 das Gemälde habe „so sehr gelitten, daß es dem Auge keinen Genuß mehr bereite“, während Carlo Torre drei Jahre später immer noch genug vor sich hatte, um in Entzücken zu gerathen. 1728 gibt Richardson einen genaueren Bericht. Die Figuren rechts von Christus seien zerstört, an einigen Stellen sehe man nichts als die bloße Mauer, die zur Linken dagegen seien besser erhalten, die Farben jedoch völlig stumpf geworden. Jetzt erst begann das Verhängniß: ein Mailänder Künstler. Michelangelo Bellotti wußte dem Prior einzureden, daß er ein Mittel besitze, die Farben wieder aufzufrischen. Er erhielt die Restauration in Auftrag und übermalte das Werk in Oelfarben so vollständig, daß von hier ab der eigentliche Ruin desselben datirt. Und so konnte von nun an denn nur von oberflächlichen Bewunderern noch geurtheilt werden, daß das Gemälde nicht nur durch seine Schönheit, sondern auch durch seine vorzügliche Erhaltung in Staunen setze. Ein gewisser Richard behauptet 1766 sogar, es sei seit Lionardo's Zeiten nicht daran gerührt worden. Noch aber war das Schlimmste nicht geschehen: 1770 kommt ein neuer Stümper über das Abendmahl, das er glättet und übermalt,

nur Matthäus und Simon werden gerettet. So hat Goethe es 1788 an der Wand gesehen. Immer noch war ein gewisser Schimmer von Unberührtheit verblieben, denn noch hatten aus Santa Maria delle Grazie die Mönche nicht weichen müssen. Goethe sah im Saale, wo das Gemälde thronte, die Tische stehen, an denen die Mahlzeiten eingenommen wurden.

In diesem letzten Viertel des Jahrhunderts faßte Morghen die Idee, seinen Stich auszuführen, zu dem Matteini die Zeichnung verfertigte, und an dem er 1797 zu arbeiten begann.

Durch welche Schule war dieser Kupferstecher gegangen, um sich für eine solche Unternehmung vorzubereiten! Volpato (dessen Tochter er heirathete), hatte er beim Stiche des Raphaelischen Parnaß helfen dürfen. Selbständig stach er dann die allegorischen Gestalten der Decke der Camera della Segnatura, Mengs' Parnaß des Palastes Albani, Domenichino's Jagd der Diana und Guido Reni's Aurora, eines der schönsten Blätter der Kupferstechkunst. Was wäre ein Meister, der solche Werke geschaffen hatte, nicht zu leisten im Stande gewesen? Aber sehen wir Volpato's und Morghen's gesammte Arbeit an, so tritt hervor, wie sehr sie unter dem Einflusse der Malerei standen, die lange nach Lionardo in Bologna ihre Blüthe erreichte, und die bis zum Abbruche der künstlerischen Tradition in Italien, zu Morghen's Zeiten selbst noch, den Künstlern und dem Publicum die allein verständliche war. Scharfe Modellirung, blühende Farbe, elegante flüssige Formen. In diesem Sinne wahrscheinlich hatten Bellotti und Mazza das Abendmahl übermalt, in diesem Sinne fertigte Matteini die Zeichnung an und Morghen die Platte. Er hat sein Werk durchgeführt, als sei Lionardo nicht ein Meister des Quattrocento, sondern einer von den Bolognesen gewesen. Hinzutreten zu diesen Qualitäten nun Morghen's solide und blendende Technik, der kein Mittel fehlte, der Composition Glanz und Leben zu verleihen[1]). Danach versteht sich von selbst, daß wir in Morghen's Stich nur zum Theile das Werk Lionardo's vor uns haben. Geleistet aber wurde unter den waltenden Verhältnissen was möglich war, und wenn wir den heutigen Zustand der Wand in Gedanken mit dem vergleichen, der sich zu Morghen's Zeiten noch darbot, so darf vermuthet werden, daß damals eine Fülle von Details theils noch als echt herauszuerkennen, theils zu errathen war, die heute verschwunden sind.

Denn die vollständige Verderbniß des Werkes nahm jetzt erst ihren Anfang. In den Jahren, in denen Morghen über seiner Platte saß, wirthschafteten die Franzosen unter Bonaparte in Italien. Der Krieg ließ das Kloster veröden und das Refectorium zum Magazin, zum Stall, und endlich, nach der Ueberschwemmung von 1800, zu einem dumpfen, feuchten Orte werden, aus dessen Wänden die Feuchtigkeit ausschlug. Gedenken wir des allgemeinen Schicksals aller Gemälde, die den Launen einer rohen Masse überlassen sind, und der Gesinnung zudem, mit der die Franzosen jener Zeit jedes kirchliche Kunst-

---

[1]) Ich bitte Diejenigen, die dies lesen, nicht nach den verbreiteten gewöhnlichen Abdrücken der wiederaufgestochenen Platte, sondern nach einem der kostbaren ersten Drucke zu urtheilen, deren Anblick man in unseren öffentlichen Sammlungen sich ja leicht verschaffen kann.

werk als Gegenstand der Verhöhnung und Vernichtung ansahen. Hier wurde Lionardo's Gemälde so gründlich ruinirt, daß nichts wieder gut zu machen war. Wir haben heute den letzten Rest vor Augen, bis auf den es hinschwand. Nach einiger Zeit erbarmte man sich seiner. Der in Mailand residirende französische Vicekönig von Italien beschloß den Schaden wieder gut zu machen: eine Copie in Mosaik, so gut sie nur irgend zu schaffen sei, sollte das Original ersetzen, und der Maler Bossi erhielt den Auftrag, den für diese Arbeit zu benutzenden Carton herzustellen. In Bossi's gedrucktem Berichte über die Art, wie er vorging, ein splendides Buch, das durch Goethe's Besprechung in Deutschland bekannt geworden ist, wurde jetzt die Geschichte des Gemäldes gegeben. Bossi hatte sich in Besitz des gesammten künstlerischen wie literarischen Materiales zu setzen gesucht. Nach der besten der vorhandenen Copien begann er seine Arbeit. Das Mosaik steht heute in Wien, Bossi's dafür bestimmter Carton in der Galerie Leuchtenberg in Petersburg, ein danach aber von ihm wieder ausgeführtes umfangreiches Oelgemälde in der Brera in Mailand, ungeschickt, geistlos, werthlos an sich, aber für die Kunstgeschichte von Bedeutung, weil es eines von den Beispielen liefert, an denen sich ermißt, was für die bildende Kunst damals verloren worden war. An die Stelle der bis zu ihren letzten Augenblicken noch lebendigen alten italienischen Malerei war die französische gipserne, basreliefartig kalte Manier David's getreten, in deren harte Linien nun auch Bossi Lionardo's Gestalten hineinzudrängen sucht. Photographien seines Gemäldes sind leicht zu beschaffen, Morghen's Stich zudem ist in Nachbildungen jeder Art verbreitet: man halte die beiden Reproductionen in solcher Gestalt nebeneinander und vergleiche!

Was von da ab innerhalb der letzten achtzig Jahre in Mailand geschehen ist, um Lionardo's Werk wieder aufzufrischen, finden wir nirgends verzeichnet. Heute steht es da, neben dem Dome als vornehmste Sehenswürdigkeit der Stadt, und immer neue Menschen sitzen tagtäglich davor und wissen in der Erinnerung an Morghen's Stich mit den Blicken der Wand immer noch etwas abzulocken. An anderer Stelle schon habe ich ausgesprochen: Mancher hat erfahren, wie die anfangs unverständlichen gefärbten Flecke allmälig sich zusammenschließen und wie in der Phantasie etwas aufzudämmern beginnt, das uns den ursprünglichen Anblick des Gemäldes wie in einem seltsamen Traume vortäuscht.

Welche Aufgabe hatte sich ein Künstler zu stellen, der nach Morghen das Werk heute noch einmal zu stechen unternahm? Wie konnte dieser kahlen, herabgewürdigten Wand gegenüber der Entschluß gefaßt werden, ganz von frischem zu beginnen und aus dem schwer zu deutenden Chaos heraus das Werk Lionardo's neu und lebendig herauszuzaubern?

Wir stehen den Dingen heute anders gegenüber als früher.

Auf der Liste des von Bossi mühsam zusammengebrachten Materials figuriren vielfache Copien des Gemäldes, nur nebenbei aber werden eine Anzahl alter Zeichnungen erwähnt, die er seiner Zeit nicht gesehen hatte, die auch wahrscheinlich Morghen nicht kannte, die uns heute aber einen neuen Standpunkt gewähren. Wir lassen, als hier gleichgültig, auf sich beruhen, woher die

Blätter kamen: genug, im großherzoglichen Schlosse zu Weimar sind große, alte farbige Zeichnungen heute vorhanden, welche die Köpfe der Apostel in einer Gestalt wiedergeben, die nur zwei Möglichkeiten offen läßt: entweder die Blätter stammen von Lionardo selbst her oder sie sind von Meisterhand nach den Köpfen des Gemäldes zu einer Zeit gezeichnet worden, wo es noch in voller Erhaltung dastand. Wer sie gesehen hat, besonders wer sie oftmals von Neuem unter den Augen gehabt hat, weiß, warum die Annahme, Lionardo selbst habe diese Zeichnungen gemacht, sich immer wieder aufdrängen muß. Eine Gewalt der Auffassung, eine Tiefe der Charakteristik gewahren wir hier, die auszudrücken es keine Worte gibt. Diese Blätter flößen das Gefühl der Ehrfurcht ein, das eins der Anzeichen zu sein pflegt, wenn die Hand der großen Meister selbst thätig gewesen ist. Doch wer will trotzdem ohne ganz genügenden Anhalt hier entscheiden? Mein Gefühl hat mich zu verschiedenen Malen nach der einen oder anderen Seite neigen lassen. Wie die Entscheidung später auch einmal ausfallen werde, der Werth dieser Zeichnungen, ihre Schönheit, ihre Wahrheit erscheinen mir so groß, daß die Frage der Entstehung an Schärfe verliert. Mag Lionardo der Urheber sein, mag einer seiner Schüler diese Köpfe nach Zeichnungen seiner Hand oder nach dem Gemälde gemacht haben, die innere Echtheit dieser Zeichnungen ist über allen Zweifel erhaben; sie geben, was das Gemälde einst gegeben haben muß, und besitzen demzufolge eine Authenticität, die sie zum Ausgangspunkte aller Versuche macht, das Gemälde geistig zu reconstruiren.

Finden wir für die Hauptsache hier aber so wichtiges und früher unbekanntes Material, so bietet sich auch für die Gewandung eine neue Auffassung dar. Wenn wir Alles, was uns an Gewandungen von der Hand Lionardo's zu Gebote steht, zusammenlegen, so gewinnen wir den Eindruck, daß er seine Zeit, das Quattrocento, nirgends verleugnete. Allerdings liegt uns an Gewandstudien für das Abendmahl nichts vor als der Arm des Petrus, der, in einem vielfach gebrochenen, ihn ringförmig umgebenden Faltenwerke drinsteckend, mit anderen gleichzeitigen Arbeiten des Meisters zusammenstimmt. Gerade bei der Gewandung aber scheint Bellotti sich Freiheiten genommen zu haben und Morghen ihm unbedenklich gefolgt zu sein. Diese unruhige, an die Art der Bolognesen erinnernde Gewandung ist nicht unpassend, sie sagt unseren Blicken zumal zu, das Faltenwerk des Quattrocento jedoch repräsentirt sie nicht Die Art dieses Jahrhunderts aber studieren wir heute mit Eifer und glauben wir innezuhaben. Dem Stecher von heute lag ob, aus dem vorhandenen Wirrsal des Gemäldes sowie aus den besten Copien, die echte Faltengebung zu reconstruiren und die Art, wie Stang dies versucht hat, scheint zu einem Resultate geführt zu haben, bei dem wir uns beruhigen dürfen. Dieselbe Wiederherstellung des Altvorhandenen ist bei den Händen von ihm versucht worden. Die beweglichen, elegant modellirten Hände der Bolognesen sind von Stang in die etwas einfachere Form der zarten, ruhigeren Hände zurückversetzt worden, wie wir sie übrigens bei Lionardo kennen, und wie sie zum Theil auf den Weimaraner Blättern in hoher Schönheit erscheinen. Diese Hände spielen, man dürfte dieses Bild wagen, eine Melodie, die von Stang erst wieder gefunden wurde. Bis in die Fingerbildung

aber muß man das verfolgen: immer wieder wird man von der Entdeckung wie überrascht sein: das sei es gewesen, was Lionardo gewollt habe, das entspreche seiner Art. Ich dringe darauf: wer diese Hände nicht von Finger zu Finger verglichen und sich klar gemacht hat, worin der Unterschied liege, darf ein definitives Urtheil über den Werth beider Platten zu einander nicht abgeben.

Mit dieser Rückführung der Composition in ihren alten Zustand ist etwas nun erreicht, das wir wiederum mit Freude bemerken: dem Ganzen, dem von Morghen der Anschein eines Oelgemäldes mittleren Umfanges verliehen worden war, ist von Stang die zu colossaler Wirkung sich steigernde Verfassung eines Wandgemäldes zurückgegeben worden, dessen Figuren, indem sie sich über Lebensgröße erheben, einfachere Modellierung, weniger dunkle Tiefen, weniger springende Lichter zu tragen im Stande sind. Und so möchte ich sagen, daß, wenn Morghen's Arbeit eine beim Aufleuchten des letzten wirklichen Lebensfunken des Originales unternommene Wiederverjüngung des Gemäldes war, Stang's Arbeit eine nach dem Untergange desselben mit neuen Hülfsmitteln unternommene Wiederbelebung sei, die es uns treuer vor Augen stellt, als Morghen es zu erfassen vermochte. Morghen's Arbeit ist ein Triumph der Kunst seiner Zeit, Stang's Platte ein Erfolg der Kunst und Wissenschaft unserer Tage. Beide sind schöne Denkmale der Hingabe an eine große Aufgabe. Ich wüßte kein Blatt zu nennen, das die Kupferstechkunst der letzten italienischen Epoche ehrenvoller und inhaltreicher repräsentirte als Morghen's Platte; keins, das die Hingebung unserer eigenen Zeit zu Lösung der ihr hier gestellten Aufgaben in edlerem Lichte erscheinen ließe als Stang's mit glücklicher Hand vollendete Arbeit.

Mehr zu sagen würde nur möglich sein, wenn man aus dem Schreiben ins Sprechen hier übergehen und zugleich auf nebeneinandergestellte Abdrücke hinweisen dürfte. Liegen beide Stiche vor, so läßt sich im Einzelnen darlegen, worin sie unterschieden sind. Beim Antlitze Christi könnte gezeigt werden, wie Stang die vielfach überarbeitete, immer aber doch, wie es scheint, den alten Typus bewahrende Zeichnung der Ambrosiana verwerthete. Bei jedem der Apostel ließe sich darauf hinweisen, worin, was die Charakteristik anlangt, Morghen's Auffassung durch die Stang's in den meisten Fällen überholt worden sei. Es handelt sich hier nicht bloß um leichte Abweichungen, um Nüancen der Physiognomien, sondern um ganz anderen Aufbau der Köpfe. Bringt man beide Stiche dicht nebeneinander[1]) und vergleicht Kopf für Kopf, so zeigt sich, auf welcher Seite das wahre innere Leben liege. Das etwas Schematische, Kalte, Scharfgeschnittene der Matteinischen Zeichnung verliert mehr und mehr an Vertrauen, und Stang's tief eindringende, organische Zurückführung der Formen auf ihre ursprüngliche Fassung macht sich geltend. Man zweifelt endlich nicht mehr, ob ihm oder Morghen die größere Glaubwürdigkeit zukomme. Sodann wäre bei der Licht- und Schattengebung zu zeigen, wie die Stang's die größere Wahrscheinlichkeit für sich habe. Wir können heute ja nicht wissen, wie weit Bellotti Lionardo's Mo-

[1]) Natürlich — bemerke ich auch hier — dürfen solche Parallelisirungen nur bei gleich vorzüglichen Abdrücken vorgenommen werden.

bellirung der Gruppenbildungen geschont habe, bei Morghen finden wir sie zum Theil fast verschwunden: Stang hat sie wieder hergestellt. Das eigenthümlich Plastische des Aufbaues tritt jetzt erst hervor. Ueber das Ganze ist die wohlthuende Ruhe wieder ausgegossen, die das Gemälde, als es noch unberührt war, neben anderen Schönheiten, besessen haben muß. Wie monumental und einfach wirkt der Anblick der Stang'schen Platte der Morghen's gegenüber! Noch hierauf will ich hinweisen: das Quattrocento und die Art der großen Meister legt ein gewisses Element des Schweigens und der Ruhe selbst über ihre bewegtesten Darstellungen. Prüfen wir darauf alle Compositionen Raphael's, die sistinischen Deckengemälde Michelangelo's und was von Lionardo etwa noch vorhanden ist: nirgends steigert sich das Dramatische bis zur realen Handlung und bis zum gesprochenen Worte, sondern über die Pantomime scheint keine noch so bewegte Scene hinauszugehen. Wie wir auch bei den Statuen nie dächten, daß sie reden könnten. Worte drängen sich von den Lippen der Figuren der großen Meister uns nicht entgegen, und was sie auszusprechen scheinen, dringt ohne Sprache, als bedürfte es ihrer nicht, uns in die Seele. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts aber schon ward das anders: aus den Gemälden des Caravaggio — um allerdings gleich den Aergsten zu nennen — tönt es zuweilen fast wie Geschrei. Und so hat auch Morghen seinem Abendmahl zugetheilt, daß uns die Apostel bei der erschütternden Mittheilung, einer von ihnen werde Christus verrathen, leidenschaftlicher erscheinen als Lionardo sie vielleicht darstellte. Die Weimaraner Köpfe zeigen die Ruhe, die trotz der ungeheuren Bewegung das Gemälde erfüllte, und Stang ist es gelungen, seinem Werke auch dies Element zurückzugeben.

Es kann die Aufgabe des Stang'schen Stiches nicht sein, den Morghen's zu verdrängen. In zuviel Exemplare steht dieser an fester Stelle; zu tief ist er in die Phantasie des Volkes, oder sagen wir, der Völker — denn wo fände das Blatt sich nicht? — eingedrungen; zu berechtigt sind seine Ansprüche. Neben Morghen's Arbeit aber wird die Stang's in immer stärkerem Maße zukünftig ihren Platz behaupten. Sie wird dazu beitragen, daß man sich Rechenschaft ablege, was man an jeder von beiden Arbeiten besitze. Anlaß wird sie bieten, daß man sich der Schicksale des Gemäldes selbst deutlicher bewußt werde, daß die Umstände näher erwogen werden, unter denen heute und vor hundert Jahren die beiden Platten zu Stande kamen. Jede Gestalt der Composition ist würdig, daß man ihrer Geschichte nachgehe. Nehmen wir eine der bedeutendsten, die des Judas. Das von ihm mit dem Arm zur Seite geschobene umgestürzte Salzfaß hat Stang fortgelassen, man sagt mir, weil keine Spur davon heute noch sichtbar sei. Aber schon auf alten, im sechzehnten Jahrhundert noch entstandenen Copien findet es sich, und auch Luini hat es für das Luganeser Abendmahl doch wohl nachgeahmt. Sollte das älteste Motiv sich in jener Notiz finden, daß einer von den Aposteln sein Trinkgefäß umgestoßen habe? Bei Judas, wie auch beim Antlitze Christi erzählt die Mythe, Lionardo habe die Köpfe unvollendet gelassen, weil ihm unmöglich gewesen sei, ein lebendes Modell zu finden, das ihm genügte. Christus erscheint mir auf der alten Copie des Abendmahles zu Ponte Capriasca, die Luini's Sohne zugeschrieben wird, am schönsten. Für Judas haben wir

neben der Weimaraner Zeichnung noch andere Blätter. Eins, das Richter als Photographie mittheilt, und ein anderes, nach Turin gehöriges, das schon länger bekannt war. Wie war der Kopf des Gemäldes einst beschaffen? Morghen hat ihn mit starker Schattengebung zu äußerster Lebendigkeit gesteigert, Stang den leicht zu erreichenden Effect, der sich hier darbot, eher vermieden als ausgebeutet. Ich gestehe, daß Morghen's Judas mir tiefer in die Phantasie eingedrungen ist, aber ich empfinde zugleich, daß bei Stang der Kopf in höherem Grade derjenigen Gestaltung nahekommt, in der Lionardo ihn einst formte.

Wir haben vielleicht kein Gemälde, das der künstlerischen Nachbildung eine stärkere Aufgabe böte als Lionardo's Abendmahl. Hier zeigt sich am schönsten, welche Mission dem Kupferstecher zufiel: dem Publicum zu vermitteln, was der Meister wollte und zuletzt aus bloßen Andeutungen heraus das verloren Scheinende dennoch wieder herzustellen. Der italienische und der deutsche Kupferstecher haben mit vollem Einsatze ihrer Kraft jeder auf seinem Wege das Ziel erreicht. Dem Deutschen fehlt nur noch, daß auch ihm, und zwar aus seinem Vaterlande zuerst, die volle Ehre für seine Leistung zu Theil werde, die die Mit- und Nachwelt dem italienischen nicht vorenthalten hat.

~~~~~~~~

Ich vollende meinen Aufsatz in Lugano. Ich bin wieder auf dem schmalen waldigen Wege nach Ponte Capriasca gefahren. Ich vermag nicht festzustellen, wann die Uebermalung des Werkes dort stattfand, ob vor oder nach der Abnahme der Durchzeichnungen der Köpfe, welche Goethe aus Bossi's Nachlasse für Weimar erwarb. So kräftig zeigen sie sich an Ort und Stelle heute mit undurchsichtiger Farbe übergangen, daß Bossi's Umrißlinien ganz Anderes erwarten lassen, als man vor Augen hat. Aber auch Bossi könnte, als er vor achtzig Jahren die Köpfe nachriß, sich Freiheiten im Sinne der Schule David's erlaubt haben. Nur von der Ausstattung des Tisches sind als Reste des ursprünglichen Werkes die Formen einiger Flaschen und Gläser in ganz blassen Silhouetten erkennbar: bei ihnen ermißt man recht, wie kräftig der Restaurator das Vorhandene überging, denn jene Flaschen und Gläser sind von ihm ganz beseitigt worden.

Was aber ist mit der Kirche selbst geschehen? Erst in den anfänglichen Jahrzehnten unseres Jahrhunderts scheint ihr innerer Umbau, eine Verschönerung im Sinne der damals herrschenden classischen Manier, stattgefunden zu haben. Ein länglicher Steinbau aus dem dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert, vier glatte Wände mit flachaufliegendem Holzdache und angebautem schlanken Campanile, eine von den ungezählten romanischen kleinen Kirchen, die, wohin das Auge reicht, aus dem Grün der Bergwände und aus den Thälern uns entgegenleuchten, war auch die von Ponte Capriasca, außen der rohe Stein, innen mit Gemälden bedeckt. Die Copie des Abendmahles nahm die westliche Wand ein, die früher vielleicht schon einen anderen Schmuck getragen hatte, der Hauptaltar lag darunter. Durch eingebaute Wände ward dieser einfache Raum zu einem auf Renaissancesäulen ruhenden, gewölbten schmalen Querschiffe umgewandelt, aus dessen Mitte, unter einer hochgewölbten Kuppel, eine neuangebaute Tribüne nach
~~~~~~~~

Norden herausspringt, Alles in kahler, gleichgültiger Pracht, mit Aufwand üppiger Ornamentik hergestellt. Auch die äußere große Thür der Kirche wurde in diesem Stile angebaut, das Uebrige roh belassen, wie es dagestanden hatte. In einem durch die eingezogene Wand von der Kirche abgeschnittenen engen Gange, so schmal, daß man die Hände nicht nach beiden Seiten ausstrecken kann, trägt die Mauer ein in den Dämmer hinaufragendes Fresco, eine Himmelfahrt Mariä; nur die unten knienden Apostel sind zu erkennen.

Die Uebermalung der Cena erscheint mir so frisch, daß sie vielleicht mit diesem Umbau der Kirche im Zusammenhange steht; auch ist sie so stark aufgetragen, daß sie sich vielleicht ablösen lassen würde. Manches überstrichene Gemälde ja ist später ziemlich unberührt wieder zum Vorschein gekommen. Die Malereien leiden in der staubfreien Luft des Gebirges hier wenig. Wie wohl erhalten steht das große Werk Luini's in Santa Maria degli Angeli in Lugano vor uns, das nur einmal vor einigen Jahrzehnten mit Brot abgerieben wurde. Wie gut erhalten erscheint auch Luini's Abendmahl dort; und der Stolz der Stadt, die Madonna mit den Kindern, die Friedrich Weber stach, hätte wohl kaum der Uebermalung bedurft, die sie beim Transport an ihre jetzige Stelle leider empfangen hat, obgleich man sie in Abrede stellt. Doch ist hier die größte Vorsicht angewandt und die Wirkung des Werkes nur wenig beeinträchtigt worden. Auch sei eingestanden, daß die Hand, welche die Cena von Ponte Capriasca überarbeitete, genug Bewunderungswürdiges übrig gelassen hat. Von Neuem ergriff mich die Schönheit des Antlitzes Christi, die Bewegung des Mundes mit den echt Lionardesk sanft sich eingrabenden Winkeln. Er hatte den von rechts und links Einstürmenden doch nur zu erwidern: Mich selbst erschüttert ja am meisten, was ich euch sage, aber ich kann es nicht zurücknehmen, denn es ist so. Der, welcher die Uebermalung ausführte, war nicht unempfindlich für den Inhalt der Scene. In seiner Weise hat er das Gemälde gleichsam mit seiner eigenen Copie bedeckt. Die von dem hiesigen Photographen Brunel danach angefertigten vorzüglichen (und billigen) Blätter verstärken diesen Eindruck noch. Sogar an Verocchio scheint Christus hier zu erinnern, und noch ein anderer Gedanke ist mir gekommen: ob für Lucian's wunderbare „Zinsgroschen“ nicht der Gegensatz des Judas und Christus bei Lionardo den frühesten Lebenskeim geliefert haben könne.

Dem Gemälde von Ponte Capriasca gegenüber wird man inne, was es heiße, ein Kunstwerk da zu betrachten, wo es zu Hause ist. Der beste Platz in einem Museum vermag das nicht zu ersetzen. Mit leichtem Fluge überwindet die Phantasie das Mangelhafte, und der Genuß überbietet die Kritik. Man fühlt sich nicht als Herrn wie in einer Kunstsammlung, sondern als Dienenden, der mit einer gewissen Scheu hinzutritt. Man steht unter dem Eindrucke des Weges, den man zurückgelegt hat, der Einsamkeit, die uns umfängt, viele Gedanken strömen zu, die das Verständniß erhöhen, und die nur hier, an Ort und Stelle, sich finden. In die Erinnerung fließt Manches mit ein, das nicht zur Sache gehört, aber einen Theil des Erlebnisses mit ausmacht. Diesmal hat der Besuch in dem armen, winkeligen Dorfe, dessen aus Felstrümmern aufgemauerte Häuser eins in das andere so eng hineingebaut sind, daß sich keine fahrbaren Gassen bieten, dadurch besonderen Werth empfangen, daß es mir die Bekannt-

schaft des Geistlichen gewährte, dessen Wohnstätte der Kirche gegenüber liegt. Eins von den Profilen, die an das Dante's und an Donatello's Arbeit zugleich erinnern. Ponte Capriasca beherbergt für meine Erinnerung nun nicht bloß das Gemälde, sondern auch diesen freundlichen Mann, der uns sein kleines Haus von oben bis unten zeigte und Alles anbot, was er irgend nur für uns thun könne. Welchen Geschmack hatte die Traube, die er auf seiner von Reben überhangenen Veranda mit den Blicken erst aussuchte und dann, auf die Steinbrüstung kletternd, selbst herablangte. Der unberührte lichte Reif des Herbstes deckte die blauen Beeren. Und das gütige Lächeln, mit dem er uns auf den Mund sah, wie wir aßen und lobten! Die Italiener haben ein Bedürfniß, freundlich zu sein, und auch Dank dafür zu empfangen.

Mich erinnert das ganze Land hier an Lionardo's Kunst. Luini, der ihm so nahe stand, war hier zu Hause, man begegnet auf vielen Wegen seinen Spuren. Bramante's Kirchenbau ist an manchen Stellen offenbar von Einfluß gewesen. Man hat das Gefühl des nicht unterbrochenen Zusammenhanges der Jahrhunderte.

Lugano, Beau Séjour, September 1888.

Herman Grimm.

Ueber allgemeine Denkfehler*).

Von
Sigmund Exner,
a. ö. Professor der Physiologie in Wien.

Der experimentirende Naturforscher pflegt, ehe er das Resultat eines seiner Versuche als richtig anerkennt, sich von der Größe der Fehler Rechenschaft zu geben, welche in der niemals vollkommenen Functionsweise der verwendeten Apparate ihren Grund haben. Aehnlich verfährt der Statistiker und jeder Gelehrte, der das Glück hat, seinen Stoff nach exacten Methoden bearbeiten zu können. Das Resultat erhält dann seinen Werth erst dadurch, daß durch Angabe der Fehlergrenzen der Grad der Zuverlässigkeit desselben bestimmt wird. Ueberall also handelt es sich um genaue Kenntniß der Fehler, sei es der Apparate, sei es der Prämissen, sei es der calculirenden Methode.

Nun arbeitet zweifelsohne in den Denkvorgängen der complicirteste Mechanismus, dessen sich der Forscher und der Mensch überhaupt bedient; er liefert zugleich die allgemeinste Methode, so allgemein, daß es fast lächerlich erscheinen würde, ihn mit unter den Methoden der Forschung aufzuführen, wie wir ja auch die menschliche Hand bei Aufzählung unseres Instrumentariums nicht zu nennen pflegen.

Es sei mir gestattet, indem ich über die Fehler und Fehlerquellen dieser allgemeinsten der Methoden spreche, mich nicht auf Einzelheiten einzulassen, sondern nach allgemeinen Forschungsregeln das Typische in der Masse der Einzelerscheinungen aufzusuchen. — Ich muß dazu etwas weiter ausholen.

Es ist oftmals über den Instinct und seinen Unterschied vom Verstande gesprochen worden. Die außerordentliche Geschicklichkeit und Zweckmäßigkeit, welche Vögel im Nestbau, Insecten in ihren staatenähnlichen Einrichtungen u. s. w. zeigen, grenzt an die Leistungen jener Functionen des Nervensystems, welche wir Verstand zu nennen pflegen, sind aber meines Erachtens doch ganz bedeutend — wesentlich wage ich angesichts der in der ganzen Natur vorkommenden Ueber-

*) Nach einem Vortrag, gehalten in der allgemeinen Sitzung der 61. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Cöln am 22. September 1888.

gänge nicht zu sagen — von diesen verschieden. Den Unterschied möchte ich darin suchen, daß der Instinct seine außerordentlichen Leistungen immer nur auf einem eng begrenzten Gebiete und in Bezug auf ein ebenso beschränktes Ziel entfaltet und ihm ein Ueberschreiten dieser Grenzen unmöglich ist. Diese Unmöglichkeit rührt daher, daß dem Thiere die der zweckentsprechenden Handlung dienenden Bewegungsimpulse das eine Mal zu Gebote stehen, das andere Mal aber durchaus nicht; für andere Fälle hat es diese Bewegungsimpulse gleichsam vergessen; sie und ihr Effect stehen nicht in seinem Bewußtsein; psychologisch gesprochen, in den letzteren Fällen existiren keine Associationen zwischen den vorhandenen Eindrücken und den Erinnerungsbildern jener nervösen Impulse und ihrer Wirkungen.

Bei der Unmöglichkeit, hier auf diesen Gegenstand näher einzugehen, erinnere ich nur daran, daß ein Vogel es noch so gut verstehen mag, die Fäden, aus denen er sein Nest baut, zweckmäßig um die Aeste zu schlingen, seine Arbeit den Formen, den Verzweigungen des Baumes anzupassen u. s. w. Geräth dieser Vogel aber mit einem Bein in eine Schlinge, so wird er niemals seine Geschicklichkeit im Flechten zu verwenden wissen, um seine Bande zu lösen; er wird nur ein einziges Mittel zu seiner Befreiung kennen, er wird genau so wie ein Thier, das nie ein Nest gebaut, und nie einen Faden im Schnabel getragen hat, so lange reißen und zerren, bis er sich getödtet oder zufällig befreit hat[1]).

Eine Henne legt täglich an dieselbe Stelle ihr Ei, und wenn sie eine Anzahl gelegt hat, so wird sie zur Bruthenne, d. h. sie setzt sich auf die Eier und entfernt sich im Laufe der ganzen Brutzeit nur noch auf kurze Intervalle. Hat man der Henne aber täglich das gelegte Ei weggenommen, so wird sie — wenigstens verhält es sich in vielen Fällen so — trotzdem zur Bruthenne: sie sitzt dann ihre Brutzeit in mehr oder weniger genauem Ausmaße ab, gleichgültig ob sie Eier unter sich hat oder nicht[2]).

Diese beiden Beispiele sollen zeigen, wie gewisse, dem Instincte angehörige Processe im Centralnervensystem nur in ganz bestimmten Combinationen — teleologisch gesprochen in Bezug auf einen bestimmten Zweck — ablaufen; daß sie in diesen Combinationen auch dann ablaufen, wenn sie im speciellen Falle, wie bei der Bruthenne, zwecklos sind; daß aber diese Combinationen nicht gelöst werden können: eine beim Nesterbau verwendete Geschicklichkeit dem Vogel nicht in anderen Fällen zu Gebote steht.

Je ausgebildeter der Instinct ist, desto fester mit einander verflochten sind jene Combinationen nervöser Vorgänge und Zustände, die zu den staunenerregenden Werken desselben führen; je mehr sich diese Combinationen lockern, desto näher rückt die Handlungsweise des Thieres jener Art, als deren Grundlage wir den Verstand ansehen.

Nicht die unserem menschlichen Sinne oftmals so imponirenden Kunstleistungen eines Thieres sind es, die einen Maßstab für den Verstand abgeben,

---

[1]) Ob einzelne Vogelgattungen, z. B. die Papageien, klug genug sind, einen Knoten zu lösen, kann dahingestellt bleiben, da dieses hier nicht in Betracht kommt.

[2]) Noch in anderer Beziehung ändert sich das physiologische Verhalten der Henne, wenn sie brutig wird, doch kommt auch dieses hier nicht in Betracht.

sondern die Mannigfaltigkeit der Fälle, in welchen das Thier über die ihm von der Natur gegebenen physischen Fähigkeiten thatsächlich verfügt.

Das genannte Verhalten läßt sich durch die ganze Thierreihe verfolgen, und zeigt, wie sich die Instincte allmälig in beschränkte Verstandeshandlungen auflösen. Diese Beschränkung aber trägt noch immer denselben Charakter, bestehend in der Unlösbarkeit oder Schwerlösbarkeit gewisser centraler Combinationen, und der Unfähigkeit, aus zwei solchen Combinationen eine dritte zu bilden, indem ein Glied der ersten zur zweiten hinzugefügt wird.

Ein gequältes Kaninchen wehrt sich, aber es beißt dabei nicht[1]). Es kann beißen, ja beißt sogar im Kampfe mit seines Gleichen; aber in den nervösen Combinationen der Abwehr gegen den Uebermächtigen befindet sich bei ihm nur das Entfliehen, das sich Verkriechen, Stillkauern u. s. w., wie das dem Leben seiner Vorfahren entspricht. Niemals wird diesen nervösen Combinationen die des Beißens associirt. Wer je im Felsgebirge einen Jagdhund beobachtete, wie er die mannigfaltigsten Terrainschwierigkeiten überwindet, umgeht, und in Bezug auf die eigene Leistungsfähigkeit richtig abschätzt, wird geneigt sein, in das allgemeine Loblied des Hundeverstandes einzustimmen. Und doch treten dieselben Schwächen auch dieses Verstandes deutlich hervor. Derselbe Hund trägt auch seine Knochen bei Seite, um sie nicht mit seinen Genossen theilen zu müssen, oder trägt sie in seine Hütte, um sie da behaglicher verzehren zu können — niemals aber wird es einem Hunde einfallen, eine Terrainschwierigkeit dadurch zu überwinden, daß er einen dürren Ast aus dem Wege trägt. Er wird zehnmal ansetzen und den Sprung versuchen, der Ast wird ihn jedesmal zurückwerfen; daß er ihn wegtragen könnte, wie den Knochen, wird ihm niemals bewußt werden, so wenig wie, daß er in einem anderen Falle sich einen solchen hertragen könnte, um eine Stufe zu gewinnen.

Ich habe bei diesem Gebahren der Thiere so lange verweilt, um zu zeigen, daß die ausgeprägtesten Instincthandlungen, sowie selbst die Handlungen der intelligentesten Thiere eine gemeinschaftliche Eigenthümlichkeit aufweisen. Sie beruht in der relativen Starrheit gewisser Combinationen von in den Nervencentren ablaufenden Vorgängen und wechselnden Zuständen. Dieselbe hat ihren phylogenetischen Ursprung in dem Schutze, den sie dem Individuum oder seiner Nachkommenschaft in der weitaus größten Masse der Fälle sofort und sicher gewährt. Insofern aber im speciellen Ausnahmefalle die ganze starre Combination ohne den genannten Zweck oder gegen denselben in Action tritt, wie das bei jedem natürlichen oder künstlichen Mechanismus geschehen kann, dürfen wir von einer Fehlwirkung derselben sprechen, und wenn wir die nervösen Vorgänge in einem Huhne mit den Denkprocessen in Analogie stellen wollen, können wir das Brüten der ihrer Eier beraubten Henne als niedrigste Art eines Denkfehlers bezeichnen.

[1]) Es soll einzelne Individuen geben, welche beißen. Ich habe das trotz reichlicher Gelegenheit nie erfahren.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Auch wir Menschen haben Instincte, welche durch ihre beschränkte Zweckmäßigkeit vollkommen als solche charakterisirt sind. Die Reflexactionen gehören hierher. Wenn unser Auge berührt wird, so tritt instinctiv eine Blinzelbewegung ein. Durch dieselbe ist das Auge gewiß besser beschützt, als wenn die Blinzelbewegung ein Resultat der Ueberlegung wäre. Haben wir jedoch eine Operation am Auge auszuhalten, so tritt trotz aller Ueberlegung und bewußter Willensaction der Blinzeldrang mit solcher Macht ein, daß wir vielleicht bitten, der Arzt möge uns die Lider offen halten, aber selbst können wir es nicht. Der Mechanismus fungirt eben entsprechend seiner Natur für den allgemeinen Fall; daß in dem speciellen Fall seine Wirkung nutzlos oder schädlich ist, beirrt ihn so wenig, wie der Mangel der Eier die Bruthenne am Brüten hindert.

Allerdings sind wir uns des wahren Sachverhaltes bewußt, was bei den Instincthandlungen der Thiere wenigstens zweifelhaft ist. Doch ist das für unsere Frage gleichgültig. Ich glaube vielmehr zeigen zu können, daß der geschilderte Typus der Instincthandlung auch in den Leistungen des menschlichen Nervensystems immer wieder zu Tage tritt, und daß von den einfachsten bis zu den höchsten derselben die Anwendung des Gemeinhin-Zutreffenden auf specielle Fälle die Grundlage der typischen Irrthümer, für die höheren Sphären also der typischen Denkfehler bildet.

Die Mehrzahl der sogenannten Sinnestäuschungen könnte als Illustration dieses Satzes angeführt werden. Die Zerrung einer Stelle der Netzhaut, hervorgerufen durch einen von außen auf den Augapfel wirkenden Druck, reizt dieselbe, und wir haben den Eindruck, als ob sich an jener Stelle des Raumes ein helles Object befände, an welcher sich im Allgemeinen ein solches befinden muß, soll eben diese Netzhautstelle in Erregung gerathen. Dabei tritt der Eindruck, wie eine Reflexbewegung, mit zwingender Kraft ein: wir sehen eben dort hell, wenn wir auch noch so sehr überzeugt sind, daß der Druck die Ursache der Erscheinung und die Stelle im Raume thatsächlich vollkommen dunkel ist.

Ich glaube, daß die Intensität der Täuschung für den cultivirten Menschen wenigstens schon geringer ist in Bezug auf die Oertlichkeit, an welche er im Allgemeinen Spiegelbilder verlegt. Ist der Spiegel als solcher nicht zu erkennen, dann ist die Täuschung wohl in hohem Grade zwingend, wie die erstaunten Gesichter in den Jahrmarktsbuden beweisen, in welchen ein lebender, sprechender Kopf ohne Körper gezeigt wird u. dergl. m. Ist aber der Spiegel zu erkennen, dann verlegt der Mensch, dem derselbe ein Gebrauchsgegenstand ist, die gespiegelten Objecte nicht mehr an ihren optischen Ort; im Gegentheil, er weiß nach der Lage der spiegelnden Fläche schon ziemlich genau den wahren Ort des gespiegelten Objectes ohne weitere Ueberlegung anzugeben. Hier haben wir also ein Beispiel, welches zeigt, daß der Gesammteindruck, der uns durch Vermittelung unseres Auges und der psychischen Verarbeitung erwächst — wir können denselben als die Grundlage des Urtheils betrachten —, modificirt wird durch die Erinnerungsbilder von früheren Sinneseindrücken und den sich an dieselben knüpfenden inneren Vorgängen.

Was also in dem früher angeführten Beispiele dem Hunde nicht gelungen ist, eine Association zu finden zwischen in ihm vorhandenen Erinnerungsbildern

und dem vorliegenden Complex von Eindrücken, das ist hier der höheren Intelligenz geläufig geworden. Doch ist nicht zu leugnen, daß, wenn auch manche Menschen behaupten, das Spiegelbild in der Ebene des Rahmens zu sehen, doch der Eindruck noch etwas Zwingendes hat, und wenigstens in gewissem Sinne und für viele Menschen sich von dem des oben angeführten Druckbildes der Netzhaut nicht sehr weit entfernt.

Wie dem auch sei, der Gesammteindruck und das sich daran knüpfende Urtheil ist aus den Bahnen des Gewöhnlichen abgewichen, ist modificirt worden durch Associationen aus dem Gedächtnisse, und so sind wir vor dem Irrthum, es läge das gesehene Object hinter dem Rahmen, bewahrt worden.

In diesen Fällen ist uns der Mechanismus, nach welchem sich die Vorgänge in uns abspielen, noch recht gut bewußt; es wird Jeder, sei er Naturforscher oder nicht, noch ziemlich gut zu unterscheiden wissen, was dabei rein sinnlicher Eindruck, was aus dem Gedächtnisse mehr oder weniger bewußt hinzugekommen ist oder modificirend eingewirkt hat. Diese scharfe Trennung verschwindet aber mehr und mehr, zu je höheren Regionen psychischen Lebens wir aufsteigen. Man zeichne eine Linie auf ein Blatt Papier und decke dieses Blatt mit einem anderen soweit zu, daß eben nur der Endpunkt der Linie bedeckt wird. Ein naiver Beobachter, der die Linie betrachtet, wird, wenn er das deckende Blatt abhebt, einen Moment stutzen, die Linie nicht länger zu finden. Er hatte sich dieselbe länger vorgestellt. Warum? Weil in der ungeheueren Mehrzahl der Fälle das zufällig bedeckende Object, wenn es einen Contour abschneidet, nicht bloß das letzte Ende desselben treffen, sondern denselben irgendwo in seinem Verlauf durchkreuzen wird. Es bildete der vorliegende Fall den Grenzfall von unendlich vielen (oder, mit Rücksicht auf unser sinnliches Unterscheidungsvermögen, von sehr vielen) Fällen, in welchen allen die Linie größer wäre, als sie thatsächlich gefunden wurde. Wir hätten also nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung mit unendlich (sehr) großer Wahrscheinlichkeit, d. h. mit Sicherheit eine größere Linie anzunehmen gehabt, als wir sie fanden. Daß wir in der That eine längere Linie zu sehen glaubten, zeigt, daß sich in uns ein Vorgang nach dem Principe der Wahrscheinlichkeitsrechnung abgespielt hat. Mit anderen Worten, es hat sich unser Urtheil nach dem Gemeinhin-Zutreffenden gebildet, und so ist der Irrthum in dem vorliegenden speciellen Falle entstanden. Man wird darüber streiten können, ob man es hier noch mit einer Sinnestäuschung in der früher angeführten Bedeutung des Wortes, oder ob man es schon mit einem Denkfehler zu thun hat.

Wesentlich von dieser Art nun ist eine ungeheuere Anzahl von Täuschungen, denen wir ausgesetzt sind. Ich erwähne nur alle Taschenspielerkünste. Die ganze Serie der in einem Handbuch für Taschenspieler aufgezählten Kunststücke könnte als eine ebenso große Serie von Beispielen dieser Art Irrthümer dienen, ja gerade die eigentliche Kunst des Taschenspielers, die Feinheiten, durch welche sich der gewandte Meister vor den anderen auszeichnet, beruhen nahezu ausschließlich auf Ausnutzung der geschilderten Art unserer psychischen Processe.

Ein plötzlich nach einem Orte geworfener Blick genügt dem Taschenspieler, für einen Moment die Blicke des ganzen Publicums dahin zu lenken, und ihn eine

unbemerkte Handbewegung ausführen zu lassen, obwohl das Bestreben jedes Zuschauers dahin geht, den Taschenspieler nicht aus dem Auge zu verlieren. Er rechnet dabei auf den Umstand, daß ein mit dieser Kopfbewegung, Wimperstellung, Lidhebung und Raschheit ausgeführter Blick den Menschen an dem fixirten Gegenstand in der That in der größten Mehrzahl der Fälle etwas Interessanteres erblicken läßt, als in seinem ganzen übrigen Gesichtskreis. Das Publicum pflegt dabei gar nicht zu wissen, warum es nach jenem Orte geblickt hat, ja nicht einmal, daß es dahin geblickt hat.

Also auch in diesem, der eigentlichen Sinnesphysiologie schon entrücktem Gebiete, haben wir es immer noch mit Leistungen unseres Nervensystemes zu thun, welche die Analogie mit der Bruthenne, mit dem Blinzelreflex nicht verleugnen können. Die Functionen laufen ab, wie sie im Allgemeinen zweckmäßig sind; wir können geradezu sagen, es wickeln sich, mehr oder weniger bewußt, die gewöhnlichen Vorstellungsreihen ab; das Urtheil bildet sich dem Gemeinhin-Richtigen entsprechend. Die in ihren Prämissen dem Bewußtsein mehr oder ganz entrückten Urtheile sind das Resultat der in neuerer Zeit so vielfach besprochenen inductiven Schlüsse, der Analogieschlüsse oder Inductionsschlüsse, die im Allgemeinen von Stuart Mill zuerst gewürdigt, und deren hervorragende Bedeutung für die Sinnesphysiologie später durch H. v. Helmholtz erkannt worden ist. Zwischen diesen und den Instincthandlungen einerseits, dem bewußtesten Denken andererseits gibt es keine scharfe Grenze. Denn Jedermann kann an sich selbst beobachten, daß das Denken wenigstens großen Theiles auf associativen Vorgängen beruht.

Die genannten Associationen gewöhnlichster Art, die nur das Gemeinhin-Richtige umfassen, haben, obwohl sie so häufig zu Denkfehlern führen, ihre große praktische Bedeutung. Reichhaltige Associationen sind psychische Leistungen, die wir nur mit einem gewissen Zeitaufwand bewältigen können. Eine Mutter, die nach ihrem den Flußdamm hinabkollernden Kinde springt, hat keine Associationen von der eigenen Gefahr, in der sie schwebt, auch nicht von der Gefahr, ihre übrigen Kinder der Mutter zu berauben, und aller anderen sich daran knüpfenden Consequenzen. Und man begreift, daß im Laufe der phylogenetischen Entwicklung auch für die geistig höchststehenden Individuen die einfachen Associationen nicht verloren gegangen sind; sonst wäre jenes Kind längst ertrunken, ehe der Denkproceß zum Abschlusse gekommen ist.

Trotzdem unterscheidet sich ein hochstehendes Denken von einem Denken niederer Art durch den Reichthum an Associationen.

Das, was in dem früher angeführten Beispiele der Hund nicht leisten konnte, die Uebertragung der Elemente einer Vorstellungsreihe in eine andere, die Möglichkeit dieser Association und der Reichthum dieser Associationen, bedingt wohl in erster Linie den Grad des Verstandes. Wir Deutsche haben ein treffendes Wort hierfür, das Wort: Umsicht. Es ist deshalb so treffend, weil es auch auf den bestimmten Standpunkt hinweist, von dem aus Umsicht gehalten werden muß, entsprechend dem speciellen Fall, um den sich der Denkproceß dreht[1]).

[1]) Der Stumpfsinnige pflegt von den Problemen immer nur eine oder einige Seiten zu sehen, gewöhnlich diejenigen, die associativ durch Erfahrungen aus der letzten Zeit ins Bewußt-

Der Volkswitz hat das eben Gesagte gut illustrirt in der Anekdote von dem Hanswurst, der, als er am Montag zum Galgen geführt wurde, sagte: „Nun, die Woche fängt gut an." Sie demonstrirt den Ablauf der Vorstellungsreihe für das Gemeinhin-Richtige, und den Mangel der Association des Umstandes, daß für den Hanswurst keine Wocheneintheilung mehr existirt.

Der größte Theil der, ich möchte sagen üblichen Denkfehler der Menschen, beruht nun auf diesem, wie man sieht, immer noch den Stempel der Instincthandlung tragenden, im Großen und Ganzen richtigen und zweckmäßigen Ablauf von Vorstellungsreihen, bei dem Mangel der für den speciellen Fall wichtigen Associationen. Mit anderen Worten: die typischen Denkfehler beruhen auf der Association des Gewöhnlichen und dem Uebersehen des Besonderen.

Es liegt die Frage nahe: warum denken wir bei der Freiheit, mit der wir unseren Gedanken willkürlich ihre Richtungen zu geben vermögen, in dieser zu Fehlern führenden Art auch dann, wenn wir Zeit genug zur Ueberlegung haben?

Die Antwort hierauf lautet, daß es mit dieser Freiheit des Denkens eben nicht so einfach steht, wie wir uns gewöhnlich vorstellen. Ohne mich hierauf näher einzulassen, möchte ich nur hervorheben, daß mir der Ausdruck „ich denke", „ich fühle", kein guter zu sein scheint. Für den gewöhnlichen Zustand unseres psychischen Lebens sollte es heißen, „es denkt in mir", „es fühlt in mir." Wir sind eben nicht unbeschränkte Herren unserer Associationen, so wenig wie wir überhaupt Herren unserer Gefühle sind[1]).

---

sein treten. Aufmerksam gemacht auf diesen und jenen Umstand, sieht er deren Bedeutung ein; er war aber nicht selbst im Stande, diese Associationen zu produciren, wenngleich ihm das Thatsächliche derselben ganz wohl bekannt war. Der Scharfsinnige weiß einzelne der Umstände bis in ihre fernen Consequenzen zu verfolgen, ist er aber nicht zugleich verständig, so kann es geschehen, daß andere Umstände von derselben Bedeutung nicht in sein Bewußtsein treten; es waren dann die Associationen zwar reichhaltig, aber nur nach einer Richtung, die „Umsicht" fehlte.

In zweiter Linie scheint mir für den Grad des Verstandes die richtige Abschätzung des Gewichtes der einzelnen, sich theilweise entgegenwirkenden associirten Argumente in Betracht zu kommen. Bei gewissen Formen von Geisteskrankheiten tritt eine ganz enorme Verschiebung der Gewichte solcher associativen Vorstellungsreihen ein; doch walten derartige Ungleichheiten auch innerhalb der Grenzen des Normalen und tragen hier zur Charakteristik der Individualitäten und aller Stufen zwischen dem kalt „erwägenden" Verstand und dem überspannten Sanguinismus bei.

[1]) Unsere Gefühle beherrschen wir nur in ganz indirecter Weise, indem wir uns gewisse Gedanken aus dem Kopf schlagen u. s. w. Auch das wirkt aber nur theilweise. Es kommt vor, daß wir ein Bangen empfinden und uns erst wieder besinnen müssen, welche Nachricht uns in diese Stimmung versetzt hat u. dgl. m. Diese Beeinflussung der Stimmungen ließe sich also etwa mit der willkürlichen Beeinflussung unserer Pulsfrequenz vergleichen, die wir auch durch das willkürliche Wachrufen gewisser Vorstellungen von freudigen oder grausigen Ereignissen bis zu einem gewissen Grade ändern können.

Aber auch bei den Verstandesoperationen ist unserer Willkür kein großer Spielraum gegeben. Die dem Problem sich associirenden Vorstellungsreihen associiren sich eben selbst; es hängt nicht unbedingt von uns ab, die eine Reihe ins Bewußtsein treten zu lassen oder nicht, und ebenso ist das Gewicht der Argumente nicht von unserer Willkür abhängig. So bildet sich ein Urtheil in uns — man kann sagen: es denkt in uns. Hier ist eine absichtliche Beeinflussung natürlich nicht ganz ausgeschlossen, doch trägt sie auch den Stempel des Indirecten. Man kann gewisse an-

Es sei mir gestattet, als Beispiele zu dem Mitgetheilten einige der allgemeinsten Denkfehler zu nennen.

In meiner Heimath besteht die sogenannte Staatslotterie. An gewissen Tagen des Monats werden bei den öffentlichen Verkaufsstellen von den neunzig disponibeln Nummern die fünf gezogenen angeschrieben. Man kann dann vor jeder derselben eine Schar aufgeregter Menschen finden, die hier nicht nur erfahren, ob ihre Hoffnung abermals getäuscht worden ist, sondern welche auch mit großer Gewissenhaftigkeit alle gezogenen Nummern sorgfältig abschreiben, die arme Taglöhnerin auf einen vergilbten und zerknitterten Zettel, der elegant gekleidete Herr in ein nettes Notizbuch. Frägt man nach dem Zweck dieser sorgfältigen Buchführung, so bekommt man eine Antwort, deren gedanklicher Inhalt sich etwa folgendermaßen wiedergeben läßt: es werden alle Nummern im Laufe der Zeit gleich oft gezogen; demnach haben diejenigen, welche schon längere Zeit nicht gezogen worden sind, die größere Wahrscheinlichkeit, demnächst auf der Liste der gezogenen zu erscheinen.

Dieser selbe Gedankengang begegnet uns unzählige Male nicht nur bei anderen Hazardspielen jeglicher Art. Auch dem in den Sommerfrischen oft zu hörenden Ausspruche: es soll jetzt nur tüchtig regnen, so wird es dann wieder schön[1]), oder dem Urtheil über das ausgleichende Geschick, das einem Glücksfalle Unglück folgen läßt, und das in der Sage vom Ring des Polykrates zum Ausdrucke kommt, liegt dieser Gedankengang zu Grunde. Hier handelt es sich also wahrlich um einen allgemeinen Denkfehler; Tausende und aber Tausende begehen ihn täglich. Das Gemeinhin-Richtige in dem Gedankenproceß ist, daß alle Nummern die gleiche Wahrscheinlichkeit haben zu gewinnen; dem associiren sich unsere anthropomorphen Vorstellungen von einer Gerechtigkeit, die für gleiche Vertheilung sorgt, und die beim Ring des Polykrates die Form des Neides der Götter angenommen hat, ferner die zahlreichen aus unserem Inneren entnommenen Erinnerungen an die Erschöpfbarkeit, und die Neigung zur Abwechselung; weiterhin associiren sich als gewöhnlich zutreffend die zahlreichen Erfahrungen, nach welchen z. B. die Wahrscheinlichkeit den Freund in seinem einrückenden Regimente zu finden, um so größer wird, je mehr Compagnien schon vorbeimarschirt sind, ohne daß er unter ihnen sichtbar wurde; oder ein Baum in einem zu fällenden Walde um so sicherer heute unter die Axt kommt, je mehr andere Bäume desselben schon auf dem Boden liegen, und die einzige weiße Kugel um so wahrscheinlicher aus der Urne gezogen wird, je mehr schwarze Kugeln schon vorher aus derselben gehoben wurden. Das übersehene Specielle in diesem Falle, was zum Denk-

---

genehme Vorstellungsreihen willkürlich weiter ausspinnen und ihnen dadurch ein größeres Gewicht verschaffen, andere unterdrücken. Die Beeinflussung unseres Urtheiles durch egoistische Motive ist aber im Allgemeinen keine willkürliche.

Mit dieser Form der unwillkürlichen Urtheilsbildung hängt es zusammen, daß ein Mensch sehr verständig sein kann, dabei aber überaus ungeschickt in der Motivirung seines Urtheiles. Die Associationen eines gescheuten Bauers können eben reichhaltig, die Gewichtsschätzung der einzelnen Vorstellungsreihen richtig sein, da sich das aber Alles in ihm ohne bewußte Intervention abspielt, so kann er sehr weit von dem Vermögen entfernt sein, diese Vorgänge in Worte zu kleiden.

[1]) Eine zeitliche Ausgleichung des Wetters gibt es nach Ansicht der Meteorologen nicht.

fehler führt, ist, daß in der Lotterie vor jeder Ziehung wieder alle Nummern in die Urne gelegt werden, deshalb das Vorhergegangene ohne Einfluß auf die Wahrscheinlichkeit des gegenwärtigen Falles bleibt. Die Association dieses Umstandes hat gemangelt. Ein anderes Beispiel. Ich mußte häufig lächeln, wenn Leute, die sich in anderer Beziehung mit gewissem Selbstbewußtsein zu den sogenannten „Aufgeklärten" rechnen, und alle Vorurtheile abgestreift zu haben glauben, mit beneidenswerther Sicherheit davon sprachen, dieser Mensch habe Glück im Spiele, jener habe Unglück. Ja, man würde Gefahr laufen, in ausführliche Discussionen zu verfallen, wollte man die Meinung solcher Spieler — ich denke da zunächst an harmlose Kartenspieler — angreifen, oder sie zu widerlegen suchen.

Es kann Jemand an einem Abend, auch an mehreren Abenden Glück gehabt haben, d. h. es hat sich in dieser Zeit das Verhältniß der günstigen zu den möglichen Fällen gut gestaltet; das kann sich aber immer nur auf die Vergangenheit beziehen. Der Satz: der Mann hat Glück im Spiel, beruht immer auf einem Denkfehler. Wir sind gewohnt, die Schicksale und Erlebnisse eines Menschen mit seinen Eigenschaften in Verbindung zu bringen, und mit vollem Rechte. Ein Mensch ist charakterstark, ist liebenswürdig, hat ein glückliches Temperament. Diese Herstellung einer Verbindung zwischen den Erfahrungen, die wir an einem Menschen machen, und seinen Eigenschaften ist das Gemeinhin-Richtige. Diesen gewöhnlichen Associationen folgend, sind wir nun geneigt, auch sein Glück im Spiel einer Eigenschaft zuzuschreiben, und thun es, indem wir ihn „glücklich im Spiele" nennen. Man braucht keine Kenntnisse über die Gesetze der Wahrscheinlichkeit zu haben, um das Specielle dieses Falles, die Unmöglichkeit, daß die Vertheilung der Karten von dem Betheiligten abhängig ist, einzusehen, und dem Denkprocesse zu associiren.

Das Vorurtheil in diesen Dingen beruft sich immer auf Erfahrungen. Man behauptet eben, beobachtet zu haben, daß der Eine gewöhnlich gute, der Andere gewöhnlich schlechte Karten bekommt. Es ist hierbei aber zu bedenken, daß das richtige Beobachten eine schwere Sache ist. Ich erinnere nur an das weit verbreitete Vorurtheil von dem Einfluß des Mondes auf das Wetter. Die Meteorologie hat nach den ausführlichsten Witterungstabellen festgestellt, daß ein solcher Einfluß in merkbarem Grade nicht existirt[1]). Und doch wollen so viele, selbst hervorragende Männer, aber meistens Laien in naturwissenschaftlichen Dingen, den Einfluß beobachtet haben. Natürlich, wenn man bei einem Wetterumschlag nach dem Kalender sieht, und den morgen oder übermorgen eintretenden Wechsel des Mondviertels als Bestätigung seiner vorgefaßten Meinung annimmt, dann ist eine solche leicht gefunden, und ich möchte bezweifeln, ob viele jener „Beobachter" anzugeben wüßten, innerhalb wie vieler Stunden vor oder nach dem Mondwechsel der Wetterumschlag gewöhnlich eintreten muß, um noch mit jenem in ursächlichen Zusammenhang gebracht werden zu dürfen.

---

[1]) Vergl. Pernter, Der Mond und das Wetter. Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien. 1886.

Auch hier geht der Gedankengang die vielleicht von Jugend auf ausgefahrenen Bahnen; es sind die Associationen des Gewöhnlichen, welche durch falsche Beobachtungen und Erfahrungen und durch Bestätigungen von anderer Seite vielfach bestärkt worden sind. Wir dürfen uns über die Macht dieser im menschlichen Verkehr entstandenen Associationen, die für uns nun auch die Associationen des Gewöhnlichen sind, nicht wundern; sind es doch diese, welche jedem Zeitalter und jedem Jahrhunderte ihren Charakter ertheilen; ist es doch ihre Macht, welche bewirkte, daß die Mehrzahl der im Mittelalter verbrannten Hexen von ihrer Schuld überzeugt, und sich als behext bekennend, in den Tod gingen[1]).

Aber nicht nur in den Kreisen des alltäglichen Lebens finden wir die geschilderten typischen Denkfehler; sie dringen, immer noch ihren Charakter bewahrend, bis in die höchsten Sphären menschlichen Könnens, in die Gebiete von Kunst und Wissenschaft vor.

Hier zeigt sich so recht der Unterschied zwischen diesen beiden Arenen des strebenden und schaffenden Menschengeistes. Während sich im Gebiete der nach Wahrheit suchenden Wissenschaft jeder Denkfehler, er mag typisch sein oder nicht, auf das schwerste rächt, walten die typischen Denkfehler frei im Gebiete der Kunst, die nicht nach Wahr und Falsch, sondern nur nach Schön und Unschön fragt; ja sie bilden in vielen Beziehungen geradezu die Grundlagen des künstlerischen Schaffens und des künstlerischen Genießens.

Legt ein Architekt die Fußplatte eines Balcons über zwei Eisenschienen, und mag sie da noch so sicher ruhen, die Rechnung, nach welcher die Schienen construirt sind, für das Zwanzigfache der thatsächlichen Belastung ausgeführt und die Belastungsprobe noch so glänzend ausgefallen sein — schön werden wir den Balcon nicht finden; er wird uns häßlich erscheinen, gegenüber einem anderen, dessen Steinplatte durch ein Paar passend geformter, gleichsam aus der Mauer wachsender Steinconsolen, oder einem steinernen Unterbau, wie wir solche an Erkern zu sehen gewohnt sind, getragen wird. Das Mißverhältniß zwischen dem Tragenden und dem Getragenen ist ein grober Kunstfehler, und das, was hier Mißverhältniß heißt, liegt nicht in der Rechnung — die kann in schönster Ordnung sein — sondern liegt in dem „instinctiven" Urtheil des Beschauers. Dieses Urtheil ist ein allgemeines, wie die massenhafte Fabrikation von Consolen aus Blech und Gips beweist, die an unseren zahlreichen Neubauten als Scheinstützen unter den thatsächlich stützenden Eisenschienen angebracht werden. So wird in unserer praktischen raschlebigen Zeit vielfach erst nach Vollendung des eigentlichen Baues die Schönheit an denselben angeklebt.

Diese Thatsachen müssen anregen, der psychologischen Grundlage derselben nachzugehen. Die Tragfähigkeit des Steines ist uns durch die directen Erfahrungen über seine Festigkeit und Härte, mehr aber noch durch den Anblick zahlreicher Bauten, in denen er in der beschriebenen Weise verwendet war, ge-

---

[1]) Von diesen allgemeinen im Verkehre der Menschen untereinander entstandenen Vorurtheilen, sowie von ihrem Ursprung, ebenso von anderweitigen Denkfehlern (Idola) spricht Baco von Verulam in seinem Novum Organum (Lugd. Batav. 1650, pag. 38 ff.).

läufig, anschaulich geworden. Jede überhängende Felswand, an der wir vorbeigehen, gibt uns ein neues Maß für die Neigung, in welcher der Stein noch als Console zu wirken vermag.

Diese Anschaulichkeit fehlt uns für das Kunstproduct Eisen[1]). Sie aber ist es, welche in unserem Denkproceß das Gemeinhin-Richtige repräsentirt. Es sind die mehr oder weniger bewußten Associationen der ungeheueren Menge anderer Fälle, welche uns das Gefühl der beruhigenden Sicherheit geben, und damit den Eindruck des Schönen ermöglichen. Das Besondere des Falles, die Verwendung des Eisens, kommt in Bezug auf diesen Eindruck durchaus nicht in Betracht. Wir können uns von der Tragfähigkeit der Eisenschienen selbst durch die Rechnung und durch die Belastungsprobe noch so sehr überzeugt haben, der Balcon wird uns auch dann noch so unschön erscheinen wie vorher. Unser Schönheitsurtheil beruht also, eben weil es das Besondere nicht in Betracht zieht, auf einem Denkfehler. Hier ist der Denkfehler aber kein Fehler im gewöhnlichen Sinne des Wortes; im Gegentheil, das Feingefühl für diesen Denkfehler des Beschauers darf keinem Künstler fehlen.

Es gibt kein Gebiet der Kunst, aus welchem nicht ungezählte Beispiele der genannten Art angeführt werden könnten.

Wohl einer der größten deutschen Kunstgelehrten und zugleich der größten Architecten unseres Jahrhunderts, dessen wissenschaftliche Leistungen mit seinen Bauten an Dauer wetteifern werden, der vor wenig Jahren verstorbene Gottfried Semper sagt: „Stil ist die Uebereinstimmung einer Kunsterscheinung mit ihrer Entstehungsgeschichte, mit allen Vorbedingungen und Umständen ihres Werdens"[2]); und sein großes Werk, „der Stil" ist von der ersten bis zur letzten Seite der Durchführung dieses Gedankens gewidmet. Man ersieht aber schon aus dem angeführten Satze die psychologische Grundlage jeder Kunstleistung; denn stilgerecht kann demnach ein Werk nur sein, sofern es in Uebereinstimmung steht mit der großen Zahl von (im Ganzen unbewußten) Associationen, die im Beschauer bezüglich der Entstehung derselben auftauchen, und stilgerecht sein, ist eine Bedingung der Schönheit.

Dies ist die psychologische Grundlage dafür, daß eine Schüssel aus Majolika einen anderen Stil verlangt, als eine solche aus Metall, daß hier wieder die getriebene und die gegossene auseinandergehalten werden müssen, daß die Holzschüssel, die Glasschüssel, und vollends die japanische Lackschüssel abermals Werke sui generis sind.

Ich habe schon früher erwähnt, daß ein großer Theil unserer gewöhnlichsten Associationen, die für uns das Gemeinhin-Zutreffende bilden, auf Eindrücken beruhen, die seit unserer frühesten Jugend auf uns gewirkt haben. Die Art dieser Eindrücke aber ist bedingt durch das Gebahren der uns um Jahrhunderte,

---

[1]) Es ist zu bemerken, daß wir uns in einem Zeitalter befinden, in welchem diese Anschaulichkeit für die Eigenschaften des Eisens zu erwachen scheint, wodurch ein „Eisenstil" für Architektur ermöglicht ist. Die Anfänge desselben weist wohl schon jede größere Stadt Europa's, insbesondere aber Amerika's auf.

[2]) Kleine Schriften, herausgegeben von Manfred und Hans Semper. Berlin und Stuttgart, 1884. S. 402.

ja Jahrtausende vorausgegangenen Generationen; mit anderen Worten: diese Traditionen spielen für unsere Kunsteindrücke die größte Rolle. Der Grieche wendete an seinem marmornen Tempel immer noch Motive an, die einer grauen Urzeit entstammten, in welcher der Tempel aus Holz aufgeführt wurde; ja, man kann heute noch am Marmortempel die Structurelemente bezeichnen, an denen die Balken mit der Längsfaserung und diejenigen, an denen sie in jenen prähistorischen Zeiten mit den Querschnitten frei zu Tage lagen. Auch hiervon abzuweichen, würde für die Griechen zu einem Mißfallen geführt haben und wäre nach der Semper'schen Definition stilwidrig. Uns geht es nicht anders. Die ganze ungeheure Masse von ornamentalen Motiven, die man als Kunstsymbole bezeichnet, beruht auf säcularer Tradition. Wir verschmähen auch heute noch ein Akroterion auf unseren Dachgiebeln nicht. Es ist eben auch heute noch das Gemeinhin-Richtige; der besondere Fall, daß es bei der heutigen Construction überflüssig ist, hat für unser künstlerisches Empfinden keine Bedeutung, und wir mögen noch so sehr überzeugt sein, daß es Anthropomorphismus ist, den Schöpfer mit menschlichen Eigenschaften auszustatten, so werden uns die Gott-Vater-Figuren eines Raphael, eines Michelangelo dennoch entzücken, denn die Erhabenheit, die hehre Kraft und Macht, die Leidenschaftslosigkeit, Gerechtigkeit, die Vereinigung von Strenge und Güte und vor Allem die Unnahbarkeit für alles Niedrige sind Eigenschaften, die sich in unserem Geiste associirt finden mit solchen kräftigen Greisengestalten. Und als jene Künstler diese Figuren schufen, haben sie deshalb so Großes geleistet, weil sie durch dieselben alle jene Associationen im Beschauer wachzurufen verstanden, gleichgültig, ob derselbe sich den Träger der schaffenden Kraft als unerkannt, als unvorstellbar denkt, oder ob er sich denselben schon früher in menschlicher Gestalt vorzustellen pflegte.

Doch kehren wir zu dem uns näher liegenden Gebiete der Wissenschaft zurück. Ich habe erwähnt, daß man auch hier wieder auf die typischen Denkfehler stößt. Es sei mir gestattet, wenn auch nur an einem Beispiele, die Form zu zeigen, in welcher sich hier diese Eigenthümlichkeit unserer psychischen Leistungen darstellt.

Es sind mehr als zweitausend Jahre, daß der griechische Philosoph Zeno von Elea ein Sophisma aufgestellt hat, das nicht nur seine Zeitgenossen und die späteren griechischen Philosophenschulen vielfältig beschäftigt, sondern das sich unter den verschiedensten Urtheilen und Deutungen bis auf den heutigen Tag in der philosophischen Literatur erhalten hat, und durchaus nicht allgemein als eine erledigte Angelegenheit betrachtet wird.

Wenn man das Sophisma aller unwesentlichen Zuthaten entkleidet, und in eine einfache, den Kern immer noch bergende Gestalt bringt, so kann man es folgendermaßen aussprechen: Der schnellfüßige Achill kann eine Schildkröte im Laufe nicht erreichen, denn im Momente, da er zu laufen anfängt, trennt ihn eine gegebene Entfernung von der Schildkröte; er muß eine gewisse Zeit laufen, bis diese Entfernung um die Hälfte verkleinert ist; dann muß er wieder eine gewisse Zeit laufen, bis die Entfernung auf ein Viertel, dann wieder eine, wenn auch kleine Zeit, bis sie auf ein Achtel herabgesunken ist; und so geht das, wie man sieht, ins Unendliche fort. Es ist immer noch eine, wenn auch sehr kleine

Zeit nöthig, um die Distanz wieder zu halbiren, und die Anzahl dieser kleinen Zeittheilchen hat kein Ende; somit kann Achilles niemals die dahinschleichende Schildkröte erreichen.

Daß er sie thatsächlich erreicht, wissen wir; worin also liegt hier der Trugschluß? Oder besteht hier wirklich, wie auch behauptet worden ist, ein Widerspruch zwischen unserem Denkvermögen und der Erfahrung? Gewiß nicht; es handelt sich vielmehr um einen Denkfehler typischer Art. Daß seit Jahrtausenden die Gelehrten und Nichtgelehrten immer wieder von Neuem bei Vorlegung dieses Sophisma stutzen, beruht darauf, daß sich ihr Gedankengang eben nach dem Gemeinhin-Zutreffenden abspielte. Und in der That, für die gewöhnlichen Fälle ist es richtig, daß, wenn zu einem Zeittheilchen immerfort neue hinzugelegt werden, und dieses Hinzulegen kein Ende nimmt, dann die Summe dieser Zeittheilchen unendlich groß sein wird. Dieses Gemeinhin-Zutreffende bestimmt unser Urtheil und macht es zu einem falschen. Denn das Besondere des Problems wurde nicht in Rechnung gezogen. Es besteht darin, daß, wenn jene unendlich vielen Zeittheilchen nach gewissen Gesetzen an Größe abnehmen, die Summe derselben nicht unendlich groß ist, sondern recht klein sein kann. Die Mathematiker sprechen in diesem Falle von einer „convergirenden Reihe". Es ist aber durchaus nicht nöthig, mathematische Kenntnisse zu besitzen, um dies zu wissen und demnach die Lösung des Sophisma zu finden. Denn Jedermann weiß, daß er eine Meterlänge zerlegt denken kann in ½ Meter, mehr ¼ Meter, mehr ⅛ Meter ...., daß er da auch zu einer unendlichen Anzahl von Gliedern gelangt, deren Summe aber nur ein Meter ist, denn er hat ja die einzelnen Glieder selbst durch Zerlegen dieses Meters gebildet. Daß man eine unendlich lange Zeit brauchen würde, um die Glieder alle aufzuzählen, kommt hier nicht in Betracht, denn nach *dieser* Zeit ist nicht die Frage. Wenn sich also dem Vorstellungscomplex noch der Gedanke associirt, daß jede Zeit- oder Raumgröße in dieselbe aus unendlich viel Gliedern bestehende Reihe zerlegt gedacht werden kann, dann ist der Denkfehler, eben durch Einbeziehung des Besonderen, vermieden.

Erwägt man, daß seit Jahrtausenden immer wieder über dieses und analoge Sophismen nachgedacht und geschrieben wurde, daß noch in jüngster Zeit *Ueberweg* in seinem System der Logik[1]) dasselbe ausführlich und in ähnlichem Sinne, wie ich es eben vorführte, zu behandeln für nothwendig fand, so wird man zugeben, daß hier von einem *allgemeinen* Denkfehler gesprochen werden kann. Es ist aber auch ein *typischer* Denkfehler, denn wieder handelt es sich um das Dominiren des Gemeinhin-Zutreffenden und den Mangel der Association des Besonderen, in voller Analogie zu den Beobachtungen aus dem psychischen Leben der Thiere, von denen ich einige angeführt habe, zu den Sinnestäuschungen und den höheren Urtheilstäuschungen der Menschen.

Von der Bruthenne, welche ihr leeres Nest bebrütet, bis zu dem Problem des Zeno von Elea zieht durch Thier- und Menschenreich eine continuirliche Kette von Denkfehlern, sämmtlich darauf beruhend, daß das Nervensystem der

---

[1]) Fünfte Auflage, S. 470.

Außenwelt gegenüber so fungirt, wie es in der größten Mehrzahl der Fälle, nicht aber in dem vorliegenden speciellen Ausnahmsfalle zweckmäßig ist, und deren typische Art uns einen Einblick in die phylogenetische Entwicklung und in die Mechanik des Denkprocesses, diesen im weitesten Sinne genommen, gewährt.

Von der anderen Seite besehen, haben uns unsere Betrachtungen zu einer wenig ermuthigenden Aussicht geführt. Zur Vermeidung der Denkfehler, d. h. zur Erforschung der Wahrheit müssen, wie wir zeigten, die Besonderheiten des Falles in Betracht gezogen werden. Dadurch ergibt sich eine immer größere Detaillirung des Forschens sowie des Erforschten, und die Erklärung für die tausendfältige Erfahrung des Forschers, die sich in dem Ausruf Luft machen möchte: „Schöne Zeiten des Aristoteles, der das Gehirn für eine Fettmasse hielt; schöne Zeiten der vier Elemente! Das Gewebe der Natur ist immer noch viel kunstreicher, als es sich der beste Weber träumen läßt!“

Die Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha.

Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha. Zweiter Band. 1. bis 4. Aufl. Berlin, W. Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1888.

Wir haben im Juliheft des Jahrgangs 1888 den ersten Band dieser Denkwürdigkeiten besprochen und ihn als eine der werthvollsten Gaben der historischen Literatur aus letzter Zeit bezeichnet. Der zweite Band ist nur geeignet, dieses günstige Urtheil zu bestätigen: er ist noch interessanter, figurenreicher, wenn man so sagen soll, offenherziger als der erste. Der frühere Gesandte des Kaiserreichs, Herr Rothan, welcher in der „Revue des deux mondes“ seit mehr als zehn Jahren schon seine „Souvenirs diplomatiques“ veröffentlicht, kommt in der Lieferung vom 15. November 1887 auch auf Herzog Ernst II. zu sprechen, und zwar mit der ganzen Erhabenheit, welche der Minister eines großen Reiches über einen Kleinfürsten fühlen mag. Dennoch kann er nicht umhin zu sagen: „il publie aujourd'hui ses Mémoires. Le premier volume, qui vient de paraître, révèle un penseur et un écrivain.“

Versuchen wir es, einen Ueberblick über den Inhalt des zweiten Bandes zu geben.

Er enthält mehrere Bücher. Das sechste handelt von den Jahren des Rückschritts; das siebente von den orientalischen Wirren; das achte von dem Vorspiel ernsterer Kämpfe; das neunte vom Kriege des Jahres 1859.

Mit Olmütz hatte der erste Band geschlossen. Die Erzählung wendet sich also zunächst den Dresdener Ministerconferenzen zu, auf welchen eine Reform der deutschen Verfassung berathen werden sollte; Herzog Ernst ist selbst in Dresden gewesen, um persönliche Eindrücke von den maßgebenden Männern zu gewinnen. Der König von Sachsen, Friedrich August II., sagte da zu ihm: „Ich habe Sie immer so lieb gehabt. So hat es mir doppelt weh gethan, daß Sie sich von der sächsischen Familientradition zu diesen unfruchtbaren deutschen Unionsbestrebungen abgewendet haben.“ Wenn man den Blick über die Jahrzehnte schweifen läßt nach den Schlachtfeldern von St. Privat, von Beaumont und Sedan, wo der Neffe dieses Königs seine Armeecorps, beziehungsweise die Heere Deutsch-

lands zum Siege führte, oder nach jenem denkwürdigen 25. Juni des Jahres 1888, wo der ruhmgekrönte Sieger von Beaumont neben dem jungen Kaiser erschien, um vor den Vertretern des deutschen Volkes die Einigkeit aller deutschen Reichsfürsten zu bekunden —: da erst erfaßt man den großen, heilvollen Umschwung, welcher sich seit 1850 und 1851 bei uns vollzogen hat. In Dresden wurde selbstverständlich nichts erreicht. Gegen die nationalen und unitarischen Bestrebungen hatte sich Oesterreich behauptet; es war gegen das Gesetz historischen Lebens, daß es irgendwie diesen Bestrebungen jetzt hätte Zugeständnisse machen können. „Reden wir nicht von Deutschland," sagte Fürst Schwarzenberg zu Herzog Ernst; „es existirt nicht. Ich bin als Soldat und Diplomat immer auswärts gewesen und habe stets gefunden, daß es niemand kennt." Fürst Schwarzenberg strebte danach, ganz Oesterreich — also Cisleithanien sammt Ungarn, Galizien und Oberitalien — in den deutschen Bund aufnehmen zu lassen, und Preußen hat dieses Beginnen nicht etwa, wie man wohl gemeint hat, bekämpft als ein Unding, sondern gefördert. Preußens Gedanke war, innerhalb Deutschlands eine engere Vereinigung herzustellen; der norddeutsche Bund, welchen zu bilden zur Zeit Napoleon's I. der König Friedrich Wilhelm III. beabsichtigt hatte, war wieder das Ziel der preußischen Staatsmänner. Je größer der deutsche Bund war, desto leichter mußte es sein, in ihm einen solchen engeren Verein zu gründen. Deshalb gingen Oesterreich und Preußen auch darin zusammen, daß sie eine Gesammt-Nationalvertretung verwarfen. Oesterreich war gegen dieselbe im Grundsatz, weil es die eigene Existenz mit dem Siege der verfassungsmäßigen Ideen für unvereinbar ansah; Preußen aber wollte die Volksvertretung seinem engeren Bunde vorbehalten, um durch die Befriedigung dieses Bedürfnisses zum Eintritt in diesen Bund anzureizen. Die Mittelstaaten waren gegen die Aufnahme von ganz Oesterreich in den Bund, wogegen Frankreich sogar unter Anrufung der Verträge von 1815 protestirte: sie betrachteten diesen Gedanken mit Mißtrauen. Für sich selber aber waren sie nicht zurückhaltend mit Wünschen und Hoffnungen. „Die Baiern sprechen unumwunden aus, daß es das Bestreben Oesterreichs und der Großmächte sein müsse, aus ihnen einen Preußen gewachsenen Staat zu bilden; sie werden daher stets im Geheimen die Mediatisirung protegiren und träumen sich stets in ihre Trias hinein. Den feinen Fäden ihrer Politik begegnet man überall. Die sächsische Regierung will gerade das Königreich nicht so vergrößert wissen, daß es eine Großmacht wird; aber der sächsische Patriotismus fordert die an Preußen gefallene Provinz zurück. Man glaubt sich hie und da berufen, einen mitteldeutschen Centralstaat bilden zu sollen, der unter Oesterreichs directem Schutz dereinst eine Anwartschaft auf Vergrößerung gewinnen könnte." Als Herzog Ernst fragte, wie Sachsen denn solche Ziele erreichen könne, da doch ein Krieg gegen Preußen ferne gerückt war, erhielt er die Antwort: man müsse die Bourbons nach Frankreich zurückführen, diese Macht selbst aber durch Abtretung von Lothringen schwächen; drei Viertel davon müßten an Baiern fallen, ein Viertel an Preußen, und dafür habe letzteres die Provinz Sachsen wieder abzutreten! „In Dresden wird förmlich zum Kreuzzug gegen alles Deutsche als solches und den Fortschritt gepredigt. Minister von Beust beantragte den Verkauf der deutschen Flotte mittelst Auction."

Daß aus solchen Zuständen heraus nichts Neues geboren werden konnte, ist mit Händen zu greifen. Eine nationale Einigung verlangt immer Opfer von den Gliedern; hier aber wollten gerade die Glieder selber gewinnen. Die Kleinstaaten waren natürlich am wenigsten gewillt, sich von den Mittleren aufsaugen zu lassen; Herzog Ernst war bereit, dem großen Ganzen sich anzuschließen: aber seine Truppen unter sächsischen Oberbefehl zu stellen, lehnte er mit gutem Recht ab. Er erklärte unumwunden: Die vollkommene militärische Einigung sowohl Sachsens wie Thüringens unter Preußens Führung sei doch nur eine Frage der Zeit. Zunächst ward freilich dieser hochherzige Optimismus kläglich zu schanden: am 15. Mai 1851 wurde in feierlicher Schlußsitzung festgestellt, daß man sich nur über Einzelnes hatte einigen können und nichts übrig bleibe, als den alten Bundestag wieder zu beschicken, „dessen Aufgabe es jetzt sein werde, die noch offenen wichtigen Fragen — und als eine solche sei auch die Feststellung des künftigen Umfangs des Bundesgebiets zu betrachten — zur baldigen (!) Erledigung zu bringen" . . . „Herr von Manteuffel, der während des ganzen Actes sichtlich verstimmt war, sprach nur wenige unbedeutende Worte. Wohl mochte ihm dabei vorschweben, daß der Umweg, auf dem Preußen über Warschau, Olmütz und Dresden doch endlich wieder nach Frankfurt gekommen, auch abgesehen von der darin liegenden Demüthigung mit 40—50 Millionen Mobilisirungskosten etwas theuer bezahlt sei."

Es sind die Worte des patriotischen Staatsmannes, welcher Sachsen-Coburg-Gotha in Dresden vertreten hatte, des Ministers v. Seebach.

Der weitere Gang der deutschen Dinge entsprach diesen traurigen Conferenzen und ihrem Ergebniß. Oesterreich und Preußen stellten in Kurhessen den alten Stand her, ohne aber die Wunde ganz schließen zu können, beseitigten die deutschen Grundrechte und überantworteten Schleswig-Holstein dem Dänenkönig, obwohl dieser offen die Einrichtung des Gesammtstaats als sein Ziel bezeichnete; die Augustenburger verloren ihr Erbrecht an den Protocollprinzen Christian und erhielten auch für die Einziehung ihres Vermögens keinen vollwerthigen Ersatz; es blieb bei dieser völkerrechtswidrigen Maßregel empörenden offenen Raubs, „wie seit den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs keine mehr vorgekommen war." Noch aber bestand die deutsche Flotte, und Hannover stellte den Antrag, daß dieselbe als Bundeseigenthum erklärt werde. Man hatte dabei die Absicht, die Idee des Welfenreiches wieder aufzunehmen, und eine Zeit lang schien es, als ob eine deutsche Flotte mit drei Divisionen, einer hannöverschen Nordsee-, einer preußischen Ostsee- und einer österreichischen Adriaflotte, geschaffen werden sollte. Aber in Berlin wollte man Antheil an der Nordseeflotte nehmen, und weil man sich sonach auch hier nicht zu einigen vermochte, so wurde am Ende im Februar 1852 beschlossen, die Flotte, abgesehen von den Schiffen Eckernförde und Barbarossa, welche Preußen für 700 000 Gulden übernahm, an Private zu versteigern. Diese Aufgabe besorgte sodann der oldenburgische Staatsrath Hannibal Fischer, seither im Volksmunde der „Flottenfischer" genannt. Gegenüber gewissen Versuchen, diesen Mann zu entschuldigen, ist der Hinweis nothwendig, daß Fischer ohne Erlaubniß seiner Regierung das Geschäft des Auctionators übernahm und deshalb vom Großherzog von Oldenburg seines

Dienstes entlassen wurde. Herzog Ernst, welcher allerdings gegen Fischer als Vertreter der Gothaischen Ritterschaft beim Bunde eingenommen ist, entwirft von ihm eine sehr ungünstige Schilderung. Er nennt ihn den „alten leidenschaftlichen und tolldreisten Anwalt jeder anrüchigen politischen Sache," „einen der Typen der wüthenden Reactionsfluth der fünfziger Jahre" und bezichtigt ihn direct der Verlogenheit.

In auffallendem Gegensatz zu der Versumpfung der deutschen Dinge stand die Rührigkeit, welche der Herzog bei einem Besuch in Wien im Januar 1852 wahrnahm. Er unternahm diese Reise, weil er von dem Gerüchte gehört hatte, daß er in Folge seiner politischen Haltung von den großen europäischen Höfen ausgeschlossen sein sollte: ersichtlich waltete bei den Erfindern und Verbreitern solcher Nachrichten die Absicht ob, fürstliche Personen von nationaler und liberaler Gesinnung womöglich ganz zu vereinzeln. Von Dresden erhielt der Herzog Empfehlungen mit; namentlich gab ihm die Königin Marie ein familiäres Schreiben an ihre Schwester, die Erzherzogin Sophie, von welchem sie meinte, es müsse dem Herzog Thüren und Herzen eröffnen. Der Empfang fiel ganz nach Wunsch aus; der Kaiser Franz Joseph nahm den Herzog täglich zu Truppenbesichtigungen mit; in zwölf Tagen war er auf zehn Bällen. Von dem jungen Kaiser entwarf er in einem Briefe an den Prinzgemahl eine sehr vortheilhafte Schilderung. „Er ist ein vielversprechender Mann von edlem Körperbau; mit graciösen Bewegungen verbindet er ein gemessenes und für seine große Jugend ungemein tactvolles Benehmen. Sein Talent für Militärwissenschaften und Truppenbewegungen ist hinreichend bekannt, sowie jenes für Sprachen. Entschieden liegt in ihm auch ein organisatorisches Talent, was durch eine rasche Auffassungsgabe und ein ungewöhnliches Gedächtniß sehr gefördert wird. Hätte der junge Herr einen reichhaltigeren Verkehr gehabt und wäre es ihm gestattet worden, im übrigen Auslande und besonders in Deutschland mit eigenen Augen zu sehen und sich zu unterrichten, er würde schon jetzt bei seinen Anlagen viel bedeutender hervortreten . . . Ich war erstaunt über die Präcision und Sachkenntniß, mit der er jeden Gegenstand bewältigte. Er spricht wenig, aber gut. In allen ritterlichen Uebungen ist er Meister und sticht auffallend von allen übrigen Erzherzögen auch seines Alters ab." Unter den Ministern machte namentlich Bach auf Herzog Ernst einen vorzüglichen Eindruck. Er vertrat den Gedanken, daß man Oesterreich völlig neu aufrichten und als Stütze der neuen Ordnung den Clerus gewinnen müsse; um dies zu erreichen, um die Ultramontanen zur Gesammtstaatsidee zu bekehren, schloß er das Concordat ab, welches die josephinischen Grundsätze preisgab. Bach meinte dabei doch mittelst der überlieferten österreichischen Staatsgewalt die Kirche noch meistern zu können; „gelingt ihm sein Riesenwerk, so müßte er einst als ein großer Mann dastehen." Die Altconservativen haßten ihn: sie waren ja clerical und föderalistisch; Bach aber war clerical und centralistisch. In der Beurtheilung des Fürsten Schwarzenberg Seitens des Herzogs macht sich ein seltsamer Widerspruch geltend: er nennt ihn einen Mann von militärischem Ruf, muthig und energisch, der zu repräsentiren wisse: damit sei aber auch Alles gesagt. Liegt darin nicht eine starke Unterschätzung des Mannes, von dem es dann wieder heißt: Bach selbst sei

Schwarzenberg's System gefolgt, und der Fürst habe sich bemüht, die großdeutsche Zoll- und Handelseinheit durchzusetzen, Preußens Führerschaft auch auf dem wirthschaftlichen Gebiete zu brechen und dadurch die angestrebte großösterreichische Idee auf eine reale Basis zu stellen? Schwarzenberg hat, unseres Dafürhaltens, versucht, die deutschen Geschicke, die auf eine preußische Lösung hindrängten, zu einer österreichischen Lösung zu führen; was von Berlin aus angestrebt wurde, sollte von Wien aus in die Hand genommen werden. Freilich stand er im Widerspuch zu den eigentlich treibenden Kräften unserer Geschichte; aber er war ein wahrhaftiger Staasmann von großen Gedanken, von Folgerichtigkeit in all' seinem Wollen, dessen Tod am 5. April 1852 eine breite Lücke hinterließ.

Vollkommen zutreffend aber urtheilte Herzog Ernst von Anfang an über den Staatsmann, welcher Preußen an dem wieder hergestellten Bundestage vertrat, über den Herrn Otto von Bismarck-Schönhausen.

„Sein tapferes Herz bot bei allen conservativen Anschauungen doch jede Bürgschaft, daß die Zeit vorbei sei, wo Preußen im Bundestage lediglich klein beizugeben hätte ... Vor der damals nicht seltenen Unterschätzung dieser hervorragenden Persönlichkeit war ich schon durch unseren sächsischen Bundestagsgesandten von Fritsch gesichert worden, welcher sich zu Herrn von Bismarck in ein höchst angenehmes, auf gegenseitiger Achtung beruhendes, von beiden Seiten gerühmtes Verhältniß gestellt hatte. In einer langen Reihe von Abstimmungen standen die Weisungen meiner Regierung für Herrn von Fritsch in diametralem Gegensatz zu Anträgen und Voten des preußischen Gesandten; dennoch aber war eine gewisse Gemeinsamkeit der Stimmungen auch in jenen Jahren nicht zu verkennen, weil von dem einen und dem anderen Theile der Kampf gegen die mittelstaatlichen Pläne wie gegen die specifisch österreichische Haltung in den deutschen Angelegenheiten zunächst als das Wichtigste betrachtet und eben dadurch eine gewisse Bundesgenossenschaft herbeigeführt worden ist. Heute liegen nun die Actenstücke jener preußischen Politik, wie sie Herr von Bismarck in Frankfurt aufgefaßt hatte, als ein wahrhaft nationaler Schatz in vier stattlichen Bänden gedruckt vor, und mit Recht mag man den Inhalt derselben als die hohe politische Schule unseres Zeitalters ansehen ... Ich gestehe, meinerseits das Gefühl gehabt zu haben, daß ich bei meinem eigenen politischen Vorgehen manches anders gedacht und gemacht haben würde, wenn ich die damalige Auffassung des Bundestagsgesandten überhaupt besser und besonders von Seite ihrer jetzt bekannt gewordenen Motivirungen gekannt hätte. Aber in der Natur der großen politischen Actionen ist es begründet, daß sich oft Personen, welche im Wesentlichen gleichen politischen Zielen nachhängen, doch auf ihren sehr verschiedenen Wegen nur spät begegnen können. So war ich in den fünfziger Jahren in den Hauptpunkten der Bundespolitik — mehr noch in den auswärtigen Verhältnissen als in Ansehung der inneren Lage Deutschlands — ein principieller Gegner des Herrn von Bismarck, und stand in den Fragen der russisch-englischen und französischen Beziehungen auf einem völlig entgegengesetzten Standpunkte, während Herr von Bismarck seinerseits gerade von jenen Bundesregierungen mehr Unterstützung fand, die wir in den inneren Angelegenheiten gemeinsam und gleichsam Schulter an Schulter bekämpften. Nichts hat sich denn auch durch die Veröffentlichung jener Depeschen deutlicher herausgestellt als die Unrichtigkeit jener damals so vielfach verbreiteten Meinung, als sei es der einseitige Standpunkt einer Partei, welcher der preußische Bundestagsgesandte nur gefolgt wäre. Jetzt weiß man, wie sehr Herr von Bismarck das „Widerspiel einer conservativen Adelspartei gegen die Krone" in seinen vertraulichsten Schreiben verurtheilte, und wie wenig die eigenthümlich scharfe, von persönlichster Einsicht und Auffassung Zeugniß gebende Haltung desselben unter die Schablone engherziger Parteipolitik fiel. Gerade hierin liegt auch der große und bleibende Reiz der epochemachenden Publication jener Gesandtschaftsberichte, daß der Leser das Wachsen und Werden des großen Staatsmannes und deutschen Begründers mit dankbarstem Interesse zu verfolgen vermag ..." „In der Natur des jugendfrischen, tapferen und geistvollen Mannes, wie er sich im Leben und in parlamentarischen Versammlungen gezeigt hatte, lag Etwas, was mich damals lebhaft an den Fürsten Lichnowsky erinnerte. Nicht ich war es, sondern mein Bruder, der, als er Herrn von Bismarck kurze Zeit später persönlich kennen lernte, ein etwas unduldsames Urtheil über ihn fällte."

Die Herstellung des Bundestages und alles ihm anhaftenden Elendes traf nahe zusammen mit dem Staatsstreich vom 2. December 1851, durch welchen sich Louis Napoleon zum Herrn von Frankreich machte. Wenn man in Wien und Berlin sich freute, daß die Revolution nunmehr auch in Frankreich erstickt sei, so beurtheilte König Leopold von Belgien die wahre Bedeutung dieses Ereignisses für Europa weit richtiger. „Mein Glaube," schrieb er an Metternich, „ist, daß mit wahrer Wuth der Onkel fortgesetzt werden soll. Ob das gelingen wird, ist ein Anderes. Was der Ruin des Onkels war, war die im Grunde doch nicht ganz wahre Idee, daß er die Franzosen ohne auswärtige Beschäftigung und Kriege unmöglich würde regieren können. Diese Idee wird bei dem Neffen vielleicht begründeter ins Leben treten; denn offenbar sind für ihn im Innern die Schwierigkeiten ungleich größer." Um Europa vor neuer kriegerischer Heimsuchung durch das hergestellte Kaiserreich zu bewahren, sah Leopold nur ein Mittel: den festen Zusammenhalt der drei großen festländischen Staaten, welche 1814 und 1815 die Franzosen niedergeworfen hatten. Aber gerade dieser Zusammenhalt wurde durch die orientalische Verwicklung zerstört, und sie wieder war ein Ergebniß des Charakters des Zaren Nikolaus und seiner Auffassung von dem Verhältniß Rußlands zu Europa. Man weiß, wie er sich dem englischen Gesandten Seymour gegenüber zu Anfang 1853 ausgesprochen hat. England war nach seiner Ansicht die Herrin der Meere; aber Rußland ebenso Herr des Festlandes. Es war das heilige, Gott wohlgefällige, fromme, conservative Land; alle anderen Völker waren von der Revolution durchseucht: sie konnten sich selber nicht mehr helfen noch sich regieren. Rußland und England aber konnten, sobald sie sich verständigten, die Erbschaft des „kranken Mannes" unter einander theilen: die übrigen Staaten brauchte man nicht in Rechnung zu nehmen: sie würden sich schon fügen; sie waren dem Zaren „Dependenzen seines Willens". „Nikolaus war eigentlich der letzte wirkliche Selbstherrscher in Europa. . . . Sein Einfluß war überall und nirgends, wie der ewige Jude, der fortwährend die Welt durchwandert. Von allen Seiten wurde direct und indirect nach Petersburg gehorcht und auch bei den unbedeutendsten Handlungen dachte man nur daran, was der Zar dazu sagen werde. Die russischen Gesandtschaften wirkten überall berathend und wohlmeinend, discret anfragend, aber desto bestimmter antwortend; bei großen Regierungen empfand man schließlich das Hofmeistern von Petersburg aus nachgerade als eine Art von Bedürfniß." Indem Nikolaus, welcher an ernsthafte Opposition seitens der Großmächte nicht glaubte, dem Sultan durch die Sendung Menschikoff's die Pistole auf die Brust setzte, führte er den Krimkrieg herbei: und dieser traf Deutschland in einem Zustande, „welcher den Deutschen erst sein volles Elend empfinden ließ." Die Flotte war kaum erst versteigert: man stritt sich jetzt über die Bundesfestungen, und der französische Gesandte, Marquis de Moustier, schrieb (nach Mittheilungen Rothan's, die wir hier einschalten) um jene Zeit an den Kaiser: „Il me serait difficile de faire comprendre l'embarras que j'éprouve à vous donner une idée claire de ce qui se passe en Allemagne: s'il y avait plus d'ordre et de logique dans ce que j'écris, il y aurait moins de vérité."

Herzog Ernst sah in dem Krimkrieg die Möglichkeit eröffnet, „die Fesseln zu sprengen, welche der russische Koloß allen andern Staaten anlegte, Preußen

und Oesterreich von Rußland zu trennen, das herrschende politische System auf diese Weise zu stürzen und dem 1850 begrabenen deutschen Bundesstaat auf dem diplomatischen Umweg wieder auf die Beine zu helfen". Deshalb rührte er sich, und denen, welche ihn fragen, weshalb er sich unaufgefordert in die internationalen Verhältnisse eingemischt habe, und welche ihm — wie Rothan — selbstsüchtige Zwecke unterschieben, gibt er die schöne Antwort: „Bei der allgemeinen Noth ist Jeder berufen, von seiner Stelle aus zu retten und zu helfen, so viel er kann," und bezeichnet diese Denkweise als eine selbstverständliche für jeden ehrlichen deutschen Mann. Er weiß, daß man Rußlands Freundschaft wünschen muß; aber trotzdem ist er nicht unzufrieden, daß er damals an seiner Niederlage einen geringfügigen Antheil genommen hat; denn „bei der Fortdauer des russischen Uebergewichts in Europa wäre es ganz unmöglich gewesen, Deutschland auf seine jetzige Höhe zu bringen".

Aus dieser allgemeinen Auffassung heraus erklärt sich der erste Besuch des Herzogs in Paris, welcher im März 1854 ausgeführt wurde. Es galt im Sinne des Königs Leopold, nunmehr den veränderten Umständen Rechnung zu tragen, bei dem durch Rußlands Haltung ausgeübten Zwang eine Annäherung an Napoleon III. herbeizuführen und womöglich den Anschluß Preußens und Oesterreichs an die Westmächte zu befördern. Der Herzog wurde als der erste regierende Fürst, welcher den Kaiser besuchte, von diesem mit allem Pomp empfangen und hatte dreimal längere Gespräche mit ihm, welche sich auf die politische Lage bezogen. Es verstand sich von selbst, daß Napoleon, ehe er sein Heer nach der Türkei einschiffte, Sicherheit über das Verhalten Oesterreichs und Preußens zu haben wünschte: er hätte es am liebsten gesehen, wenn 120000 Preußen und Oesterreicher bei Krakau sich gesammelt hätten, während 70000 Franzosen und Engländer durch die Donaufürstenthümer vorgedrungen wären. Den deutschen Bund hielt er für ebenso hinfällig, wie die Zustände in Italien; deshalb war er überzeugt, daß es nicht schwer sei, die deutschen Mächte für ihre Mitwirkung gegen Rußland zu entschädigen. Was er nicht dulden konnte, das war ein einiges Deutschland mit Oesterreich zusammen; „das wäre nichts als eine Vergrößerung Oesterreichs". Aber eine Ausdehnung Preußens in Deutschland, die Ueberlassung der Donaufürstenthümer an Oesterreich wollte er zugeben: man könnte bei Anlaß dieses Krieges régler la carte de l'Europe: ob man ihn selbst am Rhein oder in Italien entschädige, sei ihm für sein Frankreich gleich. So entschieden Napoleon III. betonte, daß er nicht die Pläne seines Oheims theile, so klar war doch, daß er eine allgemeine Umwälzung der europäischen Besitzverhältnisse für nothwendig, ja wünschenswerth hielt; Oesterreich sollte nach seiner Ansicht auf die Lombardei verzichten, welche immer eine klaffende Wunde bleiben werde, und sich nach Osten hin ausdehnen: später ist von ihm, wieder durch persönliche Vermittlung des Herzogs Ernst in Wien, auch die Einverleibung Serbiens und Bosniens in Oesterreich in Vorschlag gebracht worden, um den Kaiser Franz Joseph zu gewinnen. Deutschland und Italien mochten sich immerhin mehr einigen, wenn es nur in einer Form geschah, daß Frankreichs Uebergewicht gleichzeitig gesichert blieb. Napoleon machte dem Herzog einen sehr bedeutenden Eindruck; „für Deutschland kann er viel gefährlicher werden, als sein Oheim war". Man wundert sich über

die Offenheit, mit welcher beide Fürsten verhandelten; der Herzog gab sogar zu, daß die Preußen einmal an eine Vereinigung ihrer beiden Territorialmassen im Osten und Westen denken müßten, was, an dieser Stelle gesprochen, vielleicht nicht sehr vorsichtig war (S. 137); er nahm aber später (S. 141) die Andeutung mit den Worten zurück: „Preußen könne lediglich die Politik einer Vergrößerung seines Einflusses in Deutschland verfolgen, nicht aber seines Gebietes.“ Das war jedenfalls die richtigere Auffassung dessen, was eine gegen sich und die Bundesgenossen loyale preußische Politik erstreben durfte und mußte: die Ereignisse von 1866 selbst zeigen deutlich, daß die Einverleibung von Hannover nur durch die hannöversche Politik verschuldet worden ist.

Im Ganzen betrachtet, bot der orientalische Krieg Preußen eine unschätzbare Gelegenheit, sein in Olmütz verlorenes Ansehen herzustellen. Die Lage war freilich schwierig: die Kreuzzeitungspartei drängte zum Anschluß an den Zaren: Bunsen in London dagegen träumte von einem Kriege aller vier Großmächte gegen Rußland, von dessen Zerstückelung u. dgl. Der Minister Manteuffel war nicht eigentlich russisch gesinnt; aber er fragte: was sollen wir auf Warschau marschiren? Annectiren können wir es nicht, wir haben Polen schon mehr als genug, und sobald wir das Schwert zur Befreiung Polens ziehen, haben wir alle Revolutionäre an unserer Seite; das ist für uns moralisch nicht möglich. Sein College von Bonin dagegen, der Kriegsminister, äußerte in der Commission des Abgeordnetenhauses auf die Frage, ob möglicher Weise ein Bund mit Rußland abgeschlossen werden würde: das lasse sich nicht vorhersehen; es gebe gewisse Dinge, die man gar nicht vorhersehen dürfe: so habe Solon kein Gesetz gegen den Vatermord erlassen, weil er ein solches Verbrechen für undenkbar angesehen wissen wollte. Bismarck war unter den gegebenen Verhältnissen gegen einen Krieg mit Rußland; er wollte nicht den Westmächten und Oesterreich die Kastanien aus dem Feuer holen: nach seiner Ansicht hatte Preußen sich so zu halten, daß es am Schlusse des Krieges mit voller Kraft auftreten und den Wechsel im Bundespräsidium, sowie den engeren Bund mit den norddeutschen Staaten durchsetzen konnte. Bunsen, Bonin und Bismarck hatten klare Absichten; aber der König selbst war unberechenbar. Heute näherte er sich den Westmächten; aber morgen, als er seinen Schwager in Petersburg zürnen sah, als dieser seinen Officieren verbot, künftig noch preußische Orden zu tragen, und den russischen Regimentern die Namen preußischer Prinzen nahm — da beeilte sich Friedrich Wilhelm IV., Bunsen und Bonin zu entlassen und Verträge, die er eben eingegangen, alsbald abzuschwächen, ihre Wirksamkeit an neue Bedingungen zu knüpfen. Der Prinz von Preußen, welcher zur rechten Zeit für entschiedenes Auftreten Oesterreichs und Preußens gewesen war, damit der Friede erhalten bleibe, und welcher trotz aller Bewunderung für seinen Schwager Nikolaus doch die Willkür, womit Rußland sich überall benahm, streng verurtheilte, zerfiel anläßlich der Verabschiedung Bonin's, dieses ausgezeichneten Organisators, mit seinem Bruder und zog sich von aller Antheilnahme an der Politik zurück. Ueber alle diese Dinge, worüber uns kürzlich Rothan und die Denkwürdigkeiten Natzmer's viele neue Aufschlüsse gebracht haben, weiß auch Herzog Ernst ungemein interessante Mittheilungen zu machen; auf S. 161—162 finden wir einen höchst lehrreichen Brief des Prinzen von

Preußen (vom 19. Mai 1854) an den Herzog, dessen Summe darauf hinausläuft: befehlen kann mir der König, was er will, und ich werde ihm gehorchen; aber das kann er nicht verlangen, daß ich ihm bei einer politischen Schwenkung, die gegen meine Ueberzeugung läuft, auch noch helfen soll.

Man weiß, was das Ende aller dieser Halbheit und Unzuverlässigkeit war. Preußen spielte beim Congreß zu Paris eine über die Maßen traurige Rolle, worüber man z. B. Bianchi, la politique du comte Cavour, S. 136—139 vergleichen möge; es erreichte gar nichts, weder in Europa noch in Deutschland, und die Altrussen, statt dankbar zu sein, predigten den Bund mit Frankreich: dies solle seine Grenzen bis zum Rhein, der Zar die seinen bis zur Weichsel vorrücken! An maßgebender Stelle in Petersburg würdigte man Preußens Verhalten freilich anders; man verglich es mit der Art, wie Oesterreich die russischerseits 1849 geleistete Hülfe durch ein Schutz- und Trutzbündniß mit den Westmächten vergolten hatte, und dabei bestand freilich Preußen weit besser. Rothan bemerkt aus diesem Anlaß, daß die am klarsten blickenden Männer oft die Folgen der Ereignisse nicht zu ermessen vermögen; gerade der Umstand, daß Preußen in den Jahren des Krimkriegs lediglich nichts that, was einer Großmacht zukam, bereitete seine späteren Erfolge vor. Der französische Staatsmann zielt damit auf die Schadenfreude, womit die Russen 1866 der Niederlage Oesterreichs zusahen, vielleicht auch auf ihre Neutralität im Jahre 1870; aber dann vergißt er, daß Zar Alexander unsere Siege benützt hat, um die Fesseln zu sprengen, welche Frankreich und England ihm eben 1856 im Pariser Frieden angelegt hatten, und er vergißt, daß wenigstens Bismarck sich 1854 genau der Folgen bewußt war, welche eine westmächtlich-österreichische Politik Preußens gehabt haben würde.

Schon bei den Pariser Verhandlungen bemerkte man, daß Napoleon Oesterreich mit weniger Freundlichkeit behandelte als sonst, während er den Russen mit so viel Zuvorkommenheit begegnete, als nur möglich war; im Mai 1857 gab der Besuch des Großfürsten Constantin in Paris offenes Zeugniß von dem eingetretenen Wechsel. Alle Welt sah neuen Verwicklungen entgegen; die italienischen Verbannten suchten durch wiederholte Mordanschläge den aus verschiedenen Gründen zögernden Kaiser voranzutreiben. In die Zeit der Ungewißheit, was dem Welttheil bevorstehe, fällt die beginnende Organisation der deutsch-nationalen Elemente; der von Herzog Ernst angeregte literarisch-politische Verein, dessen Seele Gustav Freytag war, ist den Lesern der „Rundschau" bereits bekannt[1]). Ein Anzeichen des in Deutschland sich vorbereitenden Umschlags waren auch die Verlobungen der Kinder des Prinzen von Preußen; daß Friedrich Wilhelm sich seine Braut im freien England holte, daß Prinzessin Luise sich mit dem liberalen Prinzregenten von Baden verband, erregte den Unwillen der Reactionäre wie die jubelnde Zustimmung der Liberalen. Mit größter Anschaulichkeit wird durch Herzog Ernst der Uebergang der preußischen Staatsleitung von dem kranken König Friedrich Wilhelm IV. an den Prinzen von Preußen erzählt. Vorher ging die Zeit, wo ein deutscher Staatsmann dem Herzog sagte: Endlich stehe

---

[1]) „Ein literarisch-politischer Verein". Von Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha. Deutsche Rundschau, 1888, Bd. LVII, S. 127—148. Vergl. dazu S. 512.

Preußen tief genug, um Einiges für Deutschland hoffen zu können; wo König Georg von Hannover „seiner Abneigung die Zügel schießen lassen zu dürfen glaubte und sich mit Vergnügen in historischen Erinnerungen an ein geographisches Bild erging, auf welchem noch der Name Preußen weit im Osten außerhalb der deutschen Grenzen stand". Es ward erst besser, als die vorübergehende Vertretung des Königs in eine bleibende Regentschaft sich verwandelte. Mit der Berufung des Ministeriums der „neuen Aera" war nach dem Ausdruck von Prinz Albert „das große Reactionsnetz zerrissen, und ohne Revolution[1]), vom Throne aus, und ohne Bombast, ohne Versprechungen, ohne Nebenabsicht. Das will viel sagen. Der Prinz hat sich musterhaft brav in seinem schweren Kampfe gehalten".

Wenige Monate nachher spitzte sich die politische Lage Europa's immer mehr zu. Am 12. Januar 1858 hatte in Paris das Orsini'sche Attentat stattgefunden; Herzog Ernst, welcher zur Hochzeitsfeier seiner Nichte Victoria über Paris nach England reiste, wäre beinahe ein Opfer des Anschlags geworden; seine Schilderung des entsetzlichen Ereignisses auf S. 412—417 ist eine der ergreifendsten Partieen des Buches. Wir erfahren auch von ihm, daß das Unternehmen keineswegs bloß oder auch nur vorwiegend von Italienern ausging: so laute die amtliche schönfärberische Darstellung; in Wahrheit war der Anschlag von den französischen Radicalen entworfen und zielte auf Herstellung der Republik ab. Um so mehr Grund für Napoleon III., die Nation durch auswärtige Abenteuer zu beschäftigen. Er war freilich, wie Rothan vorwurfsvoll sagt, „plus cosmopolite de tendances que Français"; er half „den hervorragenden Fürsten, welche der Zufall damals Preußen und Piemont gegeben hatte", ihr Werk vollführen, welches die französische Vorherrschaft in Europa zerstörte, und er konnte auf dem Pariser Congreß die Worte sagen: „Die Selbstsucht macht die Völker so ungesellschaftlich als die Einzelnen; man darf in der Politik nicht selbstsüchtig sein." Aber er hatte doch auch sehr selbstsüchtige Gründe, in Italien einzugreifen: es handelte sich um seine Existenz; er brauchte Ruhm. Piemont konnte ohnehin nicht länger warten: es hatte ein Heer aufgestellt, das es auf die Dauer nicht bezahlen konnte: darum drängte Cavour zum Losschlagen. Ueber diese Dinge theilt der Herzog einen die Sachlage vortrefflich beleuchtenden Brief seines Pariser Berichterstatters, des Prinzen von Chimay, mit (S. 434—436). Trotz seiner bekannten Drohworte an den Baron von Hübner, am Neujahrstag 1859, war aber Napoleon nicht ohne schwere Sorgen; er fürchtete, selbst von einer Coalition bedroht zu werden. In Deutschland hoffte man von der italienischen Verwicklung eine Besserung der trostlosen Bundesverhältnisse; Herzog Ernst setzte dem österreichischen Minister Buol auseinander, was man jetzt von dem Kaiserstaate erwarte; Baden beantragte ein Bundesgericht; der Großherzog von Oldenburg warnte davor, daß man den entscheidungsschweren Augenblick ungenützt lasse; Preußen war bereit, wenn ihm der Oberbefehl über die deutschen Streitkräfte zugestanden werde, den Krieg mit allem Nachdruck zu führen. Aber in Wien und an den Königshöfen wollte man nach dem bezeichnenden Wort des Prinzregenten (S. 525) lieber den Krieg schlecht führen, als gut unter Preußens Führung; und als man an der Donau bloß

---

[1]) Auf S. 387 steht hier im Text kein Komma; es gehört aber offenbar her.

noch die Wahl hatte, Preußens Forderung anzunehmen, oder auf die Lombardei zu verzichten, da entschied sich Kaiser Franz Joseph, indem er am 11. Juli den Vorfrieden von Villafranca abschloß, für das Letztere.

Wieder waren die Hoffnungen auf bessere Tage zerronnen; aber es war gut so. Was damals doch nur halb gemacht worden wäre, wurde 1866 ganz gemacht. In Deutschland aber begann eine mächtige politische Bewegung, welche den Ereignissen auf den böhmischen Schlachtfeldern vorarbeitete: die Stiftung des Nationalvereins im September 1859 ist das letzte denkwürdige Ereigniß, dessen der vorliegende Band gedenkt; Herzog Ernst ist dabei Pathe gestanden. „Aber," schrieb ihm damals ein befreundeter Fürst, „wie hat sich das alte, von mir so geliebte Coburg verändert! Dort herrscht jetzt die Demokratie! Dort wird Revolution für Deutschland vorbereitet durch den verrätherischen Nationalverein!"

Herzog Ernst gibt, wie sich von selbst versteht, vielfach überaus lehrreiche Beiträge zur Charakteristik bedeutender Zeitgenossen, nicht bloß zur Erkenntniß der Hergänge. Am Ende des Jahres, das uns den Gründer des Reichs, den Vater des Vaterlandes entrissen hat, kehren unsere Gedanken immer wieder zu dem 9. März 1888 zurück, der uns zu Waisen machte. Und so sei am Schluß eines Wortes gedacht, das nach S. 78 der damalige Prinz von Preußen beim Besuche der Londoner Ausstellung vom Jahre 1851 sprach: „Diese civilisatorische Bewegung hat auf mich einen günstigen Eindruck gemacht. Es sagt meinen Gefühlen sehr zu, so für das Wohl der arbeitenden Klassen von den höchsten Stellen der Gesellschaft herab gesorgt zu sehen." Es ist das Vorspiel zu jener Botschaft Kaiser Wilhelm's vom 17. November 1881, von der wir noch in Jahrzehnten zehren werden.

G. Egelhaaf.

Die oberste Marinebehörde.

Von

W. A. Berger.

Es ist in Zeitungen in jüngster Zeit mehrfach davon die Rede gewesen, daß eine Reorganisation der obersten Marinebehörde beabsichtigt sei, und die Thatsache, daß seit dem Rücktritt des letzten Chefs der Admiralität dieser Posten nicht besetzt worden ist, scheint diesem Gerücht eine Unterlage gegeben zu haben.

Bei dem großen Interesse, welches ausnahmslos in ganz Deutschland für die Marine gehegt wird, und bei der Unkenntniß, welche naturgemäß noch vielfach über Marineangelegenheiten herrscht, dürften Mittheilungen in Betreff der vorerwähnten Reorganisation erwünscht sein.

Bis zum Jahre 1872 bestanden zwei oberste Marinebehörden, das Obercommando für Commando- und Personalangelegenheiten und das Marineministerium für die Verwaltung. Beide Behörden arbeiteten selbstverständlich in Uebereinstimmung miteinander, waren aber formell ganz selbständig. Bei einem verhältnißmäßig jungen Institut, wie es die damals königlich preußische, später norddeutsche Marine war, konnten Unklarheiten über Competenzfragen nicht immer vermieden werden, und hierin dürfte Seine Majestät wohl Veranlassung gefunden haben, beide Behörden zu vereinigen, und an die Spitze dieser neuen Behörde, der Kaiserlichen Admiralität, einen Officier als Chef zu berufen, welcher durch organisatorisches Talent befähigt war, in Bezug auf eine spätere eventuelle Reorganisation geordnetere Verhältnisse herbeizuführen.

Man sollte glauben, daß die Vereinigung der Leitung aller Marineangelegenheiten in der Kaiserlichen Admiralität, also in einer Hand, das allein Richtige wäre. Diese Ansicht möchten auch wir theilen, glauben aber, daß die sonst in jeder Beziehung so wünschenswerthe Organisation sich auf die Dauer mancher Uebelstände wegen nicht wird halten können, und daß, wenn nicht jetzt schon, so doch früher oder später eine Theilung der Geschäfte der obersten Marineleitung für erforderlich erachtet werden wird.

Auf die Gründe dieser Anschauung gestatten wir uns in Nachstehendem näher einzugehen.

Während Seine Majestät in allen Ressorts unbedenklich und ohne Rücksicht auf Dienstalter die geeigneten Personen als Minister beruft, wie beispielsweise auch den königlich preußischen Kriegsminister, ist in der Kaiserlichen Marine die Sache nicht so einfach und unbedenklich. Der Grund hiervon liegt darin, daß der Chef der Admiralität nicht allein die Functionen eines Ministers oder Staatssecretärs der Marine hat, sondern gleichzeitig auch der Oberbefehlshaber der Flotte ist. In Folge der letzteren Function liegt die Stellung als Chef der Admiralität in der Beförderungstour der Seeofficiere, d. h. bei Erledigung der Stelle ist der älteste Admiral der gegebene Nachfolger für dieselbe. Weil nun aber der Chef der Admiralität nicht nur ein tüchtiger Seeofficier und Flottenführer sein, sondern auch die Qualification zum Minister besitzen muß, d. h. unter anderen Eigenschaften auch Rednertalent, und die im Parlament erforderliche Gewandtheit und Schlagfertigkeit begründeten oder unbegründeten Angriffen und Vorwürfen gegenüber, so kann und wird es leicht vorkommen, daß der älteste Admiral für diese Stellung nicht geeignet ist und daß er, und vielleicht eine Reihe seiner unmittelbaren Hintermänner ihren Abschied nehmen müssen, um einem jüngeren Kameraden Platz zu machen. Die Fähigkeit, das Marineressort in genügender Weise im Reichstage zu vertreten, ist für den Chef der Admiralität unbedingt erforderlich. Ist dieselbe nicht vorhanden, so wird Seine Majestät in die Lage kommen, einen vielleicht vorzüglichen und glücklichen Flottenführer verabschieden zu müssen. Wir möchten hierbei an viele ruhmgekrönte Heer- und Flottenführer, wie Blücher und Nelson, erinnern, die doch wohl nicht geeignet gewesen sein dürften, constitutionelle Minister zu sein.

Gelegentlich einer früheren Berathung des Militäretats ist allerdings die Nothwendigkeit, daß Officiere ihren Abschied nehmen, wenn sie zur Beförderung nicht geeignet befunden werden, bestritten worden, doch können wir dem nicht zustimmen. Der Officier, welcher ohne weitere Aussicht bei der Beförderung übergangen wird, ist muth- und hoffnungslos; er würde vielleicht fortdienen in Rücksicht auf das tägliche Brot, in Rücksicht auf Frau und Kinder; die Freudigkeit zum Dienst wird aber nicht mehr vorhanden sein, und gerade diese Freudigkeit bei der Pflichterfüllung ist es, welche mitgewirkt hat, die deutschen Heere das leisten zu lassen, was dieselben geleistet haben. Der Officier ohne diese hoffnungsvolle Freudigkeit füllt seinen Platz nur halb aus, möge er im Land- oder Seeheer dienen.

Einen ferneren Grund dafür, daß die gegenwärtige Organisation der obersten Marinebehörde nicht mehr allzulange wird aufrecht erhalten werden können, möchten wir in Folgendem vermuthen. Es wird mit Recht sehr hoch geschätzt, daß Mitglieder unseres erlauchten königlichen Hauses und anderer deutscher Herrscherfamilien in die Armee treten, die Strapazen derselben theilen und dem Lande als Feldherren dienen. Werden diese Herren aber nicht Bedenken tragen, in den Dienst der Marine zu treten, in welcher jeder Officier nach seinen Fähigkeiten die höchste Stelle erreichen kann, jeder Seeofficier mit Ausnahme der königlichen Prinzen? Denn unseres Wissens nach können königliche Prinzen nicht Minister oder Staatssecretäre werden, also auch nicht Chef der Admiralität, und

sind dieselben somit, wie gesagt, von der Erreichung der jetzt höchsten Stufe im kaiserlichen Seedienst ausgeschlossen.

Ein letzter Grund für unsere Ansicht, daß früher oder später eine Reorganisation der obersten Marinebehörde erforderlich erscheinen werde, liegt in der Arbeitslast, welche auf dem Chef der Admiralität ruht. Die Chefs, welche die Admiralität gehabt hat, besaßen eine eminente Leistungsfähigkeit, eine unermüdliche Arbeitskraft, verbunden mit scharfem Blick und scharfem Urtheil. Solche Leistungsfähigkeit ist aber selten; und wenn, wie zu hoffen, die kaiserliche Flotte zu einer des Reiches würdigen Größe heranwächst, dann wird die Kraft eines auch noch so sehr begabten Officiers nicht mehr ausreichen, und es wird einem Chef der Admiralität dann absolut unmöglich werden, alle die vielen und vielseitigen an ihn herantretenden Fragen mit der Gründlichkeit zu prüfen und zu behandeln, wie es das Interesse des allerhöchsten Dienstes erheischt.

Wir haben also unsere Ansicht dahin ausgesprochen, daß wir die jetzige Organisation der Marine mit der kaiserlichen Admiralität an der Spitze derselben für die in jeder Beziehung vortheilhafteste halten, und haben mit Angabe der Gründe unserer Besorgniß Ausdruck gegeben, daß dieselbe auf die Dauer nicht wird aufrecht erhalten werden können. Nicht verhehlen wollen wir hiernach aber, daß sehr viele die Nachtheile, welche eine etwaige Theilung der Admiralität in eine Commandobehörde und in eine Verwaltungsbehörde im Gefolge haben würde, für so bedeutend erachten, daß sie die Erhaltung der Admiralität um jeden Preis für dringend wünschenswerth ansehen. Nun, das ist Ansichtssache; wir haben hier nicht für die unsere Propaganda machen, sondern den den Marineverhältnissen ferner stehenden Leser informiren wollen, und wenn wir schließlich wiederholen, daß die jetzige Organisation die denkbar günstigste, so geben wir damit zu, daß eine andere Organisation mit Nachtheilen verbunden sei. Wir glauben aber, daß energischer guter Wille der Betheiligten, und im Nothfall der Wille Seiner Majestät diese Nachtheile beseitigen werden.

Die Berliner Theater.

Berlin, 8. December 1888.

Berlin ist nicht nur die Hauptstadt des Deutschen Reiches, es ist auch seine erste Theaterstadt geworden: in jeder Tonart vernimmt man diese Behauptung in Zeitungsartikeln und Broschüren. Aus einer individuellen Meinung hat sie sich zu einem Dogma entwickelt, zu dem sich die Alten wie die Jungen bekennen. Wien ist entthront, das Burgtheater liegt gleichsam auf einer Insel im slawischen Ocean, der einstige Plan Richard Wagner's, München zu der eigentlichen Kunststadt der Deutschen zu erheben, wird jetzt sogar von seinen Anhängern belächelt; die dramatischen Dichter, an denen wir niemals Ueberfluß hatten, und die Theaterreformatoren, die immer in üppiger Fülle bei uns gediehen, haben ihr Augenmerk einzig auf Berlin gerichtet. Hier wollen die Einen ihre Stücke aufgeführt, die Anderen ihre Ideen verwirklicht sehen.

Die Eröffnung zweier neuer Theater am Anfang der Saison hat alle diese Hoffnungen beflügelt. In der Mitte der Stadt hat sich das ehemalige Walhalla-Theater, nach seinem Durchgang durch die Operette, zu einem großen Volkstheater unter der trefflichen Leitung Ludwig Barnay's entfaltet. Sein Name „Berliner Thater" deutet vielleicht schon, halb unbewußt aus der Seele des ganzen Unternehmens, seine Zukunft an. Auf die Dauer wird sich die Stadtgemeinde der Verpflichtung nicht entziehen können, ein städtisches Theater durch eine städtische Subvention für die Bürgerschaft zu unterhalten. Wenn sie Museen baut und unterstützt, öffentliche Gärten anlegt, wird sie sich auch mit demselben Recht und derselben Pflicht um das Theatervergnügen ihrer Bürger bekümmern müssen. Ein gut geleitetes Volkstheater wird der Bildung und Erziehung mindestens ebenso nützlich sein wie ein Dutzend Volksbibliotheken mit öffentlichen Lesesälen. Seit dem Brande des Nationaltheaters hat die Frage des Volkstheaters bei uns geruht. Jetzt hat sie Ludwig Barnay, in dem neben dem großen Schauspieler ein tüchtiger Organisator und ein erfinderischer Regisseur steckt, entschlossen in die Hand genommen. Die billigen Preise des Berliner Theaters, drei Mark im Parquet und dem ersten Rang für durchweg gute Plätze, ermöglichen auch Denen den Besuch, die bisher nur in Ausnahmefällen sich den Genuß einer Vorstellung im Schauspielhause oder im Deutschen Theater gestatten durften. Gerade die Familien des gebildeten Mittelstandes, aus denen sich in Berlin bis zum Jahre 1860 das ständige Theaterpublicum zusammensetzte, sahen sich seitdem durch die immer höher steigenden Preise der vornehmeren Theater, durch den immer größeren Toilettenluxus, in dem die Besucherinnen auf den besseren Plätzen sich gefielen, beinahe zu einem Verzicht auf das theatralische Vergnügen genöthigt. Denn die Gewohnheit will es nun einmal, daß ein Professor, ein Amtsrichter, ein Rath in den Ministerien mit der Frau oder der Tochter sich nur auf einem Parquetplatz zeigen darf, während es ihm vor vierzig Jahren noch erlaubt war, im zweiten Range zu sitzen. Den Bedürfnissen dieser Schichten der Gesellschaft kommt das Berliner Theater vor Allem entgegen. Schon durch seine Lage in der Charlottenstraße ist es auf den Westen der Stadt, wie das Schauspielhaus mehr auf ein beständiges, in seiner Bildung und seinen Ansprüchen im Durchschnitt gleichmäßiges Publicum angewiesen, als auf die wechselnde Fluthwelle der Reisenden, der reichen Müßiggänger, des sogenannten Premièren-

publicums. Sein Repertoire ist unbeschränkt, es soll sich aus allen Gattungen der dramatischen Dichtung von der Tragödie bis zur Posse bilden; allmälig werden natürlich der Geschmack und die Wünsche des Publicums auf der einen, die Kräfte und besonderen Talente der Schauspielergesellschaft auf der anderen Seite die Richtung im Einzelnen schärfer bestimmen. Die Anfänge eines neuen, mit freiem, offenem und weitsichtigem Blick geleiteten Volkstheaters, das sich, auch durch seine Größe und die mannigfach abgestuften Eintrittspreise, wenn nicht den weitesten, doch großen Kreisen der Bürgerschaft erschließt, sind hier gegeben und von der Gunst der öffentlichen Meinung und der Theilnahme des Publicums bisher getragen worden. In glänzendster Weise ward das Theater, das nach außen hin einen stattlichen, im Innern einen bescheidenen, aber freundlich behaglichen Eindruck macht, am Sonntag, den 16. September, mit dem Trauerspiel „Demetrius", Schiller's großartigem Fragment und Heinrich Laube's Fortsetzung, eröffnet. Die Einrichtung des Ganzen, die Gruppirung und Ausstattung, die Volksscenen bewiesen Barnay's Regietalent und riefen immer von Neuem den Beifall der Zuschauer hervor. Es war einer der wirkungsvollsten Theaterabende, die Berlin in den letzten Jahren erlebt: ein glückverheißendes Zeichen für die neue Bühne. Neben dem „Demetrius" hat das Berliner Theater von classischen Trauerspielen seitdem noch die „Braut von Messina", „Medea" und „Uriel Acosta" ausgeführt. Das Lustspiel und das moderne Schauspiel sind darüber nicht zu kurz gekommen. Oskar Blumenthal's „Probepfeil" und Wilbrandt's „Jugendliebe" haben eine glückliche Darstellung gefunden. Auf die Neuigkeiten: Hans Olden's „Ilse", Carl Schönfeld's „Mit fremden Federn", Richard Voß' „Eva" komme ich später zu sprechen. Die Schauspielergesellschaft, die Barnay für sein Unternehmen gewonnen hat, besitzt ihre stärksten Zugkräfte noch in der alten Garde der theatralischen Kunst, in ihm selbst, der noch der hervorragendste Uriel Acosta der deutschen Bühne ist, in Friedrich Haase, in Clara Ziegler und Hedwig Niemann. Die jüngeren Talente kommen dagegen noch nicht an, aber das Zusammenspiel hält sich auf einer gewissen Höhe, und der Einzelne fällt nicht bedenklich aus dem Rahmen des Ganzen. Zweifellos wird auch der Eine und die Andere, wenn sie erst ihre richtige Stelle im Ensemble gefunden haben, sich zu größerer Bedeutung erheben. Dies nur wird der aufmerksamere Beobachter unserer Theater schon jetzt aussprechen können, daß der Nachfrage weder die Dichter noch die Schauspieler genügen. Die Bühnen, nach denen so eifrig gerufen wurde, sind nun da, allein der geniale Schauspieler ist ebenso wenig erschienen als der längst erwartete neue Schiller. Hier, fürcht' ich, hat die Sache den verhängnißvollen Haken. An kühnen Unternehmern, an waghalsigen Gründern, die einmal auch ihr Vermögen auf eine Theaterkarte setzen, fehlt es in einer Weltstadt nicht; ein Theater ist in der Gegenwart leicht gegründet, aber die Säulen, die es schließlich tragen müssen, Schauspiele und Schauspieler, sind durch keine goldene Wünschelruthe dem unfruchtbaren Boden zu entlocken. Von einem Vierteljahr ist nicht auf das ganze Jahr, noch weniger auf das nächste zu schließen, doch die Mahnung kann nicht oft genug wiederholt werden, daß die neuen Bühnen verfallen müssen, wenn die Production, in Dichtungen wie in schauspielerischen Talenten, sich nicht kräftiger und reicher erweist als bisher.

Andere Zwecke und Ziele als das Berliner Theater verfolgt das von Oskar Blumenthal begründete „Lessing-Theater". Richtet sich das erste an die breite Masse des Volkes, in erster Linie an den Mittelstand, so möchte das andere ein Komödiensaal für die oberen Zehntausend werden. Schon die theueren Eintrittspreise sind für die Vornehmen und Reichen berechnet. Bis auf geringe Einzelheiten, die vielleicht nur die übergroße Hast verschuldet, mit der man den Bau zu Ende gebracht hat, ist das Haus ein reizendes Rococobijou: einzig das Residenztheater in München übertrifft es an Zierlichkeit, Vornehmheit und Reinheit des Rococostils, breite Aufgänge, bequeme Sitze im Parquet und im ersten Rang, ein geräumiges Foyer, lichte und doch nicht aufdringliche Farben machen den Aufenthalt angenehm und behaglich. Die Lage des Theaters, am Ausgang der Karlstraße, seitwärts von der Unterbaumbrücke, in der unmittelbarsten Nähe des Königsplatzes und des Thiergarten-

viertels, wirkt unwillkürlich auf die Zusammensetzung des Publicums ein. Auch ohne daß er von der Absicht des Directors wüßte: hier eine Bühne für die lebenden Schriftsteller eröffnen zu wollen, würde der Zuschauer bei dem Eintritt in das Haus auf denselben Gedanken kommen; dies ist ein Saal für die Gesellschaft der Wohlhabenden und der Mehrsprachigen, die ein französisches und ein englisches Buch lesen können, dies eine Bühne für die unmittelbar aus dem Leben der Zeit gegriffenen Dramen und Komödien. So oft ich wenigstens im Lessing-Theater gewesen bin, habe ich an das Vaudeville- und das Gymnase-Theater in Paris denken müssen. Warum der Gründer seinem Theater nun gerade den Namen Lessing-Theater gegeben hat, vermag ich nicht zu sagen: außer am ersten Abend der Bühne — sie wurde am Dienstag den 11. September mit dem Schauspiel „Nathan der Weise" eröffnet — hat Lessing nichts mit ihr zu thun gehabt, weder als dramatischer Dichter noch als Reformator unserer Bühne. So gewaltige Neuerungen, wie es ihrer Zeit „Minna von Barnhelm", „Emilia Galotti" und „Nathan" waren, hat uns freilich Blumenthal nicht vorführen können, aber das ist nicht seine, sondern die Schuld der Gegenwart, die ähnliche Dichtungen nicht mehr hervorbringt; mehr Bedenken möchte es erregen, daß sich auf einem Lessing-Theater die Ausländerei mit französischen und norwegischen Werken so breit macht. Doch, bei Lichte besehen, richtet sich auch dieser Einwand nur gegen den unglücklich gewählten Namen; seiner Absicht, uns die Werke der Lebenden zu zeigen, ist Blumenthal treu geblieben, und er würde diese Absicht nur halb erfüllen, wenn er den fremden Dichtern nicht auf seiner Bühne das Wort gönnte. So freundlich die Presse der Hauptstadt in großen und kleinen Dingen dem Berliner Theater entgegenkommt, so kühl und ablehnend verhält sie sich dem Lessing-Theater gegenüber. Der Director Blumenthal ist ihr offenbar nicht sympathisch; grollt sie ihm wegen seiner Fahnenflucht aus ihren Reihen? Wenn es schon immer ein gewagter Sprung ist, der niemals ganz verziehen wird, aus der Theaterkritik in die Theaterdichtung sich hinüberzuschwingen, scheint es geradezu unverzeihlich, sich aus einem Lustspieldichter in einen Theaterdirector zu verwandeln. Betrachtet man ohne Voreingenommenheit das Repertoire des Lessing-Theaters, so verdient dasselbe in seiner Mannigfaltigkeit ein volles Lob. Innerhalb des Rahmens, den sich Blumenthal vorgezeichnet, hat er allen billigen Ansprüchen genügt. In drei Monaten hat das Theater vier neue Stücke gebracht: von Blumenthal selbst ein Lustspiel „Anton Anthony", von Richard Voß ein Schauspiel „Zwischen zwei Herzen", von Edouard Pailleron eine Komödie „La souris", von Gustav von Moser einen Versuch im feineren Salonlustspiel „Unkraut". Selbstverständlich haben ältere Stücke aus dem Kreis des modernen Drama's mit herangezogen werden müssen, und so sind nach einander: „Freund Fritz" von Erckmann-Chatrian, „Das Fallissement" von Björnson, „Die große Glocke" von Blumenthal und „Nora" von Ibsen, zum Theil in mustergültiger Darstellung aufgeführt worden. Aber über dem Theater soll schon, wie man mir erzählt, am Eröffnungsabend kein günstiger Stern geleuchtet haben. Keine der Neuigkeiten hat eine größere Anzahl von Aufführungen gefunden, und bei den älteren Stücken hat gerade ihre Beliebtheit den Besuch beeinträchtigt. Denn dem Theile des Publicums, dem allein das Lessing-Theater zugänglich ist, bieten diese Stücke nichts Neues, sie sind ihm aus wiederholt gesehenen Darstellungen, wie die schauspielerischen Leistungen Ernst Possart's als Advocat im „Fallissement", als Rabbi in „Freund Fritz" bekannt. Die Schauspielergesellschaft des Lessing-Theaters steht im Durchschnitt auf demselben Niveau wie die des Berliner Theaters; in Ernst Possart und Frau Hermine Claar-Delia verfügt auch sie über altbewährte, über das Mittelmaß hinausreichende Talente; in Fräulein Lilli Petri scheint sich bei frischer Jugend und anmuthiger Erscheinung eine stärkere Begabung und Eigenart, die eine gewisse Aehnlichkeit mit der schauspielerischen Individualität der Frau Hedwig Niemann, wie sie vor zehn Jahren war, besitzt, verheißungsvoll auszubilden. Der Sinn und die Neigung des Publicums wenden sich indessen nicht mehr, wie früher beinahe uneingeschränkt, dem Virtuosenthum des Schauspielers zu: die Dichtung an sich, die künstlerische Ausstattung, das Gesammtspiel erwecken ein lebhafteres Interesse als die

Leistung des Einzelnen. Wie überall in der Welt ist auch auf der Bühne die Masse zur Herrschaft gekommen. Um in der Stadt Wurzel zu fassen, bedarf das Lessing-Theater eines erfolgreichen, durchschlagenden Stückes, das Jedermann, wie es übertreibend heißt, gesehen haben muß; noch schwebt es in der Luft. Was es bisher geboten hat, sind zierliche Miniaturbilder, die mit den großen Gemälden des Berliner Theaters im „Demetrius" und in der „Braut von Messina" nicht wetteifern können.

Die Stellung, welche die beiden neuen Bühnen in unserem theatralischen Leben schließlich einnehmen werden, läßt sich erst fest bestimmen, wenn das Schauspielhaus ihnen gegenüber sein Schwergewicht in die Wagschale legen wird. Wie der künstlerische Verfall des Hoftheaters dem Deutschen Theater, hat der unselige, von so vielen Unglücksfällen begleitete Umbau des Schauspielhauses dem Berliner Theater einen unberechenbaren Vorsprung verschafft. Noch ist die Vollendung des Umbaues, der im Mai begonnen wurde, nicht abgeschlossen, bis zum 12. December finden die Schauspielvorstellungen noch im Opernhause statt. Statt ihrer sieben haben wir jetzt in der Woche nur drei. Das Repertoire, das sich doch ungefähr der Opernbühne anpassen muß, ist das denkbar unbeweglichste. Aus der babylonischen Gefangenschaft des Wallner-Theaters zurückgekehrt, in dem sie vom 1. Mai bis zum 14. Juni und nach den Ferien vom 15. August bis zum 1. October spielen mußten, fühlen sich die Künstler nicht nur noch immer heimathlos, sondern auch in ihrem Ruf und ihrer Bedeutung tief geschädigt. Während sie im Wallner-Theater meist vor leeren Bänken spielten, brauchten die echten und rechten Bewohner des Hauses, die komischen Schauspieler, nur wieder Besitz von ihm zu ergreifen, um fünfzig Male hinter einander einen tollen französischen Schwank vor dem sich drängenden Publicum aufzuführen. Wie jetzt die Theaterdinge in Berlin liegen, ist das Schauspielhaus kein Factor mehr, der darin mitspricht. Es ist ein offenes Geheimniß, daß der Graf Hochberg, der im October 1886, nach Hülsen's Tode, zum General-Intendanten der königlichen Schauspiele ernannt wurde, mit dem Stamm der Künstler, weder im Opern- noch im Schauspielhause, Fühlung und Verständniß gewonnen hat. Die Kunde von beständigen Reibereien zwischen ihm, seinen Directoren, Kapellmeistern und der Kunstgenossenschaft, von Gesuchen um Entlassung oder Pensionirung, die in das Publicum drang, die vielen Mißgeschicke, die nach einander seine Verwaltung trafen, die Kosten seiner Neuerungen, die das Gerücht in das Riesenhafte malte — das Alles hat der Presse schon verschiedene Male die Gelegenheit gegeben, die Frage seines Rücktritts von seinem Amte zu erörtern. Diese Betrachtungen liegen außerhalb des Gebiets der Kunstkritik, aber sie muß die Stimmung der öffentlichen Meinung gegenüber dem Schauspielhause hervorheben, weil von dieser öffentlichen Meinung nun doch einmal das Schicksal jeder Bühne, auch wenn sie eine königliche ist, abhängt. Und diese Meinung ist wohl vielfach im Einzelnen, aber nicht im Ganzen eine unberechtigte und ungerechte. Der Verfall des Schauspielhauses ist unverkennbar, und wie ich fürchte, für die nächsten Jahre unaufhaltsam. Denn es fehlt vor Allem der energische Wille und die Klarheit über das Ziel, das man erreichen möchte. Eine mit allen ihren Schwächen und Vorzügen festgegliederte, langweilige meinetwegen, aber doch vornehme Kunstgenossenschaft, ist aus Hülsen's Vermächtniß übernommen worden: man kann nicht Schauspieler wie die Herren Liedtcke, Ludwig, Kahle, Nesper, Oberlaender und Vollmer, Schauspielerinnen wie die Damen Meyer, Schwartz, Kahle, Abich und Conrad über Nacht entlassen, wenn man seine Bühne nicht dem Ruin aussetzen will. Sehr schnell würden sie unter einer sympathischen und verständigen Leitung zeigen, was sie zu leisten vermögen, zur größten Verwunderung Derer, die sie jetzt geringschätzen. Da man also mit ihnen rechnen muß, ist es thöricht, statt mit ihnen zu zahlen, Wechsel auf neue Kräfte zu ziehen, deren Verwendung im Repertoire mindestens problematisch ist und über die man erst zu einer späteren Zeit voll verfügen kann; thöricht, statt die Kraft der älteren Mitglieder zu sammeln, sie zu verpuffen oder wohl gar brach liegen zu lassen. Niemals ist bei der Leitung der königlichen Schauspiele ein liebevolles Eingehen auf eine schauspielerische Persönlichkeit, die richtige Erkenntniß, an welchem Platze der Einzelne

für das Ganze am nützlichsten, für seine eigene Entwicklung am glücklichsten verwandt werden könne, mehr vermißt worden als jetzt. Die Besetzung der alten wie der neuen Stücke ist für den Beobachter eine oftmals unbegreifliche, den ausgezeichnetsten Leicester, den das Schauspielhaus seit Hermann Hendrichs besessen, sieht er spazieren gehen und den Mortimer in den Leicester verwandelt, einen Schauspieler, der einen leidlichen Brabantio abgäbe, den Othello spielen. Wäre nun bei diesen beständigen Versuchen ein Ziel ersichtlich, dem die Leitung, wenn auch auf Umwegen und durch Irrungen, zustrebte, so würde man sich in dem Gedanken beruhigen, daß kein Sieg ohne Opfer erkauft wird. Will man den realistischen Stil streng auf der Bühne des Schauspielhauses durchführen, so bin ich der Letzte, der davor zurückschreckt, ihm die Rhetoriker unter unsern Künstlern zu opfern: aber dann wolle man es auch! Dann bescheide man sich auf eine Reihe von Jahren bei der Darstellung von modernen Schauspielen und Lustspielen und verzichte so lange auf die Aufführung der classischen Dramen, bis man ein realistisch geschultes Personal gebildet hat. Es wäre nicht der schlechteste Ausweg. Die Stärke unserer Hofbühne hat nun seit fünfzehn Jahren in der Darstellung der bürgerlichen Komödie gelegen. Dafür hatte sie und hat sie in Döring, Berndal, der Frieb-Blumauer, in Liedtcke, Vollmer, Clara Meyer ausgezeichnete, zum Theil genialische Kräfte: die Tragödie war dagegen, nicht nur in der Ausstattung, sondern im Innersten des Spiels, im Rückstand. Eine gewisse würdige akademische Mittelmäßigkeit trat ein, wie im Theatre français, wo eine Vorstellung des „Cid", der „Phädra" oder „Hernani's" auch eine pompöse Langeweile ist. Man begreift durchaus, daß in dieser Hinsicht ein Wandel nöthig ist, wenn man den Wettkampf mit dem Deutschen Theater bestehen und das Niveau des Schauspielhauses nicht herabdrücken will; aber ebenso einleuchtend ist es, daß solche Aenderungen sich nur langsam durchführen lassen und daß sie zuletzt doch einzig mit einer genialischen Persönlichkeit glücken. Ohne Joseph Kainz, der mit all' seinen Unarten ein Schauspieler ersten Ranges, voll Erfindung und Temperament ist, wären die classischen Darstellungen im Deutschen Theater nie zu der Beliebtheit gelangt, die sie jetzt genießen. Die Hast, mit der man das Bisherige umstürzt; das fortwährende Herbeirufen von Gästen, denen man selbst in Neuigkeiten die ersten Rollen überträgt; die Herabsetzung der heimischen Künstler, die darin liegt, haben im Verein mit der Oede des Repertoire's das Schauspielhaus auf das Empfindlichste beeinträchtigt. Hätte sich Wildenbruch's vaterländisches Drama „Die Quitzow's" nicht als Retter noch in der zwölften Stunde eingestellt, so wäre das erste Theater der Hauptstadt in dieser Chronik nicht einmal erwähnt worden. Denn in keinem Punkte kann es während dieser ersten Hälfte der Saison an Rührigkeit, Frische und Wagmuth mit den drei anderen Theatern, dem Deutschen, Berliner und Lessing-Theater wetteifern. Neu aufgeführt hat es nur am Donnerstag den 16. August Ernst von Wildenbruch's Jugenddrama „Der Menonit", am Sonnabend den 15. September ein Lustspiel in 4 Aufzügen von E. Heiden und Francis Stahl „Der Herr Major auf Urlaub" und am Freitag den 9. November Wildenbruch's vaterländisches Drama in 4 Acten „Die Quitzow's". Die beiden ersten Stücke erwiesen sich leider als Fehlwürfe. So wenig wie im Jahre 1883 auf dem Deutschen Theater, vermochte „Der Menonit", von den königlichen Schauspielern im Wallner-Theater dargestellt, eine nachhaltigere Wirkung auszuüben. Das krause und wunderliche Drama, in dem sich der Held und die Heldin in dumpfen und öden Satzungen einer pietistischen Gemeinde fünf Acte lang abquälen, statt sie gleich im ersten zu zerreißen, ermüdet den Zuschauer, weil ihm die rasch fortschreitende Handlung und jener Schwung der Sprache fehlen, die er gerade von Wildenbruch erwartet. Zu dem Lustspiel „Der Herr Major auf Urlaub" hat Goethe in seiner anmuthigen Novelle „Der Mann von fünfzig Jahren" die Idee und Francis Stahl die theatralischen Lichteffecte beigesteuert: das Ganze ist eine Schablonenkomödie, die sich aus dem Jahre 1850 in die Gegenwart verirrt hat. In der elektrischen Beleuchtung sehen solche altmodischen Kleider und Flitter noch einmal so abgegriffen und abgetragen aus.

Den erfreulichsten Anblick hat in diesen Monaten das Deutsche Theater geboten. Ein ruhiges, stetiges Fortschreiten in der Ausdehnung des Repertoire's, in der

Uebung der Schauspieler, in der Gunst des Publicums. Zwar ist die Künstlergesellschaft, die es begründet hat, jetzt durch den Fortgang August Förster's nach dem Burgtheater in Wien völlig zersprengt worden; von den fünf Gründern, Adolph L'Arronge, Siegwart Friedmann, Friedrich Haase, Ludwig Barnay und August Förster, sind nur noch die beiden ersten dem Deutschen Theater treu geblieben. Aber, was vielleicht mehr gilt, als eine solche Interessengemeinschaft, ein stattlicher Verein schauspielerischer Talente hat sich auf Grund eines gut gewählten und mannigfaltigen Repertoire's gebildet. Immer feiner hat sich durch Fleiß und Schulung das Ensemble abgestimmt, immer sorgfältiger ist die Inscenirung geworden. Nicht nur Anzengruber's Schauspiel „Der Pfarrer von Kirchfeld", auch Grillparzer's Trauerspiel „Die Jüdin von Toledo", zu deren Aufführung sich bisher keine unserer größeren Bühnen entschlossen, hat hier die musterhafteste Darstellung gefunden. Wie viel man auch dem Glücke zuschreiben mag, das der Bühne in ihren Anfängen Joseph Kainz zuführte, durch dessen Spiel und Wesen die classischen Dramen, allen anderen voran „Don Carlos" und „Romeo und Julia", ein neues Leben gewannen; dem Glücke, das ihr in den beiden Lustspielen von Oskar Blumenthal: „Der Probepfeil" und „Die große Glocke" zwei durchschlagende Stücke schenkte — ein Theil des Erfolges ist doch auch dem unermüdlichen Fleiß und der Thätigkeit Förster's und L'Arronge's zu verdanken. Was in seinem Beginn als ein aussichtloses Unternehmen erscheinen mußte, dem Schauspielhause auf seinem eigensten Gebiete — der Darstellungen der classischen Dichtungen — Concurrenz zu machen, ist in diesen fünf Jahren von 1883 bis 1888, durch die Energie der einen und die Gleichgültigkeit und Schlaffheit der anderen Leitung, durchgesetzt worden. Das Deutsche Theater hat sich einen Platz dicht neben dem Schauspielhause erobert und droht es vollständig in die zweite Reihe zu schieben. Viel des Zufälligen, Plötzlichen und Unberechenbaren hat auch zu diesem Erfolge, wie zu jedem Siege in der Welt beigetragen, aber das Verdienst des gelungenen Wagstückes wird dadurch nicht verringert; eher wird man im Hinblick auf das erreichte Ziel geneigt sein, die ablehnende Haltung des Deutschen Theaters gegen die moderne dramatische Dichtung milder als bisher zu beurtheilen: es ist eben nicht möglich, allen Forderungen zu gleicher Zeit gerecht zu werden.

Die Eröffnung zweier neuer Bühnen in Berlin, von denen die eine sich laut als das Theater der Lebenden, die andere als eine Volksbühne im besten Sinne des Wortes ankündigt, bereit, jedem guten Werke ihre Pforte aufzuthun, muß unsere dramatische Muse zu frischen Thaten anspornen. Man hat die Empfindung, daß wenn jetzt die Poeten nichts sagen und singen, alle ihre Klagen über Zurücksetzung und Vernachlässigung gegenstandslos waren. Niemals standen ihnen so viele Bretter, welche für sie die Welt bedeuten, zur Verfügung. Aber man baue nicht zu kühne Luftschlösser auf diese Bretter! Zunächst gehören sie noch, wenn nicht in ausschließlicher, doch in oberster Herrschaft den Classikern. Für das Schauspielhaus, das Deutsche Theater und aller Wahrscheinlichkeit nach auch für das Berliner Theater wird das classische Drama den eigentlichen Kern des Repertoire's bilden. Bringt jede dieser Bühnen zwei oder drei größere Schauspiele der „Lebenden" in einer Saison zur Aufführung und fügt sie dauernd ihrem Repertoire ein, so wird dies das Höchste ihrer Leistungsfähigkeit sein. Glückt es ihr dann noch, vier oder fünf leichtere Arbeiten, Komödien und Schwänke an die Lampen zu führen und über Wasser zu halten, so haben wir zwischen fünfzehn bis zwanzig Neuigkeiten in einem Theaterjahr. Höher also mögen sich die Hoffnungen nicht versteigen! Man bedenke auch, daß jede Niederlage den Director wie die Künstler gegen das unsichere Neue verstimmt und mit verdoppelter Kraft zu dem sicheren Alten zurücktreibt. Dies gilt vor Allem für die historische und sociale Tragödie. Ein neues Trauerspiel, das durchfällt, tödtet die tragische Stimmung für die ganze Saison. Im Hause wie draußen bei dem Publicum. Mit dem Lustspiel der Classiker kann der Moderne wetteifern, aber nicht mit ihrem Trauerspiel. Nur den größten Talenten gelingt es, sich auf diesem Gebiete in ihrer Nähe zu behaupten. Ob wir ihrer auch nur ein halbes Dutzend haben, werden die

nächsten Jahre zeigen. Buchdramen machen es bekanntlich nicht, sondern Dramen auf der Bühne. Wenn ich in dieser Wahrscheinlichkeitsberechnung das Lessing-Theater ganz außer Betracht gelassen, so geschah es, weil ich mir noch keine rechte Vorstellung von dem Umfang und der Zusammensetzung seines Repertoire's auf die Dauer machen kann; in dem Tempo, wie es bis jetzt die Stücke der „Lebenden" verbraucht hat, acht bis zehn Stücke auf neunzig Vorstellungen, dürfte es nicht fortgehen.

So viele Neuigkeiten auch aufgeführt worden sind, zwei Dichter stehen ohne Widerrede mit ihren Schauspielen im Vordergrund: Ernst von Wildenbruch und Richard Voß, der Erste mit seinen „Quitzow's", der Andere mit seinen beiden Schauspielen aus dem modernen Gesellschaftsleben „Zwischen zwei Herzen" und „Eva".

Die Erwerbung der Mark Brandenburg durch die Hohenzollern, der Kampf des ersten Friedrich mit dem landeingesessenen Adel, an dessen Spitze die Quitzow's standen, der Streit des zweiten mit der Bürgerschaft von Berlin und Kölln hat Geschichtschreibern und Dichtern oft zum willkommenen Stoff gedient. Willibald Alexis' Roman „Der Roland von Berlin" hält in mustergültiger Schilderung das Localcolorit und die Stimmung jener Zeit fest; für die Geschichte der Quitzow's ist Klöden's vielgekanntes und vielbenutztes Buch, das im Jahre 1836 zuerst erschien: „Die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollerischen Regenten oder die Quitzow's und ihre Zeit" die eigentliche Quelle geworden. Zu ungezählten Bächen, Abflüssen und Verdünnungen in Schauspielen, Erzählungen und Volksbüchern für Alt und Jung haben fleißige Hände sie abgeleitet. Der bekannte Louis Schneider, der von einem mittelmäßigen komischen Schauspieler und Komödiendichter zum Vorleser und Vertrauten zweier Könige hinaufstieg, schnitt aus dem bändereichen Werke als einer der Ersten ein vaterländisches Drama in fünf Acten „Die Quitzow's" heraus, das sieben Male im Schauspielhause aufgeführt wurde: am 21. Mai 1846 zum ersten und am 21. Februar 1848 zum letzten Male. Auch Ernst von Wildenbruch nennt seine Dichtung ein „vaterländisches Drama in vier Acten" — sie ging am Freitag den 9. November auf der Bühne des Opernhauses zum ersten Male in Scene — im Uebrigen aber wandelt er einen durchaus eigenen Weg. Mit dem Weitblick des Dichters überschaut er die verwirrende Fülle des Stoffs; von allen Einzelheiten, selbst von der historischen Ueberlieferung sieht er ab und greift einzig den idealischen Kern der Dinge heraus: die Verwüstung des Landes, bald durch den Einbruch der Pommern, bald durch die Fehden des Adels; den Gegensatz zwischen der Bürgerschaft und dem Stegreifritterthum; die Schutzlosigkeit der Armen und die Gewaltthätigkeit der Edelleute; den Streit zwischen dem Burggrafen von Nürnberg, der die Mark gekauft hat, und der Ritterschaft, die ihm nicht huldigen will; die faule Grethe, welche die dicken, für unzerstörbar gehaltenen Mauern der Burgen mit wenigen Schüssen zertrümmert. Aus diesen Elementen, Zuständen und Stimmungen der Zeit baut er in freier Erfindung sein Werk auf. Ein Drama kann man es nur nennen, weil es die verschiedenen Handlungen in dramatischer Form uns vorführt, auf die innerliche Geschlossenheit des Ganzen hat Wildenbruch eben so wenig Rücksicht genommen, wie auf einen einheitlichen Stil. Er knüpft eine Reihe von Bildern, ihrer sieben, lose an einander und malt die einen ganz in das Realistische, die andern ganz in das Romantische und Phantastische; die eine Hälfte seiner Figuren redet das allermodernste und alltäglichste Berlinisch, die andere ergeht sich im getragensten Jambenton. Weder Zeit noch Ort sind gewahrt; die Berliner aus dem Jahre 1414 sind die Urwähler und die Stadtverordneten von heute; Friedrich von Hohenzollern, der den Sonnenaufgang vor der Stadt Brandenburg erwartet, und Dietrich von Quitzow, der in Friesack die ersten Wirkungen der Kanone verspürt, reden wie Pindar. Das Groteske und Wunderliche dieser Form wird noch durch die Abenteuerlichkeit des Inhalts verstärkt. Aus den politischen Conflicten zwischen den Bürgern und dem Adel, zwischen Dietrich von Quitzow und Friedrich von Hohenzollern sind mit Kunst und Kraft persönliche, seelische gemacht worden. Mit roher Faust zerreißt Dietrich das eben zwischen ihm und der Stadt Berlin geschlossene Bündniß, indem er sich auf einem

Feste, das ihm die Stadt im Hohen Hause gibt, des Thomas Wins bemächtigt und ihn in Fesseln schlägt: Wins ist der Bürgermeister der Stadt Straußberg, die von den Herzögen von Stettin und Dietrich geplündert und verbrannt worden; flüchtend ist er mit einem Theil der Einwohner nach Berlin gekommen und hat freundliche Aufnahme gefunden. Sein Widerspruch gegen den Vorschlag Dietrich's, dem Burggrafen nicht zu huldigen, reizt dessen Wuth; nur mit Mühe wird er davon zurückgehalten, den Waffenlosen niederzuschlagen. Als Gefangenen läßt er ihn in das tiefste Verließ seiner Burg werfen. Diese Unthat verfeindet den rohen und frech herausfordernden Mann — „die blonde Bestie", die Friedrich Nietzsche in seinem seltsamen Buche „Fern von Gut und Böse" verherrlicht — indessen nicht nur mit den Berliner Bürgern, sondern noch tiefer mit seinem Bruder Konrad. Während Dietrich ganz und gar ein wilder, selbstherrlicher Junker, ist Konrad ein idealischer Jüngling, schwärmend für Vaterland und Gerechtigkeit, ein Marquis Posa in der Knospe. Er hat in seinem Bruder den Helden und Beschützer der Mark bewundert und entsetzt sich vor dessen Gewaltthätigkeiten und grausamer Selbstsucht. Der Frau und der Tochter des Thomas Wins, die jammernd nach Friesack kommen, den Gefangenen loszubitten, nimmt er sich gegen den Zorn des Bruders an und geleitet sie, als dieser starrköpfig bleibt, zu dem Burggrafen, um von ihm Gerechtigkeit zu erhalten. Die Huldigung und die Herausgabe des Gefangenen heischend zieht Friedrich mit seinem Heere und seiner Donnerbüchse vor die Burg. Dietrich trotzt noch immer; er will den Thomas Wins tödten, um spöttisch seine Leiche auszuliefern, und Friesack in Brand stecken: da wirft sich ihm Konrad entgegen und streckt ihn im Zweikampf nieder. Zur Sühne des Brudermordes läßt er sich darauf, ich weiß nicht nach welchem Quitzow'schen Rechte, von einem alten Knappen niederstechen. Die Absonderlichkeit dieser Vorgänge, eines Bruderzwistes, der nicht aus Ehrsucht, Neid oder Liebesleidenschaft, nicht einmal aus religiösem oder politischem Fanatismus, sondern aus einer romantischen Schwärmerei für das Vaterland und das Recht entspringt, drängt sich natürlich dem Leser viel schärfer auf, als dem Zuschauer im Theater, der im Bann des Dichters steht. Die drei Scenen der Brüder sind voll dramatischen Lebens, in einem hohen, künstlerisch sich steigenden Schwung der Leidenschaft, der weder bei ihnen noch bei den Hörern den Verstand zu Worte kommen läßt: der Dichter berauscht uns, seine Helden und schließlich sich selbst mit seinen wuchtigen und klingenden Worten. Der Kern des Dramas ist hierin beschlossen, der geschichtliche und politische Gegensatz zwischen dem Burggrafen und dem märkischen Adel wird in die Seelen der beiden Brüder geworfen. Dietrich sündigt sowohl gegen das Allgemeine, wie gegen den Bruder, und erliegt nicht dem fremden Herrn, sondern dem Bruder, in dem das beleidigte Vaterland sich gleichsam verkörpert. Im schreiendsten Widerspruch mit dieser Symbolik und diesem Kothurngang des Dramas stehen die bunten Genrescenen, welche die gute Hälfte desselben einnehmen. In breitester Behaglichkeit leben sich darin Bürgermeister und Rathmänner, Meister und Gesellen, Bürgermädchen und Bürgerfrauen, Küfer und Stadtsoldaten von Berlin und Straußberg aus, in der plattesten Sprache, in der ganzen Dürftigkeit des Alltags. Nicht der leiseste Versuch wird gemacht, ihre Rede, ihre Gesinnung, ihre Gewohnheiten und Sitten dem Mittelalter anzunähern: Alle betragen sich wie die Handwerker und die Schusterjungen von heute, einer ihrer Wortführer, Köhne Finken, spielt sich vor dem Burggrafen halbwegs als Socialdemokrat und König der Bettler auf. Ich vermuthe, daß er das Recht der Enterbten ins Feld geführt hätte, wenn ihn der Hohenzoller nicht rechtzeitig unterbrochen. Nachtwandlerisch schreitet der Poet über alle diese Unmöglichkeiten hinweg. Ihm ist es eine Leichtigkeit, einen Witz von gestern einem Bürgermeister in den Mund zu legen, der vor vierhundertundfünfzig Jahren gestorben. Er erfindet sich, wenn er „ein wenig Liebe" für seine kriegerischen Scenen als angenehme Unterbrechung nöthig findet, abenteuerliche Frauengestalten, eine dämonische, polnische Gräfin und eine hinschmachtende Bürgermaid aus Straußberg, die durch das Drama hin und herhuschen, ohne tiefere Motivirung, ohne strengeren Zusammenhang mit der Haupthandlung. Am bedeutendsten ist er auch hier wieder

in der Beherrschung der Massen. In diesem Auf und Ab der wildbewegten Volksscenen weht wirklich ein Shakespeare'scher Hauch. Die Ankunft der aus Straußberg Vertriebenen in Berlin, der Aufschrei der Hungrigen bei der Brodvertheilung, das Fest im Hohen Hause sind in Auffassung und Ausführung gleich grandios und ergreifend. Nur ein Dichter unseres demokratischen Zeitalters konnte solche Bilder schaffen und solche Worte finden. Das Ganze, als Composition betrachtet, ist das schwächste von Wildenbruch's Dramen, als Darstellung der Masse das stärkste: ich möchte es füglich eine brandenburgische Historie nennen. Der märkische Erdgeruch darin ist so kräftig, daß es nur in Berlin zur vollen Wirkung gelangen kann.

Den schärfsten Gegensatz zu der dichterischen Persönlichkeit Wildenbruch's bildet Richard Voß. Bei ihm tritt das historische Element, auch in denjenigen seiner Schauspiele, die an geschichtliche Thatsachen und Figuren anknüpfen, vor dem psychologischen zurück; die Menge bringt er nie auf die Scene; er grübelt und bohrt sich in seine Personen hinein, wo Jener stark und entschlossen zugreift; eine Figur so aus einem Guß, rücksichtslos und zweifelsohne wie Dietrich von Quitzow vermöchte Voß nicht zu schaffen. Seine eigene Nachdenklichkeit und Schwerblütigkeit theilt sich allen seinen Geschöpfen mit, seine eigene Rührseligkeit steckt sie an. In Wildenbruch's Schauspielen offenbart sich eine ursprüngliche Naivetät und Sorglosigkeit, bald in der Motivirung der Handlung, bald in der Verknüpfung der Scenen; durch Richard Voß' Fabeln zieht sich als rother, sie alle verbindender Faden die Sentimentalität und das Tiefgründige. Was ihn bis jetzt gehindert hat, auf der Bühne einen unbestrittenen und dauernden Erfolg zu erringen, ist gerade dieser Vorzug seines Schaffens, die Handlung von innen heraus zu führen und die Charaktere sich allmälig vor uns entwickeln zu lassen. Werdende Charaktere aber sind wesentlich Stoffe für den erzählenden Dichter, und so gleichen denn Vossens Schauspiele mehr dramatisirten Novellen als dramatischen Fabeln. Auffällig springt dies auch für den harmlosen Zuschauer hervor. In dem Schauspiel in vier Acten „Zwischen zwei Herzen", das im Lessing-Theater am 8. October zum ersten Male aufgeführt wurde, spielt der erste Act dreizehn Jahre früher, als die letzten. Das Kind, das am Schluß des ersten Actes als Baby im Arm der Wärterin über die Bühne getragen wird, ist im zweiten ein fünfzehnjähriges Mädchen am Vorabend ihrer Einsegnung und ihrer ersten Liebe. Ungleich einfacher, lebenswahrer und individueller, als in Vossens Schauspiel, ist der Conflict — der Kampf in der Seele eines jungen Mädchens, deren Eltern sich haben scheiden lassen — in einer Episode des „Zauberers von Rom" geschildert worden. Wie dort Armgart von Hülleshoven, steht hier Ilse zwischen Vater und Mutter. Aber unvergleichlich natürlicher und kindlicher zugleich ist Gutzkow's Heldin als diese Ilse, die sich eine Stunde nach ihrer Confirmation in den Teich stürzen will, um durch ihren Tod die Eltern zu versöhnen. Die bedenkliche Aehnlichkeit mit Ibsen's „Wildente" mag noch hingehen; allein welche Vorstellung sollen wir uns von einer christlichen Erziehung machen, die solche Frucht zeitigt, von einem fünfzehnjährigen Mädchen, das in diesem Augenblick eine Liebeserklärung anhört und verschämt erwidert und im nächsten in den Teich springt! Noch toller geberden sich Vater und Mutter. Daß eine Mutter, ein stark ausgeprägter „Tugenddrache", die sich von ihrem Mann seiner Untreue wegen hat scheiden lassen, ihr Alles auf ihre Tochter setzt, ist begreiflich; daß aber auch der Vater, der in dreizehn Jahren seine Tochter nicht gesehen und in Nizza ein lustiges Leben mit allerlei Damen und Dämchen geführt hat, sich um diese Tochter „zerreißen" soll und sie um jeden Preis mit sich nehmen will: diese Zumuthung an uns wirkt unwiderstehlich komisch. Ein Lebemann wie dieser Graf Castell-Valley, von dem wir nichts als galante Abenteuer erfahren, soll sich die Last einer erwachsenen Tochter aufbürden! Ja, wenn es ein Sohn wäre, den er braucht, damit sein Majorat nicht einem verhaßten Vetter zufällt! Die Verdoppelung desselben Motivs, der Liebe der Eltern zu ihrem Kinde, hat einmal einen Stich in das Unwahrscheinliche und ermüdet andererseits durch die Wiederholung derselben Zärtlichkeiten. Der Knappheit und Gedrungenheit des ersten Actes gegenüber,

in dem die ahnungslose Gräfin die Treulosigkeit und den Verrath ihres Gatten erfährt und rasch entschlossen, im Sturm der Leidenschaft, mit ihrem Kinde das Haus verläßt, fällt die Behaglichkeit und das öde Ausspinnen bald ernster, bald drolliger Episoden in den drei letzten Aufzügen um so bedenklicher auf. Neben die leidenschaftliche Gräfin stellt der Dichter eine kluge und verständige Frau, die sich die Untreue des Mannes nicht allzusehr zu Herzen nimmt und ihn durch Güte zur Pflicht zurückführt: aber der Contrast ist nur äußerlich angedeutet, nicht innerlich durchgeführt und in die Handlung des Stückes verflochten. Ueberall gewahrt man dramatische Keime und Ansätze, allein die Blüthe bleibt aus.

Eine stärkere Kraft der Composition und der Charakteristik zeigt sich in dem andern Schauspiel in fünf Acten „Eva", welches das Berliner Theater Sonnabend den 24. November zur ersten Aufführung brachte. Warum Richard Voß ein Stück, in dem es zwei Leichen auf und eine hinter der Scene gibt, ein Schauspiel betitelt, ist mir unerfindlich. So gleichgültig sind die alten, durch die Aesthetik nicht nur eingebürgerten, sondern auch berechtigten Bezeichnungen: Trauerspiel, Schauspiel, Lustspiel nicht, daß man willkürlich mit ihnen umspringen könnte. Die zwei Grundmängel der Vossischen Dramen, das Novellistische und das Weinerliche, treten auch hier deutlich hervor: zwischen dem ersten und zweiten Act liegt ein Zeitraum von vier Jahren, zwischen dem dritten und vierten die Pause von einigen Monaten, zwischen dem vierten und fünften wieder mehrfache Jahresfrist. Innerhalb dieser Pausen vollzieht sich nun jedes Mal eine Wandlung in dem Charakter der Heldin, und wir sehen sie dem entsprechend in vier verschiedenen Gestalten, ohne daß uns die Uebergänge aus der einen zur andern im Einzelnen völlig klar würden. Trotzdem ist die Führung der Fabel eine straffere, die dramatische Bewegung eine schnellere, als in dem Schauspiel „Zwischen zwei Herzen". Eva ist die Tochter eines Grafen, der einen ehrlichen und wohlhabenden Fabrikanten in abenteuerliche Bergwerksspeculationen hinterlistig verlockt hat. In dem Zusammenbruch der Actiengesellschaft verlieren die Arbeiter, die kleinen Leute, die auf Hartwig's Rath und Ansehen hin sich daran betheiligt haben, ihr Vermögen. Aber Hartwig ist ein Ehrenmann; er verspricht ihnen, Alles zu ersetzen, und Eva, des Grafen Kind, reicht ihm in einer Aufwallung der Großmuth ihre Hand. Sie fühlt sich verpflichtet, die Schuld ihres Vaters wieder gut zu machen, und ist durch die schnöde Handlungsweise ihres Verlobten, der sie gerade jetzt verläßt, auf das Empfindlichste in ihrem Stolz gekränkt. Vortrefflich sind die beiden folgenden Acte. Hartwig ist es durch rastlose Arbeit gelungen, sein Wort einzulösen und den Freunden das eingebüßte Geld wieder zu ersetzen. Aber sein Heim ist dürftig, seine alte Mutter beherrscht sparsam und engherzig das Haus. Zwischen ihr und der jungen Schwiegertochter gibt es eine beständige Fehde in Worten und Blicken. Eva erstickt unter den kleinen Leuten, in der dumpfen Atmosphäre der Arbeit; sie kann ihr früheres Dasein nicht vergessen und schmachtet nach einem Athemzug von Freiheit und Glück. In dieser Stimmung tritt ihr glänzend und verführerisch ihr früherer Verlobter Elimar entgegen. Was ihn im letzten Grunde zu der von ihm so unedel Verlassenen wieder zurückführt, erfahren wir nicht: genug, er ist da und bethört sie mit seinen Schmeichelworten. Sie liebt ihn noch immer, sie hat eigentlich nie aufgehört ihn zu lieben, und in der Erregung ihres Gefühls gesteht sie ihrem Gatten den Besuch Elimar's, gesteht, daß sie ihn nicht aus Liebe, sondern aus Großmuth, aus Mitleid geheirathet habe. Halb verstößt sie Hartwig, halb geht sie freiwillig, nach kurzem Abschiede von ihrem Kinde, aus dem Hause. Im vierten Acte treffen wir sie in einer prächtig eingerichteten Wohnung: Elimar hat dieselbe früher für seine Geliebte eingerichtet, die jetzt Eva den Platz räumen muß. Er ist außer sich über die Unklugheit Eva's, die sich von ihrem Gatten getrennt und ihm „aufgedrängt" hat. Auf den nächsten Tag ist der Scheidungstermin angesetzt: was soll aus der geschiedenen Frau werden? Die arglose Eva denkt an nichts Anderes als an eine eheliche Verbindung mit Elimar, während er ihren Advocaten zu bereden sucht, sie wo möglich wieder mit Hartwig zu versöhnen. Das Erscheinen Toinettens, der ehemaligen Ge-

liebten Elimar's, zerstört alle Hoffnungen Eva's und enthüllt ihr die Nichtswürdigkeit Elimar's. Sie stellt ihn zur Rede, sie fordert Rechenschaft von ihm für ihre Zukunft, und da er ihr ausweicht, sie verhöhnt und ihr trotzt, schießt sie ihn nieder. Die lange und gewissermaßen überflüssige Erzählung Toinettens stört ein wenig den raschen Gang der Handlung, die sich vielleicht noch zwingender und überzeugender ohne die Dazwischenkunft des Mädchens aus dem Gegensatz der Lage und der Charaktere Eva's und Elimar's entwickeln ließe, aber die ergreifende Wirkung des Ganzen vermag sie nicht zu beeinträchtigen. Schade, daß der letzte Act wieder im Sentimentalischen ertrinkt. In dem Krankensaal des Zuchthauses sehen wir Eva wie eine reuige und durch die himmlische Liebe entsühnte Magdalena in den Armen Hartwig's verscheiden. Die Naivetät und das Unbekümmerte des dramatischen Dichters, die ihm nun einmal versagt sind, kann sich Richard Voß freilich nicht erwerben, denn es sind Gaben der Natur und nicht Errungenschaften des Fleißes; er wird immer der Hauptsache nach ein Thesendichter bleiben, wohl aber vermag er sich aus der epischen Breite seiner Stoffe im Zeitlichen wie im Räumlichen, aus der Fülle des Episodischen und der Arabesken zu einer streng geschlossenen dramatischen Fabel, mit wenigen Figuren und scharf herausgearbeiteten Conflicten, zu erheben: ihm sollten die viel bespöttelten drei aristotelischen Einheiten, die, auf ihren Geist, nicht auf ihren Buchstaben hin betrachtet, heute wie zu Aeschylos' Zeiten die Grundlage des Drama's bilden, als goldene Regel bei seinem Schaffen vorschweben. Nur wenn er innerhalb dieses Rahmens denken und dichten lernt, ist ihm eine erfreuliche Zukunft auf der Bühne sicher. Immerhin hat sein Stück im Berliner Theater einen nachhaltigen Erfolg gehabt, während die beiden andern Neuigkeiten: ein Schauspiel von Hans Olden: „Ilse" und ein Lustspiel von Carl Schönfeld: „Mit fremden Federn", das erste eine halbe, das zweite gar keine Zustimmung fanden. Beides sind Schauspielerarbeiten, Versuche, die auf einem kleinen Provinzialtheater sich hervorwagen mögen, aber auf einer Bühne, wie es die des Berliner Theaters ist, keine Daseinsberechtigung haben. Carl Schönfeld's Komödie besteht nur aus Reminiscenzen und dreht sich um die beständige Verwechselung zweier Schwestern; die ältere wird für die jüngere und die jüngere für die ältere gehalten, und der Vetter aus Australien auf der Brautfahrt in toller Irrung von der einen zur andern herumgewirbelt. Energischer setzt Hans Olden's „Ilse" ein, aber der Vorwurf des Stücks ist ebenso unwahrscheinlich wie peinlich. Reiche Verwandte bringen halb durch ihr Schweigen, halb durch ihr Zustimmen ein armes Mädchen in den Verdacht, die Mutter eines Kindes zu sein, dem in Wahrheit die Tochter des Commerzienrathes das Leben gegeben hat. Statt das Haus der unedlen Menschen, die das verleumderische Gerücht über sie, wenn nicht hervorgerufen, doch unterstützt haben, nach der Entdeckung der Wahrheit zu verlassen, bleibt Ilse nicht nur darin, sondern verweigert sogar ihrem Verlobten, einem Offizier, jede Aufklärung. Durch allerlei romantische Vorfälle wird das Ungerade wieder gerade gerückt, eine aus Geusichen's Komödie „Die Märchentante" selbst mit ihren Lichteffecten aufgenommene Situation bringt die halbtodte Ilse wieder ins Leben und in das Glück zurück, und ihre selbstlose Aufopferung, die Schuld der Freundin auf sich zu laden, erweist sich als überflüssig, da die schuldige Frau sich ohne jede Herzensergriffenheit von ihrem Gatten trennt. Einzelne mit großem Geschick ausgeführte und theatralisch gesteigerte Scenen blendeten und verblüfften das Publicum, aber vor der Ueberlegung hielt schließlich die Handlung ebenso wenig Stand wie vor dem natürlichen Gefühl.

Auch auf dem Lessing-Theater blieb der ersten Neuigkeit, einem Lustspiel in vier Acten von Oskar Blumenthal: „Anton Anthony" am Montag den 17. September der Erfolg versagt. Der satirische Grundgedanke des Stücks, die Eitelkeit des Schauspielers, der rasch berühmt geworden ist, ohne diesen Ruhm in Wahrheit zu verdienen, in einer komischen Handlung zu entwickeln und zu geißeln, schwebt in unserer Stadt, wo so viele Genies unter dem Schauspielervölkchen Pfauenräder schlagend umherstolziren und in den Wiener Kaffeehäusern und den Lindenrestaurants eine Rolle spielen, in der Luft, und Blumenthal weiß ihn in den ersten

Acten drastisch und humoristisch zu verkörpern. Aber die Idee entfaltet sich nur in der Arabeske, nicht in der eigentlichen Fabel; die Satire des Verfassers erlahmt darum auf der Hälfte des Weges, und der Komödiendichter verwandelt sich in den Witzbold des Feuilletons. Wo wir eine Verdichtung und Verknotung der Handlung erwarten, zerfasert sie sich. Ebenso ungünstig wie der Blumenthal'schen Komödie erwiesen sich Publicum und Schicksal einem Versuche Gustav von Moser's „Unkraut", Lustspiel in vier Acten, das am Mittwoch den 7. November zum ersten Male aufgeführt wurde. Wie kommt Saul unter die Propheten? riefen Alle; wir erkannten unsern guten Moser nicht wieder. Der lustige Schwank- und Possendichter war unter die Thesendramatiker gegangen. „Unkraut" nennt er die jungen Wüstlinge, welche den armen Ehemännern das Leben sauer machen. Wie man sie bessert oder kalt stellt, will er schildern. Natürlich, indem man sie verheirathet. Und das Alles führt er so ernsthaft und so langweilig, so geistreichelnd und witzhaschend im „höheren" Stil aus, daß die harmlosen Zuschauer aus dem Kopfschütteln nicht herauskamen. Zuletzt muß ihm selber die Maske, die er thörichterweise vorgenommen hat, lästig geworden sein, denn er streift sie mit einem leichtfertigen Gelächter im letzten Acte ab. Damit konnte er wohl noch die Ehre der Fahne retten, aber das Feld doch nicht behaupten. Die liebenswürdigste Gabe des Lessing-Theaters war am Sonnabend den 20. October die Aufführung des Lustspiels in drei Acten von Edouard Pailleron: „Fräulein Maus" in einer erträglichen Uebersetzung von Otto Brandes: um das Stück schon im Titel von dem Girndt'schen Schwank „Die Maus" zu unterscheiden, hatte man der „Maus" des Originals ein Fräulein vorgesetzt. Wie alle Komödien Pailleron's ist auch diese eine feine Silberfiligran-Arbeit; ihr Reiz besteht in der sorgfältigen Charakteristik der Figuren und in dem Diamantschliff des Dialogs; die eigentliche Handlung ist gering. Ein junges, eben aus der Klosterpension zu ihrer Stiefmutter und ihrer Stiefschwester zurückgekehrtes Mädchen, Martha von Moisand, verliebt sich in einen Gutsnachbar. Max von Simiers ist ein Lebemann, an der Schwelle der Vierziger, der sich aus der Pariser Gesellschaft auf sein Landgut zurückgezogen hat. Er entdeckt, daß er allmälig in das alte Register hinabgleitet. Der älteren verheiratheten Schwester Martha's, Clotilde, widmet er eine Freundschaft, die immer in eine Liebeserklärung umzuschlagen droht; die Kleine behandelt er von oben her als Backfisch, als „Maus", wie sie wegen der geräuschlosen Art ihres Hin- und Herhuschens im ganzen Hause genannt wird. Der unerwartete Besuch zweier Pariser Freundinnen, die in dem einsamen Schloß und Garten nichts Besseres zu thun haben, als eine Liebesjagd auf den einen dort vorhandenen Mann zu machen, bringt das Herz Martha's in eifersüchtige Wallung. Als ihr Max eine Puppe schenken will, erklärt sie ihm, daß sie für ihn nicht „die Maus", sondern Martha von Moisand sei und als junge Dame von ihm behandelt zu werden wünsche. Dieser Trotz entzückt den älteren Mann; er fühlt sein Herz jugendlich schlagen, und die Liebe zu Martha, trotz des Einspruchs seiner Jahre und seines Verstandes, immer mächtiger darin auflodern. Nicht nur über die beiden leichtlebigen Pariserinnen, sondern auch über ihre Schwester Clotilde trägt Martha einen leichten und raschen Sieg davon: edel entsagt Clotilde ihrer heimlichen Neigung zu Max, obgleich gerade jetzt der Tod ihres nervenkranken Mannes in einer Heilanstalt ihre Hand frei macht, und vereinigt die Liebenden. Das Ganze bewegt sich in einer sanften schaukelnden Bewegung, innerlich wie äußerlich im Salon; von schärferen Conflicten sieht Pailleron ebenso wie von der Durchführung einer bestimmten These ab; er will uns nichts beweisen, sondern uns nur unterhalten, nicht die Liebe ergründen, sondern nur mit ihr scherzen. Dies heitere und anmuthige Spiel des Witzes und der gemäßigten Empfindung, das zuweilen an Marivaux' Komödien erinnert, hat leider zu viel von der Gaukelei des Schmetterlings: es erfreut, aber es ist mit seiner Lustigkeit nicht im Stande, die Menge dauernd zu fesseln.

Das Deutsche Theater hat außer drei einactigen, nicht hervorragenden Lustspielen zwei größere Neuigkeiten gebracht; am Sonnabend den 6. October führte es zum ersten Male Grillparzer's Trauerspiel „Die Jüdin von

Toledo" und am Dienstag den 6. November ein Lustspiel in vier Acten von Paul Lindau „Die beiden Leonoren" mit Beifall und Erfolg auf. Grillparzer's Dichtung wurde erst nach seinem Tode in der von Heinrich Laube veranstalteten Gesammtausgabe seiner Werke weiteren Kreisen bekannt. Den Stoff und Gedanken seines Gedichts entnahm er einer Komödie Lope de Vega's, die ihm überaus wohlgefiel; den Schluß nennt er übervortrefflich, „daß ich ihm an Innigkeit beinahe nichts im ganzen Bereiche der Poesie an die Seite zu setzen wüßte". Schade, daß er ihn nicht nachgeahmt hat; der Schluß seines Trauerspiels befriedigt am wenigsten das Gefühl der Zuschauer. Und diese Kühle und Stimmungslosigkeit des Ausgangs wirkt um so erkältender, je frischer und lebendiger uns die ersten Acte berühren. Wie allmälig Schönheit, Liebe und Leidenschaft von dem Herzen eines jungen Fürsten, der, unter Männern im Lärm des Lagers und des Krieges aufgewachsen, ihre berückende Gewalt nicht kennt, trotz seines Widerstrebens Besitz ergreifen, ist musterhaft geschildert: Alfonso VIII. von Castilien und Rahel gehören zu den natürlichsten und wahrsten Figuren Grillparzer's. Alles an ihnen ist Nerv und Leben. Ein leichtsinniges, ihrer Schönheit sich wohl bewußtes Mädchen, dringt Rahel trotz des Verbotes in den Garten des Königs; der Vater und die ernstere Schwester suchen die Neugierige vergebens zurückzuhalten. Gefangen werden sie vor den König und die Königin geführt; Rahel wirft sich flehend vor dem Könige auf die Kniee. Ihre sinnliche Schönheit, die ganze Art ihres leidenschaftlichen Betragens üben auf den König, ohne daß er sich dessen zuerst bewußt wird, einen unwiderstehlichen Zauber. Ein Weib, wie diese Rahel, hat er noch nie gesehen; seine Gemahlin Eleonore ist eine kalte, steife, tugendharte Engländerin. Um das Judenmädchen vor Belästigung und Beschimpfung zu sichern, läßt er sie von einem seiner Edelleute nach einem Gartenhause geleiten und sucht sie am Abend selbst dort auf. Als auch die Königin naht, flüchtet Rahel, nachdem sie des Königs Bild von der Wand mit sich genommen und ihr Medaillonbild ihm dafür zurückgelassen hat. Entrüstet schleudert es Alfonso erst zur Erde, zuletzt verbirgt er es in seinem Busen. Im dritten Act sehen wir die Jüdin als die Geliebte und die Beherrscherin des Königs. Er hat nicht nur das Bewußtsein seiner Verschuldung gegen die Königin und sein Volk, sondern auch die Erkenntniß von der Launenhaftigkeit, der Putzsucht und der seelischen Niedrigkeit Rahel's, aber er ist nicht im Stande, das Netz ihres Liebreizes, in dem sie ihn gefangen hält, zu zerreißen. Der drohende Aufstand seiner Granden, den er im Aufglimmen zu zertreten hofft, treibt ihn endlich aus ihren Armen. Mit der Königin vereint beschließen die Großen den Untergang der jüdischen Zauberin. Während der König nach einer Unterredung mit der Königin, in der er offen seine Schuld bekennt, ohne ein rechtes Entgegenkommen ihrerseits zu finden, durch List in dem Schlosse aufgehalten wird, machen sich die Verschworenen auf den Weg, überfallen und plündern Rahel's Palast und tödten sie selbst. Zu spät ist ihnen der König nachgeeilt. Aus der Stätte der Freude ist eine Wohnung des Jammers und der Verwüstung geworden. Von Isaak und Esther erfährt er, was geschehen, die Ermordung Rahel's. Blutige Rache gelobt er an den Mördern zu nehmen und stürzt in das Gemach, wo die Leiche der Geliebten liegt. Verwandelt kehrt er daraus zurück; die ihn als Lebendige entzückte, erregt als Todte seinen Widerwillen: ihr Antlitz scheint sich zu verzerren, „ein böser Zug um Wange, Kinn und Mund, ein lauernd Etwas in dem Feuerblick, vergiftete, entstellte ihre Schönheit". Bei Lope bewirkt ein Wunder, eine Engelserscheinung, durchaus im Sinne der Zeit und im Brauch des spanischen Drama's die Umwandlung Alfonso's; der moderne Dichter schlüpft mit einigen moralischen Sentenzen über die Schwierigkeit hinweg. Und als nun die Großen, die Königin voran, seine Verzeihung für eine That erflehen, die zu seiner und des Staates Rettung nothwendig gewesen sei, vergißt er seinen Liebesrausch, sein Rachegelübde und beginnt den Krieg gegen die Mauren. Der Mangel der Dichtung steckt in diesem für unser Empfinden innerlich rohen Schluß; die Aufgabe des Dichters war es, die Umkehr des Königs gerade aus seinem Edelmuth und Hochsinn, durch die allmälige Entfremdung von der gemeineren

Natur der Rahel, durch das Erlöschen seiner Sinnlichkeit zu motiviren. Da er uns das Erwachen der Leidenschaft in einer Fülle individueller Züge gezeigt, mußte er uns ihren Niedergang in derselben Weise schildern; da er den Engel nicht benutzen konnte, mußte er die Kluft psychologisch überbrücken; der bloße Sprung darüber befriedigt uns nicht. Trotz der Schwäche des letzten Actes hat sich das Trauerspiel durch die Schönheit und den Zauber seiner ersten drei Aufzüge und die ausgezeichnete Darstellung, welche die beiden Hauptrollen durch Joseph Kainz und Agnes Sorma finden, einen festen Platz im Repertoire erworben.

An Paul Lindau's Lustspiel „Die beiden Leonoren" erfreut vor Allem die Frische und Anmuth der Behandlung; noch gewahrt man kein graues Haar und keine Falte des Alters darin. Der Dialog hat noch ganz das Glitzernde und Schillernde, das Hüpfende und Irrlichtartige wie in seinen ersten Stücken. Die Fabel ist wieder aus der Unmittelbarkeit des Lebens herausgegriffen; aber sie ist anheimelnder und behaglicher als sonst wohl bei Lindau durchgeführt. Eine noch jugendliche Frau Leonore, die Gattin eines reichen, gescheiten Justizrathes, der sie auf Händen trägt, hat in der Zerstreuung des Gesellschaftslebens, unbeschäftigt wie sie ist, mehr aus Langerweile, als aus dem Drang ihres Herzens und ihres Temperamentes heraus, eine Neigung zu einem jungen Diplomaten Hermann Wieberg gefaßt, der als Neffe eines alten Duzbruders des Gatten viel im Hause verkehrt. Diese Neigung ist gerade auf den gefährlichen Punkt angelangt, wo aus dem romantisch angehauchten Sympathie-Verhältniß eine leidenschaftliche schuldvolle Verbindung zu werden droht, als die Ankunft der Tochter des Hauses diese Gefahr beseitigt. Mit Erstaunen sieht sich Hermann plötzlich einem Mädchen gegenüber, die sich als siebzehnjährige, eben aus der Pension heimgekehrte Tochter der vergötterten Frau entpuppt. Er hat keine Ahnung von ihrem Dasein gehabt, und es ist nur natürlich, daß der unwillkürliche Vergleich, den er zwischen der Mutter und der Tochter anstellt, zu Gunsten des Mädchens ausfällt. Vor der jugendlichen Frische erscheint ihm die reifere Schönheit weniger lieblich, bei der Aussicht auf eine Heirath mit diesem liebenswürdigen Lorchen erwacht sein Gewissen und malt ihm die Treulosigkeit und Pflichtvergessenheit aus, die er zu begehen schon bereit war. Anfangs legt sich Frau Leonore die Kühle und den Rückzug des Verehrers zu ihren Gunsten aus; sie wie er fürchten den ersten Schritt auf der abschüssigen Bahn. Als sie endlich die Wahrheit erfährt, daß Hermann nicht ihr, sondern der Tochter nach Heidelberg nachgereist ist, krampft sich ihr Herz zusammen; aber sie weiß sich klug und edel in dem Glück ihrer Tochter, in der wiedergefundenen Ruhe der eigenen Seele, in dem Vertrauen ihres Mannes, der ihre aufkeimende Neigung wohl bemerkt, aber im festen Glauben an die Güte ihres Wesens nicht gehindert hat, zu fassen. Alle Vorzüge und alle Schwächen dieses, was man auch dagegen sagen mag, liebenswürdigen und anmuthig-ironischen Talents spiegeln sich in dem Stücke wider. Die Geringfügigkeit der Fabel, das Umbiegen des Conflictes zwischen Mutter und Tochter, zwischen der Frau und dem Manne aus dem Tragischen in das Versöhnliche, das mannigfaltige Arabeskenwerk, namentlich in den beiden letzten Acten, um das Dürftige des dramatischen Knochengerüstes zu verhüllen, offenbaren sich jedem nachdenklicheren Beobachter; aber auf der anderen Seite leuchten der Scharfsinn in der Beobachtung der modernen Gesellschaft, das Tactgefühl, die Sicherheit und Lebenswahrheit der Charakteristik, die Munterkeit des Dialogs, das harmonische Ausklingen nicht weniger stark hervor. Ohne Uebertreibung, ohne das Bild auch nur um einen Strich oder Schatten zu überladen, hat Paul Lindau in den beiden Leonoren zwei vortreffliche Porträts geschaffen: möglich, daß der Eine sie sich idealistischer, der Andere naturalistischer wünschte; so wie sie sind, erscheinen sie mir als die vollkommensten Photographien der Wirklichkeit. Hoffentlich ist mit diesem Stück und dem Beifall, den es nach Verdienst gefunden, der Dichter wiederum der Bühne gewonnen; denn hier wurzelt doch nun einmal sein Talent; der Kern aller seiner Erzählungen und Romane ist genauer betrachtet ein dramatischer Vorwurf, den er auszugestalten die Neigung verloren, weil ihm der geringe Erfolg der einen und der

anderen seiner Komödien die Stimmung verdarb. Aber trotz aller Enttäuschungen kehrt man immer wieder zu seiner alten Liebe zurück — und unsere Bühne ist wahrlich nicht so reich an Dichtern, daß sie auf ein Talent wie das Paul Lindau's leichtmüthig verzichten könnte.

Das Repertoire des Wallner- und des Residenz-Theaters kann als ein Beweisstück für diese Behauptung gelten: beide haben die ganze Zeit über von fremden Früchten gelebt. Das Wallner-Theater hat gleich am Anfang der Saison, am Dienstag den 9. October, in der Posse „Madame Bonivard" von Bisson und Mars ein Glücksloos gezogen. Ein Mann läßt sich der Schwiegermutter wegen von seiner Frau scheiden und heirathet, um sicher zu gehen, die Tochter eines alten, längst verwittweten Freundes. Aber er hat ohne die „surprises du divorce" gerechnet, wie die Autoren ihren Scherz betitelt haben. Der Freund ist seiner Wittwenschaft müde und heirathet eiligst die geschiedene Frau. Nun hat der Unglückliche, der eine Schwiegermutter nicht ertragen konnte, zwei in aufsteigender Linie auf dem Nacken. Die Fülle von komischen Vorfällen, Aengsten und Verlegenheiten, die sich aus dem Wirrwarr ergeben, unterhalten allabendlich das Publicum in Berlin gerade so lustig wie in Paris; das Auftreten der einst so gefeierten Soubrette des alten Wallner-Theaters, Anna Schramm, in der Rolle der ehemaligen Tänzerin Frau Bonivard mag das Seinige zu diesem Erfolge beitragen. Ein solcher Treffer ist dem Residenz-Theater versagt geblieben. Nicht weniger als vier, und wenn man Ibsen's Schauspiel „Die Wildente", die bisher nur in einer Sonntagsmatinée auf der Bühne erschienen war, dazuzählt, gar fünf Neuigkeiten hat das Theater aufgeführt. Ein Drama in drei Acten von Raimond Deslandes „Antoinette Rigaud", das am Sonnabend den 3. November zum ersten Male gespielt ward, mit verschämtem Ehebruch, dem verlorenen Medaillonbild der Dame und dem unschuldigen Mädchen, das diesmal so engelweiß ist, daß es nicht einmal in den Verdacht kommen kann, verschwand mit der dritten Vorstellung. Eine stärkere Anziehungskraft übten zwei Possen aus: Henri Meilhac's „Decorirt", am Sonnabend den 29. September zuerst aufgeführt, welche die Ordenssucht der Franzosen ergötzlich verspottet, indem Einer für Heldenthaten, die er gar nicht vollführt hat, Orden über Orden erhält, und Alfred Duru's „Papa Gustave", die am Sonnabend den 17. November zum ersten Male in Scene ging: die abenteuerliche, hier und dort an die Clownscenen des Circus streifende Schilderung der Nöthe und Aengste eines Mannes, der seiner sittenstrengen Verlobten eine eben zur Jungfrau erwachsene Tochter aus einem früheren Verhältniß unterschlagen möchte. Ungleich werthvoller als diese beiden Schwänke ist die liebenswürdige Idylle in 3 Acten „Abbé Constantin", die uns das Residenz-Theater Freitag den 30. November vorführte. Im Verein mit zwei andern Autoren, Hector Cremieux und Paul Decourcelle, hat Ludovic Halévy aus seinem Roman „Der Abbé Constantin" ein anmuthiges Schauspiel, ohne rechte Handlung, aber mit interessanten Figuren, ein Bild ganz in Rosa, Himmelblau und Gold herausgeschnitten. In großen Sorgen sieht der gute Abbé Constantin im Dorfe Longueval der neuen Gutsherrschaft entgegen: zwei Amerikanerinnen haben Schloß, Park und Wirthschaft gekauft. Sicherlich Ketzerinnen, Geldprotzen, gefährliche Weltdamen — und er fürchtet für das leibliche und seelische Heil seines Pflegesohnes, eines tapferen Lieutenants, Jean Rainaud. Aber die beiden Amerikanerinnen, zwei Schwestern, die eine verheirathet, die andere noch unverheirathet, sind die freundlichsten, freigebigsten, anmuthigsten Damen, katholisch obenein. Wie im Sturm erobern sie alle Herzen. Ein junger Geck und Sausewind aus Paris, dessen Mutter ihn gern mit der steinreichen Miß Bettina Percival verheirathen möchte, bringt eine kleine Bewegung in die Gemüthlichkeit dieser ländlichen Spaziergänge, Mittagsmähler und Feste. Hinter der Scene kömmt es sogar zu einem unblutigen Duell; schließlich jedoch führt der ebenso brave wie uneigennützige Offizier die schöne Bettina heim. Ein vortrefflicher erster Act, die Harmlosigkeit der beiden folgenden, der idyllische Hauch über dem Ganzen erinnern den deutschen Zuschauer unwillkürlich an Erckmann-Chatrian's Genrebild

„Freund Fritz": mehr eine muntere, gefällig zwischen Scherz und warmer Empfindung hin und her schwebende Unterhaltung, als ein Schauspiel mit ernsten Gegensätzen und scharfsinniger Verwickelung.

Mit ganz anderen Waffen kämpft José Echegaray in dem wunderlichen Drama „Narrheit oder Heiligkeit?" (ó locura ó santidad), das uns bei Gelegenheit eines Gastspiels des bekannten Schauspielers Karl Wiene am Sonnabend den 1. December im Belle-Alliance-Theater vorgeführt wurde. Die Spanier finden das Drama „grausig und original", und wie allem Ausländischen fehlt ihm auch die Bewunderung der guten Deutschen nicht. Es ist eins der unerquicklichsten und für einen Durchschnittsverstand, wie den meinigen, unbegreiflichsten Theaterstücke. Ein reicher, in seiner Bibliothek vergrabener Gelehrter, über vierzig Jahre hinaus, Lorenzo Alvendanno, erfährt gerade an dem Tage, wo er seine einzige Tochter Ines mit dem Sohn einer Herzogin verloben will, von seiner alten Kinderwärterin Juana, die er seit zwanzig Jahren nicht gesehen hat, daß er kein Alvendanno, daß er ihr Sohn ist. Seine angebliche Mutter hat ihn mit Hülfe Juana's ihrem Gatten als Sohn untergeschoben. Lorenzo's Vater, Lorenzo's Mutter sind todt: nie bis zu diesem Augenblick ist von irgend Jemandem die Rechtmäßigkeit seiner Geburt bestritten worden. Wir, die Zuschauer, sehen auch Niemanden, der sich durch dieses Verbrechen der Verstorbenen beeinträchtigt fühlen könnte. Dennoch will Lorenzo, ohne jede ernstliche Prüfung der Behauptungen Juana's, seinem Namen und seinem Vermögen entsagen, nur daß er diesen Schritt nicht thut, sondern in Ausbrüchen der Wuth und der Verzweiflung von einem Entschluß zum andern schwankt. Bei einem dieser Ausbrüche stirbt die alte Juana am Herzschlage, und da sich dadurch die Tollheit Lorenzo's natürlich noch steigert, läßt ihn der Hausarzt in Uebereinstimmung mit Lorenzo's Gattin in eine Irrenanstalt bringen: nur seine Tochter Ines scheint ihn nicht für einen Narren, sondern für einen Heiligen zu halten. So erkläre ich mir wenigstens den Titel; denn daß einer einen Besitz, der ihm nicht gehört, zurückerstattet, erscheint mir weder besonders heilig noch besonders närrisch, es ist einfach selbstverständlich. Auf der andern Seite, wenn wir die romantische Erfindung von dem „untergeschobenen" Kinde einmal zugeben, da sich die Geschichte in Spanien, im Lande Preciosa's, zuträgt, wird doch kein Verständiger auf das Geschwätz eines alten Weibes, das durch nichts als durch einen Brief der Mutter unterstützt wird, einen Namen und ein Vermögen fortwerfen, in dessen Besitz er unangefochten und unbezweifelt vierzig Jahre geblieben ist. Zuerst und zuletzt müßte doch ein Benachtheiligter, ein Verstoßener, ein zu Unrecht Enterbter da sein, wenn uns die Sache überhaupt dramatisch berühren sollte. Die unsichtbare „Familie Alvendanno" ist für uns ein wesenloser Schemen gegenüber der lebendigen Ines und Angela, die wir durch die Verrücktheit des Vaters ohne jeden ersichtlichen Zweck in der Gefahr sehen, um Namen und Gut gebracht zu werden. Die These mag sich für einen Platonischen Dialog eignen, aber nicht für ein Drama. Das Drama würde genau wie bei dem Demetriusstoffe ja erst damit anfangen, daß der unrechtmäßige Besitzer sich in dem Besitze behaupten will, obgleich er von der Falschheit seines Anspruches überzeugt ist. Wer, wie der Held Echegaray's, weder weiß, was Recht oder Unrecht ist, noch was er thun oder lassen soll, ist eben ein Narr, an dem sich höchstens als tragisches Motiv im Sinne des Naturalismus die Vererbung des Wahnsinns nachweisen läßt: das Benehmen Juana's, wie der Brief, den sie von Lorenzo's Pflegemutter vorzeigt, zeugen von der hochgradigen Nervenüberreizung der beiden Frauen. Von ihnen hat Lorenzo halb die Narrheit und halb die Heiligkeit geerbt. Was die bewundernden Kritiker wohl dazu sagen würden, wenn ein Deutscher dies geschrieben? Das Publicum des Belle-Alliance-Theaters entschied sich bei der Abstimmung über die von dem Dichter aufgeworfene Frage einmüthig für die Narrheit Don Lorenzo's und erklärte ihn für einen traurigen, seelisch wie körperlich schiefgeborenen Stiefbruder Don Quijote's.

Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte December.

Die Thronrede, mit welcher Kaiser Wilhelm II. am 22. November 1888 den deutschen Reichstag eröffnete, spiegelt in erfreulicher Weise die Friedenshoffnungen wider, deren Erfüllung allen Freunden der Civilisation und der Culturentwicklung am Herzen liegen muß. Erscheint zunächst bemerkenswerth, wie der deutsche Kaiser die Beziehungen zu allen fremden Regierungen als friedlich bezeichnete und das unablässige Ziel seiner Bestrebungen in der Befestigung dieses Friedens erblickte, so konnte er auch dem Bündnisse mit Italien und Oesterreich-Ungarn keinen anderen Zweck beimessen. Wie sehr strafte die Thronrede die Chauvinisten aller Länder Lügen, wenn Kaiser Wilhelm II. darin versicherte, daß er selbst die Leiden eines siegreichen Krieges, falls dieser ohne Noth über Deutschland verhängt würde, mit den Pflichten, die er gegen das deutsche Volk übernommen habe, nicht verträglich finden würde! Von dieser Ueberzeugung geleitet, hat es unser Kaiser auch als seine Aufgabe angesehen, sogleich nach der Thronbesteigung nicht nur seine Bundesgenossen im Reiche, sondern auch die befreundeten und zunächst benachbarten Monarchen persönlich zu begrüßen und mit ihnen die Verständigung über die Sicherung des Friedens und der Wohlfahrt der Völker zu sichern. „Soweit dies von unserem Willen abhängt" — fügte Kaiser Wilhelm bescheiden hinzu, nicht als ob er die Hoffnungen auf Erhaltung des Friedens einschränken wollte, sondern weil er sich der Wahrnehmung nicht verschließen kann, daß, wie gewichtig auch Deutschlands Schwert in die Wagschale fallen mag, die Gestaltung der europäischen Lage doch noch von anderen Factoren abhängig ist. Seiner eigenen Ueberzeugung lieh der deutsche Kaiser Ausdruck, indem er in den Schlußworten der Thronrede betonte, daß das Vertrauen, welches ihm und seiner Politik an allen von ihm besuchten Höfen dargebracht worden sei, ihn zu der Hoffnung berechtige, daß es ihm sowie seinen Bundesgenossen und Freunden gelingen werde, Europa den Frieden zu erhalten.

Wie diese Erhaltung des europäischen Friedens als das hauptsächliche Ziel der auswärtigen Politik Deutschlands gelten muß, soll die socialpolitische Gesetzgebung, deren Fortentwicklung Wilhelm II. als ein theueres Vermächtniß seines kaiserlichen Großvaters betrachtet, zur Ausgleichung von Gegensätzen in der inneren Politik dienen. Allerdings darf nicht die allzu sanguinische Hoffnung gehegt werden, daß durch Maßnahmen der Gesetzgebung die Noth der Zeit und das menschliche Elend sich aus der Welt schaffen lassen; die kaiserliche Thronrede erachtet es aber doch für eine Aufgabe der Staatsgewalt, auf die Linderung bestehender wirthschaftlicher Bedrängnisse nach Kräften hinzuwirken, sowie durch organische Einrichtungen die Bethätigung der Nächstenliebe als eine Pflicht der staatlichen Gesammtheit zur Anerkennung zu bringen. Wie groß auch die Schwierigkeiten sein mögen, die einer auf staatliches Gebot gestützten durchgreifenden Versicherung aller Arbeiter gegen die Gefahren des Alters und der

Invalidität entgegenstehen, sind sie doch nicht unüberwindlich. Dem deutschen Reichstage ist denn auch bereits eine umfassende Vorlage über die Alters- und Invalidenversicherung zugegangen, die allem Anscheine nach zwar in den Einzelheiten manche Veränderung erfahren, nach dem Verlaufe der ersten Lesung aber die Grundlage dieses bedeutsamen Theils der socialpolitischen Gesetzgebung bilden wird.

Vor Allem verdient das Streben Anerkennung, die Schroffheit socialer Gegensätze, die sich ja niemals vollständig aufheben lassen werden, zu mildern. Dieser versöhnliche Zug ist auch dem Schreiben eigenthümlich, in welchem Fürst Bismarck der theologischen Facultät zu Gießen aus Anlaß seiner Ernennung zum Ehrendoctor dankt. Der deutsche Reichskanzler bezeichnet es als einen Ruhmestitel der hessischen Universität, stets eine Vertreterin der Duldsamkeit auf theologischem Gebiete gewesen zu sein, wie er denn selber auch seinem Eintreten für duldsames und praktisches Christenthum die ihm zu Theil gewordene Auszeichnung verdanke. Dieser Hinweis auf Duldsamkeit und „praktisches Christenthum" stellt zugleich ein beißendes Epigramm auf jene bei allen Nationen Unheil stiftende Zeloten dar, welche der italienische Satiriker Giuseppe Giusti mit den von Paul Heyse vortrefflich übertragenen Stachelversen geißelte:

„Wie lang', Herr, soll die dreiste
Brut mit dem Heil'gen scherzen,
Theologie im Geiste
Und Niedertracht im Herzen!"

Wie Abendsonnenglanz eines schönen Herbsttages muthen uns die Schlußworte im Schreiben des Fürsten Bismarck an seine neuen Gießener „Collegen" an, wenn er nicht ohne melancholische Resignation ein gut Theil Lebensweisheit dahin zusammenfaßt: „Wer sich der eigenen Unzulänglichkeit bewußt ist, wird in dem Maße, in welchem Alter und Erfahrung seine Kenntniß der Menschen und der Dinge erweitern, duldsam für die Meinung Anderer."

„Kenntniß der Menschen und der Dinge" — wie bescheiden wäre die ganze Eigenart des leitenden deutschen Staatsmannes mit diesen knappen Worten bezeichnet, und dennoch erklärt sich zum großen Theil daraus der außerordentliche Erfolg der auswärtigen Politik des Fürsten Bismarck. Liest man das jüngst dem deutschen Reichstage übermittelte Weißbuch über den Aufstand an der ostafrikanischen Küste, so findet man den Schlüssel für die gegenwärtige mißliche Lage in jenen fern gelegenen Districten in einem bereits vom 6. October 1888 aus Friedrichsruh datirten Erlasse des Reichskanzlers, der weit besser als die an Ort und Stelle befindlichen Persönlichkeiten dasjenige erkannte, was gegenüber dem Sultan von Zanzibar und der ostafrikanischen Bevölkerung einzig und allein als Richtschnur zielbewußten Handelns dienen mußte. Die telegraphischen Meldungen über heftige Kämpfe, welche vom 5. bis 7. December bei Bagamayo gegen die arabischen Rebellen stattfanden, haben die Voraussicht des Fürsten Bismarck in vollem Maße bestätigt, wenn er seine Auffassung kundgibt, daß das Hissen der Flagge der ostafrikanischen Gesellschaft in den Häfen weder geboten noch rathsam war. Der dadurch hervorgerufene Streit hätte vermieden werden können, wenn die Agenten der deutschen Gesellschaft mit derjenigen vorsichtigen Beschränkung auf das praktisch Nothwendige verfahren wären, welche die Vorbedingung des Gelingens gewagter Unternehmungen auf unbekanntem Gebiete bildet. Hat doch das Auftreten der Gesellschaft in der Angelegenheit der Flaggenhissung dem maßgebenden Grundsatze des Vertrages zwischen dem Sultan von Zanzibar und der ostafrikanischen Gesellschaft keineswegs entsprochen, da die Verwaltung des Küstengebietes im Namen und unter der Flagge des Sultans mit Wahrung seiner Souveränetätsrechte geführt werden sollte. Wie der Sultan auch nach dem Vertrage der Landesherr in dem Küstengebiete blieb, war es die Aufgabe der ostafrikanischen Gesellschaft, die Autorität jenes für die Zwecke der deutschen Verwaltung nutzbar zu machen, zumal da man weder den auf der Gemeinsamkeit der Abstammung und des Glaubens beruhenden Einfluß des Sultans über die mächtigen arabischen Elemente besaß noch über dessen in das Innere des

Landes reichende Machtmittel verfügte, durch welche er seinen Anordnungen Gehorsam zu verschaffen gewußt hatte. Als noch bedenklicher und in seinen Folgen gefährlicher wird das Verfahren bezeichnet, welches gleichzeitig mit dem Hissen der Gesellschaftsflagge in Bagamayo gegen die dort wehende Flagge des Sultans von Zanzibar beobachtet wurde. Insbesondere hätte nach der Auffassung des deutschen Reichskanzlers die Mitwirkung der Matrosen eines deutschen Kriegsschiffes beim Herunterholen der Flagge und des Flaggenstocks unterbleiben sollen, wodurch die ersten unwahren Berichte an den Sultan über Verletzung seiner Hoheitsrechte veranlaßt wurden. Der Verlauf der Ereignisse hat die Ansicht des Fürsten Bismarck in vollem Maße bestätigt, so daß es als eine höchst zweifelhafte Anerkennung erscheint, wenn das Verfahren der Vertreter der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft als mehr energisch denn umsichtig charakterisirt wird mit dem Hinzufügen, daß die Energie in jenem Gebiete außerhalb der Tragweite der deutschen Schiffsgeschütze nur mit unverhältnißmäßigen Opfern durchgeführt werden könne.

Es wäre jedoch unbillig, wollte man über die in Bagamayo und anderwärts begangenen Fehler allzu streng urtheilen; fehlt es doch bisher den Persönlichkeiten, welche in Ostafrika für deutsche Interessen wirken, bei aller Pflichttreue an ausreichender Erfahrung, während es sich wohl erklären läßt, daß sie den Mangel an wirklichen Machtmitteln im Verkehr mit den Eingeborenen durch ein geflissentlich zur Schau getragenes gesteigertes Selbstgefühl zu ersetzen suchten, so daß zunächst diese Kinderkrankheit einer jeden Colonialpolitik überwunden werden mußte. Auch darf mit Sicherheit erwartet werden, daß die „auf Kenntniß der Menschen und der Dinge" beruhenden Vorschriften des Fürsten Bismarck im Hinblick auf den unleugbaren guten Willen unserer Landsleute in Ostafrika auf fruchtbaren Boden gefallen sein werden.

Sehr orientirend ist der im auswärtigen Amte zu Berlin am 29. October eingetroffene Bericht des deutschen Generalconsuls in Zanzibar, Michahelles, über die gesammte Lage. Hiernach wäre der Versuch der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, durch ein Zusammenwirken mit dem Sultan und eine Anlehnung an die arabische Herrschaft sich in dem Küstengebiete festzusetzen, gescheitert, weil die Autorität des Sultans nicht ausreichte, um das Widerstreben seiner eigenen in ihren Interessen bedrohten Landsleute niederzuhalten. So sind die Schwierigkeiten, welche den Bestrebungen der Gesellschaft entgegenstehen, seit dem Tode des früheren Sultans weit größer geworden als zu erwarten stand. Der deutsche Generalconsul ist der Ansicht, daß die Gesellschaft in ihrer heutigen Verfassung allein nicht mehr im Stande ist, die obwaltenden Schwierigkeiten zu überwinden, da die Vorbereitungen zur Beschaffung eigener Machtmittel sich als ungenügend erwiesen. Andererseits müßte die Gesellschaft die Begründung ihrer Herrschaft von zwei Seiten in Angriff nehmen, da ihr obliegt, abgesehen von der Behauptung der wichtigeren Küstenplätze, darauf bedacht zu sein, in den Schutzgebieten unmittelbare Beziehungen der einheimischen Häuptlinge zu den Verwaltungschefs an der Küste herzustellen, damit nicht auf jede Aufwiegelung aus Zanzibar hin das Unternehmen durch Völkerschaften des Inneren in Frage gestellt werde. Als Mittel zu diesem Zwecke wird eine größere Expedition unter der Leitung eines erfahrenen Afrikareisenden empfohlen, welche die Aufgabe erhalten soll, sowohl durch Unterhandlungen als auch erforderlichen Falls durch Gewalt in den Schutzgebieten und den Hinterländern innerhalb der deutschen Interessensphäre an den großen Karawanenstraßen Ordnung zu schaffen. Ferner sollen Stationen als Stützpunkte angelegt und durch Schließung von Verträgen gewissen Häuptlingen eine Art von Statthalterschaft übertragen werden mit der Verpflichtung, die Sorge für Offenhaltung der Straßen zu übernehmen, während die Chefs zugleich durch Gegenleistungen irgend welcher Art, wie Lieferung von Pulver, von den Verwaltungscentren der Küste abhängig zu machen wären. Der deutsche Generalconsul verlangt in seinen dem auswärtigen Amte übermittelten Vorschlägen wohl zu viel, wenn er im Hinblick auf die in Deutschland für die Befreiung Emin Paschas gezeichneten Beträge es als viel näher liegend bezeichnet, die gespendeten Summen einem Unternehmen zu widmen, das unmittelbar den all-

gemeinen deutschen Interessen diene und die politischen Colonisationsversuche fördere. Mag es auch zutreffend sein, wenn eine solche Aufgabe als selbständig und vielseitig genug dargestellt wird, um die Kräfte eines Forschers wie Wißmann zu beschäftigen, so kommt es doch vor Allem darauf an, in welcher Richtung sich die Wünsche der Spender selbst bewegten, welche in der Expedition zur Befreiung Emin Pascha's eine Culturaufgabe erblicken. Allerdings bleibt abzuwarten, ob sich die bisher nicht bestätigten Meldungen über die Gefangennahme Emin Pascha's bewahrheiten, weil die Voraussetzungen der geplanten Expedition hinfällig werden könnten.

In dem vom deutschen Generalconsul für die ostafrikanische Gesellschaft vorgezeichneten Actionsprogramme wird ausdrücklich betont, daß es ihre Kräfte für die nächste Zeit übersteigen würde, wollte sie die ganze 450 Seemeilen lange Küste auf einmal in Angriff nehmen. Vielmehr soll die Gesellschaft, indem sie die südliche Hälfte sich selbst überläßt und daselbst Indier oder Parsi mit der Wahrnehmung der Zollgeschäfte betraut, zum Ausgangspunkte ihrer Operationen Dar-es-Salam wählen, woselbst ihre Herrschaft nach den bisherigen Erfahrungen am meisten Wurzel faßte, um dann Schritt für Schritt nach Norden hin das verlorene Gebiet wiederzugewinnen. Es darf jedoch nicht verhehlt werden, daß der deutsche Generalconsul die Ausdehnung der aufständischen Bewegung unterschätzte, wenn er der Auffassung Ausdruck lieh, daß der Bezirk von Bagamayo der ostafrikanischen Gesellschaft keine besonderen Schwierigkeiten bereiten würde, weil die dort entstandenen Unruhen nicht durch einen Massenandrang aus dem Schutzgebiete, sondern durch einzelne in ihren finanziellen Interessen geschädigte Dorfälteste in Verbindung mit Karawanenträgern und kleineren Rebellenhaufen aus Pangani herbeigeführt worden seien. Die heftigen Kämpfe, welche unlängst gerade bei Bagamayo stattgefunden haben, lassen keinen Zweifel darüber bestehen, wie gefährdet die Lage der ostafrikanischen Gesellschaft im Allgemeinen ist. Inzwischen hat der deutsche Reichstag in der Sitzung vom 14. December den Antrag Windthorst über die Bekämpfung des Negerhandels angenommen, einen Antrag, dessen zweiter Absatz die Bereitwilligkeit des Reichstages erklärt, die von den verbündeten Regierungen vorzuschlagenden Maßregeln in die sorgsamste Erwägung zu ziehen und zu unterstützen.

Bezeichnend ist, wie die vom Fürsten Bismarck selbst unternommene diplomatische Action behufs Erklärung der Blockade an der ostafrikanischen Küste vom Erfolge gekrönt wurde. Mußte es bereits als eine staatsmännische Leistung ersten Ranges erscheinen, daß die englische Regierung bestimmt wurde, die gegen die Einfuhr von Kriegsmaterial und die Ausfuhr von Sklaven gerichteten Maßregeln in der zugleich von dem englischen und dem deutschen Admiral unterzeichneten Blockadeerklärung vom 30. November sich anzuschließen, so gelang es auch, Italien und Portugal zu veranlassen, an dem Vorgehen Deutschlands und Englands theilzunehmen, und die Regierung des Congostaates gab ebenfalls ihrem Decrete über das Verbot der Waffeneinfuhr noch größere Ausdehnung. Nicht minder erwiesen die Voraussetzungen sich als durchaus zutreffend, von denen Fürst Bismarck geleitet wurde, als er die Initiative zu einer gemeinsamen deutsch-englischen Action ergriff. Wurde doch bereits am 5. December, dem vierten Tage, nachdem die Blockade in Kraft getreten war, von dem deutschen Geschwader ein arabisches Schiff mit 87 Sklaven aufgebracht und dabei eine Anzahl Araber gefangen genommen. Eine beweiskräftigere Thatsache als dieser Vorgang, der insbesondere die englischen Gegner der vom Cabinet Salisbury in dieser Angelegenheit befolgten Politik eines Besseren belehren muß, hätte kaum vorliegen können. Auch werden nunmehr Diejenigen verstummen, welche dem Fürsten Bismarck die Absicht zuschrieben, die englische Regierung zu einer Maßregel zu bestimmen, die, wie behauptet wurde, lediglich deutschen, nicht aber allgemeinen Interessen der Civilisation dienen sollte.

Sicherlich sind die jüngsten Vorgänge in Ostafrika geeignet, die Aufmerksamkeit auf die deutsche Marine hinzulenken. Kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die deutschen Kriegsschiffe, wie überall, auch an der ostafrikanischen Küste ihre volle

Schuldigkeit gethan haben und thun werden, so erscheinen doch Eventualitäten nicht ausgeschlossen, in denen an die Leistungsfähigkeit unserer Marine weit höhere Anforderungen gestellt werden. Deshalb verdient die Freimüthigkeit, mit welcher in der dem Marinebudget beigefügten Denkschrift die Mängel des Schiffsmaterials hervorgehoben werden, uneingeschränkte Anerkennung. Davon ausgehend, in wie hohem Grade andere Marinen durch Neubauten moderner, schwerbewaffneter und schneller Schiffe die deutsche Marine überflügelt haben, unterzieht die Denkschrift das gegenwärtig vorhandene Material einer sorgfältigen Prüfung. Zunächst wird davon Abstand genommen, auf den früheren Flottengründungsplan Bezug zu nehmen, weil einerseits dieser Gründungsplan ein vollständig anderes, jetzt veraltetes Material an Schiffen und Armirungen vorsehend, sowohl durch die Fortschritte der Technik als auch durch den veränderten Charakter der voraussichtlichen Kriegführung zur See hinfällig geworden ist; andererseits aber die Aufgaben der deutschen Marine durch Ausdehnung der überseeischen Beziehungen eine Erweiterung erfahren haben. Es wird dann betont, wie in Allem, was das Torpedowesen betrifft, den Anforderungen der modernen Kriegführung zur See in vollem Maße Rechnung getragen worden ist, so daß auf diesem Gebiete Deutschland bis vor Kurzem den übrigen Staaten voranging. Die so rasch wie möglich vollzogene Bereitstellung dieser Vertheidigungsmittel hat jedoch die Ausführung anderer, sich immer dringender geltend machenden Aufgaben zunächst zurückstehen lassen müssen, worunter insbesondere die eigentliche Schlachtflotte gelitten hat.

Was die Einzelheiten des neuen deutschen Flottenplanes betrifft, so wird betont, daß wir ein den Anforderungen der Neuzeit vollkommen entsprechendes Schlachtschiff überhaupt nicht besitzen, da die deutsche Schlachtflotte zwar zumeist aus noch brauchbaren, aber nicht mehr den modernen Verhältnissen entsprechenden Schiffen besteht, deren Minderwerthigkeit in demselben Maße zunimmt, wie andere Nationen auf dem Gebiete des Baues von Schlachtschiffen fortschreiten. Im Etat 1889—90 werden deshalb vier solcher Schiffe gefordert, um mit einem Schlage ein aus völlig gleichen Schiffen bestehendes Geschwader als Kern der deutschen Schlachtflotte zu schaffen. Aehnlich wie mit der letzteren verhält es sich mit den für den Küstenschutz im engeren Sinne gegenwärtig vorhandenen Panzerfahrzeugen, deren größter Theil, wenn auch noch brauchbar, doch zum Theil veraltet, zum Theil den allgemeinen Anforderungen nicht mehr hinreichend gewachsen ist. Deshalb sollen nach dem Muster eines augenblicklich bereits im Bau begriffenen Panzerfahrzeuges noch neun weitere hergestellt werden, und zwar im Hinblick auf die Minderwerthigkeit des gegenwärtig vorhandenen Materials so schleunig wie möglich. Für den Kreuzerkrieg werden neben drei vorhandenen als vollkommen brauchbar bezeichneten Corvetten sieben neue geschützte Kreuzer verlangt. Da das Reich außerdem zum Dienst an den Küsten seiner überseeischen Schutzgebiete und an anderen Küsten solcher Fahrzeuge bedarf, die ohne schwere Armirung und ohne Schutzdeck an flachen oder mit Korallenriffen bedeckten Küsten zur Verwendung gelangen können, werden neben dem vorhandenen Material noch vier Kreuzer als Stationsfahrzeuge für nöthig erachtet, von denen eines bereits im Etat des nächsten Jahres eingestellt ist. Endlich figuriren noch zwei Avisos und zwei Torpedo-Divisionsboote in dem neuen Flottengründungsplan, wobei hervorgehoben ist, daß die für die Kriegführung unentbehrlichen Avisos in Folge der Zunahme der Geschwindigkeit der anderen Schiffsclassen bei allen Nationen eine sehr erhebliche Steigerung ihrer Leistungen erfahren mußten; daß Avisos, die noch vor wenigen Jahren als mustergültig angesehen wurden, nunmehr als veraltet betrachtet werden. Sehr bemerkenswerth ist die in der Marine-Denkschrift enthaltene Nachweisung über den Bestand und die Bauten fremder Marinen, aus welcher insbesondere hervorgeht, über eine wie stattliche, allen modernen Anforderungen entsprechende Schlachtflotte Italien bereits verfügt. Mag immerhin die langgestreckte Küste Italiens den ausgedehnten Schutz durch eine imposante Flotte geboten erscheinen lassen, so zeigt doch das zielbewußte Vorgehen der italienischen Regierung, daß diese neben den Rechten auch die Pflichten Italiens innerhalb der Tripelallianz in vollem Maße anerkennt. Man

begreift wohl die in Frankreich sich stets von Neuem regende Eifersucht gegen das rastlos aufstrebende Königreich, wenn man sich an der herrlichen Bucht von Spezia am Anblick der im Hafen vor Anker liegenden Panzer erfreut. Wer dann auch Gelegenheit findet, in Turin, Mailand und in anderen italienischen Städten den mächtigen Aufschwung der italienischen Industrie von Neuem wahrzunehmen, der versteht, wie in Frankreich die Besorgniß wachsen muß, daß, falls die Republik leichtfertigerweise einen Krieg heraufbeschwören sollte, dieser seinen Abschluß damit finden kann, daß Italien endgültig die erste Stelle unter den lateinischen Nationen erhält, zumal da die Bevölkerung des Landes stetig zunimmt, während auch in dieser Hinsicht die französischen Verhältnisse keine Besserung aufweisen. Freilich verzichten andererseits die Italiener bereitwilligst auf alle ehrgeizigen Pläne, da sie eine friedliche Entwicklung mit Recht bei Weitem vorziehen. Lediglich im Interesse der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens brachte die italienische Regierung im Parlamente die neue Militärvorlage ein, die unzweifelhaft zur Annahme gelangen wird, wenn auch die Bereitstellung der erforderlichen Mittel zu Erörterungen Anlaß bietet. Crispi ist in der Zeit, in welcher er an der Spitze der Regierung steht, ganz anderer Schwierigkeiten Herr geworden, so daß allenfalls nur bezeichnend ist, wie die französischen Widersacher des italienischen Conseilpräsidenten und Ministers des Auswärtigen mancherlei phantastische Hoffnungen hegen, die niemals in Erfüllung gehen werden.

Im italienischen Senate interpellirte am 6. December der Senator Corte die Regierung wegen ihrer Absichten in Bezug auf die Action am Rothen Meere, indem er zugleich die Beziehungen zu Frankreich als „sehr gespannt“ bezeichnete. Crispi nahm bei dieser Gelegenheit von Neuem Veranlassung, zu betonen, daß ihm nur obliege, die afrikanische Politik, die er bei der Uebernahme der Regierungsgeschäfte vorfand, fortzusetzen, obgleich er selbst von Anfang an der Expedition nach Massowah abhold gewesen sei. Was die Beziehungen zu Frankreich betrifft, so erklärte der Conseilpräsident, die europäische Lage wäre keineswegs eine solche, daß ein Krieg in naher Zeit befürchtet werden müßte. Hätten auch Schwierigkeiten zwischen Italien und Frankreich bestanden, so wären sie doch beseitigt, so daß die Beziehungen zur französischen Republik sich freundschaftlich gestaltet hätten. Vom Standpunkte des Friedens kann es nur mit Genugthuung aufgenommen werden, wenn Crispi versicherte, daß er einen Krieg gegen Frankreich als ein Unglück betrachte, und daß die Italiener niemals zu einem solchen Kriege herausfordern, vielmehr Alles thun würden, um ihn zu verhüten. Der Conseilpräsident unterließ aber nicht, darauf hinzuweisen, daß Italien für alle Eventualitäten bereit sein müsse, sowohl im Hinblick auf die übernommenen Verpflichtungen als auch wegen der möglichen Gefahren. Crispi deutete, wenn er von „impegni assunti“ sprach, jedenfalls auf die Tripelallianz hin, die sich bereits als der festeste Friedenshort erwiesen hat und in Zukunft erweisen wird.

Wie Italien steht Oesterreich-Ungarn im Begriffe, seine Wehrkraft zu erhöhen, zugleich verdient hervorgehoben zu werden, daß der österreichische Reichsrath in der Sitzung vom 11. December die neue Wehrgesetzvorlage in erster Lesung beinahe einstimmig angenommen hat. Bedürfte es aber noch eines Beweises für den ausgesprochen friedlichen Charakter der Tripelallianz, so ergibt sich dieser aus dem vom deutschen „Reichs-Anzeiger“ veröffentlichten Depeschenwechsel, der zwischen den Kaisern von Deutschland und Oesterreich bei Gelegenheit des Regierungsjubiläums des Kaisers Franz Joseph stattgefunden hat. Hebt Kaiser Wilhelm II. in seinem Glückwunschtelegramm die treue Freundschaft seines Bundesgenossen hervor, dessen Erhaltung dem europäischen Frieden zum Nutzen gereichen würde, so gibt der Kaiser von Oesterreich demselben Vertrauen Ausdruck, indem er den „unerschütterlichen Freundschaftsbund“ als sicheren Friedenshort bezeichnet.

Literarische Rundschau.

Die politische Correspondenz Karl Friedrich's von Baden.

Die politische Correspondenz Karl Friedrich's von Baden 1783—1806. Heidelberg, C. Winter'sche Universitätsbuchhandlung. 1888.

Die von Professor Erdmannsdörffer und Archivar Obser gesammelte, und von Erdmannsdörffer mit ebenso sachkundigen als lesenswerthen geschichtlichen Einleitungen versehene politische Correspondenz des letzten badischen Markgrafen bietet eine Fülle von Stoffen, die nicht nur von localem süddeutschen Interesse sind, sondern auch die allgemeinen kirchlichen und politischen Vorgänge im damaligen Deutschen Reiche aus nächster Nähe zur Anschauung bringen. Die Theilnahme des Lesers concentrirt sich dabei auf die edle Persönlichkeit des Fürsten, der in allen seinen Briefen durch die weise Milde seiner Gesinnung und die verbindliche Form seines schriftlichen Verkehrs unser Herz gewinnt, und andererseits auf seinen vielgewandten und weltkundigen Minister Wilhelm von Edelsheim, der in dem buntscheckigen Vielerlei der damaligen Reichsverhältnisse den rechten Spielraum fand für seinen unruhigen und projectenreichen Kopf. Ueber des gescheuten Mannes politische Fähigkeiten sind die Urtheile verschieden, und ein sehr abfälliges theilt das vorliegende Buch selbst mit, in einem Briefe vom Freiherrn Joh. Fr. von Stein, dem Bruder des Ministers, der „den großen Geist mit den erhabenen ministerialischen Tiefblicken in das Reich der politischen Phantome" (S. 177) bitter verspottet. Aber selbst wenn Edelsheim, was übrigens nicht der Fall ist, nur einer jener politischen Cagliostros gewesen wäre, wie sie an kleinen Höfen jederzeit ihre Rolle gespielt haben, er hätte vor anderen Meistern dieser Zunft wenigstens das voraus, daß er ein sehr feiner Beobachter und trefflicher Stilist ist. Er schreibt unendlich viel — Kaiser Leopold sagt ihm einmal, er bringe sich mit dem Tintenfaß um — aber er schreibt gut, und die Geschichte hat seinen Urtheilen meist Recht gegeben. Geradezu prophetisch ist der Tiefblick, über den Stein spottet, beispielsweise in Betreff des russischen Kaisers Paul I., der noch als Großfürst im September 1772 in Karlsruhe durchreist, und über den Edelsheim an seinen Freund Karl August nach Weimar berichtet: „Schade, daß mir sein Haupt nicht geschaffen zu sein scheint, um eine Krone anders als in Sorge zu tragen. Wenn der glücklich Kaiser wird und bleibt, so trügt mich die Physiognomik ganz. Ein recht contradictorisch Menschenkind. Gutes und Böses, Verstand und Thorheit, Trotz, Schwachheit und Selbstheit, Alles keimt, grünt und blüht in ihm und steht auf seinem Gesicht." Es ist bekannt, wie sehr der Physiognomiker hier das Richtige in den Zügen des unglücklichen Fürsten gelesen hat. Läge der Brief nicht im Weimarer Archiv, man würde die Worte für ein vaticinium post eventum halten.

Auch andere Silhouetten in Edelsheim's Briefen sind in ähnlicher Weise scharf umrissen. So schreibt er im Mai 1784 von dem württembergischen Herzog Karl

Eugen: „Von einer solchen ewigen Motion und gehäuftem Unsinn hat man doch kein Beispiel vom Kain an. Er will jetzo für einen Philosophen, einen Christen, der Reue und Leid über seine Sünden trägt, und für einen Landesvater passiren, der nur für seine Unterthanen existirt und alle und jede dieser Zeit Leiden nicht achtet, um einmal für des Lammes Thron eine Krone zu tragen, die er sich auch im Schattenspiel hier nicht auf den Kopf pantzen konnte. Darum hält er sein Serail heimlich, geht in kein Theater, hat sein Clavier verschenkt, baut Alles von Stein, spricht immer von seinen alten Thorheiten, kauft alte Bibeln, hat mehr Ostentation wie je, formirt ein Corps von 1000 Mann zur Avantgarde seiner Armee, die nicht existirt, hat mehr Duft als je und lügt einem die Haut so voll, daß ich nicht eine Sache, so wie ich sie von S. Hj. D. hatte, habe verificiren können." Auch hier wie in dem Urtheile über Paul I. eröffnet sich in Edelheim's Brief ein Blick in die Zukunft, der nicht getäuscht hat.

Dem Stoffe nach beziehen sich die Briefe des vorliegenden ersten Bandes zunächst auf Badens Betheiligung an der Stiftung des Fürstenbundes, der schon 1782 von Karl Friedrich erstrebt wurde, als er an Franz von Dessau schrieb: „Es wäre zu wünschen, ich wiederhole es, wenn sich die Guten aus uns sich einander öfters nähern könnten." Nach seinen Plänen aber sollte der Fürstenbund auch Culturaufgaben lösen, nicht bloß politische Zwecke verfolgen, und Karl Friedrich hätte am liebsten seinen Fürstenbund mit Herder's bekanntem Projecte der Stiftung einer deutschen Akademie in Verbindung gebracht. In Preußen hatte man praktischere Ziele, und die letzte Aufforderung zum Eintritt erfolgt schließlich in ziemlich barschem Tone. Eine zweite Gruppe von Briefen bezieht sich auf das Verhältniß zu Frankreich, Rußland und Holland, in dessen Sold der Markgraf ein Regiment zum Dienste der Generalstaaten unterhält. Bringt uns schon dieser Theil das Elend der damaligen deutschen Zustände oft in peinlichster Weise nahe, so wird vollends Niemand die Briefe über die Lage Badens bei den Anfängen der französischen Revolution ohne das Gefühl lesen, daß die Deutschen am Rheine mehr Ursache haben, im Jahre 1889 eine Dank- und Jubelfeier zu veranstalten als die Franzosen. Man muß sie der Reihe nach an sich vorübergehen lassen, diese Bekenntnisse der Hülflosigkeit eines Grenzlandes, des rohen Egoismus der Nachbarn, die durch Preisgebung der Bundesfürsten die Gefahr von sich abzulenken meinen, die Klagen über die Emigranten, die sich ungenirt deutschen Boden als Operationsbasis wählen, das vergebliche Hin- und Herschreiben, um dem Dammbruch vorzubeugen, der schließlich doch unvermeidlich ist, und die Arbeit eines gesegneten Lebens in der Franzosenfluth untergehen läßt — dann erst empfindet man, was wir gewonnen haben in dem letzten Jahrhundert!

A. Hausrath.

Botho von Hülsen.

„Unter zwei Königen". Erinnerungen an Botho von Hülsen, General-Intendant der königlichen Schauspiele 1851—1886. Gesammelt und herausgegeben von Helene von Hülsen. Mit Porträt und zwei Beilagen. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Hammer & Runge). 1889.

Die beiden Könige sind Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm, nachmals deutscher Kaiser. Er war noch Prinz von Preußen, als er, am 6. August 1849, der jungen und reizenden Comtesse von Haeseler, mit der er nicht lange vorher, bei der Aufführung eines Musäus'schen Volksmärchens bei Hofe zusammen gespielt hatte — sie die Braut des Adlers, er der Adlervater — die Worte schrieb: „Da die Adlerbraut nun

die Adlerflügel künftig in ihrem Wappen führen wird, und der Maskenpapa sich seines Adlers im Wappen auch nicht zu schämen braucht, so dürfte der König der Vögel hinfort heilbringend über Ihrem Leben schweben." Die Adlerflügel waren im Hülsen'schen Wappen, und an jenem Tage wurde die Comtesse die Gemahlin des Herrn von Hülsen. Dieser, Premierlieutenant im Regiment Alexander, hatte sich bereits militärisch und künstlerisch gleich hervorgethan. Aus dem schleswig-holstein'schen Feldzuge war er mit dem rothen Adlerorden mit Schwertern heimgekehrt, aus Dresden als Siegescourier nach Berlin gesandt worden. Aber ebenso sehr hatte seine poetische Begabung, sein außerordentliches Talent für Musik und mimische Darstellung, sein Geschick für theatralische Veranstaltungen mit seinen Kameraden in der Kaserne und zu wohlthätigen Zwecken die Aufmerksamkeit der höchsten Kreise, namentlich Friedrich Wilhelm's IV., der ein feiner Kenner war, auf sich gezogen. Das Schicksal selber schien ihn auf seine künftige Laufbahn hinzuweisen. Dem Theater gegenüber, an der Ecke der Jägerstraße, stand sein Geburtshaus, und den Brief, in welchem er um die Hand der Comtesse Helene warb, hat er im Concertsaale des damals von den königlichen Truppen besetzten Schauspielhauses geschrieben — demselben Saal, in welchem fünfundzwanzig Jahre später, am Abend des 6. August 1874, die silberne Hochzeit des liebenswürdigen Paares von einer glänzenden Gesellschaft gefeiert ward.

Durch den bevorstehenden Abgang des Herrn von Küstner wurde der Posten eines General-Intendanten der königlichen Schauspiele zum 1. Juni 1851 vacant. „Das wäre eine Stellung, in der ich Etwas leisten könnte," sagte der damals sechsunddreißigjährige Premierlieutenant, der, mit dem Zeitungsblatt in der Hand, in der Dämmerung eines Märzabends seiner Gemahlin gegenübersaß in ihrer bescheidenen Wohnung am Monbijouplatz. „Und ist es eine Unmöglichkeit?" fragte Frau von Hülsen erregt. Der Gemahl lächelte ungläubig, und wohl mochte er es, wenn er an die Reihe von ausgezeichneten Bewerbern dachte, die sich melden würden. Und dennoch war er es, der unter Allen auserwählt ward! Bei den Majestäten war intimer Abendcirkel gewesen. Man hatte die Zahl Derjenigen, die sich um den erledigten Posten beworben, Revue passiren lassen und war dann zu der Besprechung militärischer Angelegenheiten übergegangen. Der anwesende Minister von Massow erzählte von einer zündenden Ansprache, die der Premierlieutenant von Hülsen vor der ihm zugetheilten Compagnie gehalten habe. Bei dem Namen „Hülsen" schlug sich der König an die Stirn. „Da haben wir ihn!" rief er — „das ist der geradezu geborene General-Intendant;" und als ihm, wenige Tage später, die Cabinetsordre vorgelegt ward, welche das Unglaubliche wahr machen sollte, nahm er die Feder mit den Worten: „Die Letzten sollen die Ersten sein, wie in der Bibel steht," und unterzeichnete. Dies war so recht Etwas nach dem Herzen des genialen Monarchen, dessen Witz nicht minder rasch war, als sein Blick in Allem, was die Kunst betraf, und auch hier hatte er sich nicht vergriffen. Mars und die Musen — es würde nicht für jeden Staat passen, aber es paßte, seit Friedrich's d. Gr. Tagen, auf Preußen. Was man auch von der Bühnenleitung des Herrn von Hülsen sagen mag, die Tugenden des preußischen Officiers, unbegrenzte Pflichttreue, Gerechtigkeit, humane Bildung und vornehme Gesinnung haben seiner Verwaltung das Siegel aufgedrückt und zuletzt alle Anklagen verstummen gemacht. „Was aus einem Premierlieutenant nicht Alles werden kann!" schrieb der Prinz von Preußen, sein nachmaliger König und Kaiser, an Herrn von Hülsen. „Ich freue mich, daß ein Institut, das einen europäischen Ruf hatte, und trotz curiosem Chef" — Herr von Küstner war gemeint — „sich noch hingeschleppt hat, in die Hände kommt, die es gewiß mit Würde und Noblesse leiten werden. — Durch meinen seligen Vater ist das königliche Theater dem Hofe so nahe gestellt worden, daß dieses eine Berücksichtigung verlangt, wie sonst nirgends. Sie werden es hoffentlich wieder auf die Höhe bringen, die sein früherer Ruf verlangt. — Die Elemente sind zum Theil noch gut, bedürfen aber der Rekrutirung, namentlich in der Tragödie. Enfin. Sie werden viel zu thun haben, und doch einen starken Unterschied mit der Regie des — — ‚Kasernen-Theaters' finden!"

Freilich war das der Fall. In einem Rückblick auf das erste Jahrzehnt seiner Intendanten-Laufbahn sagt Herr von Hülsen selber: „Aus dem Regimente, wo man wenig Rechte, aber sehr viele Pflichten kennt, in diesen Kreis tretend, in welchem damals namentlich ungeheuer viel Rechte, aber vermeintlich wenig Pflichten existirten (jetzt geht es, Gottlob, anders), stieß ich bald nach allen Seiten an. Mein straff soldatisches Wesen behagte gar nicht, und es war sehr bald — wie man zu sagen pflegt — der Teufel los." Aber „der verdammte Corporal", wie Herr von Hülsen scherzend hinzufügt, daß man ihn häufig benannte, war ganz der Mann, sich vor dem Teufel nicht zu fürchten, und er hat ihn zur Raison gebracht.

Das damalige Theaterleben Berlins war mit dem heutigen nicht zu vergleichen. Außer den beiden Häusern der königlichen Schauspiele gab es (wenn man von dem Theater der Mutter Gräbert vor dem Rosenthaler Thore absah) nur noch das Wallner-Theater (die sogenannte „Grüne Neune") für die Posse, das Friedrich-Wilhelmstädtische für die Operette, das Kroll'sche für die kleinere Spieloper, und viel später erst, und auch nur zeitweise, das Victoria-Theater für die italienische Oper. Das königliche Schauspielhaus aber stand, wie ohne Rivalen, so auch ohne jede Concurrenz, und auf ihm concentrirte sich alles wirklich ernsthafte Kunstinteresse jener Tage. Man hat Herrn von Hülsen die größere Begünstigung der Oper vorgeworfen, die denn auch wirklich unter seiner Leitung durch ihren scenischen und choreographischen Glanz, durch die neuaufgehenden Sterne Lucca, Niemann, Betz und die Einführung der Wagner'schen Opern ihren Höhepunkt erreichte. Doch auch das Schauspiel hatte noch seine Crelinger und Frieb-Blumauer, seinen Dessoir und Döring, und wer wissen will, welch' starken Eindruck damals eine Vorstellung im königlichen Schauspielhause machte, der braucht nur das betreffende Capitel in George Lewes' Schrift: „On actors and the art of acting" nachzulesen. Dem anfänglichen Widerstreben von Seiten der Künstler war Vertrauen und liebevolle Hingabe an ihren „Chef" gefolgt, der im „Dienste" zwar unbedingten Gehorsam von ihnen verlangte, außerhalb desselben aber sie nie die Ueberlegenheit seiner Stellung fühlen ließ, sondern auch seine Rügen stets in einen ungezwungen collegialen Ton zu kleiden wußte. Herr Berndal, der dies Geschichtchen der Frau von Hülsen selbst erzählte, hatte einmal in einem neueren Conversationsstück der Hochzeit eines Freundes beizuwohnen. Er erschien zwar im Frack, aber mit schwarzer Binde. Tags darauf erhielt er folgendes Billet: „Lieber Berndal! Ich sah Sie gestern in dem X'schen Lustspiel. Tragen S i e bei Hochzeiten, großen feierlichen Soiréen und ähnlichen festlichen Gelegenheiten niemals eine w e i ß e Cravatte? — I c h immer! Hülsen."

Ebenso wie das Herz und den guten Willen seines Personals hat Herr von Hülsen in jahrelanger, gewissenhafter Arbeit sich die Anerkennung des Publicums und der Presse erworben; er, der anfangs von dem scharfen Geschütz der Witzblätter unablässig verfolgt wurde, war zuletzt eine sehr beliebte, ganz populäre Persönlichkeit in Berlin geworden, und die Feier seines fünfundzwanzigjährigen Jubiläums gestaltete sich zu einer der schönsten Ovationen, die jemals einem Bühnenleiter dargebracht worden sind.

Das literarische Denkmal, von der Hand der liebenden Gattin dem dahingeschiedenen Gatten errichtet, einem Manne, der über ein Menschenalter auf einem der wichtigsten und einflußreichsten Posten unseres Kunstlebens gestanden hat, würde schon an und für sich anziehend und dankenswerth sein, auch wenn es nichts weiter enthielte als die „Erinnerungen", die der Titel verheißt. Aber es gibt mehr, oder genauer gesagt, in diesen Erinnerungen steckt zugleich ein Stück Berliner Hof- und Theatergeschichte, welches auch für weitere Kreise das Buch der Frau von Hülsen zu einem der interessantesten macht. Denn es umfaßt die Zeit jener großen, weltgeschichtlichen Umwandlungen, welche Berlin von dem Rang einer mittleren Stadt zu seiner gegenwärtigen Höhe emporgehoben haben. Im Jahre 1859, als die Mobilmachung bevorstand, hatte Herr von Hülsen ausgerufen: „Vor allen Dingen bin ich preußischer Officier, und wenn die Armee marschirt, mag Theaterdirector sein wer da will." Den Rock des Königs wieder anzuziehen, war ihm zwar nicht gestattet. Aber dreimal

doch hat er den Sieg der heimkehrenden Truppen durch Festvorstellungen verherrlichen dürfen, und die bedeutenden Persönlichkeiten, welche in hervorragender Weise an den Ereignissen Theil genommen, und die wir gewohnt sind, uns nur im Zusammenhang mit denselben zu denken, hier einmal unter dem Lichte des Kronleuchters und in der heiteren Umgebung eines Theaterabends zu sehen, das hat gewiß ebenso sehr seinen Reiz als ein Blick hinter die Coulissen selbst, und Beides finden wir in dem vorliegenden Bande. Zum besonderen Schmucke gereichen demselben ein Porträt Botho's von Hülsen, welches ihn uns in der männlich schönen Erscheinung zeigt, wie wir ihn Alle gekannt; sowie zwei autographirte Schreiben, das eine von Kaiser Wilhelm zum fünfundzwanzigjährigen Dienstjubiläum des Herrn von Hülsen an diesen, das andere vom damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm am Tage nach Herrn von Hülsen's Tod (30. September 1886) an dessen Wittwe gerichtet. Folgenden Satz daraus wird man, wenn man des jetzt nun gleichfalls Entschlafenen gedenkt, nicht ohne tiefe Rührung lesen: „Uns" — der Kronprinz spricht zugleich im Namen seiner Gemahlin — „bleibt nur die Hoffnung, daß sein Ende ohne Qualen, ohne einen schmerzlichen Abschied von den Seinigen erfolgte."

J. R.

δγ. **Hegel und Schopenhauer,** ihr Leben und Wirken. Dargestellt von Graf Alexander Foucher de Careil, ehemaligem französischen Botschafter am Wiener Hofe. Mit Autorisation des Verfassers aus dem Französischen übersetzt von J. Singer. Mit einer Vorrede von Robert Zimmermann. Wien, Carl Konegen. 1888.

Ein geistvolles Buch und schon seines Autors wegen aus psychologischen und anderen Gründen besonders interessant. Es dürfte nicht oft vorkommen, daß ein Staatsmann, der lange Jahre selbstthätig handelnd in den Gang der Weltereignisse eingegriffen hat, sich bis zu diesem Grade in die schwierigsten Probleme, abstractester philosophischer Speculation zu vertiefen vermochte, und es muß uns mit gerechter Bewunderung erfüllen, daß ein Franzose in solchem Maße die Schwierigkeiten der barbarischen Sprache und spitzfindigen Dialektik Hegel's zu bewältigen und in die mystischen Tiefen der Schopenhauer'schen Willenslehre einzudringen verstand. Bemerkenswerth ist auch die unparteiische, von aller nationalen Voreingenommenheit freie Objectivität des Urtheils und die warme Anerkennung der geistigen Bedeutung insbesondere Schopenhauer's, die in dem Buche zum Ausdruck gelangt. Es ist ein Vergnügen, dem Verfasser zu folgen auch dann, wenn man seine Ansichten nicht theilt und seinen Urtheilen nicht beipflichten kann. Er schreibt in einer schönen, echt französisch klaren, Jedermann verständlichen Sprache voller Lebhaftigkeit und Geist; er besitzt das Geheimniß, niemals langweilig zu werden, er ermüdet den Leser nicht, sondern regt ihn in der glücklichsten Weise zu eigenem Nachdenken an.

β **Philosophische Studien,** herausgegeben von Wilhelm Wundt. IV. Band. 4. Heft. Leipzig, Wilhelm Engelmann.

Das vorliegende vierte Heft der „Philosophischen Studien" eröffnet ein warm empfundener Nachruf an G. Th. Fechner, aus der Feder Wilhelm Wundt's. Die Hand des Freundes hat hier in großen Strichen das lebensvolle Bild der geistigen Persönlichkeit des Heimgegangenen gezeichnet — ein Bild, dem auch die charakteristischen, individuellen Züge nicht fehlen, die den „großen Gelehrten und tief religiösen phantasievollen Denker" zugleich als liebenswürdigen Menschen erkennen lassen und sein Porträt für den ferner Stehenden in willkommener und ungemein sympathischer Weise ergänzen. Unter den specifisch wissenschaftlichen Abhandlungen dieses Heftes sind wohl nur die erste, in der Ludwig Lange von „Neuen Experimenten über den Vorgang der einfachen Reaction auf Sinneseindrücke" berichtet, und die letzte, in der Wilibald Reichardt „Kant's Lehre von den synthetischen Urtheilen a priori in ihrer Bedeutung für die Mathematik" behandelt, auch ohne besondere, fachwissenschaftliche Vorkenntnisse verständlich und für weitere Kreise interessant. Der letztgenannte Aufsatz stellt die betreffende Kant'sche Lehre sowohl in ihrem historischen Zusammenhang mit andern vorkantischen Lehren wie in ihrer grundsätzlichen Bedeutung dar und beurtheilt sie sodann eingehend vom Standpunkt neuerer, nachkantischer Theorie. Schließlich bestimmt der Verfasser an der Hand der Wundt'schen Logik die „Apriorität" der Mathematik in einem von der Kant'schen Auffassungsweise wesentlich abweichenden, unseres Erachtens dem gegebenen Thatbestand durchaus entsprechenden Sinn.

Nachträgliches zur Weihnachtsliteratur.

Zu spät, um noch in unserem Decemberheft berücksichtigt werden zu können, liefen verschiedentliche, für das Fest bestimmt gewesene Novitäten bei uns ein, die wir hier in aller Kürze registriren. Jungen Damen dürfte ein hübsches kleines Prachtwerk: „Die Kunst des Pflanzenklebens", eine Blumengabe von B. Leporin (Berlin, Wilh. Ißleib), sehr erwünscht sein. An der Hand allerliebster Muster gibt die Verfasserin eine leicht verständliche Anleitung zur Anfertigung des Klebens gepreßter, respect. getrockneter Blumen. — In einem geschmackvoll ausgestatteten Bande liegt A. Trinius' Werk: „Die Umgebungen der Kaiserstadt Berlin" (Berlin, F. A. P. Lehmann) vor. Die Schilderungsgabe des Autors ist bekannt; mit inniger Wärme, mit tiefem Naturverständniß tritt er für die landschaftlichen Schönheiten der in dieser Beziehung so viel geschmähten Mark ein und zeichnet dabei mit sicherer Hand den historischen Hintergrund. Die Illustrationen unterstützen an verschiedenen Stellen in anmuthiger Weise den Text. — Als ein erster Versuch von deutscher Seite, etwas den englischen „Christfest-Nummern" Aehnliches und Gleichwerthiges zu schaffen, sind die „Deutschen Weihnachts-Blätter" (Berlin, Rudolf Mückenberger) zu betrachten, setzen wir gleich hinzu: als ein gelungener Versuch! Haben die Farbendrucke auch noch nicht ganz ihre auswärtigen Vorbilder erreicht, so ist dafür der übrige Illustrationsschmuck desto vorzüglicher. Die Holzschnitte (aus dem Atelier von Heuer & Kirmse in Berlin) sind kleine Kunstwerke. Den eigentlich literarischen Inhalt des schönen Heftes hätten wir etwas gewählter und mannigfaltiger gewünscht; er steht nicht ganz auf der Höhe des artistischen Theils.

Die „Märchen aus dem Leben" von H. Richter (Stuttgart, Max Wag) leiten zu den Jugendschriften über, allerdings nur dem Titel nach, denn diese Märchen, voll Geist und Humor, der hier und da sogar zur Satire wird, sind für Erwachsene geschrieben. An die Kleinen wenden sich dagegen die Märchen von Adolf Glaser (Breslau, S. Schottländer), die von reicher Phantasie und sinnigem Verständniß für die Kinderseele zeugen, und die Märchen von F. von Worungen (Berlin, Friedrich Pfeilstücker), beide Bücher in freundlichem Gewande und mit niedlichen Bildern. Für die Jüngsten sind drei aus dem Verlage von S. Schottländer in Breslau hervorgegangene Bücher bestimmt: „Rieschen und Tinchen mit dem Gockelhahn" und „Bunte Blätter für Kinder", beide von Minka von Buttlar illustrirt, sowie: „Kinderblumen" von Olga zu Eulenburg und Luise Preusser. — Der reiferen Jugend, Knaben wie Mädchen, wird gleich erwünscht das prächtig illustrirte Jahrbuch: „Für Jung und Alt" (Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut) sein, welches mit seiner Fülle abwechslungsvoller und interessanter Beiträge eine Fundgrube gesunder und willkommener Unterhaltung ist.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Dezbr. zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alt. — System der Künste. Mit Rücksicht auf die Fragen der Vereinigung verschiedener Künste und des Baustils der Zukunft dargestellt von Theodor Alt. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1888.

Altena. — Der junge Goldschmied. Dichtung von Karl Ernst Altena (Ernst Rzesacz). Dritte geänderte und vermehrte Auflage. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei-Actien-Gesellschaft (vorm. J. F. Richter) 1889.

Angerstein-Eckler. — Haus-Gymnastik für Mädchen und Frauen. Eine Anleitung zu körperlichen Uebungen für Gesunde und Kranke des weiblichen Geschlechts. Herausgegeben von E. Angerstein und G. Eckler. Mit vielen Holzschnitten und einer Figurentafel. Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin (Richard Schoetz). 1888.

Baer. — Der Engel von Ruhberg. Ein Beitrag zur Jugendgeschichte Kaiser Wilhelms I. von Oswald Baer. Mit einem Porträt der Prinzessin Elisa Radziwill. Breslau, J. Max & Co. (Max Tietzen). 1889.

Beaulieu. — Leibeigen. Novellen von G. von Beaulieu. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1889.

Becker. — Wahrheit und Dichtung in Ulrich von Lichtenstein's Frauendienst. Von Reinhold Becker. Halle, Max Niemeyer. 1888.

Beiträge zur Landes- und Volkeskunde von Elsass-Lothringen. IX. Heft: Rechts- und Wirthschafts-Verfassung des Abteigebietes Maursmünster während des Mittelalters. Von Aug. Hertzog. Strassburg, J. H. Ed. Heitz. 1888.

Benecke. — English pronunciation and english vocabulary. Methodische Anleitung zum Erlernen der englischen Aussprache und deutsch-englisches Vocabular. Mit Bezeichnung der Aussprache. Von Albert Benecke. Sechste, neu bearbeitete Auflage. Potsdam, August Stein. 1888.

Beneke. — Von unehrlichen Leuten. Culturhistorische Studien und Geschichten aus vergangenen Tagen deutscher Gewerbe und Künste. Von Dr. Otto Beneke. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

Beta. — Bei der Baronin von Plettenbach. Roman aus dem Highlife von Ottomar Beta. München, Georg D. W. Callwey. 1889.

Beta. — Die zweite Ehe. Stiefeltern und Stiefkinder. Eine Beleuchtung vom socialen und rechtlichen Standpunkte für Alle, die es angeht, von Ottomar Beta. Berlin, R. v. Decker's Verlag (G. Schenck). 1889.

Biltz. — Zur deutschen Sprache und Litteratur. Vorträge und Aufsätze von Karl Biltz. Potsdam, Aug. Stein. 1888.

Birkbeck Hill. — Letters of David Hume to William Strahan. Now first edited wit notes, index etc. by G. Birkbeck Hill. Oxford, Af the Clarendon Press. 1888.

Bodenstedt. — Erinnerungen aus meinem Leben. Von Friedrich Bodenstedt. Berlin, Allgem. Verein für Deutsche Literatur. 1888.

Brasch. — Die Welt- nnd Lebensanschauung Friedrich Ueberweg's in seinen gesammelten philosophisch-kritischen Abhandlnngen. Nebst einer biographisch-historischen Einleitung von Dr. Moritz Brasch. Leipzig, Gustav Engel. 1889.

Brink. — Geschichte der englischen Literatur von Bernhard ten Brink. Zweiter Band: Bis zur Thronbesteigung Elisabeths. Erste Hälfte. Berlin, Robert Oppenheim. 1889.

Collection of british authors. Tauchnitz-Edition. Vol. 2533: With the immortals. By F. Marion Crawford. Vol. 2541/42: Herr Paulus. By Walter Besant. Vol. 2544—2546: Robert Elsmere. By Mrs. Humphry Ward. Vol. 2548: The black arrow. By Robert Louis Stevenson. Vol. 2549/50: A romance of two worlds. By Marie Corelli. Vol. 2553: The Inner House. By Walter Besant. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Collins. — Licht auf den Weg. Eine Schrift zum Frommen derer, welche, unbekannt mit des Morgenlandes Weisheit, unter deren Einfluß zu treten begehren. Niedergeschrieben von Mabel Collins. Uebersetzt aus dem Englischen. Zweite veränderte Auflage. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). 1888.

Cüppers. — Der Gotenfürst Historischer Roman von Adam Joseph Cüppers. Düsseldorf, Felix Bagel.

Dahm. — Die Herrmannschlacht. Vortrag von Otto Dahm. Hanau, G. M. Alberti. 1888

Das Kunstwerk als Darstellung einer künstlerischen Vorstellung. Eine Untersuchung. Stutigart, Ebner & Seubert (Paul Neff). 1889.

Ebers. — Die Gred. Roman aus dem alten Nürnberg von Georg Ebers. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1889.

Engelhorn's Allgemeine Roman-Bibliothek. Fünfter Jahrgang. Band 7: Was der heilige Joseph vermag. Band 8: Alessa. Keine Illusionen. Von Claire von Glümer. Stuttgart, J. Engelhorn. 1888.

Faldella. — Una Serenata ai Morti. Di Giovanni Faldella. Con prefazione di C. Rolfi. Roma, Edoardo Perino. 1884

Faldella. — Prefazione al carteggio di Massimo d'Azeglio e Diomede Pantaleoni. Di Giovanni Faldella. Torino, L. Ronx e C.

Faligan. — Histoire de la légende de Faust. Par Ernest Faligan. Paris, Hachette & Cie. 1888.

Fiedler. — Der russische Parnaß. Anthologie russischer Lyriker von Friedrich Fiedler. Dresden, Heinrich Minden. 1889.

Fischer. — Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha und Hannibal Fischer. Von F. A. Fischer. Straßburg, Straßburger Druckerei u. Verlagsanstalt, vorm. R. Schultz & Co. 1888.

Fredro. — Consilium facultatis. Das Licht ist ausgelöscht. Zwei Lustspiele des Grafen Alexander Fredro Vater. Autorisirte Uebersetzung von Hermann Loewenthal. Norden, H. Fischer Nachf. 1888.

Freytag. — Gesammelte Aufsätze von G. Freytag. Erster Band: Politische Aufsätze. Zweiter Band: Aufsätze zur Geschichte, Literatur und Kunst. Leipzig, S. Hirzel. 1888.

Giordani. — Il peccato impossibile Framento. Di Pietro Giordani. Palermo, Libreria Internazionale L. Pedone Lanriel. 1889.

Gosseck. — Aus guter Gesellschaft. Bukarester Roman von Hermann Gosseck. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei-Actien-Gesellschaft (vorm. J. F. Richter). 1889.

Grans. — Fünfzehn Jahre in Weimar. Erlebtes und Erlittenes von Heinrich Grans. Leipzig, Otto Spamer. 1889.

Grans. — Vom Theater. Allerlei Aufzeichnungen von Heinrich Grans. Leipzig, Otto Spamer. 1889.

Guardione. — Storia della letteratura italiana dal 1750 al 1850. Libri due di Francesco Guardione. Palermo, Tipografia editrice „Tempo". 1888.

Hartwig. — Ueber dem Abgrund. Roman von Georg Hartwig. Zwei Bände. Breslau, S. Schottländer. 1889.

Herzer. — Dichterklänge aus dem Alterthum. Uebersetzungen und Nachdichtungen zu griechischen und römischen Dichtern von Jakob Herzer. Leipzig. Leipziger Verlagshaus (Greuell & Francke).

Hesse. — Papenanneken. Eine Geschichte für die Sommerfrische im Harz. Von August Hesse. Harzburg, C. R. Stolle's Hofbuchhandlung.

Heyse. — Gedichte von Paul Heyse. Vierte, neu durchgesehene und stark vermehrte Auflage. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

Ibsen. — Die Frau vom Meere. Schauspiel in fünf Acten. Von Henrik Ibsen. Deutsch von Julius Hoffory. Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, S. Fischer's Verlag. 1889.

Jacob. — Horaz und seine Freunde. Von Friedrich Jacob. Zweite Auflage, herausgegeben von Martin Hertz. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchh.). 1889.

Janitschek. — Verzaubert. Eine Herzensfabel in Versen von Marie Janitschek. Stutigart, W. Spemann. 1888.

Kiehne. — Die Dorfprinzeß. Erzählende Dichtung von Hermann Kiehne. Nordhausen, „Hausbuch"-Verlag. 1889.

Knochenhauer. — Grundriß der Weltgeschichte für den Unterricht in Schulen von Karl Knochenhauer. Vierte Auflage. Potsdam, August Stein. 1888.

Kürschner's Quart-Lexicon. Ein Buch für Jedermann. Mit 1460 Illustrationen. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Lanciani. — Ancient Rome in the light of recent discoveries. By Rodolfo Lanciani. With one hundred illustrations London, Macmillan & Co. 1888.

Langegg. — El Dorado. Geschichte der Entdeckungsreisen nach dem Goldlande El Dorado im XVI. n. XVII. Jahrhnndert. Von Ferd. Adalb. Jnnker von Langegg. Zwei Theile in einem Bande. Leipzig, W. Friedrich. 1888.

Lauff. — Der Helfensteiner. Ein Sang aus dem Bauernkriege von Josef Lauff. Köln u. Leipzig, Albert Ahn. 1889.

Laven. — Jörg von Falkenstein. Ein historisches Gedicht von Hermann Laven. Trier, Verlag der Paulinus-Druckerei. 1889.

Leo. — Räthselluft für Jung und Alt. Von Carl Leo. Berlin, Rudolf Mückenberger.

Leschivo. — Hochsommer. Gedichte von A. Leschivo. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.

Leschivo. — Liebe und Leidenschaft. Eine phantastische Dichtung von A. Leschivo. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.

Lindau. — Herr und Frau Bewer. Novelle von Paul Lindau. Neunte Auflage. Breslau-Leipzig, S. Schottländer. 1889.

Lindau. — Der lange Holländer. Von Rudolph Lindau. Berlin, F. & P. Lehmann. 1889.

Loewenburg. — Gedichte von J. Loewenburg. Norden, Hinr. Fischer Nachf. 1889.

Lubbock. — Die Freuden des Lebens von Sir John Lubbock. Deutsch nach der 7. Auflage von M. zur Megede. Berlin, Friedrich Pfeilstücker. 1889.

Maltzan. — Volk und Schauspiel. Von Hermann Freiherr von Maltzan. Berlin, Walther & Apolant. 1888.

Mauthner. — Schmock oder die literarische Carriere der Gegenwart. Satire von Fritz Mauthner. Berlin, F. & P. Lehmann. 1888

Meinhardt. — Weshalb? Neue Novellen von Adalbert Meinhardt. Braunschweig, George Westermann. 1889.

Monographs of the United States Geological Survey. Volume XII: Geology and mining industry of Leadville, Colorado. With Atlas By Samuel Franklin Emmons. Washington, Government Printing Office. 1886.

Moskauer Almanach für 1889. Erster Jahrg. Moskau, Großmann & Knöbel. 1889.

Paulsen. — System der Ethik mit einem Umriß der Staats- und Gesellschaftslehre. Von Friedr. Paulsen. 2 Bde. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchh.). 1889.

Plath. — Eine neue Reise nach Indien für Jung und Alt beschrieben von Karl Heinrich Christian Plath. Berlin, Buchh. der Goßnerischen Mission. 1889.

Reclam's Universal-Bibliothek, Nr. 2472 2473: Gesammelte Schriften über Musik und Musiker von R. Schumann. Herausgegeben von Dr. H. Simon. Erster Band. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Rubinstein. — Aus der Innenwelt. Psychologische Studien von Dr. phil. Susanna Rubinstein. Leipzig, Alexander Edelmann. 1888.

Salinger. — Zu häßlich! Roman eines Kindes von Eugen Salinger. Breslau, S. Schottländer. 1889.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. Neue Folge. Dritte Serie. Heft 58: Auf der Sierra Nevada de Mérida. Von Franz Engel. Heft 61: Die Anfänge der Sprache. Von Andreas Stengel. Heft 62: Dr. Johannes Conrad Brunner. Von Dr. Conrad Brunner. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei-Actien-Gesellschaft (vorm. J. F. Richter). 1888.

Sandford. — Thomas Poole and his friends. By Mrs. Henry Sandford. In two volumes. London, Macmillan & Co. 1888.

Schafheitlin. — Der Schwalbe nach. Lieder und Gedichte von Adolf Schafheitlin. Wien, Carl Konegen. 1889.

Schröder. — Gedichte von Leopold von Schröder. Berlin, A. Deubner. 1889.

Schroeder. — Vom papiernen Stil. Von Otto Schroeder. Berlin, Walther & Apolant. 1889.

Schulte. — Erinnerungen an das alte Joachimsthal'sche Gymnasium in Berlin. Von Dr. Eduard Schulte. Freienwalde a. Od., F. Draeseke's Buchhandl. (Max Achilles). 1889.

Schwalb. — Gebrechen und Leistungen des kirchlichen Protestantismus. Kanzelreden, gehalten von Moritz Schwalb. Leipzig, Otto Wigand. 1888.

Schwartz. — Das alte Lübeck. Bilder aus der Kultur und Geschichte Lübecks bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts zusammengestellt von Theodor Schwartz. Hamburg, Johannes Wedde.

Schwizer-Dütsch. Nr. 45: Aus dem Kanton Bern. Viertes Heft. Gesammelt und herausgegeben von O. Sutermeister. Zürich, Orell Füßli & Co.

Seydlitz. — Venus Anadyomene. Eine Künstler-Novelle von G. von Seydlitz. München, Georg D. W. Callwey. 1888.

Sommer. — Skizzen von Margarethe Sommer. Zürich, Schröter & Meyer. 1889.

Stettenheim. — Wippchen's Gedichte. Herausgegeben von Julius Stettenheim. Berlin, S. Fischer. 1889.

Stettenheim. — Ein Kistchen Monopol-Cigarren. Die Kunst, eine Cigarre anzubieten. Jour fixe bei Muckenich. Mit 17 Illustrationen. Berlin, S. Fischer. 1889.

Storm. — Theodor Storm's Gesammelte Schriften. Erste Gesammtausgabe. Band 15—18. Braunschweig, G. Westermann. 1889.

Sturmhöfel. — Vergessene Lieder von Nahida Sturmhöfel. Leipzig, G. Fock. 1888.

Tandem. — Schmetterlinge. Von Felix Tandem. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei-Actien-Gesellschaft (vormals J. F. Richter). 1889.

Tesdorpf. — Geschichte der Kaiserlich Deutschen Kriegsmarine in Denkwürdigkeiten von allgemeinem Interesse. Von A. Tesdorpf. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1889.

Thomas. — Du Danube à la Baltique. Allemagne, Autriche-Hongrie, Danemark. Descriptions et Souvenirs par Gabriel Thomas. Paris, Berger-Levrault & Cie. 1888.

Toeppe-Robolsky. — Outlines of english literature. For the use of schools by H. Toeppe. Second edition by H. Robolsky. Potsdam, Aug. Stein. 1887.

Tyrolt. — Chronik des Wiener Stadttheaters 1872 bis 1884. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte. Von Rudolf Tyrolt. Wien, Carl Konegen. 1889.

Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich. Herausgegeben von einer Commission der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, bearbeitet von J. Escher und P. Schweizer. Erster Band, erste Hälfte. Zürich, S. Höhr. 1888.

Volkshefte, Literarische. Nr. 9: Theodor Storm und der moderne Realismus von Alfred Biese. Berlin R. Eckstein Nachf. (Hammer & Runge).

Weddigen. — Helgamor und Godalind. Ein Epos aus der Zeit der Sachsenkriege Karls des Großen von F. H. O. Weddigen. Wiesbaden, Chr. Limbarth. 1889.

Welcker. — Dialektgedichte. Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten, nebst poetischen Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie den germanischen Schwestersprachen. Herausgegeben von Hermann Welcker. Zweite verb. u. verm. Aufl. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1889.

Wiegand. — Die Entscheidung des Reichsgerichts in dem Kollisionsfall „Sophie"-„Hohenstaufen". Von H. Wiegand. Bremen J. Kühtmann's Buchh. 1888.

Wien. — 1848—1888. Denkschrift zum 2. December 1888. Herausgegeben vom Gemeinderathe der Stadt Wien. Wien, Carl Konegen. 1888.

Wille. — Mosaik. Geschichtliche Skizzen von R. Wille. Hanau, G. M. Alberti's Hofbuchh. 1889.

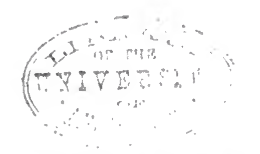
Willms-Wildermuth, Deutsches National-Kochbuch. 1. Lieferung. Stuttgart, Levy & Müller.

Witt. — Reiseskizzen aus den Südkarpathen. Von Otto N. Witt. Mit zwanzig Illustrationen. Berlin, Rudolf Mückenberger. 1889.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Herausgegeben von Franz von Holtzendorff Neue Folge. Dritter Jahrgang. Heft 39: Kurze Darstellung der neueren deutschen Kolonialgeschichte. Von Wilh. Breitenbach. Heft 40: Das russische Asien und seine wirthschaftliche Bedeutung. Von Ewald Paul. Heft 41/42: Recht und Willkür im Deutschen Strafprozeß. Von Landgerichtsrath Pfizer. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei-Actien-Gesellschaft (vorm. J. F. Richter). 1888.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.



Boris Lensky.

Roman
von
Ossip Schubin.

Zweites Buch.

IX.

Bis auf ein paar kleine Einzelheiten, in welchen sich die zur zweiten Natur gewordene Knickerei mit geringen Mitteln großthuender Menschen auch dann noch verräth, wenn sie einmal gänzlich des Sparens vergessen wollen, ist das Diner hübsch servirt, reichlich und gut. Um so mehr läßt die Stimmung zu wünschen übrig. Lensky, den es ärgert, daß Maschenka vor dem „dummen, hochmüthigen Oesterreicher" eine Scene gemacht hat, spricht nichts, die alte Jeljägin verzehrt sich vor Angst, das Service könne durch einen Zwischenfall unterbrochen werden, um so mehr, da, wie sie weiß, der Diener sich kürzlich mit der Köchin entzweit hat. Mascha ist unbeholfen und übermäßig artig wie ein achtjähriges Kind, das sich seiner Unart schämt. Durchaus wohl fühlt sich eigentlich nur Anna, auf die es immer eine erhebende Wirkung ausübt, wenn sie zwischen zwei hübschen und höflichen jungen Männern sitzt, so wie heute zwischen Nikolaj und Bärenburg.

Wie viele kalte und bis zur Geziertheit correcte Mädchen, die auf der Welt nichts schlechter treffen als zu coquettiren, und durch ihre herausfordernden Sticheleien auf Männer eine, nichts weniger als beabsichtigte, einschüchternde Wirkung üben, ist auch sie von der gierigsten Gefallsucht besessen. Bärenburg hängt von Zeit zu Zeit mechanisch irgend ein banales Compliment an die von ihr ausgesteckte Angel, schielt aber dabei fast ununterbrochen nach Mascha hinüber.

„Ein reizendes Ding, diese Mascha," denkt er bei sich. Es macht ihm Vergnügen, ihren fremdartigen Namen durch seine Seele gleiten zu lassen — ja, ein reizendes Ding! Welch' ein Teint, welch' entzückendes Mündchen, und welch' wunderlieblicher, beständig zwischen Muthwillen und gerührter Zärtlichkeit wechselnder Ausdruck in ihren Augen, dann auch . . . welch' volles, warmes

Stimmchen, wie liebkosend streicht jedesmal der Klang an seinem Ohr vorbei, wenn sie ihrem Vater irgend eine verschüchterte Bemerkung zuflüstert, und ... welche Schultern! Schade, schade ...!

Ja, schade, schade; Marie Lensky zu heirathen, daran konnte er nicht denken, aber — warum sollte er nicht ein wenig „nett mit ihr sein," sagt er sich.

Das, was Graf Bärenburg unter „ein wenig nett sein" versteht, würden Andere als einem Mädchen auf Leben und Tod den Hof machen bezeichnen. Er sieht darin eben nichts, sondern faßt die Situation poetisch auf.

„Wenn nur diese alberne Anna nicht so unausstehlich liebenswürdig wäre," denkt er weiter, da er nach Tisch, in der Haltung eines unfreiwilligen Courmachers von den Anderen abgesondert, auf einem ganz kleinen Canapé neben ihr sitzen muß, wobei er heimlich eine Parallele zwischen seiner Lage und der eines mittelst einer Stecknadel festgespießten Schmetterlings zieht, und immer noch verstohlen nach Mascha hinblickt.

Sie steht jetzt neben Lensky vor dem Kamin, sehr blaß und mit verrätherischer Röthe um die schweren Augenlider; in ihre rothe Schärpe eingewickelt, schaudert sie von Zeit zu Zeit frierend zusammen. Ihr ist kalt wie einem müd' geweinten Kinde, und wie bei einem müd' geweinten, beschämten Kinde, sind all' ihre Bewegungen von einer besonders rührenden, ängstlichen Zuthunlichkeit.

Mit freundlichem, aber sehr ernstem Gesicht zu ihr niedergebeugt, eine ihrer kleinen Hände zwischen seinen beiden großen haltend, spricht ihr Vater recht sanft, aber eindringlich zu ihr, hält ihr offenbar eine Strafpredigt, und zwar in einer fremden, melodischen Sprache, die Bärenburg zu Herzen dringt, obgleich er kein Wort davon versteht — einer Sprache, die er in ihrem, von herben Dissonanzen unterbrochenem, traurig zärtlichem Wohllaut einem Strauß von Orchideen vergleichen möchte, mit Steppenkräutern vermischt — der wundersamen russischen Sprache, die wie keine andere den ganzen Charakter des Volkes, dem sie zum Ausdruck dient, zusammenfaßt und wiedergibt.

Nachdem Lensky seine Ermahnung beendigt hat, streckt Maschenka unschuldig unbefangen ihre beiden Arme nach dem Vater aus und küßt ihn.

Bärenburg überläuft's.

Indessen sagt Lensky, sanft zurechtweisend, auf Französisch: „Und jetzt benimm Dich wie ein vernünftiger Mensch, Mascha. So! Halt' Dich gerad' — und spiel' uns etwas vor, jetzt! eh' die Leute kommen."

„Aber Papa!"

„Ja, keine Geschichten, spiel' nur, verlaß Dich auf mich, Du kannst's wagen," sagt Lensky — „ich habe mich heute gerade genug für Dich geschämt, und möchte zur Abwechslung ein wenig stolz sein auf Dich. Setz' Dich nur — auswendig — ich bitte mir's aus — es wird schon gehen!" Und dabei klappt er selber den Deckel von dem Flügel zurück — „das A-moll Rondo von Mozart!"

Eine Secunde sträubt sie sich, dann kommt ihr der Wunsch, sich vor Bärenburg auszuzeichnen, dem Vater Freude zu machen. Sie spielt — und wie wunderhübsch sie spielt!

Wie von einer Feder emporgeschnellt, erhebt sich Bärenburg und tritt an das Clavier. Er besitzt eine große Empfänglichkeit für gute Musik. Das

A-moll Rondo ist sein ausgesprochener Liebling; in diesem Stück von überaus wehmüthiger Anmuth, in dem die reinste Künstlerseele, die je aus dem Himmel zu uns herabgeschwebt, über den Leichtsinn eines ganzen Jahrhunderts weint, kommt Mascha's noch unreife, aber überaus zart und innig nüancirende Meisterschaft besonders zur Geltung.

„Das war geradezu hinreißend!" ruft Bärenburg in aufrichtiger Begeisterung aus. „Sie sind ja eine gottbegnadete Künstlerin!"

„Das ist sie; ich habe von draußen zugehört," mischt sich plötzlich eine tiefe alte Frauenstimme energisch in sein Lob.

Die erste der für den Abend geladenen Damen ist erschienen.

X.

Es ist eine sehr schöne, alte Frau, — eine alte Frau mit lustig spöttischen, und doch wieder gutmüthig blitzenden, blauen Augen, die ihre irländische Abkunft verrathen, mit einer unmodern einfachen Toilette und noch unmodernerer, unter dem Kinn gebundener weißen Spitzenhaube, in der sich ihre Unabhängigkeit von modischen Vorurtheilen kund gibt, — eine Frau mit einer befehlenden Haltung und brüsken Redeweise, mit einem sehr kalten Verstand und sehr warmen Herzen — eine Frau, an die sich die Verleumdung nie herangewagt hat, trotzdem sie ehemals für eine große Schönheit galt, und der man nie eine weibliche Unverläßlichkeit oder Kleinlichkeit vorzuwerfen vermocht, trotzdem sie seit dreißig Jahren zu den politischen „Influenzen" von Europa zählt — eine von den zwei oder drei Frauen, für die Lensky Achtung empfindet: Lady Banbury.

„Ich gratuliere Ihnen zu Ihrer Tochter, Lensky," ruft sie, den Künstler freundlich begrüßend. „Das also ist aus dem dicken kleinen Baby geworden, das ich in Petersburg auf den Armen getragen habe; freut mich sehr, Sie wiederzusehen, mein Kind," und Lady Banbury reicht Mascha die Hand. Als Mascha sie aber mit einem schüchternen Knix an die Lippen ziehen will, ruft die alte Dame: „Ich gönn' dem dummen Handschuhleder Ihre frischen Lippen nicht; lassen Sie sich umarmen, d. h. wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, eine alte Frau zu küssen, die Ihre Mutter sehr, sehr lieb gehabt hat. Ah, guten Abend, Nikolaj! — Du auch hier, Charley?" das zu Bärenburg. Dann sich endlich des Umstandes erinnernd, daß sie ja eigentlich nicht bei Lensky, sondern bei seiner Schwägerin Jeljàgin zu Gast ist, wendet sie sich zu Letzterer.

Seltsam, alle wirklich vornehmen Damen, die sich heute hier zeigen, begehen denselben, vielleicht etwas willkürlichen Irrthum — sie sind alle nur Lensky's halber gekommen; sie erscheinen früh, einfach in der Toilette, freundlich und natürlich in der Haltung. Alle haben sie ein warmes, herzliches Wort für Mascha, necken Lensky mit irgend einer uralten Reminiscenz, und Mascha freut sich an ihrer Liebenswürdigkeit, freut sich an der wohlthuenden heiteren Stimmung, die sie mitgebracht haben, an der großen Achtung, die sie ihrem Vater bezeigen.

Sonja erscheint — Nita nicht. Es ist eine herbe Enttäuschung für Nikolaj. Er hat noch nicht aufgehört, sich bei Sophie nach dem Befinden ihrer Freundin zu erkundigen, als eine große, schön gewachsene, geschminkte blonde Frau eintritt, — eine Frau mit zu nackten Schultern und zu langer Schleppe, eine Frau,

deren Anblick auf alle versammelten Damen wie das versteinerte Gesicht der Medusa wirkt, so daß sie alle zusammen flattern, wie eine Schar durch einen Schuß aufgescheuchter Singvögel.

Es ist die Marquise d'Orvilly-Latour, eine der berühmtesten Schönheiten des zweiten Empire, eine der besten Salon-Clavierspielerinnen der Welt, eine kaltherzige, kluge, zuchtlose Frau, mit der Lensky seit beinahe zwanzig Jahren in beständig unterbrochenen, sehr lose geknüpften Beziehungen steht.

„Wie kommt die her?" fragen sich die andern Damen — „wie kommt die her?" fragen sie sich öfter und immer öfter, als nach einander eine ganze Reihe von glänzenden, gesellschaftlichen Zweideutigkeiten aufmarschirt, — ein kosmopolitisches und aus den höchsten Kreisen rekrutirtes Bataillon von Lensky-Schwärmerinnen.

Die Herren erscheinen spärlich; sie bilden kaum ein Drittel der überzahlreichen Gäste.

XI.

Lensky hat zu spielen begonnen. Lachend, schäkernd, unter tausend Scherzen und Schmeicheleien hat er die Violine aufgenommen, die ihm die Marquise d'Orvilly auf den Knien präsentirt hat. Jetzt spielt er mit kleinen Unterbrechungen seit mehr als einer Stunde.

In dem Musiksalon ist die Luft zum Ersticken heiß; die Damen drängen sich dermaßen um Lensky, daß ihm nur gerade Platz bleibt, seinen Arm zu regen. Bisweilen schweift sein Blick über seine Umgebung; er sieht ein Wirrniß von bloßen Schultern, von glänzenden Augen, von halb geöffneten Lippen. Der Anblick steigt ihm zu Kopf, sein Blut erhitzt sich. Durch die ungesunde Fieberatmosphäre schweben die tollsten Schmeicheleien zu ihm herüber; er fühlt sich um zwanzig Jahre jünger; ein triumphirender Uebermuth hat sich seiner bemächtigt. Seinem unglücklichen Begleiter, Albert Perfection, rinnt der Schweiß von der Stirn; er hat die größte Mühe, Lensky zu folgen.

In einem Concertsaal, wo die Resonanz besser, wo das Publicum kritischer ist, nimmt er sich noch mit der letzten Kraft seiner gewaltigen Natur zusammen; aber hier, in diesem engen Raume, wo die Resonanz erstickt, entstellt ist, wo er sich nicht deutlich hört und nichts vor sich hat, als ein Publicum von musikalisch unwissenden Damen, jagt er den Bogen über die Saiten wie ein Trunkener. Die Luft wird immer schwüler, immer schwüler.

„Faust am Brocken!" sagt Alexander Suwòrin, der unheimliche Russe, welcher unter dem Namen „Memento mori" in der Pariser Gesellschaft bekannt und wegen seiner beißenden Worte gefürchtet ist.

Eine Person ist grenzenlos unglücklich an diesem Abend. Das ist Mascha. Desjenigen, was ihre Pflichten als „Hausfräulein" ihr vorschreiben, gänzlich unkundig, wird sie von ihrer Cousine beständig zurechtgewiesen, herumgestoßen, hat das Gefühl, überall im Wege zu sein, und während sie so, ziemlich unbekannt, wie sie ist, durch die in den Nebengemächern versammelte Menge schleicht, hört sie Aeußerungen über ihren Vater, über sein Spiel, über seine Beziehungen zum weiblichen Geschlecht, die ihr das Blut in die Wangen treiben, obwohl sie das Meiste davon nur halb versteht. —

XII.

Endlich hat Lensky die Geige niedergelegt. Die anständigen Damen haben sich fast alle zurückgezogen. Maschenka hat sie in die Garderobe begleitet, und ihnen mit Kolja beim Umlegen ihrer Pelze geholfen. Die Meisten waren sehr nett mit ihr; einige haben sie zum Abschied geküßt, einige sogar Nikolaj aufgefordert, ihnen das Schwesterchen zu bringen — aber nicht sehr dringlich.

Ja! wenn die liebe, gute Natalie noch lebte, so wären sie entzückt, diese reizende Mascha bei sich zu sehen, — aber gezwungen zu sein, die unerträglichen Jeljägins mit in den Kauf zu nehmen, das überlegt man sich! ...

Der Troß der Lensky-Schwärmerinnen ist geblieben. Die Jeljägin hat ihre Gäste aufgefordert, sich mit einer Kleinigkeit zu erfrischen. Einige haben sich mit ihr in das Nebenzimmer verfügt, wo kalte Leckerbissen aller Art stehen, appetitlich hergerichtet zwischen Blumensträußen, die von niedlichen farbigen Lämpchen matt durchleuchtet sind; die Andern begnügen sich damit, in den anstoßenden Räumen eine Tasse Thee und ein Bonbon von den Präsentirbrettern der Erfrischungen servirenden Diener zu nehmen.

Die arme alte Jeljägin, deren Manieren mit ihrer Stellung herabgegangen sind, schießt um das Buffet herum wie eine Tolle, fordert alle Leute zum Essen auf und will alle auf einmal bedienen. — Mascha hat versucht, ihr zu helfen und das Unglück gehabt, eine Tasse Thee umzuwerfen, worauf sie zum zehnten Male an diesem Abend gebeten worden ist, „aus dem Wege zu gehen".

Entmuthigt und namenlos unglücklich steht sie zwischen den Gästen, weiß nicht, wohin sie sich wenden soll, als Bärenburg, auf sie zutretend, bemerkt: „Wie blaß Sie aussehen! Es muß schrecklich ermüden, bei solchen Gelegenheiten Haus-Comtesse zu sein, besonders, wenn man die Arbeit nicht gewöhnt ist. Kommen Sie ins Nebenzimmer; es ist kühler dort, und ruhen Sie ein wenig aus!"

Er bietet ihr den Arm und führt sie in den anstoßenden Salon. Mehrere Gäste haben den Weg bereits her gefunden, — es ist nicht unpassend einsam hier, aber doch so einsam, daß die einander sympathischen Paare sich absondern und ungestört, wenn auch nicht unbeachtet, plaudern können.

Auf einem der Sophas sitzen zwei Herren neben einander — ein lebenslustiger, etwas ordinärer französischer Diplomat und ein sehr blonder Oesterreicher. Dieser ist eine Art gesellschaftlicher Berühmtheit; seine Specialität besteht darin, daß er nie das Wort an eine unverheirathete Dame richtet. Er hatte einmal das Unglück, einem Mädchen als Vorwand zu einem Selbstmord zu dienen und leidet seither an einer lobenswerthen Angst, Hoffnungen zu erregen. Er heißt Baron Brix, und er und der Franzose beichten einander gegenseitig ihre Langeweile.

Bärenburg führt Mascha an einen Divan, welcher theilweise hinter einem Miniatur-Bosquet von australischen Farrenkräutern und Palmen verborgen ist.

„Wollen Sie nicht ein Gefrorenes nehmen, es wird Sie erfrischen," sagt er und winkt einem Diener.

Maschenka nimmt ein Eisschälchen, kostet drei Löffel davon und stellt es weg.

„Sie sind entschieden sehr müde," bemerkt Bärenburg mitleidig.

„Es ist mein erster Abend in Gesellschaft," seufzt Mascha, — „ich hatte mich so darauf gefreut, aber, wenn die Gesellschaft immer so langweilig ist wie heute ..." sie seufzt trostlos.

„Große Menschenzusammenrottungen sind allezeit ungemüthlich," gibt er ihr zur Antwort, — „man kann unter dem Troß anfangs nie die Leute finden, die man sucht, und darf sich nicht lange bei ihnen aufhalten, wenn man sie endlich gefunden hat. Bei solchen Routs verbrauche ich zumeist meine ganze Kraft in Bemühungen, keiner Dame auf die Schleppe zu treten und nicht von der Hausfrau ertappt zu werden, wenn ich gähne... Heute freilich ist uns ein exceptioneller Genuß geboten worden ..."

„Sprechen Sie nicht davon," wehrt ihm Mascha; „das Spiel meines Vaters hat Ihnen ja heute doch kein Vergnügen gemacht."

Bärenburg zupft sich am Schnurrbart. „Das Spiel Ihres Vaters ist beinahe zu großartig; es wirkt zu betäubend in einem Salon," murmelt er.

„Ach nein, es ist nicht das," ruft Maschenka; „Sie sollten ihn nur spielen hören, wenn wir ganz allein sind in demselben Salon — o, dann ist's zum Weinen, zum Beten schön; aber heute erkenn' ich ihn gar nicht...." Maschenka unterbricht sich und senkt den Kopf.

Sie thut ihm sehr leid in ihrem gekränkten, kindlichen Stolz. Er fühlt das Bedürfniß, sie irgendwie von ihrer Traurigkeit zu zerstreuen. Ein glänzender Gedanke kommt ihm. „Eh' ich's vergesse," ruft er, „ich wollt' es Ihnen schon früher sagen ... würde Ihnen etwa die Haut des identischen Bären, in dessen Armen Nikolaj damals beinah' den Geist aufgab, Vergnügen machen? Ich besitze sie ..."

„O!" ruft Mascha aufjauchzend wie ein kleines Kind, das, die Thränen noch an den Wangen, bereits nach einem Sonnenstrahl hascht —, „ein unbeschreibliches Vergnügen!" Sie reicht ihm die Hand. Wie er sie galant mit seinen Lippen streift, bemerkt er, daß der Blick des lebenserfahrenen Baron Brix vorwurfsvoll auf ihm ruht. Er läßt die kleine Hand sinken; eine große Verlegenheit übermannt ihn plötzlich, als gerade Anna, im Begriff, zwei sehr schöne und elegante Engländerinnen hinauszubegleiten, durch den Salon geht. Bärenburg steht auf, tritt an die Engländerinnen heran. Mascha wartet, ob er zu ihr zurückkehren wird. Nein, er gibt einer der Engländerinnen den Arm, escortirt sie mit Anna hinaus. Mascha schleicht sich fort. Sie sucht ihren Vater, Kolja — irgend einen Menschen, der wirklich an ihr hängt, der sie lieb hat. Sie blickt durch die Portière ins Rauchzimmer. Der ganze Raum ist voll Qualm; plötzlich hört sie ein Lachen, das sie nicht kennt, rauh, hart, das Lachen eines alten Herrn über einen Witz, den ihm eine Frau erzählt.

Sie späht durch den Rauch. Dort sitzt Lensky auf einem niedrigen Sessel. Jetzt sieht sie ihn genau, sieht ihn, wie sie ihn nie früher gesehen hat. Sein Gesicht ist sehr roth; er lacht in sich hinein und schlägt sich mit einer derben Geste aufs Knie. Er erzählt selber ein lustiges Geschichtchen und drückt dabei einer Dame, die neben ihm sitzt, mit einem unangenehmen Blinzeln die Hand. Wie sie sich alle an ihn drängen!

Mascha wendet sich ab.

Als Nikolaj, welcher den ganzen Abend wie ein Neger gearbeitet hat, um seiner Tante die Honneurs machen zu helfen, von seinen Strapazen ausruhend mit Sonja im Vestibül steht, hört er das leise Rauschen eines seidenen Kleides. Er blickt auf. Dort die Treppen hinan, mit schleppenden Füßchen und tiefgesenktem Kopf, die Hand schwer über die breite Rampe von braunem Eichenholz ziehend, steigt ein kleines, weißes Figürchen.

„Maschenka!" ruft Nikolaj russisch. „Ist Dir etwas?"

„Nein!" antwortet ein winziges, von Trotz und Kummer erdrosseltes Stimmchen.

„Willst Du nicht wenigstens warten, bis der Vater geht?" fragt Kolja.

Die kleine Gestalt zuckt zusammen; ein halb ersticktes Schluchzen ringt sich aus ihrer Brust, dann sagt sie kurz, heftig: „Nein!"

Eine halbe Stunde später ist Alles still — die letzten Gäste haben sich verloren — die Bedienten löschen die Kerzen aus. —

XIII.

„Wo ist denn Mascha?" fragte Lensky, da ihm Nikolaj vor dem Weggehen in seinen Oberrock hineinhalf.

„Sie hat sich zu Bett gelegt; willst Du noch zu ihr hinaufgehen?"

„Nein, es ist zu spät," sagte Lensky stirnrunzelnd, und setzte hinzu: „Machst Du Dir nichts daraus, zu Fuß zu gehen, Kolja? Mich lockt ein Spaziergang. Bei Tage komm' ich nie dazu; jeder Gassenbub' läuft mir nach; das ist mir lästig."

Es war Nikolaj selber angenehm, nach der überstandenen ungesunden Schwüle, etwas frische Luft athmen zu können. Sie nahmen den Weg in der Richtung nach den Champs Elysées; stumm wanderten sie neben einander.

Lensky befand sich in gehobener Stimmung. Den Kopf etwas zurückgeworfen, den Oberrock offen, schritt er mit schlenkernden Armen neben seinem Sohne hin. Unweit des Hôtels Jeljägin begegneten ihnen zwei verspätete Nachtwandler. Diese zuckten bei dem Anblick des Virtuosen zusammen. „Ah, Lensky!" riefen sie und blieben stehen. Als sie Lensky lächelnd anblinzelte, zogen sie Beide die Hüte, trotzdem sie ihn persönlich nicht kannten, als ob er ein gekröntes Haupt gewesen wäre.

Lensky dankte höflich, gnädig. „Es ist zu dumm," bemerkte er im Weiterschreiten, „nicht einmal um zwei Uhr Morgens kann man über die Straße gehen, ohne erkannt zu werden. Ich glaube, Bismarck und ich mögen wohl die beiden bekanntesten Gesichter in Europa sein."

Kaum hatte er das Wort ausgesprochen, so fühlte er, wie lächerlich es war; er ärgerte sich darüber, und wie immer nach seinen großen oder kleinen Triumphen, kam ihm nun, da der momentane Rausch sich zu verflüchtigen begann, ein beklemmendes, erdrückendes, geradezu demüthigendes Gefühl.

In der verkleinernden Perspective der geraden, breiten Straße erhob sich, mit verwischten und nur spärlich von ein paar roth flimmernden Lichtern umflackerten grau violetten Umrissen, der Arc de Triomphe wie ein ungeheures Gespenst todten Ruhms.

Zwischen zwei Reihen von weit auseinander liegenden, leuchtenden gelben Punkten schritten Lensky und sein Sohn auf das Denkmal zu. Es wurde immer größer, immer deutlicher. Der ungeheure Triumphbogen sah auf die kleinen Menschen mit der Ironie herab, welche dauerhafte todte Dinge den Lebenden entgegenbringen, mit der Verachtung, mit welcher eine große Vergangenheit auf eine unbedeutende Gegenwart niedersieht. „Was für ein Wurm bist Du!" schien es Lensky entgegenzurufen, „und wagst es, das Haupt zu erheben vor mir, der ich dastehe, die Menschen an den größten Ruhm zu erinnern, der je zu Grunde gegangen ist!"

Lensky senkte den Kopf — Nikolaj hatte heute kein Verständniß für die geisterhafte Sprache des Triumphbogens, oder ließ sich auch nicht anfechten davon. Er war noch nicht ehrgeizig; was kümmerte ihn der Ruhm; er strebte nicht darnach — nach Glück strebte er.

Der Ruhm ist wie der Ocean, dessen Gewässer unsern Durst nie stillen, nein, im Gegentheil reizen, je mehr wir davon genießen — das Glück ist nur ein bescheidener Quell, der versteckt und unbekannt im duftigen Waldschatten aus dem Felsen rieselt. Oft muß man sich bis zur Erde hinabneigen, um zu ihm zu gelangen — dann aber, wie köstlich, wie neu belebend ist dieses frische, klare Wasser!

Und während sein Vater unter der Last einer mit jedem Schritt mächtiger anwachsenden Melancholie die Schultern krümmte, hielt Nikolaj den Kopf hoch in der Luft, und sah furchtlos zu dem Himmel hinauf, der ihm als etwas ganz Vertrautes, Nahes erschien.

Anfangs war Lensky sehr rasch gegangen, jetzt schleppte er bereits den Schritt. Sein ganzes Empfinden war von einem ungeheuern Ekel erfüllt. Es war gewöhnlich bei ihm der Fall nach einer Orgie von weiblichen Huldigungen, wie er sie heute gefeiert. Er fühlte etwas häßlich Faules, Schmutziges an sich, das er nicht abstreifen konnte.

Mit einem Male blieb er stehen. Nikolaj sah zu ihm nieder — er erschrak über den gequälten Ausdruck in dem blassen Gesicht des Künstlers.

„Ist Dir nicht wohl, Vater?" fragte er, ihn am Arme nehmend, in der Angst, ein neuer Schwindelanfall hätte ihn überkommen.

„Nein, nein, mir ist nichts," erwiderte Lensky — „wie weit haben wir noch ins Westminster — ich finde mich nicht zurecht."

„Ein paar Schritte."

Sie hatten das Ende der Champs Elysée's erreicht; die Place de la Concorde lag vor ihnen. „Bleib' ein bischen," meint Lensky. „Setz' Dich auf die Bank — nein, nicht auf die neben der Laterne, hierher in den Schatten — und plaudern wir, d. h. wenn Du nicht schläfrig bist."

„Ich — bewahre, Vater," erwiderte Nikolaj, „aber Du — bedenke, morgen um 11 Uhr willst Du abreisen. Du solltest Dich ausruhen."

„Nein, ich kann morgen in der Eisenbahn schlafen — setz' Dich — mir graut vor dem Hôtel."

Nikolaj willfahrte dem Vater; er errieth sein Gefühl. Er hatte einmal gehört, daß Lord Byron in seiner wüstesten, venezianischen Lebensperiode sich

zuweilen Abends aus dem Palazzo Mocenigo herausgeschlichen und die Nacht einsam in einer Gondel unter freiem Himmel auf den Lagunen verbracht habe.

Sie schwiegen Beide. Rings um sie herum herrschte die Stille, in welcher sich große Städte in den frühen Morgenstunden ausruhen. Hier und da in weiten Zwischenräumen glänzte eine Laterne, beleuchtete die Bäume von unten hinauf so, daß ihr unterer Theil in allen seinen Aesten wie versilbert erschien, während der obere tiefschwarz in einer Wirrniß von phantastisch verzerrtem Gezweig emporstarrte. Am Himmel glänzte der Mond aus einer kleinen Insel grünlichblauer Luft, die mit regenbogenfarbigen Wolkenrändern umgeben war. Die Wolken wichen immer mehr von dem Blau zurück. Und in das große friedliche Nachtschweigen hinein tönte klagend und tröstend das Schluchzen des Stroms, des großen Vertrauten der Verzweiflung und des Elends. . . .

Ein Weilchen waren sie beide stumm, dann begann Lensky: „Nun ich gerade d'ran denke, was ist's denn eigentlich mit der überspannten Musikschwärmerin, die damals im Eden ohnmächtig geworden? Mascha erzählte mir von ihr. Ich dachte, daß sie für den Abend eingeladen werden sollte bei Barbe?"

„Sie war eingeladen," erwidert Nikolaj.

„So!" murmelt Lensky, „und da hat sie's nicht der Mühe werth gefunden, zu kommen?"

„Sie ist unwohl geworden."

„Ausrede!" ruft Lensky. Nach einer Weile beginnt er von Neuem: „Es war mir verdrießlich, daß sie nicht kam; ich fragte nach ihr. Mascha ist ganz verliebt in sie. Wie heißt sie?"

„Fräulein von Sankjèwitsch."

„Sankjèwitsch . . . Sankjèwitsch? . . . ist sie eine Polin?" fragt Lensky.

„Nein, ihr Vater war ein Südslawe; ihre Mutter stammt aus einer böhmischen Familie."

„So, hm! Du hast sie öfters gesehen?" er richtet die Augen forschend auf Nikolaj.

„Ja."

„Und bist Du auch so entzückt von ihr, wie unser kleiner Brausekopf?"

„Ich finde sie sehr reizend," murmelt Nikolaj leise, mit etwas umflorter Stimme.

„In welchem Ton Du das sagst!" Lensky legt ihm die Hand auf den Arm. „Du hast Dich verliebt, ah?"

Nikolaj bleibt stumm.

Lensky lacht. „Hm! . . hm! 's ist ja das erste Mal, daß ich Dich auf einer ernstlichen Schwärmerei ertappt hab'. Sag'" — Nikolaj aufs Knie schlagend — „jetzt solltest Du darüber bereits im Klaren sein. Hast Du Aussichten?"

„Was meinst Du?" fragt Nikolaj mit schwerer Zunge, heiser.

„Genau, was ich sage!"

Nikolaj fühlt in diesem Moment beinah' eine Art Abscheu vor seinem Vater.

„Du mußt nicht wissen, von wem Du sprichst" sagte er eisig — „es handelt sich um ein junges Mädchen aus sehr gutem Haus."

„Ich weiß genau, von wem ich spreche," erwidert Lensky, durch die Zurechtweisung seines Sohnes gereizt. „Es handelt sich um eine junge Künstlerin, die,

von ihrer Familie losgetrennt, ihre eigenen Wege geht. Von solch' begabtem Ausnahmsgeschöpf kann ich unmöglich erwarten, daß es sich von denselben Vorurtheilen einengen lassen sollte, wie das erste beste Gänschen."

Das Blut ist Nikolaj in die Wangen gestiegen; noch nie ist es ihm eingefallen, daß die unschuldig unabhängige Stellung, welche sich Nita gemacht hat, zu derlei Mißdeutungen Anlaß geben könnte. „Ich wäre verzweifelt, wenn ich dächte, daß sie sich über diese Vorurtheile erhaben dünkte," ruft er.

„Lächerlich!" entgegnet der Alte unwirsch, dann den Sohn unsicher von der Seite ansehend: „Hm! Du scheinst Dir's ja sehr zu Herzen genommen zu haben! Wenn Du die Ansichten ins Leben mitbringen willst, so gratuliere ich Dir — Du wirst viel zu leiden haben. Aber ich thue Niemandem gern weh. Wenn ich gewußt hätte, daß Du ... ich hätte geschwiegen. Ich will Dir Deine Illusionen nicht nehmen — man soll Keinem seine Illusionen nehmen. Unter Umständen finde ich es ebenso häßlich, Illusionen zu zerstören, wie Singvögel todt zu schießen. Im Grunde ist die Illusion ja doch immerhin dasjenige, was uns zwingt, aufrecht zu gehen, den Kopf in der Luft zu tragen. Du lieber Himmel, was wären denn die Menschen ohne Illusionen; auf allen Vieren würden sie kriechen. Ich bin nicht mehr weit davon. Aber reden wir nicht von mir; es ist besser, — von Dir wollen wir reden. Schwärm' Du nur ruhig ins Blaue, wenn's Dir Vergnügen macht. Ich beneide Dir die Fähigkeit."

„Ich habe nicht die geringste Absicht, ins Blaue zu schwärmen," erwidert Nikolaj ruhig, dabei noch immer etwas steif und kalt — „ich habe ein sehr bestimmtes Ziel vor mir."

„Du willst heirathen?" fährt Lensky auf.

„Ja," sagt Nikolaj kurz.

„Heirathen in Deinem Alter! Verzeih' mir, aber für so unpraktisch hätte ich nicht einmal Dich gehalten." Lensky verstummte brütend.

Eine ungemüthliche Pause folgt; Nikolaj räuspert sich zweimal: „Vater!" beginnt er endlich mit zitternder Stimme, „und wenn Du zurückblickst auf Dein ganzes, jetzt schon langes Leben, was war schöner darin, als die ersten Jahre Deiner Ehe?"

Lensky's Gesicht zuckt von einer peinlichen, kaum zu bewältigenden Bewegung; er athmet mühsam. Dann murmelt er bitter: „Du wärst ein schlechter Chirurg, Kolja; Du hast eine schwere Hand, — eine sehr schwere Hand. Es thut weh! ..."

Nikolaj erschrickt. Er möchte seine täppische Unzartheit gerne wieder gut machen, dem Vater etwas Liebevolles, Herzliches sagen, — es fällt ihm nichts ein.

Da wendet sich Lensky plötzlich nach ihm um und ruft: „Wenn Du wirklich einem Mädchen begegnet sein solltest, wie's Deine Mutter war, und sie nimmt Dich — nun dann halte sie fest in Deinen Armen und trenne Dich nie mehr von ihr, trage sie über jeden Stein, an dem sie sich das Füßchen wund stoßen, hüte sie vor jedem zu heißen Sonnenstrahl, vor jedem zu kalten Windhauch, der ihr weh thun könnte, und kniee alle Abend vor ihr nieder, und dank' ihr für das Glück, das sie Dir gibt! — Aber ich glaub's nicht, daß Du sie findest — sie ist nicht zu finden!"

„Es thut mir sehr leid, daß Du Fräulein von Sankjèwitsch nicht kennen gelernt hast, Vater!“ beginnt Nikolaj in verändertem, wärmerem Ton.

„Mir auch,“ versetzt Lensky kurz. „Wie sieht sie aus? — eine Schönheit natürlich, das heißt, Du hältst sie dafür.“

„Nein, Vater, keine Schönheit, — aber so reizend, so lieblich ...“

„Hm! und ihr Wesen? ... wenn eine Dame aus der „Welt“ sich auf den Parnaß verirrt, treibt sie's gewöhnlich besonders genial. Ist sie stark Künstlerin?“ fragt Lensky, sich eine Cigarette ansteckend.

„Ein ... nun ja, ein wenig ... nicht sehr — aber ein wenig —“ gibt Nikolaj zu, „und nur in der besten Bedeutung des Wortes. Wenn Du sie kennen lernst, wirst Du ebenso entzückt von ihr sein wie ich!“

„So! — hm! Das wäre doch ein bischen stark,“ meint Lensky; seine Stimme klingt diesmal bedeutend wohlwollender, und er zupft den jungen Menschen am Ohr. —

„Ich bin davon überzeugt,“ behauptet Nikolaj kühn; „Du hast ja noch nie ein solches Mädchen gesehen, so voll Anmuth in jeder Bewegung, und doch mit einer so interessanten Herbigkeit in der Anmuth, eigenartig, voll Spontaneität, kein Schatten von Appretur, manchmal bis zur Ausgelassenheit heiter, voll drolliger, scharfsinniger Einfälle — dann wieder einsilbig wie ein Trappist, geradezu finster und verschlossen, einen Moment abweisend, fast bis zur Ungezogenheit, dann gleich darauf so treuherzig gut, so echt weiblich zart und mitleidig — unbesonnen in ihren Aeußerungen — fabelhaft unvorsichtig, aber immer graziös und immer geistreich — Alles gegen einen Hintergrund von unheilbarer Schwermuth, kurz, entzückend und mit Nichts auf dieser Welt zu vergleichen!“

„Es hat noch nie etwas Aehnliches gegeben,“ versichert Lensky ernsthaft, und setzt hinzu; „schau', schau', wie Du aufthau'st — Du wirst ganz lebendig, Träumer.“ Er schweigt ein Weilchen, dann beginnt er von Neuem: „Lebt sie gesellig?“

„Nein, sie sieht so wenig Menschen als möglich.“

„Ah!“ ruft Lensky mit dem triumphirenden Ausdruck eines Jägers, der endlich die Spur gefunden hat, die er bereits lange gesucht.

„Sie geht nicht in die Welt, weil ihr die conventionelle Geselligkeit zu langweilig ist, zu unbedeutend,“ versichert Nikolaj hastig.

„Das sagen sie alle,“ erwidert Lensky kopfschüttelnd; dann, nach einer Pause, setzt er hinzu: „Mein liebes Kind, so lange ich dachte, daß es sich bei Dir um irgend eine vorübergehende Schwärmerei handle, war ich völlig bereit, Dir die Zügel schießen zu lassen. Wo aber etwas so Wichtiges wie Deine Verheirathung auf dem Spiele steht, muß ich Dich ernstlich bitten, auf Deiner Hut zu sein, Dir die Sache etwas näher zu betrachten.“

„Aber Vater!“ ruft Nikolaj entsetzt. „Alles, was ich Dir gesagt habe, sollte Dir doch beweisen...“

„Es beweist mir, daß Du in hohem Grade verliebt bist,“ sagt Lensky gutmüthig — „im Uebrigen,“ — der alte Künstler schüttelt nachdenklich mit dem Kopf — „im Uebrigen deutet es auf allerhand, das Du übersehen hast.“

Noch einmal will Nikolaj dem Vater in die Rede fallen; ohne es zu beachten, fährt dieser fort:

„Nach Allem, was Du sagst, ist sie erstens viel zu interessant, viel zu anziehend für ein Mädchen aus guter Familie, das mit einer x-beliebigen Duenna allein lebt. Und dann, woher kommt die räthselhafte Ungleichheit in ihrer Laune, die unheilbare Schwermuth, die den Grundton ihres Wesens ausmacht? Erkundige Dich, Kolja. Wenn Du irgend einer unglücklichen Liebe, einer traurigen Enttäuschung auf die Spur kommst, dann will ich mich zufrieden geben, dann ist Alles in Ordnung. Wenn Du aber Nichts entdeckst ... dann ... dann sei vorsichtig. Auf die Gefahr hin, vollständig bei Dir aus der Gnade zu fallen, möchte ich darauf wetten, daß sie heimlich irgend eine furchtbare Erschütterung durchgemacht, — mit einem Wort, daß sie eine Vergangenheit hat."

„Es ist nicht möglich!" ruft Nikolaj.

„Sei nicht so heftig," entgegnet ihm Lensky; „Du wärest nicht der erste junge Mensch, der das behauptet hätte. Uebrigens will ich ja den Stab nicht über sie brechen — es sind nicht die Fehlerlosesten, die die Besten sind. Die menschliche Natur ist einmal nicht anders! Es thäte mir nur selbstverständlich sehr leid, wenn Du trotz eines so häßlichen Nebenumstandes bei Deinem Vorsatz verharren wolltest..."

„Du brauchst nichts zu fürchten, Vater," ruft Nikolaj herb; „ich würde mich nie entschließen, ein entehrtes, ein entheiligtes Mädchen zu heirathen, lieber brächte ich mich um."

„Das sind große Worte," sagt Lensky.

„Es sind Worte, die meine Ueberzeugung aussprechen," gibt ihm Nikolaj zurück; „ich hätte mich freilich nie hinreißen lassen sollen, von meinem Gefühl mit Dir zu reden. Du siehst Alles in demselben Licht..."

„Im Licht meiner Erfahrung, Kolja, im Licht der Wahrheit," sagt Lensky; „ich kann nichts dafür, daß die Welt so ist, wie sie ist, — dafür mußt Du den Schöpfer verantwortlich machen, nicht mich. Der Sumpf ist nun einmal die Grundlage der Welt, die Grundlage unserer ganzen Existenz ist — Sumpf und nichts als Sumpf!"

„Sprich nicht so trostlos, Vater; ich kann's gar nicht aushalten," ruft Nikolaj fast flehend. „Es gibt ja so viel Schönes überall, auch in Deinem Leben! Denk' an Deine Kunst!"

„An meine Kunst?..." ruft Lensky, „an meine Kunst!" wiederholt er mit unbeschreiblich bitterer Betonung; „glaubst denn Du, daß ich nicht weiß, wie es damit beschaffen ist? — Eine Kunst, deren höchste Errungenschaft darin besteht, ein paar überspannte Weiber um das miserable Restchen Anstandsgefühl zu bringen, das sie allenfalls sonst noch gehabt hätten. Nein, die Wirkung, die meine Kunst, — was davon übrig ist — auf die Menschheit ausübt, die ist nicht darnach angethan, mir meinen verlornen Idealismus wiederzugeben. Mir ist leid, Dir weh gethan zu haben; den letzten Abend hätten wir gemüthlicher miteinander verbringen sollen. Es verdrießt mich, sie nicht kennen gelernt zu haben, — wenn ich sie gesehen hätte, würde ich Dir genau haben sagen können, ob das eine Frau für Dich ist oder nicht."

Nikolaj ist es die ganze Zeit, als säße ihm ein kaltes, schlüpfriges Ungeheuer auf der Brust, das er nicht abschütteln kann.

„Und sollte es Dir in Deinem ganzen Leben nicht einmal vorgekommen sein, Dich in einer Frau geirrt, ihre Tugend zu niedrig angeschlagen zu haben?" fragt er etwas scharf.

Lensky blickt nachdenklich vor sich hin. Plötzlich zuckt er zusammen, dann sich erhebend, sagt er mit dem Ton eines Menschen, der ein unnützes und peinliches Gespräch abbrechen möchte: „Mir wird kalt, Kolja, komm' nach Haus. Wozu leeres Stroh dreschen!"

Er macht ein paar Schritte; dann Kolja ins Gesicht blickend, bleibt er stehen. „Gott im Himmel, wie traurig Du aussiehst," ruft er; „das kann ich nicht ertragen; schlag' Dir Alles aus dem Kopf, was ich gesagt habe, Alles. Ich irre mich ja mitunter; nehmen wir an, daß ich mich irre, und daß ich eine ganz falsche Weltanschauung habe. Die Rosen stehen nicht mit ihren Wurzeln in der Erde, — sie fallen aus dem Himmel, die Engel werfen sie uns zu! Glaub' Alles, was Du willst; aber mach' nur ein lustiges Gesicht zum Abschied!"

Er legt seine schwere, warme Hand dem jungen Menschen auf die Schulter; seine Stimme klingt heiser und gebrochen, während er fortfährt: „Ja, ja, wir wollen annehmen, daß ich mich geirrt habe, daß Dir etwas Schönes bevorsteht. — Siehst Du, von den drei Dingen, die mir am liebsten waren, hab' ich zwei zu Grunde gerichtet, — Deine Mutter und meine Begabung, — meine Kinder sind übrig geblieben, die will ich glücklich sehen!" —

XIV.

Der Sonnenstrahl, welcher Mascha alle Morgen weckt, liegt längst breit und voll auf dem Teppich in ihrem Schlafzimmerchen, kriecht liebkosend an ihr Kopfkissen heran, streift ihre runde, weiße Wange. — —

Im Hause unten tönt das Geklirr des Porzellans, das die Diener abnehmen und in die Kästen zurückräumen — das Zurechtrücken der aus ihren gewohnten Plätzen geschobenen Möbel, das aufgeregte Herumcommandiren der Jeljägin. Maschenka aber schläft fest und süß, wie ein sehr junges Menschenkind, das sich nach einer Krankheit oder einem großen Kummer gesund schläft.

Da klopft's an ihre Thüre, erst leise, dann lauter. „Maschenka! ... mein Täubchen, ich bin's ..." ruft eine liebe, bekannte Stimme. Sie hört nicht. Sachte drückt Lensky die Klinke nieder, zögert einen Augenblick an der Schwelle...

Es ist das erste Mal seit ihrer Kindheit, daß er das Zimmer seiner Tochter betritt — ihm ist's, als trete er in eine Kirche. Mit beklommener Zärtlichkeit blickt er um sich, sieht einen hellen, luftigen Raum, die Wände mit einem Seidenstoff bespannt, über dessen weiß in blau gestreiften Grund sich launige Blumengewinde ziehen; sieht hier und da ein Pastellbild in ovalem Rahmen mit einer langen Seidenschnur an die Wand befestigt, Sessel mit magern, weißgoldenen Gestellen und mit Ueberzügen aus vergilbter Tapisserie von Aubusson, weiß angestrichene Commoden mit allerhand goldenen Streifchen und Blumenarabesken verziert, ein Schreibtischchen mit sehr geraden Spindelfüßen, einen winzigen Glasschrank mit hübschen Nippsächelchen, rührenden Spielereien, Erinnerungen an irgend einen Kindercotillon oder eine Geburtstagslotterie zwischen mancherlei kuriosem Krimskrams von wirklichem künstlerischen Werth,

den bekannten russischen Bilderschrein, ein schmales Bettchen, züchtig von weißen Schleiern umhüllt, Alles von dem weißlich-blauen Wintersonnenschein erhellt, der durch die gestickten Mousselinvorhänge zweier großer pariser Fenster dringt, — ja, das ist das Zimmer Mascha's.

Die aus dem Schluß des vorigen Jahrhunderts herübergeholte Einrichtung hat jenen keuschen, vornehmste Grazie mit schlichtester Einfachheit verbindenden Stil, den man heutzutage den Stil Louis-Seize nennt, und der, wie für ein junges Mädchen erfunden, dennoch ursprünglich von den Boudoirs der Du Barry ausgegangen ist.

Für wen auch diese Zimmereinrichtung, welche der ehemalige Besitzer des Hôtels einmal en bloc im Hôtel Drouot erstanden hat, ursprünglich verfertigt worden sein mag, jedenfalls bildet sie jetzt für Maschenka's kleine Persönlichkeit die kleidsamste Umrahmung. Durch Lensky's Seele gleitet die Erinnerung an dasselbe altmodische Rondo von Mozart, das sie gestern gespielt hat.

Er nähert sich dem weißen Bettchen — da liegt sie so unschuldig, so friedlich schlafend. Ein rührend trauriger Ausdruck umschwebt ihre leicht geschwollenen Augenlider, ihre rothen Lippen. Wie lang und dicht die schwarzen Wimpern auf ihren Wangen ruhen! Ihr dunkles Haar bauscht ihr um die Schläfen. Die gelblich-weiße, bis unter das Kinn heraufgezogene Flanelldecke schmiegt sich eng und weich an die Umrisse ihrer schlanken, jungen Glieder. Die ganze Gestalt ist von einem unbeschreiblichen Hauch zarter, mädchenhafter Züchtigkeit umschwebt.

Er hat seinen Pelz und seine Reisemütze unten gelassen, um ihr die Kälte nicht hereinzubringen. „Maschenka ... Langschläferin ... Faulpelzchen!“ ruft er neckend, und fährt ihr mit der Hand über die Wange.

„Ach!“ mit dem kurzen, weichen Schrei eines aus dem Schlaf aufgeschreckten Vögelchens fährt sie auf — — „Du, Papa!“

„Ja, ich, — wer denn sonst?“ erwidert er lächelnd; „ich habe zweimal an Deine Thüre geklopft, ohne Antwort zu bekommen. Wenn man so fest schläft wie Du, meine kleine Hexe, so sollte man doch seine Thür zuriegeln!“

„Ach, ich fürchte mich vor keinen Dieben,“ sagt Maschenka, indem sie sich schlaftrunken die Augen reibt; „höchstens vor Gespenstern, und die kriechen durchs Schlüsselloch.“ Sie lacht, und er streichelt ihre Wange und lacht auch.

„Kindskopf,“ murmelt er.

„Wie lieb, wie schön, daß Du noch gekommen bist,“ jubelt sie zärtlich und drückt ihre Lippen an seine Hand.

„Und glaubtest Du denn etwa, daß ich fortgefahren wäre, ohne Abschied von Dir zu nehmen?“ fragt er.

Sie zieht die Brauen ein wenig zusammen und wendet das Köpfchen von ihm ab — „ach, ich wußte nicht,“ murmelt sie — „wie sollt' ich auch — ich wußte gestern nicht mehr, ob Du mich überhaupt noch lieb hättest; Du warest so sehr beschäftigt mit all' diesen zudringlichen Frauenzimmern, die Dich umschwärmten. Ach, Papa, wie kannst Du Dich mit diesem Gesindel nur abgeben? ...“

„Das geht Dich gar nichts an,“ sagt er, sie fast barsch anfahrend, indem

er auch diesmal, einer alten Gewohnheit gemäß, seine Verlegenheit hinter trotzigem Eigensinn birgt.

Der Sonnenstrahl ist jetzt zu dem Kissen Maschenka's emporgestiegen; er küßt ihre weiße Stirn und verflicht sich goldig schimmernd mit ihrem dunkelbraunen Haar, erhellt deutlich jede Spur, welche die große, mühsam verwundene Traurigkeit der verflossenen Nacht in dem kleinen Kindergesichtchen zurückgelassen hat, und als Maschenka, vor der Rauheit des Vaters erschreckend, ängstlich und verschüchtert zusammenzuckt, überkommt ihn die lebhafteste Besorgniß. „Wie blaß Du bist, mein Engel, fehlt Dir etwas?"

„Nein, Papa — nein ... nur ... ich war rasend unglücklich gestern. Und dann ... dann hab' ich in der Nacht so häßlich geträumt."

„Was denn?"

„Es war schwül ... und ich wurde von gräßlichen Ungeheuern verfolgt, und als ich Dich rief, da machtest Du Dir mit ... mit anderen fremden Menschen zu schaffen, und sahst Dich gar nicht um — und in meiner Todesangst rief ich nach der Mutter — im Traum hatt' ich vergessen, daß sie todt ist — und da wachte ich auf!"

„Mein armes Täubchen — mein armes, verwaistes Täubchen!" murmelt er. Er hat sich einen der spindelbeinigen Louis-Seize Fauteuils knapp an ihr Bettchen herangezogen und streichelt ihre kleine Hand. Es ist eine reizende Hand, aber durchaus verschieden von der schlanken Aristokratenhand, die Nikolaj von seiner Mutter geerbt hat. Maschenka's Hand ist eher etwas kurz und breit, ganz der Hand Lensky's ähnlich, nur in Miniatur, und nicht roth und geschwollen, sondern weiß und weich, mit bezaubernden Grübchen und rosenrothen Fingerspitzen. „Armes Täubchen!" wiederholt er. „Ja, wer Dir die Mutter ersetzen könnte — das war ein schrecklicher Verlust für Dich. Es hat keine zweite Mutter gegeben wie die ..."

Ein Weilchen schweigen sie Beide, dann fragt Mascha: „Wie lange bleibst Du fort?"

„Im Juni komm' ich nach Paris zurück."

„Dann ... dann wirst Du wohl wieder zwei Tage unendlich lieb mit mir sein ... und mich nachher doch wieder allein lassen?"

„Nein, nein, dann geb' ich das Herumzigeunern auf, Mascha. 's ist das letzte Mal — 's ist nur, um Dir eine fürstliche Mitgift zu erwerben, daß ich noch in der Welt herumziehe."

„Vater, wenn Du wüßtest, wie gern ich auf Deinen Reichthum verzichten wollte!" sagt sie sehr leise.

Er lacht etwas gezwungen. „Nein — nein — Du mußt reich sein; es könnte Deiner Versorgung im Wege stehen, — für diesmal muß schon Alles so bleiben, mach' mir das Herz nicht schwer ... denn glaube mir nur, daß ich mich sehr nach einem ruhigen, gemüthlichen Heim sehne ... daß mir's weh thut, mich von Dir zu trennen. Bist mir schrecklich ins Herz hineingewachsen, Du trotziges, zärtliches Krausköpfchen, Du! — Aber wie lang wirst Du mir denn bleiben, mein kleines weißes Lamm? Wer weiß — wenn ich zurückkehre, werd' ich eine verträumte, sentimentale Mascha wiederfinden — die einen ganz Andren.."

„Papa! Du verspätest Dich,“ ruft jetzt Nikolaj von unten.

„Ist es Zeit?“

„Die höchste Zeit — Du versäumst den Zug.“

„Adieu, Väterchen!“

Er beugt sich über sie — sie schlingt beide Arme um seinen Hals, küßt ihn heftig schluchzend. „Leb' wohl!“

„Mein Herz, meine Seele!“ murmelt er — „schreib mir recht, recht oft…“

Er hat sie wieder und immer wieder geküßt — endlich hat er sich von ihr getrennt. An der Thür wendet er sich noch einmal nach ihr um, sieht sie in ihrem schneeweißen Bettchen mit ihrem zärtlichen, thränenüberströmten Gesicht, mit ihrem sonnengeküßten Haar, athmet noch einmal die herbe, leicht mit Veilchen gewürzte Atmosphäre des lichtdurchflutheten Zimmerchens. Einen Eindruck von kindlicher Unberührtheit, heiliger Keuschheit mit sich im Herzen forttragend, tritt er hinaus.

Drittes Buch.

I.

Es war gegen Mitternacht . . . Der Aufruhr, welcher in jeder Großstadt ihrem endgültigen, kurzen Ausruhen vorangeht, dröhnte durch die Straßen. Von allen Seiten strömte das Publicum aus den Theatern, in Equipagen, in Fiakern oder zu Fuß. Karl Bärenburg, der gerade aus den variétés kam, wo er drei englische Damen chaperonnirt hatte, ging zu Fuß. Das Stück hatte, ihn kalt gelassen, und die drei Engländerinnen hatten ihn — gelangweilt. Die anmuthigen Nichtsnutzigkeiten der Judic kannte er bereits auswendig, und was seine Engländerinnen anlangte . . . nun, er war nicht dazu aufgelegt, sich an dem prüden Entsetzen von drei Damen zu ergötzen, die bei jedem schlechten Witz eine steifere Haltung anzunehmen für nöthig fanden, nachdem sie ihn doch geradezu gezwungen, sie in ein Boulevardtheater zu führen, und dies gegen seine ausdrückliche Warnung. Er befand sich eben in undankbarer Gemüthsstimmung. Ein Anderer wäre an seiner Stelle nicht so krittlich gewesen. Lady Emily Anthropos war eine sehr liebenswürdige alte Dame — trotz ihrer Neugier auf Boulevardtheater und trotz ihrer nachträglichen Prüderien, und von ihren beiden Töchtern war die jüngere sehr hübsch, die ältere eine anerkannte Schönheit, eine der herrlichsten Erscheinungen, die sich ein Maler oder Bildhauer zu sehen nur wünschen konnte. Aber Karl Bärenburg war weder ein Maler noch ein Bildhauer. Es hatte freilich früher einmal eine Zeit gegeben, in der er trotzdem zu Sylvia Anthropos begeistertsten Verehrern gehört, in der er sich jeder Lebensgefahr ausgesetzt hätte, um sich z. B. einen Cotillon mit ihr zu erobern — eine Zeit, in der er auf den Knien einen abgenutzten Ballhandschuh, eine zerknitterte Schleife oder tanzmüde, welkende Blume von ihr erbettelt, um schließlich mit recht schwerem Herzen den ihm von ihr gespendeten Korb nach Hause zu tragen. Aber das war lange her — volle drei Jahre, und in dem Leben eines jungen Diplomaten ist das eine Ewigkeit.

Sie hatte heute im Theater ihr Möglichstes gethan, ihn für ihre ehemaligen

abweisenden Unliebenswürdigkeiten zu entschädigen; aber der Zauber, den sie auf ihn geübt, war verglommen. Heute nannte er ihre Schönheit kalt und ihre Coquetterie . . . nun, das Wort war entschieden zu hart — aber Karl Bärenburg war auch recht gereizt und verdrießlich — ihre Coquetterie nannte er „zudringlich“.

Und dennoch . . . dennoch überlegte er, während er allein über die Boulevards seiner Garçonwohnung in der Avenue de Messine zuschlenderte, alles Mögliche.

Wenn er ihr heute seine ehemals zurückgewiesene Hand bieten wollte — nun, dann würde ihre Antwort entschieden anders lauten als damals vor drei Jahren. Im Princip war er entschlossen, zu heirathen, bald zu heirathen — er wurde von allen Seiten gedrängt, zu heirathen. Was konnte er Besseres wünschen, als Sylvia Anthropos? Sie war schön, vermögend, aus sehr guter Familie, sie würde die Repräsentation vortrefflich verstehen, und mehr als alles Andere, sie war klug, praktisch und besaß die Willenskraft, an der es ihm gänzlich gebrach. Sie würde die Verantwortung für seine Existenz auf sich nehmen, für ihn denken, für ihn handeln, für ihn Entschlüsse fassen, so zu sagen alle schwere moralische Arbeit für ihn leisten. Von jeher hatte er sich eine Frau gewünscht, die das Steuer seines Lebensschiffleins für ihn hätte führen mögen. Sie war wie für ihn geschaffen.

Warum zögerte er noch? Er sagte sich's mehr als einmal, während er, die Regalia zwischen den Zähnen, den Biberkragen seines mit Sealskin gefütterten Pelzes bequem über die Ohren hinaufgeschlagen, die von Menschen wimmelnden Trottoirs entlangschritt.

Mascha taucht vor ihm auf, ihr liebliches Kindergesicht, ihre wundervollen Augen. Er sieht sie mit diesen großen Augen zornig ihre fischblütige Cousine anblitzen, sieht sie mit dem Füßchen stampfen, die kleinen Fäuste ballen; er lächelt; er sieht sie, wie sie beschämt und reuig ihre beiden Arme nach ihrem Vater ausstreckt und sich auf die Fußspitzen stellt, um ihn zu küßen. Ihm wird heiß und kalt. Er fährt sich mit der Hand über die Augen, als wolle er sich einen Traum herausreiben. Beobachtend blickt er nach rechts und links, will sich zerstreuen. Funkelndes Licht überall, kaltes, grelles Licht — funkelnde Laternen längs des Trottoirs — funkelndes Gas hinter den großen Spiegelscheiben in allen Häusern, vom Erdgeschoß bis zum zweiten, dritten Stockwerk hinauf — funkelnde Sterne in einem hohen schwarzblauen Himmel, über den seltsam geformte Wolken, von kaltem Wind getrieben, wie formlose Ungeheuer über die Sterne hinziehen. Die Luft ist kalt. Warum sehnt er sich plötzlich nach einem dicht verhangenen, gemüthlich ausgepolsterten Raume, in dem man Sterne und Gaslaternen vergißt, und bis zu dem die wilde Sturmmusik, durch Vorhänge und Fensterläden gedämpft, nur wie das melodische Wiegenlied seines warmgeborgenen Glücks hereindringt — nach einem bequemen Lehnstuhl neben einem Kamin, in dem ein lustiges Holzfeuer flackert nach . . . nach.

Und wieder sieht er Mascha. Er sieht ihr reizendes Figürchen auf dem Piedestal eines gelben Atlastabourets, ihre blendenden Schultern von dem milden Wachskerzenschimmer des Kronleuchters überstrahlt. „Papa — Kolja! Glaubt

ihr, daß sich Jemand in mich verlieben könnte?" — Ihr warmes, volles Kinderstimmchen summt ihm um die Ohren, und dann . . . dann sieht er sie von ihrem Piedestal herunterspringen — ohne Affectation, in rascher, überstürzter Kinderverlegenheit und sich verschämt in ihre rothe Schärpe hüllen, bis zum Halse hinauf.

„O, Du herziger Engel Du . . ." spricht er ganz laut vor sich hin. Seine Regalia ist ihm ausgegangen — unwillig wirft er sie auf das Pflaster. „Schade, schade," murmelt er.

Er ist vor Tortoni angelangt und tritt ein. Wahrlich, er kann's erwarten, in sein langweiliges Garçonheim zurückzukehren! Indessen wird er sich einen Punsch geben lassen, um sich zu erwärmen.

Das Local ist beinah' leer. An einem Tische sitzt ein Pärchen — irgend ein unbedeutender Mann und ein rothhaariges Frauenzimmer mit einem himmelblauen Hut, der so hoch ist wie die Coiffure eines Polichinelle und auf dem sich zwischen Blumengewinden allerhand metallene Käfer schaukeln. Sonst würde er diesem echt Pariser Exemplar vielleicht eine Art Reiz abgewonnen haben; heute wirkt das kalkweiß geschminkte Gesicht, aus dem die rothen Lippen und dunklen Augen unangenehm grell herausleuchten, abstoßend auf ihn — erinnert ihn zugleich an einen Vampyr und eine glasäugige Friseurpuppe. An einem anderen Tisch gewahrt Bärenburg einen guten Bekannten. „Lensky!" ruft er aufrichtig erfreut.

Nikolaj blickt von der Zeitung auf, die er zugleich mit seinem Glas Eis genossen hat, und reicht ihm die Hand. In der nächsten Minute sind sie Beide in ein Gespräch über die Judic, das Hippodrom und die französische Politik vertieft — kurz, über All' dasjenige, was sie momentan am wenigsten interessirt. Nach und nach geräth ihr Gedankenaustausch ins Stocken. Sie sind Beide zerstreut. Nikolaj ist der Erste, welcher nach einer längeren Pause anfängt, und zwar folgendermaßen:

„Ich habe unlängst eine Cousine von Ihnen kennen gelernt."

„Nita Sankjèwitsch," erwidert Bärenburg.

„Woher wissen Sie . . .?"

„Erstens ist es die einzige Cousine, die ich gegenwärtig in Paris habe, und zweitens hat sie mir von Ihnen erzählt," bemerkt der Oesterreicher.

Nikolaj beugt sich über sein Glas und widmet sich der unschuldigen Beschäftigung, sein Champagner-Gefrorenes aus zwei Strohhalmen zu schlürfen. Nach einer Weile hebt er den Kopf.

„Sehen Sie Fräulein von Sankjèwitsch oft?" fragt er.

„Das kommt darauf an," antwortet ihm Bärenburg lächelnd — „in der saison morte sehr oft. Da sitze ich mitunter Stunden lang in ihrem hübschen Atelier in der Avenue Frochot. Es ist ein allerliebstes Nest — ach, Sie kennen's — und plaudre mit ihr. Wir zanken uns manchmal so sehr, daß die kleine Russin, die sie zu sich genommen hat — ich kann mir den Namen nicht merken . . . allerliebstes Mädchen, sehr comme il faut, aber ein wenig stark phlegmatisch — runde Augen dazu macht. Nita predigt mir den Ernst des Lebens und hohe Ziele — ich bitte Sie, was soll ich mit solchen Großartigkeiten anfangen? Es

käm' mir ebenso spaßig vor, mir hohe Ziele zu stecken, als Guitarre spielen zu lernen. Da lach' ich sie denn aus und bewundere sie doch ein wenig, und komme mir dann jedesmal ein gut Theil frischer und gesünder vor, wenn ich ein Weilchen die reine Luft ihres Heiligthums geathmet habe. Sobald die Zeit der großen socialen Strapazen angeht, seh' ich sie Wochen lang nicht."

„Und geht sie gar nicht in die Welt?" fragt Nikolaj.

„Wenig. Sie hat keine Freude daran. Ich bitte Sie, bei ihrer bedauerlichen Excentricität!"

„Ist sie wirklich so excentrisch?" forscht Nikolaj.

„Nita?" Bärenburg zieht die Brauen in die Höhe, als staune er darüber, daß man nach so Etwas fragen könne. „Nita? . . . Schrecklich excentrisch. Sie thut absolut nur, was ihr gut dünkt; sie hat sich gegen den Willen ihrer ganzen Famile die Malerei zum Lebensberuf auserwählt, nur um Etwas zu thun zu haben, durchaus nicht aus peinlicheren Gründen, denn ihre pecuniäre Lage ist sehr gut; sie hat sich ohne Zögern den unangenehmsten und ernstesten Studien unterworfen. Obwohl meine Mutter, die sie sehr liebt, sie nach dem Tode meiner Tante Sankjèwitsch dringend zu sich eingeladen, hat sie es vorgezogen, sich mit einer alten Duenna allein zu etabliren. Sie liest französische Romane, fährt auf dem Omnibusverdeck und hat die schöne Gewohnheit, mit Bettelweibern auf der Straße Gespräche anzuknüpfen. Sie bleibt am Boulevard stehen, um einer vorüberziehenden Paradeleiche nachzustarren. Sie denkt über Alles nach und hat gar keine Vorurtheile, und trotz alledem — ja, trotz alledem kenn' ich Niemanden, der grader und reiner durchs Leben ginge als unsere Nita!"

„'S ist ein herrliches Mädchen," murmelt Nikolaj.

Bärenburg sieht zu ihm auf, mustert ihn genau, verzieht schließlich drollig die Lippen und ruft: „Et tu, Brute!"

Nikolaj erröthet noch stärker. „Ja, was haben Sie denn nur, warum lachen Sie?" fragt er den Oesterreicher etwas verlegen.

„Es amüsirt mich jedesmal, wenn sich an Nita's vielfache Eroberungen noch eine neue reiht," bemerkt Bärenburg. „Wenn Sie wüßten, wie viele Schwärmereien mir in der Richtung bereits gebeichtet worden sind. Ich denke, die Männer lassen ihrer Begeisterung um so toller die Zügel schießen, je weniger sie zu fürchten haben, beim Wort genommen zu werden."

Nikolaj schöpft tief Athem. Es ist so ärgerlich, in . . . in so einem Local von Dingen zu reden, die einem so heilig sind.

Er setzt sich mit dem Rücken gegen das geschminkte Frauenzimmer mit dem Polichinellehut. Er und Bärenburg haben Beide Deutsch gesprochen, um ungenirter zu sein.

„Nun, diesmal kann sich Nita wirklich etwas einbilden!" lächelt Bärenburg.

„Ich gesteh' es Ihnen aufrichtig," sagt Nikolaj, „daß noch nie ein Mädchen einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hat wie Ihre Cousine, und daß ich Alles daran setzen würde, mir ihre Neigung zu erkämpfen — ich würde es jedoch unmännlich und kindisch finden, meinen Kopf gegen ein Hinderniß wund zu stoßen, das von vornherein nicht zu überwinden ist. Sagen Sie mir . . . Sie sind ja doch natürlich von Jugend an mit Ihrer Cousine im Verkehr geblieben . . ."

„Ja, wir haben all' unser Spielzeug zusammen zerbrochen, und sie hat mir bei allen meinen rückständigen Schularbeiten geholfen — nie ohne einen kleinen Sermon — denn sie war immer ein wenig doctrinär . . . hm! . . . Aber was wollen Sie denn eigentlich von mir wissen? . . ."

„Trägt sie nicht irgend einen Schmerz im Herzen verborgen oder eine Neigung, gegen die es unnütz wäre, aufkommen zu wollen?"

Bärenburg schüttelt den Kopf.

„So viel ich weiß, ist Nita über alle derartige irdische Schwächen von jeher erhaben gewesen."

„Also hat sie diese todttraurigen Augen auf die Welt mitgebracht?" fragt Nikolaj.

Bärenburg denkt einen Augenblick nach. „Nein," gibt er zur Antwort; „nun Sie mich darauf bringen, fällt's mir selber auf. Sie war in ihrer ersten Jugendzeit ausgelassen heiter, immer überspannt, für allerhand Dinge begeistert, aber rundwangig und mit Sonnenschein in den Augen. Um ihr achtzehntes Jahr herum ist eine große Veränderung mit ihr vorgegangen. Die hatte aber nur physische Gründe. Sie wurde von einem starken Nervenfieber befallen. Ich sah sie, als sie wieder anfing, sich ein wenig zu erholen. Sie war gewachsen, hatte das Haar verloren und sah zum Erschrecken aus. Sie ist später wieder hübscher geworden als je, ihre Frische aber hat sie nie mehr wieder erlangt und hat auch seit der Zeit den traurigen Blick in den Augen behalten, von dem Sie sprechen."

Noch eine Frage schwebt Nikolaj auf den Lippen; sie wird für ewig unausgesprochen bleiben, da in dem Augenblick drei Personen in das Zimmer treten, die sofort die Aufmerksamkeit der beiden jungen Männer fesseln — Lady Banbury, Nita und derselbe alte Herr, den Nikolaj vor einiger Zeit mit den Damen in der Oper gesehen hatte, den ihm Bärenburg als Sir Henry Musgrave, einen Bruder Lady Banbury's nennt, und dem sich Nikolaj vorstellen läßt.

Die beiden Damen, die junge und die alte, sind in sehr heiterer Stimmung — Sir Henry ist sentimental.

Die Damen lachen beide darüber, sofort Bekannte getroffen zu haben bei Tortoni — Sir Henry zuckt die Achseln, und fragt, von Nikolaj zu Bärenburg blickend: „Was sagen Sie dazu, daß ich meine Damen um Mitternacht zu Tortoni führe? — aber ich wasche meine Hände in Unschuld, die Damen wollten's nicht anders. Damen sind heutzutage merkwürdig. Meine Schwester hat auch darauf bestanden, in dem ersten besten Fiaker nach Hause zu fahren, anstatt sich eine Remise zu bestellen. Die Folge davon war, daß wir an der Ecke der Rue de la Paix zusammenbrachen — der Fiaker hatte ein Rad verloren." Dies Alles erzählt Sir Henry in seinem pompös correcten, fremdklingenden Französisch mit aufrichtigem Entsetzen und der festen Ueberzeugung, daß es die alltägliche Gewohnheit solch' plebejischer Vehikel sei, Räder zu verlieren.

„Nach dieser Katastrophe behaupteten wir Beide, daß wir nicht den Muth finden würden, einen zweiten Fiaker zu besteigen, eh' wir uns gestärkt hätten," erklärt Lady Banbury, worauf sie sich bei dem herantretenden Kellner ein Glas Eis bestellt. Nita, die heute sehr übermüthig gestimmt zu sein scheint, hat sich

für champaign cocktails entschieden, um den pompösen Sir Henry zu ärgern. Er verhält sich allen Erfrischungen gegenüber ablehnend. „Ja, da bin ich um Mitternacht mit zwei Damen — mit Damen aus meiner Gesellschaft bei Tortoni," seufzt er und wirft einen ärgerlichen Seitenblick nach dem geschminkten Exemplar mit dem Polichinellehut. Die Pariserin aber, die seit dem Eintritt Lady Banbury's und Nita's nicht aufgehört hat, scheele Blicke nach den Beiden zu werfen, räumt jetzt, bei jeder Bewegung einen unerträglichen Moschusduft verbreitend, das Feld. Im Hinausgehen hört man sie gegen ihren Begleiter etwas Abfälliges über die schlechten Manieren von großen Damen äußern, die überall Spektakel machen, wo sie hinkommen. Lady Banbury und Nita beißen sich Beide lächelnd in die Lippen, und Bärenburg fragt: „Sind Sie nun zufrieden, Onkel Henry? Mich dünkt, wir sind unter uns. Ich bin viel härter geprüft worden als Sie, ich habe drei Damen zu ‚Niniche' führen müssen."

„Zu Niniche, Karl? Wen denn — natürlich Fremde?" fragt Nita, von ihrem Glas aufblickend.

„Lady Anthropos und ihre beiden Töchter."

„Ah!" ruft Nita, und ihre Augen funkeln lustig neckend, „soll ich mir ein Brautjungfernkleid bestellen, Karl? — denn ich hoffe, Ihr ladet mich zur Hochzeit ein, wiewohl ich eine Malerin geworden bin?"

„Ich heirathe nicht, eh' ich nicht die Ehre gehabt habe, Dich zum Altar zu begleiten — die Damen gehen vor," erwidert Bärenburg. „In welchem Theater waret Ihr übrigens?" setzt er hinzu.

„Wir — im Français . . ." sagt Nita und senkt mit humoristischem Lächeln die Augen.

„Denke Dir nur, Charlie, in Denise!" ruft Lady Banbury.

„Ja, in Denise," wiederholt Nita und taucht ihre Lippen in ihr Glas, dann aufsehend und sich direct an Nikolaj wendend: „Aber ich habe Sophie zu Hause gelassen. Sie sehen, ich weiß unter Umständen doch noch, was sich schickt, wenn ich mich auch nicht immer darnach richte."

„Du sprichst heute wieder einmal einen krassen Unsinn zusammen, Nita," ruft Bärenburg.

„In wohlerzogener Gesellschaft ist das erlaubt —" erwidert Nita, indem sie ihre muthwilligen Augen über sämmtliche Anwesende hinglänzen läßt.

„Nun, und wie hat den Herrschaften das Stück gefallen?" fragt Nikolaj.

Lady Banbury fängt an zu lachen. „Die Wirkung war verschieden," erzählt sie. „Unser Enthusiasmus war mäßig, und der Effect, den das Stück auf Nita und mich ausübte, ein humoristischer. Mein Bruder war entzückt davon, und dies unter erschwerenden Umständen. Den ganzen ersten Act hindurch schimpfte er nämlich auf das schlechte Französisch der Schauspieler, das ihn verhinderte, irgend ein Wort zu verstehen. Beim zweiten Act kaufte er sich das Stück und hörte während des Restes der Aufführung nicht auf, darin zu lesen. Dies ist seine Art, das französische Theater zu genießen."

„Ja, die Pariser Schauspieler haben eine unmögliche Aussprache," sagt Sir Henry.

„Sie erinnern mich ein klein wenig an den Engländer, der sich bei seiner ersten Reise in Italien darüber beklagte, daß die Italiener Florenz — Firenze aussprächen, Sir Henry," neckt ihn Nita.

Nikolaj kann die Augen nicht von ihr lassen. Sie hat ihr Sealskinjäckchen aufgeknöpft und etwas von dem weißen Hals zurückgeschoben. Ihr Haar schimmert goldig unter einer leichten schwarzen Spitze. In jedem Blick, in jeder Bewegung paart sich bei ihr Grazie mit Muthwillen. Sir Henry nimmt ihre kleinen Neckereien mit einem wohlwollenden Gleichmuth hin, der auf allerhand deutet.

Lady Banbury fährt indessen fort: „Trotz seiner eigenthümlichen Art, der Aufführung zu folgen . . ."

„Von Zeit zu Zeit beklagte er sich darüber, daß ihn der Spektakel auf der Bühne im Lesen störe," schiebt Nita ein.

„Nun, trotz alledem zerfloß er in Thränen," erzählt Lady Banbury.

„Ich kann's bestätigen," behauptet Nita. Dann plötzlich, beide Ellenbogen auf dem Tisch, das Kinn zwischen den Händen, zu ihm aufsehend, das ganze Gesicht voll lustiger Teufelei: „Unter uns, Sir Henry, hätten Sie Mademoiselle Denise geheirathet?"

„Unter den Umständen, natürlich!" ruft er aus.

Nita und Lady Banbury lachen Beide herzlich; dann aber meint Nita: „Für einen Anstandsbonzen, wie Sie es sind, fehlt es Ihnen an Folgerichtigkeit in Ihren Gedanken, Sir Henry. Jedenfalls haben Sie nach diesem Ausspruch ein für allemal das Recht verwirkt, um die Hand eines unbescholtenen Mädchens anzuhalten."

„Ich mache mich auf eine Schwägerin aus einem Armensünderinnen-Asyl gefaßt," ruft Lady Banbury.

Dann wird Sir Henry noch vielfach gehänselt und geneckt und zu Protestationen gedrängt, worauf die beiden jungen Männer die Damen und ihren Cavalier schließlich bis zu einem Wagen führen und sich nach einem gegenseitigen Gute-Nacht-Gruß von ihnen trennen.

„Nita war heute sehr ausgelassen," meint Bärenburg.

„Sie war bezaubernd," sagt Nikolaj kurz. Sein Herz ist federleicht. Auch nicht einen Schatten von dem unangenehmen Eindruck, der ihm von seiner gestrigen Conversation mit seinem Vater zurückgeblieben war, lastet weiter auf seinem Gemüth. So ausgelassen wäre sie nie gewesen, wenn eine böse Erinnerung in ihrer Seele verborgen läge.

„Sie müssen wissen," erklärt Bärenburg weiter, „daß mein Onkel Henry ein Rival von Ihnen ist. Er hat bereits zweimal um Nita's Hand angehalten."

„Ah!" stößt Nikolaj etwas unwirsch hervor.

„Aber beunruhigen Sie sich nicht — wenn ich auf Einen von Ihnen wetten sollte, so wären Sie's, Lensky. Nur zu Ihrem Freiwerber dürfen Sie mich nicht aussuchen, denn meine Cousine ist unberechenbar, und es wäre mir unangenehm, wenn . . ."

„Meine Chancen stehen in Ihren Augen nicht sehr gut," meint Nikolaj. „Warten wir ab; das Einzige, was ich von Ihnen verlange, ist Ihre Discretion und Ihre Sympathie."

Bärenburg reicht ihm die Hand. — „Beides ist Ihnen sicher;“ damit trennen sie sich an der Thüre des Hôtel Westminster.

II.

Zwei oder drei Tage nach der Abfahrt des älteren Lensky wird Mascha, welche eben damit beschäftigt ist, sich zum Diner anzukleiden, gemeldet, daß ein großes Paket für sie abgeliefert worden sei. Sofort ahnend, um was es sich handele, fordert sie ihre Kammerjungfer auf, ihr dasselbe heraufzubringen.

Es ist ein ungeheures Paket; die Kammerjungfer ächzt, während sie es hereinschleppt und vor den Kamin in Mascha's Schlafzimmer niederlegt.

„Wo ist eine Schere, Lis — ich bitte Sie,“ Mascha tanzt vor Aufregung, während sie den Bindfaden nach allen Seiten hin zerschneidet. Ihre Ahnung hat sie nicht getäuscht: das Fell eines wundervollen Bären mit großartigem Kopf und mächtigen Tatzen kommt zum Vorschein. In seinem grausam aufgerissenen Rachen hält das Ungethüm einen Strauß von weißen Rosen und ein Billet des Inhalts:

„Ein entwaffneter Feind Frl. Marie Lensky zur freundlichen Erinnerung an ein Abenteuer in Katerinowskoe und Ihren ganz ergebenen Diener

C. Bärenburg.“

Außer sich vor Entzücken, eilt Mascha sofort in das Zimmer Anna's und ruft mit leuchtenden Augen:

„Anna! Anna! komm' doch — sieh' — Graf Bärenburg ... er hat ....“

„Nun, was ist mit ihm?“ fragt Anna, welche indessen an ihrem mit geschliffenen Crystallflacons und silbernen, sowie elfenbeinernen Utensilien aller Art besetzten Toilettentisch sitzt und sich frisiren läßt. „Was ist mit ihm?“ wiederholt sie nachlässig, indem sie zugleich mit Hülfe eines dreitheiligen Spiegels ihre Frisur im Profil prüft.

„Er hat mir das Bärenfell geschickt, weißt Du, das Fell des Bären, der Kolja fast erdrosselt hätte — ein prachtvoller Bär muß es gewesen sein. Er hat einen Kopf — einen Kopf . . .“

„Ah! das ist ja sehr schön,“ erwidert Anna, ohne sich zu rühren — „aber ich bitte Dich, beeile Dich ein wenig mit dem Ankleiden, und lauf' ein andermal nicht mit offenem Haar und im Frisirmantel in den Corridors herum wie eine Primadonna im fünften Act.“

„Hm! Sie ist eifersüchtig,“ denkt Mascha, und die Achseln zuckend, ein triumphirendes Trotzliedchen auf den frischen Lippen, verfügt sie sich in ihr Zimmer zurück, wo sie erst ihre unterbrochene Toilette vollendet, dann auf Händen und Knieen auf dem Fußboden niederkauert und sich ganz in die Betrachtung des Bären vertieft.

Da tritt Anna zu ihr — Anna mit ganz verändertem süßen Gesicht — „Essig mit Zucker, wir kennen das“ — denkt Mascha bei sich, ohne sich aus ihrer etwas sonderbaren Stellung zu rühren.

„Ach! da ist die Haut,“ sagt Anna mit herablassendem Interesse, indem sie sich in einen Sessel niederläßt.

„Ja!“ sagt Mascha, sich langsam aufrichtend, mit einer humoristischen, echt kindischen Impertinenz, die jedem unbetheiligten Zuschauer ein Lachen hätte abzwingen müssen: „Da ist die Haut, da sind die Blumen, da ist das Billet.“

„Und Du hältst das wohl für einen Beweis großer Verehrung,“ lispelt Anna.

Mascha nickt trotzig.

„Du bist recht unerfahren, meine kleine Mascha,“ sagt Anna, indem sie einen japanischen Handschirm von dem Kamin nimmt und schützend zwischen ihre Wange und die Kamingluth hält — „Du nimmst mir gegenüber stets eine so feindselige, widerspenstige Haltung an, daß es mir ungemein schwer wird, Dir die — hm! — wie soll ich mich ausdrücken — Aufklärungen zu geben, zu denen ich gewissenhafter Weise als Deine Verwandte verpflichtet bin — Du kennst die Männer nicht wie ich, liebes Kind.“

„Hast Du sehr traurige Erfahrungen gemacht in dieser Richtung, arme Anna?“ seufzt Mascha mitleidig.

„Ich habe keine Erfahrungen — aber ich habe Beobachtungen gemacht,“ sagt Anna. „Bärenburg ist ein Mensch, vor dem man sich hüten muß. Er hat jeden Augenblick eine neue Flamme', die er so lange mit den poetischsten Aufmerksamkeiten überhäuft — bis er sie eines Tages nicht mehr auf der Straße grüßt. Es ist mir sehr traurig, Dein Vergnügen zu schmälern, aber ich mußte Dich warnen.“

„Hm!“ macht Mascha, immer im selben Ton humoristischer Impertinenz. Sie steht jetzt, mit der feinen Fußspitze an dem Maul des Bären herumspielend und die Hände in die Seiten gestemmt, vor ihrer Cousine, in einer barocken Pose da, die bei einer älteren schwerfälligeren Person abscheulich wäre, ihre biegsam schlanke Jugend jedoch allerliebst kleidet. „Hm!“ und Anna ihren zwinkernden Blick mit photographischer Genauigkeit zurückgebend, sagt sie: „Meine liebe Anna! hast Du sehr große Lust, Graf Bärenburg selbst zu heirathen? . . . Seniores, priores — ich trete zurück.“

„Mit Dir ist nicht zu reden,“ ruft Anna und erhebt sich, vor Aerger erröthend. Aber Maschenka hält sie zurück — ihre Impertinenzen thun ihr plötzlich aufrichtig leid. Wie unzart war es auch, Anna mit ihrem irgendwo aufgeschnappten Citat ihr Alter vorzuwerfen! Als ob sie dafür etwas könnte! „Anna!“ sagt sie treuherzig, „ich hab's nicht bös gemeint, ich wollte nur lachen. Aber sag' mir's, ich plauder's nicht aus, hast Du Graf Bärenburg lieb, — ich will Dir gewiß nicht im Wege stehen.“

Statt von diesem kindlichen Opfermuth gerührt zu sein, mustert Anna ihr Cousinchen hochmüthig vom Kopf bis zu den Füßen. „Mit Deiner Rivalität vermöcht' ich vielleicht doch noch fertig zu werden,“ sagt sie — „beruhige Dich — moutarde après dîner, ma chère! Wenn ich Bärenburg hätte heirathen wollen, so hätte ich ihn schon diesen Herbst in Spa haben können. Mir ist er so gleichgültig, wie das . . .“ mit den Fingern ein Schnippchen schlagend — „aber zeig' doch Deine Hände her, comme vous avez les ongles canailles — ich sag' Dir's immer, Du solltest nicht so viel musiciren — Du hast bereits Nägel wie eine Clavierspielerin von Profession — c'est très mal porté.“

Mit einer hohlen, warnenden Stimme, die eher zur Einleitung eines Hochgerichts als zur Verkündigung heiterer Dinge erschaffen scheint, meldet der Gong das Diner. Den Rest der Liebenswürdigkeiten, welche Anna noch für ihre kleine Cousine auf dem Herzen haben mag, muß sie vorläufig für sich behalten.

Jetzt ist das Diner vorüber, sie sitzen im Salon, Madame Jeljàgin, Anna und Mascha. Anna liest, neben dem Kamin in dem bequemsten Easychair des Zimmers ausgestreckt, den „Figaro“ — die alte Jeljàgin legt eine Patience, und zwar mit kleinen, sehr zierlichen Kärtchen, die ihr Mascha unlängst und hauptsächlich deshalb geschenkt hat, weil sie es nicht mehr anhören konnte, wie Anna ihre Mutter wegen der sehr schmutzigen und verbrauchten Karten, welche dieselbe früher benützte, anzufahren pflegte. Mascha hilft ihrer Tante. Beide Ellenbogen auf dem kleinen, säbelbeinigen Bouletischchen, die Schläfen gedankenvoll zwischen den Händen, grübelt sie eben über eine sehr schwierige Complication von Pique und Carreau nach.

„Es geht nicht,“ sagt die Jeljàgin seufzend, „ich habe kein Glück mehr; ich bin ein Pechvogel, ein armer, maroder Pechvogel!“

„Nein, nein, Tantchen, es geht — jetzt hab' ich's,“ ruft Mascha laut und freudig.

„Schrei' doch nicht so, als ob Du auf der Straße Orangen verkaufen wolltest,“ weist sie Anna, aus ihrem „Figaro“ aufsehend, zurecht.

„Es geht,“ wiederholt Mascha, jetzt übertrieben leise, während Warwara ihr die Hand streichelt, „hier der Pique-Bube zur Carreau-Dame, und da ...“

„Lady Emily Anthropos et les Miss Anthropos,“ meldet der Diener — die Patience wird zusammengeschoben, drei Damen erscheinen, eine alte Dame in einem schwarzen Sammetkleid und zwei junge Damen in weißen Seidenkleidern mit kleinem, rundem Halsausschnitt und bis an die Ellenbogen reichenden futteralartigen Aermeln. Ihre röthlich goldigen Haare kräuseln sich ihnen in einem Diadem von hoch auftoupirten Löckchen über der Stirn, und jede von ihnen hält einen festgeschlossenen Fächer wie ein Scepter in der rechten Hand.

Mascha erkennt sofort die Engländerinnen, welchen zu Liebe Bärenburg ihr am Abend der großen Soirée untreu geworden ist. Sie nicken, als Mascha ihnen vorgestellt wird, steif, ohne sie anzusehen, und sind sogar mit Anna einsilbig, obwohl diese sich ihnen gegenüber an Zuvorkommenheit überbietet.

Während Lady Emily mit Madame Jeljàgin auf einem Sopha in einer Zimmerecke plaudert, setzen sich die beiden jungen Damen vor den Kamin und wärmen sich die Füße, wobei sie ihre Kleider sehr hoch hinaufziehen und ungenirt ihre seidenen Strümpfe zeigen.

Sie machen Mascha den Eindruck von völlig leblosen Automaten — da meldet der Diener zwei Herren, worauf sie plötzlich lebendig werden.

Der Eine der beiden Herren ist Baron Brix, der Zweite ein berühmter Bildhauer, ein gewisser M. d'Eblis, der vielleicht ein großer Künstler geworden wäre, wenn nicht sein ganzes Streben darnach gezielt hätte, ein mittelmäßiger Dandy zu sein.

Seit zehn Jahren verleihen ihm seine hohen Gönnerinnen bei jeder Eröffnung des Salons die Médaille d'honneur, weshalb es die Jury nie gewagt hat, ihn mit einer dritten Medaille zu beleidigen und er in Wirklichkeit bis dato unmedaillirt geblieben ist. Er ist gern gesehen im Faubourg St. Germain, sehr gern in der Gesellschaft von London, wo er jede Saison erscheint, um die neu auftauchenden Schönheiten in Marmor oder Terracotta zu verewigen; fängt an kahl zu werden, und wird besonders gerühmt wegen seiner genialen Art, auf dem Clavier Begleitungen zu Gesangsvorträgen zu improvisiren.

Baron Brix, der, nachdem er mehrere Leute nicht zu Hause gefunden, hier eingefallen ist, um den Abend zu beenden und eine Tasse Thee zu trinken, bietet den jungen Engländerinnen nicht viel, da er, seiner großen Besorgniß, Hoffnungen zu erregen, getreu, sich sogleich den alten Damen widmet. Dafür spendet ihnen d'Eblis die übertriebensten Huldigungen.

Er setzt sich auf einen niedrigen Kindersessel ihnen beinahe zu Füßen und plaudert unermüdlich mit ihnen über allerhand englische, gesellschaftliche Dinge, bei denen Anna wenig und Mascha gar nicht mitsprechen kann, macht die kurzweiligsten Bemerkungen, welche sie lachend „absurd" finden — für sie der Ausdruck eines hohen Grades von Wohlgefallen — und fordert sie schließlich auf, etwas zu singen.

Miß Anthropos erklärt sich dazu bereit, wenn sie d'Eblis begleiten wolle, worauf er sich zustimmend verbeugt und Beide sich zum Clavier verfügen. Sie singt irgend etwas sehr Gefühlvolles von Sullivan in Moll, das er in Dur begleitet, distonirt peinlich und krächzt wie ein Pfau, was die Anwesenden nicht verhindert, ihr den wärmsten Beifall zu spenden, worauf sie dem Publicum mittheilt, daß sie Schülerin von Tosti sei.

Mit finsterem Gesicht hört Maschenka zu. Wird sie denn Niemand auffordern zu musiciren? — Nein, Niemand fordert sie auf.

Um Weniges später entfernen sich die Engländerinnen. Anna begleitet sie noch ins Vestibül. In den Salon zurückgekehrt, enthusiasmirt sie sich über deren Liebenswürdigkeit.

Durch die Fragen des wißbegierigen Barons Brix erfährt Mascha, daß die beiden jungen Damen sehr hohe Verwandte haben und von mütterlicher Seite her Enkelinnen des Earls von Connemara sind, und daß Bärenburg sich für die ältere derselben früher stark interessirt habe.

III.

Die Jeljàgins haben eine Aufmerksamkeit für Mascha gehabt. Heute hat sie beim Lunch auf ihrem Teller ein Logenbillet für das „Voyage autour du monde" in der Porte St. Martin gefunden. Seit lange gehört es zu ihren heißesten Wünschen, einmal das Theater zu besuchen.

„Du kannst Sonja und Fräulein von Sankjèwitsch einladen; Nicolas wird euch begleiten. Am besten wäre es, Du dinirtest bei Fräulein von Sankjèwitsch," proponirt die Jeljàgin — „wenn das geht."

„O, es wird gehen — natürlich wird's gehen," jubelt Mascha und springt gerührt auf, um ihre Tante zu umarmen.

„Mach' doch kein solches Aufhebens von dieser Kleinigkeit," sagt die Jeljàgin, etwas beschämt durch das Bewußtsein, daß sie das Logenbillet von ihrem Zahnarzt geschenkt bekommen hat. „Es ist nicht der Mühe werth. Ich zerbreche mir oft genug den Kopf darüber, wie man Dir etwas Zerstreuung bieten könnte. Aber gerade bei Mädchen, wie Du, die zu alt sind, um mit Puppen zu spielen, zu jung, um in die Welt geführt zu werden, ist es schwer."

„Bin ich denn wirklich zu jung, Tantchen? Ich war ja siebzehn Jahre am 5. December nach hiesiger Zeitrechnung," sagt Mascha, indem sie Warwara Alexandrowna einschmeichelnd und sehnsüchtig anblickt. Warwara schweigt verlegen, Anna jedoch ergreift das Wort: „Dein Alter allein ist nicht maßgebend," bemerkt sie, „Deine Haltung ist unmöglich. Du hast nun einmal keine Tenue, bist nicht genügend ladylike. Du mußt Dir mehr Ruhe und Selbstbeherrschung angewöhnen, ehe man daran denken kann, Dich in die Welt zu führen, ohne fürchten zu müssen, in Verlegenheit zu gerathen durch Dich."

Diese liebevolle Bemerkung nimmt Mascha schweigend, aber mit brennenden Wangen und gesenktem Köpfchen hin.

Die alte Jeljàgin, die Mascha fast wider ihren Willen aufrichtig lieb gewonnen hat, vielleicht, weil Mascha's zuthunliche Liebenswürdigkeit das einzige bischen Sonnenschein ist, an dem sie sich seit Jahren hat wärmen können, klopft ihr freundlich auf die Achsel und meint: „Es ist ja nicht so arg. Aelter und gesetzter zu werden, ist keine Kunst, das kommt von selbst."

Und Mascha wischt sich die Thränen aus den Augen und freut sich von Neuem an ihrem Logenbillet, erkundigt sich wichtig, was sie dieser feierlichen Gelegenheit zu Ehren anziehen solle, und kränkt sich ein wenig darüber, daß man die Porte St. Martin in Straßentoilette besucht.

Das Logenbillet ist für den nächsten Abend gültig. Alles arrangirt sich prachtvoll.

Nita und Sonja haben sich Beide bereit erklärt, mit den Lensky's in die Porte St. Martin zu gehen. Die Geschwister speisen in der Avenue Murillo. Das kleine Diner ist ausgezeichnet und Kolja selig.

Nach der Mahlzeit aber, und da man bereits im Begriffe ist, aufzubrechen, merkt Mascha, daß sie ihr Opernglas zu Hause gelassen hat. Große Verzweiflung! Sonja besitzt keines, und das Nita's ist wirklich zu wenig für drei Kurzsichtige. Man entscheidet sich dahin, den Umweg über die Avenue Wagram zu machen und das Glas zu holen.

„Gleich komm' ich, nicht einen Augenblick lass' ich Euch warten," ruft Mascha lustig, indem sie aus dem Fiaker springt, der vor dem Hôtel Jeljàgin gehalten hat. Doch kaum ist sie in den Flur getreten, so merkt sie, daß etwas Ungewöhnliches vorgeht. Das Vestibül ist hell erleuchtet; ein paar Damenumwürfe und mehrere Herrenpelze, einer davon mit Sealskin gefüttert, liegen da. — Mascha's große Augen werden sehr finster — „und ich hatte gedacht, sie wollten mir eine Freude bereiten," denkt sie entrüstet — „sie haben mich ja nur aus dem Wege geräumt, weil sie sich meiner schämten." Dann, da der Diener in das Vestibül tritt, fragt sie rücksichtslos direct: „Wer dinirt hier?"

„Die Damen Anthropos, Herr Graf Bärenburg, M. d'Eblis, Fürst Trubetzkoy."

Aber Maschenka hört nicht mehr. „Bärenburg!“ ihr leidenschaftliches Herz klopft hoch auf — „moutarde après dîner! — mag sein — aber jedenfalls scheint Anna die Rivalität mit meiner unbedeutenden Jugend nicht gar so niedrig anzuschlagen als sie dergleichen thut,“ denkt sie bei sich. „Wir wollen doch sehen, Anna, wir wollen sehen!“ und Maschenka beißt die Zähne zusammen und ballt ihre winzige Faust.

IV.

Den nächsten Morgen macht sie ihrer Tante und Cousine eine große Scene, wirft ihnen in den heftigsten Ausdrücken und unter bitteren Thränen vor, daß sie, lieblos herumgestoßen und zurückgesetzt, im Hause Jeljägin die Rolle eines Aschenbrödels spiele; daß sie es nicht aushalten könne, unter Menschen zu leben, die sie nicht liebten ꝛc.

Warwara Alexandrowna beugt zu diesen Vorwürfen beschämt ihr Haupt; Anna hingegen tritt dem Zorn ihres leidenschaftlich erregten Bäschens mit eiskalter Ruhe entgegen.

„Vor Allem,“ beginnt sie, „würde ich Dich zu bemerken bitten, daß wir keineswegs verpflichtet sind, uns Deine Unarten gefallen zu lassen. Auf Deine ungezogenen Anschuldigungen etwas zu erwidern, darauf lasse ich mich nicht ein, da ich mir denke, daß Du Dich bei ruhiger Gemüthsstimmung derselben ohnehin schämen wirst. Im Uebrigen aber sage ich ganz einfach, wenn Dir das Leben bei uns nicht behagt, so kannst Du Dir in einem Pensionat eine Unterkunft suchen.“

Alle heftigen Menschen ziehen kalten, berechnenden gegenüber den Kürzeren. Mascha's Ungestüm bricht sich an Anna's Starrheit, wie sich die schaumbedeckte Welle an einem kalten, harten Felsen bricht.

Wenn sie Besonnenheit genug behielte, sich mit dem Aufenthalt in einem Pensionat einverstanden zu erklären, so würde dies die Jeljägins des pecuniären Nutzens halber, welchen sie aus dem Aufenthalte Mascha's unter ihrem Dache ziehen, in große Verlegenheit setzen. Aber das bedenkt Mascha nicht. Ein Pensionat ist für sie etwas Schreckliches — ein Gefängniß, in dem sie auf jede Möglichkeit verzichten müßte, Bärenburg wieder zu sehen. Und so fügt sie sich denn — fügt sich kleinlaut, eingeschüchtert, beschämt.

Wie man ihr ankündigt, daß sie diesen Abend zum dritten Mal in derselben Woche allein zu Hause diniren soll, nimmt sie das mit so traurig hülfloser Ergebung hin, daß der alten Jeljägin leid um sie wird, und sie ihr vorschlägt, Nikolaj aufzufordern, ihr einsames Mahl zu theilen — vielleicht dürfte er frei sein.

„Ja, das wäre Etwas!“ ruft Mascha, und völlig mit ihrem Schicksal versöhnt, schickt sie in aller Eile einen Commissionär an Kolja ab, schmiedet die schönsten Pläne — da kommt die Antwort des Bruders:

„Liebes Herz! Soeben eine Depesche von Tante Katharina erhalten. Onkel Sergej ist erkrankt, verlangt mich dringend. Ich muß mit dem 3.25 Zug fort — habe nicht einmal Zeit, Abschied zu nehmen von Dir. Schade um unsern gemüthlichen Abend. Gott behüte Dich, mein Täubchen, sei recht brav und vernünftig, mir zu Liebe, und auch um Deiner selbst willen. Schreib' mir Alles,

was Du auf dem Herzen hast, jede kleine Verlegenheit, die Dich drückt. Solltest Du irgend eines augenblicklichen Raths bedürfen, so wende Dich an Sonja und Fräulein von Sankjèwitsch, die Dich Beide lieb haben. Ich lasse mich Ihnen zu Füßen legen und bin Dich herzlich umarmend Dein

treuer Bruder

Kolja."

„Gibt's denn nichts als Unangenehmes auf der Welt!" stöhnt Mascha bei Empfang dieses Briefes. — „Aber endlich, was nützt's, sich zu grämen!"

Nachdem sie etwa eine Viertelstunde der tiefsten Betrübniß gewidmet, läuft sie wieder zwitschernd im ganzen Hause herum und treibt genügsam kleine Possen, wie's eben geht.

Jetzt ist es Abend, und sie stehen schon im Vestibül und warten auf den Wagen, die Tante und Anna. Anna mit ihrer königlichen Haltung, ihren lässig nachschleppenden Draperien — Warwara mit ihrer nervösen Angst, Etwas vergessen zu haben, ihrem im letzten Moment gesuchten Portemonnaie und Taschentuch, ihrem sparsam bereits im Vorhinein über einen kurzen Unterrock geschürzten Kleid, unter dem man ihre hageren langen Füße sieht.

„Was hast denn Du da für Spitzen um den Hals?" ruft Anna ärgerlich, ihre Mutter durch ihr Lorgnon anblinzelnd, „hast Du das Fichu etwa auf dem Campo dei Fiori gekauft? C'est grotesque! — Du siehst aus wie eine Theatermutter."

Warwara tastet und knittert verlegen an ihrem Fichu herum und läßt ihr Portemonnaie auf die Erde fallen.

„Warte, Tantchen, ich hab' so wunderbare Spitzen oben noch von Mama," ruft Mascha, welche bis jetzt voll kindischer Bewunderung in dem Anblick von Anna's eiskalter, blonder Schönheit und weißer Crêpe de Chinepracht vertieft war — „nur einen Augenblick, Tantchen, ich bringe sie gleich," worauf sie die Treppe hinaufhüpft und mit einem nach Peau d'Espagne duftenden Carton und einem Nähnecessaire wiederkehrt. „Siehst Du, diese Schärpe mußt Du umnehmen, Tantchen, so, da gib her."

„Wir wollen die Jungfer rufen," proponirt die Jeljàgin.

„Ach nein — das treff' ich selbst — gleich wirst Du schön sein, Tantchen," ruft Mascha, indem sie mit ihren lustigen kleinen Fingern und einem glitzernden Scherchen den von Anna verurtheilten schäbigen Zierrath entfernt und durch eine prachtvolle alte Point de Grammontspitze ersetzt.

„Siehst Du — so — so trug es Mama — nein, nicht die alte Mosaikbroche — hier, nimm mein Nädelchen," und Mascha heftet sich's vom Halse ab. „O, wie gut Dich das kleidet — sieh' Dich in den Spiegel, wie hübsch Du bist — nur ein paar Stiche zum Festmachen — nicht wahr, es ist gut so, Anna?"

„Mais oui, très bien," läßt Anna von ihren schmalen Lippen fallen.

Der Bediente meldet den Wagen — die alte Jeljàgin wird unruhig.

„Gleich sind wir fertig — so — so," und Mascha springt vom Boden auf, wo sie gekniet hat, um ein Ende der Spitzen an den Gürtel der Tante zu befestigen. Dann gibt ihnen der Diener ihre Umwürfe um, Anna einen rothen,

schmelzbestickten — eines von den unbezahlten Kleidungsstücken, die ihre Mutter mit Thränen vom Schneider herausgebettelt hat — Warwara ihr altmodisch verstutztes, mit schäbig gewordenem Hermelin besetztes Mäntelchen, und sie gehen.

An der Thür aber wendet sich Warwara um — ihr erschlafftes, verrunzeltes und geschminktes Gesicht zuckt ein wenig, und Maschenka's Köpfchen zwischen beide Hände nehmend, küßt sie die Kleine auf die Stirn.

„Mein gutes Kind!" murmelt sie, „mein liebes, gutes Kind! 'S ist mir sehr leid, daß Du Deinen Abend allein zubringen mußt. Wir werden trachten, bald nach Hause zu kommen."

„Wie Du nach Benzin riechst, Mama!" hört Maschenka Anna rufen, während sie in den Wagen steigt.

Mascha hatte sich weiter darüber keine Gedanken gemacht, daß die Hände, die sie gestreichelt hatten, in gewaschenen Handschuhen staken. Es war gar so schön, auch nur ein Bischen geliebkost zu werden!

V.

Der Diener, welcher die beiden Damen hinausbegleitet hat, ist wieder zurückgekehrt, um Mascha ihr Diner zu serviren — ein recht ungemüthliches Diner in einem großen leeren Zimmer, von dessen Wänden alte Porträts streng oder herablassend auf Mascha niedersehen, wie sie so ganz allein dasitzt an dem Tisch, in dessen Mitte altbackenes Dessert um welke Blumen, Ueberbleibsel des gestrigen, offenbar ungewöhnlich splendiden Gastmahls gruppirt stehen.

Ja, ein ungemüthliches Diner, aber vortrefflich. Lauter beaux restes — was thut das. Eine so herrliche Gänseleberpastete, ein so ausgezeichnetes, aufgewärmtes Hühnerragout mit weißer Sauce und Trüffeln, und so prächtiger, kalter Fasan mit Salat — selbst das Dessert, die blaßgrünen Pistazien und rosa Himbeerkuchen sehen noch ganz einladend, wenn auch etwas verblichen aus. Und Mascha, die vom Grunde ihrer Natur aus genäschig ist, vertieft sich mit Genuß in die Mahlzeit.

Aber mit gar Niemandem reden zu können während des Essens, das ist traurig. Ihr Blick wandert abwechselnd von der imposanten Schaustellung verschiedentlichster Ruolzartikel auf dem Buffet zu den alten Porträts an der Wand — Männerporträts mit pittoresker Perrücke, und allerhand unmännlichem Zierrath von Spitzen und Bändern an den Kleidern — Damenporträts mit Puder in der platten Lockenfrisur und Schminke auf den Wangen, aus der frivolen Zeit des Regenten — der Zeit, da die Herzogin von Berry in Riome verliebt war, und Law, von allen schönen Frauen Frankreichs umschwärmt, mit einem Betriebscapital von Illusionen sich in finanziellen Charlatanerien übte — Männerporträts mit gesteckten Locken um die Schläfen und magerem Zopf — Damenporträts mit thurmhohen Frisuren und unnatürlich langem, schmächtigem Leib, aus der Zeit Rousseau's — Rousseau's, des Propheten einer neuen gottlosen Religion, des Apostels krankhafter Nachsicht, beschönigender Selbstsucht — Rousseau's, unter dessen Einfluß das Laster, ehedem ein frecher, cynisch nackter Gesell, der sich mit den animalischen Trieben der Menschen abfinden mußte, ein gar feiner, verhimmelter Schwärmer geworden war, der sich mit seinen

mundgerechten Sophismen in das innerste Heiligthum der Menschennatur hineinschmeichelte — Rousseau's, des Erfinders jenes unmoralischen Idealismus, unter dessen Deckmantel sich das Gemeinste und das Edelste im Menschen unverschämt zusammenzufinden wagt.

Anfangs amüsirt sich Mascha damit, herumzurathen, welche von den eingerahmten Damen mit welchem von den Herren verheirathet war. Dann wird ihr das langweilig — nur, um sich selber reden zu hören, wendet sie sich schließlich mit einer Frage bezüglich des Wetters an den alten Kammerdiener, der, ernst wie ein Minister, sich wohlwollend an der gesunden Eßlust des jungen Mädchens freut.

Aber die Conversation kommt nicht in Fluß.

Nach Tisch im Salon musicirt sie ein wenig, phantasirt allerhand drolligen, anmuthigen Unsinn in die Tasten. — Gegen zehn Uhr — man hat ihr soeben den Thee gebracht — hört sie die Hausthür gehen. Sollten die Damen schon zurückgekommen sein? — Nein, das ist ein Besuch, eine bekannte Stimme ... er ... wie unangenehm gerade heute, wo Niemand zu Hause ist! Da öffnet die Kammerjungfer die Thür — eine neue Kammerjungfer, die für Mascha genommen worden ist und für Anna arbeitet. „Herr Graf Bärenburg!" meldet sie mit ihrem einschmeichelnden Theater-Kammerkätzchen-Lächeln — „empfängt Mademoiselle?"

Eh' sie recht weiß, was sie thut, sagt Mascha: „Ja!"

Kaum hat sie das Wort gesprochen, so möchte sie es schon wieder zurücknehmen. Sie weiß, daß es unerlaubt, nach herkömmlichen Begriffen unziemlich ist, ihn zu empfangen. Aber mein Gott, seit acht Tagen schon sehnt sie sich so unaussprechlich, ihn wieder zu sehen, ihm ihren Dank für das Bärenfell auszudrücken — seit acht Tagen speichert sie in ihrem phantastischen Köpfchen einen täglich anwachsenden Schatz von hübschen, theils gerührten, theils komisch witzigen Bemerkungen auf, mit denen sie ihn bei ihrem nächsten Wiedersehen zu ergötzen beabsichtigt — warum war Anna auch so häßlich mit ihr!

Er tritt ein, sehr schön, sehr distinguirt, sehr respectvoll; sie vergißt alle für ihn vorbereiteten traits d'esprit, und von einer großen Schüchternheit wie gelähmt, stottert sie: „Meine Tante ist nicht zu Hause, hätten Sie vielleicht eine Botschaft an sie, die ich ausrichten könnte?" und dabei streckt sie ihm mit einer allerliebst linkischen Bewegung ihre Hand entgegen. Er nimmt sie in die seine, behält sie einen Augenblick länger als vorschriftsmäßig gestattet — „finden Sie es absolut nothwendig, mich wieder hinauszuschicken?" fragt er.

Ach, sie fühlt sich so wohl, wie von einer beengenden Unbehaglichkeit befreit durch seine Nähe! — „Jedenfalls nicht, ehe ich Ihnen meinen Dank für Ihr Geschenk ausgesprochen habe," stammelt sie.

Bärenburg, dem es unsagbar verdrießlich wäre, sein Gespräch mit diesem seltsamen, interessanten Geschöpfchen abbrechen zu müssen, hascht nach irgend einem Grund, um seinen Besuch auszudehnen. Sein Blick fällt auf den Theeapparat.

„Würde Ihre Dankbarkeit etwa so weit gehen, mir eine Tasse Thee zu

spenden?“ bemerkt er und setzt mit genialer Eingebung hinzu: „Ihre Tante dürfte unterdessen vielleicht zurückkommen.“

„Ja, die Tante sagte, sie würde bald zurückkehren,“ versichert Mascha lebhaft. Die Situation ist zurechtgerückt —, wie froh ist sie, ihn da behalten zu dürfen — sei's ein Viertelstündchen nur!

Sie credenzt ihm seinen Thee, er läßt sich neben dem Kamin ihr gegenüber in einen Lehnstuhl gleiten. Ein tiefes Schweigen folgt; umsonst trachtet sie, in aller Eile Etwas aus ihrer emsig zusammengesparten Baarschaft von geistreichen Einfällen der Gelegenheit anzupassen. Schließlich sagt sie einfach: „Es muß ein prachtvoller Bär gewesen sein!“

„Ja,“ erwidert der Graf, „es gehörte auch russische Tollkühnheit dazu. dem Ungeheuer ins Gebüsch nachzukriechen . . . Armer Schelm, der Nikolaj, wie ihn das Unthier zugerichtet hat! Eigentlich war ich ihm die Haut schuldig, aber so wie ich ihn kenne, ist er immer bereit, von allem Guten das Beste mit seinem Schwesterchen zu theilen.“

„Ja, er verzieht mich sehr,“ gesteht Mascha gerührt; „er wird mir schrecklich — schrecklich abgehen. Sie wissen vielleicht, daß er heute fortgereist ist — Sie können sich's gar nicht ausdenken, wie ungemüthlich mir's ist, so ganz allein zu sein.“

„Allein“, wiederholt er die Stirne runzelnd.

„Das heißt — nun ja, ich bin bei Verwandten, aber das ist doch nicht dasselbe,“ beeilt sich Mascha zu erklären. „Die Tante ist sehr gut mit mir, aber mit meiner Cousine kann ich nicht warm werden, — ich kann nicht. Ich mag sie nun einmal nicht. Sie ist wunderschön, aber — unausstehlich. Und Sie, Graf Bärenburg, wie finden Sie Anna?“

„Sie wirkt sehr decorativ,“ sagt er trocken. „Mich erinnert sie immer an eine Aloë; sie ist so steif und spitzig; sie würde sich sehr gut machen auf einem Perron.“

„Ich wundere mich nur, warum sie noch immer nicht geheirathet hat,“ bemerkt Mascha sehr erfreut über Bärenburg's kühle Auffassung von Anna's Liebreiz.

„Ich wundere mich gar nicht,“ entgegnete er. „Ich habe öfters die Beobachtung gemacht, daß diese anerkannten Schönheiten meistens sehr spät heirathen. Sie sind wie die zu schönen Aepfel auf den Dessert-Aufsätzen, die immer liegen bleiben, weil Niemand den Muth hat, darnach zu greifen. Und dann schließlich, um zu zünden, muß man doch irgend einen Funken in sich haben, und Ihre Cousine ist von Eis.“

„Ja, das ist wahr!“ lacht Mascha; dann in sich zusammenfahrend setzt sie hinzu: „Aber ich sollte wirklich nicht so reden über meine nächsten Anverwandten mit einem Fremden. Ich . . . ich vergeß' es immer wieder, daß Sie ein Fremder sind — Sie kommen mir vor, — wie ein Freund!“

Er lächelt ihr zu und sagt weich: „Wenn ich für Jemanden so rasch, so warme Sympathien fühle, wie für Sie, so . . . so scheint es mir, als wären wir schon längst sehr gut befreundet gewesen im Himmel und hätten einander auf der Erde nur wieder gefunden!“

„Wirklich?“

„Gewiß,“ sagt er ernsthaft, „ich kann mich unserer Vorfreundschaft da droben noch ganz genau entsinnen. Sie waren ein allerliebstes, munteres, halbwüchsiges Engelchen, mit kurzen unausgebildeten Flügeln, mit denen Sie noch gar nicht majestätisch in der Luft herumsegeln konnten, sondern nur unbeholfen ein wenig flattern. Aber der liebe Gott war entzückt von Ihnen, und alle Engel waren eifersüchtig auf Sie. Da — jetzt wird die Sache bedenklich — soll ich weiter erzählen?“ unterbricht er lächelnd seine Improvisation —

„O ja . . . ja, ich bitte“ ruft sie. Sie sieht allerliebst aus in ihrem tiefen Großvaterstuhl, in dem ihre Gestalt beinah' verschwindet, beide Hände auf den Seitenlehnen, und die Augen mit einem neugierigen, verdutzten, muthwilligen Ausdruck auf ihn gerichtet — „ja, ja, ich bitte!“ und ganz unbewußt macht sie eine Bewegung, als wolle sie ihren Fauteuil etwas näher an den des jungen Mannes heranschieben. —

„Nun,“ — Bärenburg fährt fort — „eines Tages präsentirte sich der Teufel im Paradies und forderte Sie für sich. Er behauptete, Sie wären sein Eigenthum und nur durch Zufall in das Paradies hineingerathen. Der liebe Gott war höchst aufgebracht; er hatte keine Lust, Sie herzugeben. Da man sich durchaus nicht einigen konnte, so wurde beschlossen, Sie auf die Erde zurückzuschicken, damit Sie sich ein zweites, endgültiges Mal der Prüfung des Lebens unterziehen und beweisen möchten, weß' Geschöpf Sie sind, das des Teufels oder des lieben Gottes. Der liebe Gott aber war außerordentlich betrübt. Ich hör' ihn noch, wie er Ihnen nachseufzt: „Ich hatte mich so gefreut, endlich einmal einen amüsanten Engel bei mir zu haben, und nun ist's wieder nichts!“ — Ich aber langweilte mich ohne Sie so schrecklich da oben, daß ich auf die Erde heruntereilte, um Sie zu suchen!“

„Wie komisch Sie sind,“ sagt Maschenka laut und kindisch auflachend, und wieder macht sie unbewußt eine Bewegung, als ob sie näher an ihn heranrücken wollte. „Und glauben Sie, daß ich zurückkomm' in den Himmel?“

„Ich hoff es!“ Indem schlägt die Uhr auf dem Kamin — elf.

Maschenka wird plötzlich roth. „Wie lange die Tante ausbleibt,“ murmelt sie und erhebt sich.

Auch Bärenburg steht auf. „Länger kann ich die Damen wirklich nicht erwarten,“ sagt er halblaut und reicht ihr die Hand. Sie senkt das Köpfchen — „ich . . . ich hätte Sie eigentlich doch nicht empfangen sollen,“ stottert sie verlegen.

„Warum denn nicht?“ ruft er ungeduldig.

„Nein, — ich weiß es — aber —“ und plötzlich das Köpfchen hebend, sieht sie aus ein paar so wundervollen, thränenüberglänzten Augen zu ihm empor, daß ihm Hören und Sehen vergeht — „aber . . . ich hatte so schreckliche Lust, mit Jemandem zu reden, der ein wenig Theil an mir nimmt!“ flüstert sie.

Die ganze traurige Verlassenheit dieses armen Geschöpfs leuchtet ihm ein, und ihn überkommt ein rasendes Mitleid. „Sie brauchen wahrlich nicht zu fürchten, von mir mißverstanden zu werden,“ ruft er. „O! wenn Sie nur eine Ahnung davon hätten, wie reizend Sie sind . . . gute Nacht . . . und wenn

Sie einmal einen Menschen brauchen, der für Sie durchs Feuer gehen soll, so wissen Sie, wo Sie ihn zu suchen haben."

Er küßt ihre Hand, innig, leidenschaftlich, und geht.

Maschenka steht noch lange, nachdem er gegangen, auf demselben Fleck, erschrocken, wie gelähmt, und blickt auf ihre Hand.

Um Weniges später steigt sie in ihr Zimmerchen hinauf.

„Hat sich Mademoiselle gut amüsirt?" fragt die Jungfer, indem sie ihr hilft, sich auszukleiden. „Es that mir so leid, daß Mademoiselle den Abend ganz allein verbringen solle . . . ich werde natürlich Madame nichts davon sagen."

„Und warum nicht?" fährt Mascha heftig auf.

„O, wie es Mademoiselle gefällt — ich dachte nur . . ."

„Ich werde es der Tante selber sagen, daß Graf Bärenburg da war," ruft Mascha trotzig, „und jetzt gehen Sie!"

Mitten in ihrer zartfühlenden Herzensgüte hat sie Momente kurz abweisender, fast rauher Barschheit, die, wie so Vieles an ihr, ein Erbstück ihres Vaters sind. „Lassen Sie mich!"

Das lange Haar aufgelöst um die Schultern, sitzt sie dann, halb angekleidet vor dem Kamin, die nackten weißen Füßchen auf dem Bärenfell, das davor liegt. „Ach, es war doch schön!"

Eine große Beklommenheit benimmt ihr den Athem — wieder blickt sie auf ihre Hand. „Er liebt mich! . ." und plötzlich beschleicht sie eine Unruhe, etwas wie ein Unbefriedigtsein, — fast als habe man sie des Morgens zu früh geweckt. Warum hat er's ihr nicht gleich gesagt, daß er sie liebt, und warum — warum hat er sie nicht an seine Brust genommen und geküßt?

Sie kniet nieder auf dem Bärenfell und hält den zottigen Kopf des Ungethüms an ihre Brust mit beiden Armen und küßt es auf die Stirn.

VI.

„Warum bist Du so verstimmt? fehlt Dir Etwas?" — —

Diese Frage hört Karl Bärenburg in den Tagen, die auf seine Abendvisite in der Avenue Wagram folgen, wirklich bis zum Ueberdruß. Ein alter, gesetzter Freund hat ihn sogar gefragt: „Hast Du Spielschulden? Vertrau' Dich mir an." — Er sieht schlecht aus, und sein Wesen ist zerfahren.

In der Avenue Wagram zeigt er sich nicht mehr. Die Erinnerung an die Scene mit Mascha ist ihm peinlich. Er wiederholt sich zwar unaufhörlich, daß er sich vollkommen „correct" benommen habe, daß jeder andere Mensch die Situation ganz anders ausgebeutet hätte. Er hätte ihr für sein Leben gern einen Kuß gegeben und — wahrlich sie hätte sich nicht gesträubt. Sich das versagt zu haben, war eine Heldenthat, die ans Quixotische streifte. Warum war er denn doch nicht mit sich zufrieden?

Er war kein schlechter, sondern nur ein schwacher, schwankender Mensch, — ein Mensch ohne jegliche Initiative, der aus eigenem Antrieb weder den Muth hatte, etwas Gutes noch etwas Böses zu thun, was nicht auf dem hergebrachten Lebensprogramm aller seiner Standesgenossen verzeichnet stand.

Bei dem weiblichen Geschlecht hatte er stets die maßlosesten Erfolge gehabt,

was er nicht so sehr seinem hübschen Aeußern, als einer gewissen einschmeichelnden, im landläufigen Weltverkehr ganz ungewöhnten Wärme in seinem Wesen verdankte, — im Uebrigen wohl auch jener magnetischen Anziehungskraft, die sich nicht definiren läßt.

Von derber, grob materieller Sinnlichkeit hatte er nicht viel; dafür einen unglaublichen Vorrath von Gefühl, das ihm beständig aus den Augen herausleuchtete und mit dem er abwechselnd das gräßlichste Unheil anrichtete und selber in die peinlichsten Verlegenheiten hineingerieth.

Da hatte er sich wieder Knall und Fall in diese kleine Russin verliebt. Es war wirklich fatal, denn heirathen konnte er sie nicht.

Er war nicht Aristokrat aus Ueberzeugung, aber er war's aus Gewohnheit, und war hochmüthig, nicht weil es etwa in seiner Natur lag, aber er war's aus Pflicht- oder vielmehr aus Schicklichkeitsgefühl. Es gehörte nun einmal dazu. Er konnte Mascha nicht heirathen, das war absolut unstatthaft; aber es that ihm sehr leid, denn sie war wirklich gar zu reizend. Ja, wenn sie eine Stufe höher im socialen Amphitheater gestanden hätte, oder um eine Stufe tiefer! Es schoß ihm siedend heiß durch die Adern bei diesem Gedanken; dann ärgerte er sich über sich selbst. Um die Stufe tiefer, die er meinte, war Mascha nicht denkbar.

Neben all' ihrer unconventionellen Raschheit, ihrem Mangel an Selbstbeherrschung und gesellschaftlicher Routine, war doch ihre physische und moralische Persönlichkeit von einem so subtilen Raffinement durchdrungen, von einer so discreten Lieblichkeit umschwebt, wie sie Geschöpfe nie haben, die außerhalb der Bildungssphäre Mascha's aufgewachsen sind.

Schade, ewig schade! — Noch nie hat er für ein weibliches Wesen ein so warmes aufregendes Gefühl empfunden, wie für sie . . . Wenn es doch ginge! — Nun, er brauchte sich ja nicht zu entscheiden von heute auf morgen. Ehe er noch irgend eine feste Absicht in sich zu Stande gebracht hatte, machte er Sylvia Anthropos auf alle Fälle den Hof, und in einer gefühlvollen Stunde, im Hôtel Meurice, lachte sie ihn einmal ganz unerwartet an und den Ellenbogen mit der einen, das Kinn mit der anderen Hand stützend, die großen Augen plötzlich recht verführerisch auf ihn geheftet, sagte sie: „Sie dummer, treuer, guter Mensch, können Sie denn noch immer nicht den Muth finden, mir's zu gestehen, daß Sie mich lieben?" — —

Als er das Hôtel Meurice um eine Stunde später verließ, war er Bräutigam und nahm ein behagliches Gefühl allgemeiner Beruhigung mit sich fort — wenigstens war jetzt Alles abgemacht! —

Zwischen seinem Verlöbniß und dem Moment, wo er Mascha zugemurmelt, „und wenn Sie einmal einen Menschen brauchen, der durchs Feuer gehen möchte für Sie, dann wissen Sie, wo Sie ihn zu suchen haben!" — waren kaum fünf Tage verstrichen! —

VII.

Unter den verschiedentlichen Erwiderungen von Aufmerksamkeiten, welche die musikalische Soirée den Jeljägins eingetragen hat, laufen auch mehrere Einladungskarten zu einem großen Wohlthätigkeitsball im Hôtel Continental ein.

Anna wäre nicht abgeneigt gewesen, ihn zu besuchen, wenn sie nicht für denselben Abend, vielmehr dieselbe Nacht, zu einem Rout bei der Gräfin Krimdamur geladen wäre. Aber Mascha soll ihn besuchen und zwar mit Madame d'Olbreuse, die ihr im letzten Moment gutmüthig vorgeschlagen hat, sie mitzunehmen.

Es ist gegen das Hergebrachte, ein so junges Mädchen gerade auf diesen Ball zu führen; aber was ist denn nicht gegen das Hergebrachte in Mascha's lieblos hin- und hergezerrter, unbeschützter Existenz!

Mascha, welche die letzten Tage in fiebriger Erwartung der Werbung Bärenburg's verbracht hat, freut sich mit einer Art unsicher zwischen Hoffen und Angst schwankenden Freude auf den Ball — vielleicht wird er dort sein. „Aber, wird er sich um mich bekümmern?" fragt sie sich.

Ach, was liegt ihr daran, ob er sich um sie bekümmern oder nicht bekümmern wird! Er ist ihr ja ganz gleichgültig, redet sie sich ein — ganz! Ihr wird wirr ums Herz und dunkel vor den Augen, wenn sie seiner gedenkt. So wenig vermag sie sich in ihn hinein zu verstehen! Wer sollte auch! . . . Wie kann man einem Mädchen so tief empfundene Worte sagen, es mit solch' zärtlicher Begeisterung anblicken, ihm die Hand küssen, wie er sie Mascha geküßt hat, — und hierauf plötzlich verschwinden, und acht Tage lang nichts mehr von sich wissen lassen! Es ist unbegreiflich. „Hat er mich nur zum Besten gehabt? Er denkt wohl, mit so einem Kind wie ich, darf er sich Alles erlauben," sagt sie sich; „aber ich will ihm doch zeigen, daß er sich in mir getäuscht hat, — ich möchte, daß er auf dem Ball wäre, nur um es ihm zu beweisen, wie wenig mir an ihm liegt — um ihm zu beweisen, wie hochmüthig ich sein kann!"

Unterdessen trifft sie Vorbereitungen zu dem Ball und gibt sich die erdenklichste Mühe mit ihrer Toilette. Da, seit Nikolaj fort ist, nie Jemand die Zeit hat, sie zu begleiten, fährt sie allein in einem Fiaker auf den inneren Boulevards herum, um ihre Commissionen zu besorgen und macht die tollsten Einkäufe. Und mitten zwischen der Besorgung führt sie dann ein Abstecher in die Avenue Frochot, wo sie stets in dem Atelier Nita's ebenso wie in der anstoßenden Malerinnenschule ein willkommener Gast ist, und wo sie nie erscheint, ohne irgend etwas Hübsches oder Gutes mitzubringen, sei's ein Strauß weißen Flieders, eine Ananas oder eine Bonbonnière von Boissier, ein Carton mit feinen Kuchen von Rebattet. Es macht ihr Spaß, die Rolle einer kleinen Fee zu spielen, rings um sich herum Freude zu verbreiten, und sich dann dafür loben und liebkosen zu lassen. Sie ist liebenswürdig mit Jedem; selbst für die Modelle hat sie ein gutes Wort, und Jeder hat sie lieb, von der Gräfin d'Olbreuse angefangen — die von Zeit zu Zeit, pittoresk angethan in einer kleidsamen Malerschürze und einem, mit einer Weinranke umschlungenen, spitzigen, italienischen Bauernhut, in dieser Kunstakademie gastirt — bis zu der kleinen Belgierin, die in Tramwayställen an ihren Studien von Pferdecroupen pinselt. —

Mit Niemandem steht sie jedoch auf so gutem Fuß wie mit Nita; an der hängt sie mit einer Art Abgötterei und . . . Nita erwidert ihre Zuneigung. Sonja vergeht vor Eifersucht, wenn sie sieht, wie die sonst keineswegs zu Ueberschwänglichkeiten geneigte Freundin den lieblichen Irrwisch abherzt.

VII.

Am Abend des großen Ereignisses thut Mascha dasselbe weiße Kleid an, das sie zur Feier ihres ersten gesellschaftlichen Debuts getragen hat, und setzt sich einen Kranz von lose aneinander gefügten rosa Anemonen auf den Kopf. Daß dieser Haarschmuck, den sie sich selber ausgedacht hat, und der sie wirklich vortrefflich kleidet, gerade um eine Kleinigkeit zu pittoresk für ein junges Mädchen aus gutem Hause ist, ahnt sie nicht, und wer sollte sie darauf aufmerksam machen? Anna und die Jeljägins sind bereits ihre eigenen Wege gegangen, ehe sie angefangen hat, sich anzukleiden, und die d'Olbreuse steigt gar nicht aus, wie sie Mascha abzuholen kommt, sondern schickt nur den Diener, um zu melden, daß sie unten mit dem Wagen auf ihren Schützling warte.

Sie haben das Hôtel Continental erreicht. Aus der Durchfahrt treten sie in die lange schmale Garderobe, deren eine Seite eine bis an den Boden reichende Glaswand gegen den Hof abschließt, in dem sich neugierige Zuschauer versammelt haben. Von draußen dringt das Heranrollen neuer Wagen, das Dröhnen der Hufe auf dem Holzpflaster der Einfahrt, das Knattern knappen Riemzeugs, das Prusten feuriger, ungeduldig mit ihren Kinnketten rasselnder Pferde, das Schreien der Kutscher, die Weisungen der Bedienten, und in den rauhen Tonwirrwarr hinein hört man das feine Knistern von Tarlatan, Tüll und Spitzen, das Rauschen schwerer Seidenstoffe, hie und da eine erregte, überreizte Frauenstimme, ein mürrisch beruhigendes männliches Organ.

In der Vorhalle drängen sich die Menschen; immer mehr kommen herbei — Damen mit durchsichtigen Spitzenschärpen über dem Haar, mit pelzverbrämten Umwürfen und lässig darunter hinrauschenden Schleppen von farbigem Sammt, die allen Menschen im Wege sind und auf die doch Niemand zu treten wagt, Damen mit Galoschen und unter langen Regenmänteln verstecktem Ballputz — Damen, die ihre Mäntel mit einem einzigen Achselzucken von ihren Schultern herab- und ihrem Bedienten in die Hände gleiten lassen — Damen ohne Diener, denen ihre männlichen Begleiter mühsam die Mäntel von den wie Windmühlenflügel ausgestreckten Armen zerren, — Bediente, die, den betreßten Hut knapp neben dem Ohr in der Hand haltend, einem letzten Befehl horchen — Ehemänner, die beschämt drein blicken, während ihre Frauen ihnen Vorwürfe machen, weil der Fiaker zugig war.

Maschenka freut sich heimlich daran, daß sie und ihre Beschützerin zu den Vornehmsten unter den Anwesenden zählen.

Ein Herr kommt der Gräfin d'Olbreuse entgegen, irgend ein Vicomte, der Mascha vorgestellt wird, sich vor ihr verbeugt und sich nicht weiter um sie bekümmert. Er bietet der Gräfin den Arm; diese blickt sich nach einem Cavalier für Mascha um, findet aber keinen.

„Halten Sie sich an mich, liebes Kind," sagt sie, indem sie den Arm des Vicomte annimmt, und so, etwas beschämt und verdrießlich, als zufälliges Anhängsel der Gräfin, tritt Maschenka ein.

Leute, wie die Gräfin d'Olbreuse, gehen auf derartige Feste aus Neugier, aus Schaulust, um das Arrangement zu bewundern und die Menschen zu bekritteln. Sie durchschreitet an dem Arm ihres Cavaliers alle Säle, wendet sich

von Zeit zu Zeit nach Maschenka um, mit einem: „Sind Sie hier, meine Kleine"? — worauf ihr Begleiter ihr irgend etwas Komisches zeigt, und sie sofort wieder Maschas vergißt.

Die Hitze ist erstickend, das Gedränge fürchterlich. Anfangs macht es Maschenka Vergnügen, sich heimlich in den die ganzen Wände entlang laufenden Spiegeln zu betrachten, dann nicht mehr, — ihren Augen begegnet ein so müdes, enttäuschtes Gesichtchen mit so ärgerlich verfinstertem Blick.

„Jetzt haben Sie mir bereits genügend viel Albernes gezeigt, ich würde mich freuen, endlich etwas Schönes zu sehen", bemerkt die Gräfin übermüthig, zu ihrem Begleiter gewandt.

„Wünschen Sie wirklich etwas Schönes zu sehen — das Schönste, was die Schöpfung überhaupt leistet", erwidert der Vicomte, „eine sehr schöne Frau, dann müssen Sie sich mit mir in den Patronessensalon verfügen."

„Lieber nicht, — ich kenne ja alle die Damen; sie würden mich sofort in Beschlag nehmen, und um meine Unabhängigkeit wär's für den Rest des Abends geschehen."

„Werfen Sie zum Wenigsten einen Blick durch die Thür", schlägt der Vicomte seiner Begleiterin vor. „Dort die Dame unter der Palme, neben der Statue — eine Engländerin,— man sieht es ihr auf den ersten Blick an, blond und in einem weißen Kleid."

Mascha zieht ihr Lorgnon, lugt neben der Gräfin in den Patronessensalon aus, athmet eine Atmosphäre trostlosester Langerweile, selbstzufriedenster Exklusivität, erblickt einen Kreis von müde in ihren Sesseln zurücklehnender Damen, empfängt den Eindruck eines gleichförmigen Nebeneinanders von sehr stark entblößten Schultern, von lässig nickenden, flaumigen Federaigretten, von blitzenden Brillantsternen, Halsbändern, Armspangen.

„Dort — dort, neben der Statue, so müssen Sie den Kopf biegen, um zu sehen," flüstert der Vicomte.

Ja, dort neben der Statue . . . Neben der Statue sitzt in einer tief von ihren Schultern herabgleitenden weißen Toilette — Sylvia mit ihrem römischen Kaiserinnendiadem von röthlichen Stirnlöckchen, mit ihrer kurzen, antik geschnittenen Oberlippe, mit ihren großen dunklen Augen, goldig schimmernden Wimpern und ebenso goldig schimmernden, feingezogenen Brauen.

Die regelmäßige Tadellosigkeit ihrer Züge ist heute von einem ihr sonst ungewohnten Ausdruck durchwärmt. Sie hält den Kopf etwas zurückgebogen und blickt empor . . . zu wem? . . . Mascha fühlt Etwas wie einen kalten harten Schlag im Herzen.

Dort an den Sockel der Statue gelehnt, zu der schönen Engländerin niedersprechend, steht Karl Bärenburg. Jetzt hebt er die Augen, erblickt Mascha, fährt sichtlich zusammen und wendet die Augen von ihr ab. —

VIII.

Eine Stunde ist seitdem verflossen.

Maschenka ist um eine Demüthigung reicher geworden. Der einzige Mensch, der sie zum Tanzen aufgefordert hat, war ihr italienischer Sprachlehrer, Sig. Supino. Außerdem hat ihr ein reicher Lederhändler seinen Arm zum Promeniren

angeboten. Den armen Supino hat sie mit einer Härte, die ihr später leid thut, abgewiesen; dazu den Lederhändler abzuschütteln, reicht ihre Kraft und Entschlossenheit nicht hin. Er kennt die d'Olbreuse daher, daß er ihr bei einem Wohlthätigkeitsbazar eine Rose mit 100 Fr. bezahlt hat, und reicht ihr die Hand, als ob er in dieser Ballsaison bereits drei Cotillons mit ihr getanzt hätte. Er hat Mascha ein einziges Mal in dem Atelier Nita's gesehen und behandelt sie, als wäre sie seine Nichte, streichelt ihr zärtlich die Hand und sagt ihr die tiefstempfundenen Schmeicheleien. Wie sie ihn fragt, ob er ihr die Großfürstin M... zeigen könne, die sich auf dem Balle befinden solle, erwidert er ihr: er sei Republikaner und kümmere sich nicht um Fürstinnen. Als Concurrenzmerkwürdigkeit zeigt er ihr Madame Jaluzot, die Eigenthümerin des Printemps.

Endlich ist sie ihn los geworden. Mit krampfhafter Entschlossenheit hat sie sich an einen alten weißhaarigen Amerikaner geklettet, den sie als den Vater einer der Schülerinnen im Atelier Sylvains kennt. Seine Tochter walzt im Ballsaal, die Gräfin d'Olbreuse walzt — Maschenka sitzt neben Mr. Cornelius Merryfield in dem hübschesten der Säle, einem Wintergarten mit künstlichem Mondschein, mit künstlichen Felsgruppen, mit fließenden Bächlein und malerisch primitiven Brücken, die unter den Füßen der darüber Wandelnden echt ländlich knacken und winseln, — mit einem Aquarium von Goldfischen hinter einer Palissade von australischen Farrenkräutern und mit Spiegeln, die von Blumenguirlanden umwunden sind, — sitzt da müd, traurig, verstimmt und läßt sich von dem alten Herrn über den beengenden Einfluß des nordamerikanischen Quäkerthums aufklären.

Von Zeit zu Zeit öffnet sie ihren in gelben Schildpatt gefaßten Straußenfederfächer, schließt ihn wieder und wartet — wartet nur auf Eins — darauf, daß sie nach Hause zurück darf. Plötzlich hört sie eine Stimme neben sich sagen: „Endlich! — ich suche Sie bereits seit einer halben Stunde! —" Es ist Bärenburg.

Alles Blut schießt ihr ins Herz. Nur den einen Gedanken hat sie noch, ihn nicht merken zu lassen, wie viel ihr an ihm liegt, sich ihm gegenüber so gleichgültig zu zeigen als möglich.

„Ach wirklich! Da hat also Miß Anthropos bereits vor einer halben Stunde den Ball verlassen," sagt sie gedehnt, die Brauen etwas in die Höhe ziehend, worauf sie sich Mr. Merryfield zuwendend, fragt: „Haben Sie Präsident Lincoln gekannt?"

„Hätten Sie die Freundlichkeit, mich vorzustellen?" fällt Bärenburg in gereiztem Tone ein.

„Graf Bärenburg — Mr. Merryfield," sagt sie kurz, und immer zu Mr. Merryfield gewendet, fährt sie fort: „Ich hörte einmal, daß, als ein Engländer irgend eine französische Phrase im Gespräch mit Lincoln fallen ließ, dieser bemerkte, Griechisch verstände er nicht. Halten Sie das für möglich?"

„Es mag sein," sagt Mr. Merryfield, einen unruhigen Blick nach der Thür werfend. „Ich begreife nicht, was meine Tochter so lange macht; sie versprach, nur einen Walzer zu tanzen — sie wird sich noch die Schwindsucht an den Hals tanzen. Erlauben Sie, daß ich ein wenig nach ihr sehe."

„Aber Mr. Merryfield, ich habe Gräfin d'Olbreuse versprochen, sie hier zu erwarten", ruft Maschenka sehr erregt und ihn beim Aermel fassend aus.

Der Amerikaner blickt hülflos von ihr zu Bärenburg. — „Sie sehen schon, daß Sie sich meinen Schutz gefallen lassen müssen, Fräulein," sagt dieser, worauf die beiden Männer sich förmlich vor einander verbeugen, und Mr. Merryfield sich zurückzieht.

Dann ist sie allein mit ihm in der grünen Dämmerung des Wintergartens, so gut wie allein. Wohl gehen von Zeit zu Zeit Menschen an dem jungen Paar vorüber, Herren mit Damen am Arm und auch einzelne Herren, aber es sind Menschen, die weder ihn noch sie kennen. Die Herren mit Damen am Arm blinzeln nur rasch an Mascha vorbei, die einzelnen Herren starren sie mit unverhohlener staunender Bewunderung an und sehen sich zwei, drei Mal nach ihr um.

In dem Gedränge des Ballsaals ist ihre Schönheit nicht zur Geltung gekommen, hier in der geheimnißvoll grünlichen Dämmerung, die der blasse Pseudo-Mondschein des elektrischen Lichtes durchleuchtet, übt dieselbe eine fast magische Wirkung aus.

Das Gemisch von Stolz und Schwermuth in der Haltung ihrer jungen biegsamen Gestalt, die poetische Ungewöhnlichkeit ihrer Haartracht, der rosa Kranz, auf dessen Blüthe es bereits wie ein Hauch trauriger Müdigkeit liegt, der dunkelgrüne Hintergrund, gegen den sich ihr weißes Kindergesicht abhebt — Alles trägt dazu bei, den Reiz ihrer phantastisch fremdartigen Lieblichkeit zu erhöhen.

Der penetrante Duft von Hyacinthen durchschwebt die Atmosphäre; aus dem Ballsaal tönt schluchzend und jubelnd die leichtsinnige Verzweiflung eines Strauß'schen Walzers. —

Ein Weilchen sind sie Beide still, er und sie. Endlich beginnt er: „In meinem ganzen Leben ist mir nie eine Woche so langsam verflossen, wie die letzte."

„So, ich fand sie im Gegentheil sehr kurz — bei meinem eintönigen Leben reiht sich ein Tag an den andern, eh' man es gewahrt."

„Gehen Sie gar nicht aus?" fragt er.

„Nein. Meine Tante behauptet, ich sei noch zu jung, um in die Welt zu gehen; meine Cousine sagt, ich habe zu schlechte Manieren. In Folge dessen bleibe ich zu Hause," erzählt sie, einigermaßen aus der überlegenen Rolle herausfallend, die sie sich vorgezeichnet hat, kindisch und trotzig.

„Ihre Cousine spricht Blödsinn, und wenn Ihre Tante Sie wirklich zu jung findet, um Sie in die Welt zu führen, so sollte sie Sie nicht auf einen Ball schicken wie diesen."

„Ist's ein unschicklicher Ball?" fragt Mascha rasch.

„Nein, aber es ist ein Ball, den ein so junges Mädchen wie Sie nicht besucht mit einem oberflächlichen Chaperon wie die Gräfin d'Olbreuse. Wenn Sie eine der Patronessen mitgenommen hätte, da wäre es etwas Anderes."

„Die Patronessen?" . . . Mascha zuckt mit den Schultern — „die Patronessen sind lauter große Damen, zu denen gehöre ich nicht, — ich bin Niemand, nur die Tochter von Papa" — ihr Stimmchen zittert ein wenig — „das zählt nicht hier im Auslande — Anna sagt mir's alle Tage — ich wußt' es nicht —

es war gewiß sehr nöthig, mich aufzuklären, aber es that weh!" Sie fächelt sich mit ihrem großen Fächer und lächelt, wie man lächelt, um nicht zu weinen.

Bärenburg zupft an seinem Schnurrbart.

„Und außer Ihrer Cousine haben Sie Niemanden in Paris, der Ihnen nahe steht?" beginnt er von Neuem.

„Ja — eine — eine Person, an der ich mit ganzem Herzen hänge," sagt Mascha mit der Uebertriebenheit, zu der irgendwie gekränkte und verletzte Menschen stets neigen — „sie ist auch lieb mit mir. Es ist Ihre Cousine, Fräulein von Sankjèwitsch."

„Kommen Sie manchmal ins Atelier in der Avenue Frochot?"

„Ja," sagt Mascha kurz.

„Hm! . . . Werden Sie morgen Vormittag dort sein?"

Sie wirft das Köpfchen zurück, blitzt ihn aus ihren dunklen Augen mit unaussprechlich zurechtweisendem Stolz an und sagt: „Nein!"

Ein längeres Schweigen folgt. Er weiß, daß sie berechtigt war, ihn abzuweisen; weiß, daß er ihr gegenüber unverantwortlich handelt. Dies Bewußtsein trägt jedoch nur Alles dazu bei, ihn aus der Fassung zu bringen. Er liebt sie rasend, unsäglich. Er muß sie haben — nur sie! Immer mehr schrumpft die Erinnerung an seine Verlobung zu einem rein theoretischen Hinderniß zusammen, das hinweggeräumt werden soll und kann.

Mascha hält die Augen stumm auf das Aquarium in der Mitte des Saales geheftet, auf die Goldfische, die hinter ihrer Palissade von australischen Farrenkräutern langsam mit durstig schnappenden Schnäuzchen immer im selben Kreis herumschwimmen. Ein Neger geht vorbei, ein langer, schlanker, mit sehr hohem Hemdkragen, und mit hellen Glanzlichtern auf seinem chocoladefarbenen Gesicht — dann ein Japaner mit seiner Frau, beide in gestickten, frei um sie herum bauschenden, nationalen Gewändern und mit kleinen, listig blinzelnden, schwarzen Augen in flachen, weizengelben Gesichtern; dann lachend und schäkernd von einem Troß von Herren umgeben, kommt eine Amerikanerin — Bärenburg sagt Mascha, daß es eine Amerikanerin ist — eine geschminkte Frau in einem tief ausgeschnittenen schwarzen Kleid, das an ihren Schultern mit Brillantschnüren zusammengehalten wird; endlich defiliren noch ein paar Dandies an Mascha und Bärenburg vorbei. Sie verstummen plötzlich in der Erzählung von irgend etwas Komischem und starren Mascha an.

„Dieu, qu'elle est jolie — qui est ce — connais pas" — summt's durcheinander.

Ihre frechen Blicke verdrießen Bärenburg und reizen zugleich seine Leidenschaft. Tum te tum — tum te tum — immer verlockender, voll sehnsüchtig verwegenen Leichtsinns — dem Leichtsinn von Menschen, die neben einem Abgrund tanzen — klingen „die Geschichten aus dem Wiener Wald" zwischen das Rauschen der künstlichen Bächlein in den Wintergarten herein.

Da kommt ein großer, bärtiger Mann auf Mascha zu, ein Mann mit runden Schultern, schleppendem Gang und jener bis zur Verwegenheit lässigen Haltung des Menschen aus gutem Hause, der sich lange in zweifelhaften Gesellschaftssphären herumgetrieben hat. Seine Augen sind wässrig; seine Lippen

zittern ein wenig, während er sich vor Mascha verbeugend französisch fragt: „Erinnern Sie sich meiner, Fräulein Marie?“

„Prinz Orbanoff,“ erwidert Mascha, zustimmend und freundlich nickend — „aus Nizza.“

Hinter dem Russen stehen ein paar der Dandies, welche Mascha soeben mit unverhohlener Frechheit bewundert haben, und beobachten die Scene.

„Dürfte ich um diesen Walzer bitten?“ sagt der Russe, etwas stotternd, und die Worte ziehend.

Mit der größten Bereitwilligkeit steht Mascha auf.

„Sie vergessen, daß Sie bereits mit mir engagirt sind,“ fährt Bärenburg dazwischen.

„Sie irren sich vollständig, Graf,“ erwidert Mascha hochmüthig und macht einen Schritt, dem Russen entgegen.

„Um Nikolaj's Willen, hören Sie auf mich, tanzen Sie nicht,“ flüstert ihr Bärenburg ins Ohr.

Leise, hastig und in einer fremden Sprache geflüstert, wie es die Worte waren, hat sie der Fürst dennoch erhorcht.

„Dürfte ich fragen, wer der junge Mann ist, der da so zudringlich Ihre Entschlüsse beeinflussen will?“ fragt er Mascha mit immer schwerfälligerer Aussprache, wobei sein rothes Gesicht noch röther wird.

Bärenburg zieht seine Karte und reicht sie ihm. Im selben Augenblick tritt die Gräfin d'Olbreuse zu Mascha heran.

Der Russe ist verschwunden. „Haben Sie sich gut unterhalten, mein Kind?“ ruft sie; „ich habe getanzt comme une perdue; es schickt sich gar nicht für eine Frau in meinem Alter. Jetzt könnten wir uns zurückziehen, der Ball fängt an, zu amüsant zu werden.“

Schweigend, die äußersten Fingerspitzen in den dargebotenen Arm Bärenburgs legend, folgt Mascha der Gräfin, die mit ihrem Cavalier vorausgeht, in die Vorhalle.

Plötzlich hebt sie das Köpfchen — „warum haben Sie mich verhindert, mit dem Fürsten zu tanzen?“ fragt sie in gereiztem Ton.

„Erstens war er betrunken, zweitens — aber das verstehen Sie ja nicht, — zweitens hat er einen so abscheulichen Ruf, daß ich eine meiner Schwestern z. B. lieber mit einem Clown aus dem Circus Renz tanzen ließe als mit ihm. Mit Orbanoff zu tanzen auf einem öffentlichen Ball um zwei Uhr früh, nachdem Sie früher das Füßchen nicht gerührt, wäre etwas so Schreckliches, so Gravirendes . . . so . . ., nun, ich hätte mir lieber den rechten Arm abhauen lassen, als Sie Dem preiszugeben.“

Sie stehen jetzt in der Vorhalle; ringsum sie herum Damen, die in ihre Hüllen schlüpfen, ein Geruch von breitblättrigen Topfpflanzen, Pelzen, Poudre de riz, ein Durcheinanderrufen nach Equipagen, nach Fiakern. Die Gräfin d'Olbreuse hat endlich den mächtigen Pelzkragen ihres Lakaien erblickt. Bärenburg nimmt ihm Maschas Umwurf ab, und legt ihn ihr um die Schultern. Aber Maschas Zorn lodert stärker auf denn je, — mehr als früher fühlt sie das Bedürfniß, ihm weh zu thun, ihn zu kränken, ihn zu verletzen.

„Also den rechten Arm wollten Sie sich abhauen lassen für mich! Wie leicht sich das ausspricht,“ spottet sie; dann ihm voll in die Augen blickend: „Ich bin Ihnen für Ihre gute Absicht sehr verbunden; aber es wäre mir lieber gewesen, wenn Sie sich um meine Angelegenheiten nicht weiter bekümmert hätten. Ich kenne den Fürsten länger als Sie.“

Kaum hat sie diese unartigen Worte ausgesprochen, so gäbe sie Alles in der Welt darum, sie zurücknehmen zu können. Es ist zu spät.

„Ich hatte Unrecht, verzeihen Sie,“ sagt er kurz, und sich mit einer tiefen Verbeugung erst von ihr, dann von der Gräfin d'Olbreuse verabschiedend, zieht er sich ohne ein weiteres Wort zurück.

„Nun, ma petite, kommen Sie endlich,“ ruft die Gräfin, sich umwendend, um zu sehen, ob ihr Schützling ihr folgt. Mascha steht ganz blaß, wie erstarrt da, und blickt in das Menschengewühl hinein, in welchem er verschwunden ist. Er hat es nicht einmal gemerkt, daß sie ihm im letzten Moment noch schüchtern die Hand entgegengestreckt hat; er hat sie nicht mehr angesehen.

IX.

Ja, sie hat ihm bewiesen, wie wenig ihr an ihm liegt, wie hochmüthig sie sein kann.

Aber nun, da es vorbei ist, hat sie wenig Freude an ihren heroischen Leistungen, grämt sich im Gegentheil darüber und möchte sie ungeschehen machen, um jeden Preis. Sie weiß es plötzlich, daß sie ihn liebt von ganzer Seele, so liebt, daß sie sterben möchte, um ihm einen Schmerz zu ersparen. Und dieses arme, körperlich reife, geistig noch kindisch von jedem unklaren Impuls haltlos hin- und hergetriebene Geschöpfchen, in dem die Fiber moralischer Energie und Achtung abzwingender Tüchtigkeit erst durch herbste Schicksalsprüfung geweckt und befestigt werden sollte, sehnte sich plötzlich nur noch nach Einem, nämlich darnach, ihn recht, recht bald wiederzusehen, um ihre Härte und Unausstehlichkeit gut machen zu können. Aber wie sollte sie ihn wiedersehen! Nachdem sie ihm so abstoßend begegnet war, würde er wohl kaum Lust haben, in die Avenue Wagram zu kommen. Ach, warum hatte sie sich nicht ganz einfach an ihm gefreut und sich's gestattet, sich so recht vertrauensvoll wohl und glücklich zu fühlen neben ihm!

An das Alles dachte sie, während sie in den frühen Morgenstunden schlaflos das krause Köpfchen auf dem Kissen hin- und herschob. Alles war düster um sie herum, nur vor dem Heiligenbild in der Ecke brannte ein Lämpchen. Und endlich sprang sie auf und kroch aus ihrem warmen wohligen Bettchen bis an den Schrein und betete, betete so innig, so durstig um Glück, um süßes, warmes irdisches Glück!

Arme Mascha! Sie wußte noch nicht, daß die einzige Menschenbitte, welche je von uns bis in den Himmel dringt, die ist — um Kraft zur Entsagung!

(Fortsetzung folgt.)

Aelteste Geldwerthe.

Von
Heinrich Brugsch.

I.

Die Frage nach dem Geldwerth in vergangenen Zeiten gehört zu den wichtigsten und lehrreichsten in der Geschichte der Entwicklung unserer menschlichen Cultur.

Ihre Beantwortung hängt nicht bloß von der genauen Bestimmung des Werthes der Metalle, Gold, Silber und Kupfer ab, welche, nach gewissen Gewichten normirt, als Tauschmittel ihre allgemeinste Verbreitung gefunden hatten, sondern vielmehr von den Preisen, welche für Lebensmittel, Löhne, Sklaven, Vieh, Grund und Boden, Miethe, Zinsen u. s. w. gezahlt wurden. Die Abschätzungen gewinnen erst durch die gebotenen Vergleichungen einen verständnißvollen Maßstab, denn sie lassen den Geldwerth seiner wahren Bedeutung nach erkennen.

Gemünztes Geld mit eingeprägten Wappen und Abbildungen von Königen und Fürsten, sowie mit den dazu gehörigen Inschriften hat einen verhältnißmäßig jungen Ursprung. Es waren die persischen Könige, welche nach der Gründung eines Weltreiches die geschlagene Münze in den allgemeinen Weltverkehr ihrer Zeit einführten. Am bekanntesten sind die von Darius Hystaspis zuerst geprägten und nach seinem Namen bezeichneten sogenannten Dariken (Dareikos), eine Goldmünze, welche ihrem Werthe nach zwanzig deutschen Reichsmark entsprach.

Es ist zweifellos, daß schon lange vor der Einführung des geschlagenen Geldes sämmtliche Culturländer des Alterthums sich des Goldes, Silbers und Kupfers als Tauschmittel im gewöhnlichen Leben bedienten, um danach die Preise für lebende und todte Waare zu bestimmen. Das Verhältniß der Werthabschätzung des Goldes zum Silber und des Silbers zum Kupfer, sowie das bestimmte Gewicht der metallenen Tauschwaare war nach einem festgesetzten System geregelt, so daß Zweifel nicht entstehen konnten. Es geht aus einzelnen Andeutungen klar hervor, daß die metallenen, durchweg in ringförmiger Gestalt oder in Barrenform gegossenen Geldgewichte durch eingeprägte Stempelmarken als fein- und vollgewichtig staatlicherseits anerkannt wurden.

Bevor die Perserkönige ihr Weltreich gegründet und ihre Herrschaft über die bedeutendsten Culturvölker dreier Welttheile bis zu den Rändern des Mittelmeerbeckens ausgedehnt hatten, bildeten Babylonien im Osten und Aegypten im Westen die Mittelpunkte aller menschlichen Culturarbeiten in den Zeiten des höchsten geschichtlichen Alterthums. Es kann hier nicht die Aufgabe sein, die Schichten der älteren und jüngeren Eroberungen auf allen Gebieten des Wissens und Könnens nach ihren zeitlichen Unterschieden zu verfolgen. Nur das Eine sei betont, daß am Euphrat wie am heiligen Nilstrome, in Babylon wie in Theben oder in Memphis die Arbeit keine getrennte war, sondern nach den ersten Anfängen eines staatlich geordneten Culturlebens in den darauf folgenden Perioden des Alterthums, nachweislich mindestens bereits im sechzehnten Jahrhundert v. Chr., sich gegenseitig beeinflußte und mit dem beginnenden und wieder entwickelten Weltverkehr im engsten Zusammenhange stand. Es fehlt nicht an Anzeichen, daß in den grauesten Zeiten der menschlichen Geschichte Babylonien und Aegypten die ältesten Grundlagen der Culturbestrebungen einer gemeinsamen Urquelle verdankten, die freilich nur zu ahnen erlaubt ist, da sich die gelehrten Forschungen über Namen und Abstammung der ältesten Culturträger, wie es scheint einem seefahrenden Wandervolke, vorläufig noch in Zweifeln und Widersprüchen bewegen.

In seiner berühmten Arbeit über „Das Münz-, Maß- und Gewichtswesen in Vorderasien bis auf Alexander den Großen“ hat J. Brandis das erste aufhellende Licht in die Dunkelheit des in dem Titel seines Werkes bezeichneten Gegenstandes hineingetragen. Seine Untersuchungen und Berechnungen, die in Tausenden von ziffermäßigen Angaben der gelehrten Prüfung vorliegen, haben die wichtige Thatsache erwiesen, daß die babylonische Zahl in Maß und Gewicht durch ganz Vorderasien, vom Euphrat an bis zu den Gestaden des Mittelmeeres hin, Eingang gefunden hatte. Das Talent bildete die eigentliche Grundlage. Sein $^{1}/_{60}$ führte die Bezeichnung „Mine“, das $^{1}/_{60}$ der Mine den Namen „Sekel“. Im Geldwesen wurde dagegen das Talent in 50 Minen und die Mine in 3000 Sekel getheilt. Das Silbertalent enthielt 43,650 Kilogramm reines Edelmetall, der Silbersekel daher 14,55 Gramm, der letztere mit einem Werthe von etwas über $2^{1}/_{2}$ Reichsmark. Man wog sich das Geld zu und die Erinnerung daran hat sich sogar bis auf den heutigen Tag in Bezeichnungen wie pound, livre, lire für gemünztes Geld durchsichtig genug erhalten.

Nicht anders geschah es in Aegypten. Seit dem Anfang der achtzehnten Dynastie, etwa vom achtzehnten Jahrhundert an, wurde Gold und Silber nach dem herrschenden Gewichtssystem als Tauschmittel abgewogen. Als Grundlage galt das Hauptgewicht des Woten (ich will es durch ägyptisches Pfund übertragen), welches genau 90,9591 Gramm wog, während das $^{1}/_{10}$ desselben oder die Kite (ich nenne es das ägyptische Loth) ein Gewicht von 9,0959 Gramm enthielt. Nach meinen Berechnungen entsprach der Silberwerth des ägyptischen Pfundes dem heutigen Geldwerthe von 18 Mark 19 Pfennigen, während das ägyptische Loth einen Werth von 1 Mark und 81 Pfennigen darstellte.

In den Kriegen, welche die ägyptischen Pharaone gegen vorderasiatische Fürsten und Völker führten, sind auferlegte Leistungen in edlen Metallen als Kriegs-

entschädigungen oder als laufende Tribute nichts Ungewöhnliches. Die Völker am Oberlaufe des Euphrat wie an den südlichen Küsten Arabiens und der gegenüberliegenden afrikanischen Landschaften zahlten die Schuld des Ueberwundenen in goldenen und silbernen Ringen. Als der größte Eroberer in der ägyptischen Geschichte, König Thotmosis III., im sechzehnten Jahrhundert v. Chr. seine siegreichen Feldzüge nach Vorderasien unternahm, zahlten ihm beispielsweise die unterworfenen Bewohner von Megiddo 1784 ägyptische Pfund in goldenen Ringen, die Stadt Tunep in der Nähe des Hethiterlandes 100 Pfund Gold und 100 Pfund Silber, ein anderes Mal Könige am oberen Euphrat 761 Pfund und 2 Loth Silber, dann wieder 45 Pfund und 1/9 Loth Gold und 12 Pfund Gold in Ringen. Von den Hethitern wurde auf einem der Feldzüge des Königs eine Abgabe von 301 Pfund Silber in 8 Ringen erhoben, so daß ein jeder davon das Gewicht von 376 1/4 ägyptischen Loth besaß und dem Werthe nach einer Summe von etwa 696 Mark gleichkam.

Goldreiche Länder lieferten ihre Abgaben in dem edelsten Metalle, in Gold. In derselben Zeit, in welcher der ägyptische König Thotmosis III. seine Kriegszüge gegen Vorderasien richtete, zahlte Nubien, im Süden Aegyptens, eine Abgabe von 3144 Pfund 3 Loth Gold, ein anderes Mal 2374 Pfund 1 Loth, und Kusch oder Aethiopien einen Tribut von 144 Pfund 3 Loth und bei einer anderen Gelegenheit als Jahrestribut über 600 Pfund desselben Metalles.

Zeichneten sich die bekriegten und unterworfenen Länder durch ihren Reichthum an Kupfer und Blei aus, so vertraten diese Metalle in den Tributen die Stelle von Gold und Silber. Der König von Cypern leistete beispielsweise seine Abgabe in 108 „Ziegeln“ von reinstem Kupfer im Gesammtgewicht von 2040 ägyptischen Pfunden und 5 Ziegel Blei. Einmal findet sich das (ausländische) Gewicht 1200 „Nus“ angegeben.

Haben diese und ähnliche Angaben, welche sich zerstreut auf den Denkmälern vorfinden, nur einen relativen Werth für die Beurtheilung der Geldwerthe im zweiten Jahrtausend vor dem Beginne unserer christlichen Zeitrechnung, und bestätigen sie die Thatsache, daß abgewogenes Edelmetall als Kriegscontribution oder als Tribut eine besondere Rolle zu spielen pflegte, so wiederholte sich auch im gewöhnlichen Lebensverkehr dieselbe Erscheinung. Nach Pfunden und Lothen abgewogenes Metall diente als Gegenwerth und Tauschmittel bei Allem, was noch in unseren Tagen seinen Preis in baarem Gelde hält.

Aber hat sich schon unser großer Hellenist Böckh in seinem unvergleichlichen Werke „Die Staatshaushaltung der Athener“ über die Ungunst des Zufalles beklagt, der in den Zeiten des classischen Alterthums und auf classischem Boden in Bezug auf Zahl und Sicherheit der Preisangaben obwaltet, insofern die Quellen nur spärlich fließen und die Ueberlieferungen nicht selten verdächtiger Natur sind, um wie viel weniger dürfen wir ausführliche Nachrichten erwarten, wenn es sich um Epochen handelt, welche dem griechischen Zeitalter in seiner Blüthe um mindestens eintausend Jahre vorangehen. Und dennoch sind wir nicht so arm daran, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. Preisangaben auf beschriebenen Kalksteinstücken und Papyrusstreifen, ja selbst Inschriften in Stein, deren Abfassung in die Salomonische Epoche fällt und ägyptischen Ursprunges sind, enthalten die werthvollsten Angaben, um uns zunächst die Thatsache zu

verbürgen, daß in der oben erwähnten Epoche neben dem Silber bereits das Kupfer, nach Pfunden und Lothen abgewogen, die Stelle des Geldes im gewöhnlichen Lebensverkehr einnahm. Die altägyptischen Ueberlieferungen sind um so lehrreicher, als sie zugleich das Werthverhältniß des Goldes zum Silber (12½ : 1) und des Silbers zum Kupfer (80 : 1) in der damaligen Zeit in ziemlich zuverlässiger Weise durch eine einfache Berechnung festzustellen erlauben.

II.

Eine in der Nekropolis von Abydus gefundene lange Inschrift, welche ich in meiner „Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen" in zusammenhängender Uebersetzung vorgelegt habe, wird für alle Zeiten den Ausgangspunkt bei den Berechnungen von Geldwerthen im vorclassischen Alterthum bilden müssen. Ihr Inhalt betrifft eine einfache und klare Darlegung der Ausgaben, welche ein königlicher Vater für die Bestreitung der Kosten des Todencultes seines vor ihm gestorbenen Sohnes, des Prinzen Naromatha, auf alle Zeiten hin der Schatzkammer des Osiris-Tempels von Abydus auferlegt hatte. Das ägyptische Pfund Silber, dem Gewichte nach 90,95 Gramm und seinem Werthe nach 18 Mark und 19 Pfennigen entsprechend, sowie das ägyptische Loth = 9,095 Gramm mit seinem Silberwerthe von 1 Mark und 81 Pfennigen, dient als Grundlage für den in Rede stehenden Kostenanschlag, dem ich die folgenden verständlich erhaltenen ziffernmäßigen Angaben entlehnt habe.

Der königliche Vater, wie zuerst überliefert wird, sorgt für ein angemessenes Terrain, um von Feld und Garten die für die täglichen Todtenopfer erforderlichen Getreidesorten, Früchte und Blumen zu gewinnen. Er kaufte ein Doppelfeld von je 50 „Aruren" oder ägyptischen Morgen und bezahlt dafür die Summe von 5 Pfund Silber oder nach unserem Geldwerthe 90 Mark und 95 Pfennige, mit anderen Worten gesagt: den Morgen mit 1 Mark 62 Pfennigen. Den Garten, dessen Umfang nicht weiter angegeben ist, erwirbt er um den Preis von 2 Pfund Silber, d. h. um baare 36 Mark 38 Pfennige.

Eine Reihe von fünfundzwanzig Personen männlichen und weiblichen Geschlechts werden für den Todtendienst des verstorbenen Prinzen und für die Feld- und Gartenarbeit auf königlichen Befehl bestellt. Soweit das in der Inschrift Erhaltene es zu lesen gestattet, belaufen sich die jährlichen Einkünfte derselben je nach Geschlecht, Alter und Rang auf folgende Summen.

Für jeden einzelnen der dienenden Priester, der Zahl nach sechs, ist eine Jahresbesoldung von 3 Pfund 1 Loth Silber ausgeworfen oder nach unserem Geldwerthe 56 Mark 38 Pfennige. Vier junge Damen, Töchter angesehener Familien, welche als dienende Priesterinnen ihres Amtes bei dem Todtencult walten, erhalten eine jede alljährlich eine Entschädigung von 5⅔ Loth Silbers, mit anderen Worten 9 Mark und 5 Pfennige. Den erwachsenen Dienern wird eine jährliche Besoldung von 6⅔ Loth Silbers oder 12 Mark 12 Pfennige zu Theil, während dienende Knaben den geringsten Satz von jährlich 4⅔ Loth oder 8 Mark 48 Pfennige beziehen.

Auf alle Fälle wurde das priesterliche Amt, selbst untergeordneter Natur, in Aegypten höher bezahlt als beispielsweise bei den Hebräern. Wir wissen aus der Bibel, daß in der Richterzeit der Hohepriester ein jährliches Einkommen von

18 Sekeln oder etwa 25 Mark bezog. Freilich lag zwischen ihrer Zeit und der Salomonischen Epoche ein längerer Zwischenraum, und die Hebräer waren eben keine Aegypter.

Die ägyptische königliche Person bestimmt ferner, daß eine Summe von 3²/₃ Pfund Silber von der Schatzkammer des Osiris-Tempels alljährlich zu leisten sei, um den täglichen Bedarf von 1 Hinmaß Honig für den Todtencult seines Sohnes Naromatha zu decken. Die Rechnung ist leicht gemacht. Da 3²/₃ Pfund, das sind 36²/₃ ägyptische Lothe, ihrem Silberwerthe nach 66 Mark und 70 Pfennigen entsprechen, so kostete um die Salomonische Epoche 1 Hinmaß (im Betrage von ³/₄ unseres Liters) die Summe von ¹/₁₀ ägyptischer Lothe oder von 18 Pfennigen.

Ich schalte ein, daß in einer Privatrechnung, welche derselben Epoche angehört und deren Einzelheiten auf einem beschriebenen Kalkstein des britischen Museums erhalten sind, sich die zufällige Angabe vorfindet, daß 5 Hinmaße Honig mit 4 Pfund Kupfer bezahlt worden seien. Eine kurze Vergleichung ergibt, daß man statt ¹/₁₀ Loth Silber ⁴/₅ Pfund oder 8 Loth Kupfer abwägen konnte, um in den Besitz von einem Hin Honig zu gelangen. Es geht daraus nicht ohne große Zuverlässigkeit die Thatsache hervor, daß ¹/₁₀ Loth Silber gleichen Werth mit 8 Loth Kupfer besaß oder mit anderen Worten, daß sich in der Salomonischen Zeit das Kupfer zum Silber wie 1 zu 80 verhielt. Es ist bekannt und durch zahlreiche Papyrusinschriften bewiesen, daß etwa sieben Jahrhunderte später, in den Zeiten der Ptolemäerfürsten Aegyptens, das Verhältniß der beiden Metalle sich in 120 zu 1 umgewandelt hatte.

Balsam und Weihrauch gehörten zu den nothwendigsten Bedürfnissen der Verstorbenen in ihren Grabkammern und der Götter und Göttinnen in den Tempeln. Was Wunder, wenn auch der verstorbene Prinz Naromatha mit einer solchen täglichen Gabe in seiner ewigen Wohnung auf der steinernen Urkunde bedacht ward. Für den kostbareren Balsam, der weit her aus Arabien nach Aegypten importirt wurde, findet sich die Jahresausgabe von 4²/₃ Pfund Silber (84 Mark 88 Pf.) angesetzt, mit der bestimmten Vorschrift, täglich 4 Loth davon dem Gedächtniß des Todten zu weihen. Das macht für das Jahr von 365 Tagen die Summe von 1460 Lothen oder 146 Pfunden Balsam, so daß das Pfund oder 90,95 Gramme gegen 7 Groschen zu stehen kam. Billiger war der Weihrauch, für den eine Jahresausgabe von nur 5²/₃ Loth Silber oder 10 Mark 31 Pfennige angewendet worden ist. Leider hat eine zufällige Zerstörung der Textworte die genauere Angabe der Quantität desselben verwischt.

Es ist eine nicht mehr zu bezweifelnde Gewißheit, daß bereits in der Salomonischen Epoche in Aegypten das Kupfer neben dem Silber — wie ich gezeigt habe, in dem Werthverhältniß von 1 : 80 — als allgemein gültiges Tauschmittel die Stelle des Geldes vertrat. Die zufällig erhaltenen Rechnungen auf Kalksteinstücken lassen ganze Reihen von Gegenständen einschließlich der Lebensmittel erkennen, von welchen der Preis in Kupferpfunden genau verzeichnet wird. Als Beispiele entlehne ich den für diese Untersuchungen so wichtigen Steinresten die folgenden Angaben.

Als Preis von 11 Hinmaßen einer salzhaltigen Substanz, welche noch in den Ptolemäischen Zeiten im ägyptischen Kochbuche eine hervorragende Stelle

einnahm, wird die Summe von 17 Pfund Kupfer aufgeführt. Ein Hin davon, ungefähr 1/2 Liter, kostete demnach 1,54 Pfund Kupfer, d. h. etwas über 33 Pfennige.

Für 3 Hin zerlassener Butter wird als Preis 2 Pfund Kupfer genannt. Ein halber Liter davon kostete 2/3 Pfund Kupfer, nach der Berechnung ziemlich genau 15 Pfennige.

Für eine Ziege zahlte man 2 Pfund Kupfer oder gegen 46 Pfennige und ein paar Vögel für die Küche kaufte man um 1/4 Pfund, etwa 6 Pfennige. Zur Zeit Christi erlegte man für ein paar Sperlinge 4 bis 5 Pfennige.

Kurze Zeit nachdem der große Alexander und nach ihm die Ptolemäer den Thron Aegyptens bestiegen hatten, machte der zunehmende Weltverkehr, besonders mit Phönizien und den übrigen Ländern Vorderasiens, das Bedürfniß nach einer einheitlichen Münze geltend, welche geeignet war, alle Wechselschwierigkeiten zu heben und die Umrechnungen aus einem Geldwerth in den anderen zu beseitigen oder wenigstens zu erleichtern. Schon unter der persischen Herrschaft hatte man den altägyptischen Pfunden und Lothen zwei neue Gewichtseinheiten hinzugefügt, die dem alten System vollständig unbekannt geblieben waren. Ihre nichtägyptischen Namen zeigen bereits auf fremden Ursprung hin und verweisen nach Vorderasien. Die größere Einheit, zunächst die vorderasiatische Bezeichnung eines Gewichtes und etwa unserem Centner entsprechend, führte den Namen Kirkar oder Kirkor, der sich im Hebräischen Kikkar (mit der Grundbedeutung von „Kreis") wiederfindet. Man rechnete auf einen Kirkar 300 ägyptische Pfunde, so daß der Centner in Aegypten dem Gewichte nach 27,287 Kilogramm wog, während sein Silberwerth sich nach unserem Gelde auf 5457 Mark und 54 Pfennige belief. Die kleinere Gewichtseinheit, welche in das alte System eingeschoben wurde, erhielt die Benennung Statere oder Stateri. Es ist der vorderasiatische Stater, von welchem man 5 auf ein altägyptisches Pfund rechnete. Er wog 18,19 Gramm und entsprach seinem Silberwerthe nach 3 Mark und 63 Pfennigen unseres Geldes. Das neue Geldsystem bedingte es nothwendig, daß der Stater 2 altägyptische Loth oder Kite enthielt, so daß unter den Persern die folgende Geldeintheilung in Silber bestand:

der Centner (Kirkar) . .	1				5457	Mark	54 Pf.
das Pfund	300	1			18	=	19 =
der Stater	1500	5	1		3	=	63 =
das Loth	3000	10	2	1	1	=	81 =

War Aegypten noch unter den Persern reich genug, um den Einwohnern zu gestatten, wenigstens größere Zahlungen in Silber und Gold zu leisten, sei es im Handel mit dem Auslande, sei es im Verkehr im Inneren, so änderte sich dieser Zustand mit dem Regimente der Ptolemäer, und das Kupfergeld und die Kupferrechnung traten in den Vordergrund. Eine durchgreifende Münzreform, im engeren Anschluß an die moderne vorderasiatische Münzwährung mit ihren der griechischen Sprache entlehnten Bezeichnungen der Münzeinheiten, brach sich bereits am Anfange des dritten Jahrhunderts v. Chr. plötzlich Bahn und das Kupfergeld bildete im Groß- und Kleinverkehr die eigentliche Zahlungsmünze.

Die Aegypter hingen mit unverrückbarer Treue am Alten, und selbst die neu eingeführte Münzwährung hatte die alte Sitte nicht beseitigen können, bei

Käufen und Verkäufen die zu zahlenden Summen nach altägyptischen Pfunden und Lothen zu berechnen und in allen contractlich aufgesetzten Verbindlichkeiten nur in dieser Gestalt aufzuführen. Die Baarzahlungen im Handel und Wandel wurden trotzdem in Kupfergeld geleistet. Um das Werthverhältniß dieses Metalles zum alten Silbergeld festzustellen, bediente man sich der in den Contracten den alten Silberpfunden und Lothen beigefügten Formel: 24 Loth Kupfer auf $^2/_{10}$ (Loth, nämlich Silber).

Das ägyptische Wort homt, welches in meiner Uebertragung dieser wichtigen Formel durch „Kupfer" wiedergegeben worden ist, trug in dem griechischen Münzsystem die Bezeichnung Chalkus und bedeutete so viel als Kupfermünze, genauer eine Kupfereinheit, welche $2^1/_2$ Kupferdrachmon enthielt.

Die weiteren Gleichungen, welche aus der angeführten Formel hervorgehen, nämlich:

48	Loth	Kupfer	oder	Chalkus	= $^4/_{10}$	Loth	Silber	
240	"	"	"	"	= 2	"	"	und
120	"	"	"	"	= 1	"	"	

lehren zunächst, daß im dritten und in den unmittelbar folgenden Jahrhunderten das Silber sich zum Kupfer verhielt wie 120 zu 1 und daß, da 1 Loth 9,095 Gramm wog, $^4/_{10}$ Loth Silber, d. h. 3,638 Gramm den Gegenwerth von 48 Loth oder 436,368 Gramm Kupfer darstellen mußten.

Das Gewicht von 3,638 Gramm Silber und sein Vierfaches oder 14,552 Gramm ist von allerhöchster Bedeutung, denn es ist, haarscharf berechnet, das Normalgewicht der in Aegypten aufgenommenen Silberdrachme und ihres Vierfachen oder des silbernen Tetradrachmon. Das Letztere stimmt außerdem auf das Genaueste mit dem Normalgewicht des hebräischen Sekels überein, der nach den übereinstimmenden Untersuchungen und Berechnungen gelehrter Münzforscher 14,55 Gramm wog.

Die ferneren Vergleichungen, zu welchen die oben mitgetheilte und von den Gelehrten vollständig verkannte Formel der ägyptischen Kaufcontracte unwillkürlich auffordert, ergeben ferner mit aller Sicherheit, daß die ägyptische Kupfereinheit des Chalkus ihrem Werthe nach $^1/_{48}$ der Silberdrachme bildete und daß der Chalkus thatsächlich so viel als $2^1/_2$ Kupferdrachmon galt.

Die Dunkelheiten, welche den Ursprung der ägyptischen Silber- und Kupfermünzen aus dem älteren System heraus bis zur Stunde verhüllten, sind hierdurch mit einem Schlage gelöst. Die angeschlossene Uebersicht wird den Leser in den Stand setzen, die Verhältnisse der verschiedenen Münzeinheiten zu einander mit einem Blicke zu überschauen.

								deutscher Münzwerth:
Silber	Talent	1						4320 Mark
	Mine	60 —	1					72 "
	Drachme	6000 —	100 —	1				72 Pfennige
	Obolos	36,000 —	600 —	6 —	1			12 "
Kupfer	Chalkus	288,000 —	4,800 —	48 —	8 —	1		$1^1/_2$ "
	Drachme	720,000 —	12,000 —	120 —	20 —	$2^1/_2$ —	1	$^3/_5$ "

Diese Zusammenstellung, auf Grund der besprochenen Formel aufgebaut, bildet den Werthmesser für die Preise aus griechisch-ägyptischer Zeit, welche dem Leser in den folgenden Angaben vorgeführt worden sind.

III.

Im Alterthum wie in der Neuzeit dient das Getreide als der erste und zuverlässigste Maßstab für die Verhältnisse der Preise. Das Brot bildet den unentbehrlichsten Bestandtheil der menschlichen Nahrung, und im Gebet des Herrn ist die Bitte um das tägliche Brot im wirklichen Sinne des Wortes gleichbedeutend mit der Bitte um das nothwendigste aller Nahrungsmittel, mehr noch im heutigen Morgenlande als im Abendlande mit seinem Reichthum an anderen Speisen.

In den classischen Zeiten des griechischen Alterthums bezahlte man je nach den Epochen den Medimnus (= 0,96 preuß. Scheffel) mit 2, 3, 4, 5, 8 Drachmen Silber, d. h. von 4 Groschen 3 Pfennigen an bis zu 34 Groschen 9 Pfennigen hin. In den Zeiten Cicero's kaufte man um 2 Mark einen Medimnus Gerste und für 4 Mark dasselbe Maß Weizen. Zahlreich sind die gelegentlichen Angaben in den Papyrusrollen, welche uns einen Einblick in die ägyptischen Getreidepreise in den Jahrhunderten unmittelbar vor Christi Geburt gestatten. Die Artabe, persischen Ursprungs und noch in dem Ardeb der heutigen Aegypter erhalten, galt im Nilthale als das gewöhnlichste Getreidemaß. Ihr Inhalt nach heutiger Berechnung umfaßte 39,39 Liter oder 0,716 Scheffel, während der Chönix (= 1,094 Quart), etwa unserer alten Metze vergleichbar, den 36. Theil der Artabe bildete. Die Preise für den ägyptischen Scheffel variirten zwischen 250 und 400 Kupferdrachmen, d. h. zwischen 1 Mark 50 Pfennigen und 2 Mark 40 Pfennigen. Als Durchschnittspreis, besonders bei contractlichen Vereinbarungen, galt für die Artabe der Ansatz von 1⅕ ägyptischem Pfund Silber, d. h. von 360 Kupferdrachmen oder 2 Mark 16 Pfennigen, so daß der Chönix auf 6 Pfennige zu stehen kam. Aus einer Artabe Getreide pflegte man 30 Brote zu backen; der Getreidewerth des Brotes stellte sich somit auf eine Kleinigkeit über 7 Pfennige heraus. Vom Bäcker kaufte man für 9, 15, 18, 24, 30, 60, 68 Pfennige Brot theils für den Einzelbedarf, theils für eine ganze Familie.

In den Ehecontracten der Aegypter, in der Volksschrift abgefaßt und in mehreren Beispielen auf Papyrus in den Museen Europa's enthalten, spielte das Brot als Hauptnahrungsmittel der Frau die erste Rolle. Ich lasse das allgemeine Muster eines solchen Contractes in einer sinngetreuen Uebersetzung folgen, um auf einzelne äußerst lehrreiche Angaben noch besonders verweisen zu können. An Stelle der ägyptischen Familiennamen setze ich ein einfaches N. ein.

Nach dem Datum und der gewöhnlichen Einleitung officiellsten Stiles zeigt der Ehevertrag regelmäßig die nachstehende Form:

„Es erklärt N., ein Sohn von N., und dessen Mutter N. heißt, der Frau N., einer Tochter von N. und deren Mutter N. heißt:

„Ich nehme Dich zum Weibe.

„Ich gebe Dir als Deine Morgengabe 2 Pfund Silber oder mit anderen Worten 10 Stater entsprechend dem Werthe von oben genannten 2 Pfund Silber.

„Ich verpflichte mich, Dir als Deine Speise und Trank alljährlich 36 Neumaß Getreide, oder mit anderen Worten 24 Altmaß entsprechend den 36 Neumaß, oder nach ihrem Werthe 1⅕ Pfund Silber, mit anderen Worten 6 Stater entsprechend dem Werthe von 1⅕ Pfund Silber, außerdem 12 Krüge (Hin) Brennöl, 12 Krüge feines Oel und 12 Krüge Honig (?) zu liefern.

„Ich verpflichte mich, Dir solches in jedem Jahre zu liefern, so daß Du meine Gläubigerin bist und die Sicherstellung für Deinen Unterhalt als meine Schuld für jedes Jahr gelten soll.

„Die Kinder, welche aus unserer Ehe hervorgehen werden, sollen die Erben von all' und jedem ein, was ich habe und was ich noch erwerben werde.

„Sollte ich Dich verstoßen, aus Abneigung gegen Dich oder weil ich ein anderes Weib Dir vorziehe, so zahle ich Dir 10 Pfund Silber, oder mit anderen Worten 50 Stater entsprechend dem Werthe von 5 Pfund Silber, außer den oben erwähnten 2 Pfunden Silber, welche ich Dir als Deine Morgengabe gebe, so daß die volle Summe von 12 Pfunden Silber, oder mit anderen Worten von 60 Statern entsprechend dem Werthe von 12 Pfunden Silber, zu zahlen ist.

„Kein Schriftstück und keine mündliche Unterhandlung soll mit Dir weiter gewechselt werden."

Der Landesbrauch schrieb die alten Geldgewichtsstücke in sämmtlichen gerichtlich vollzogenen Verträgen und somit auch in den Ehecontracten vor. Die leicht zu vollziehende Reduction auf die kursirende Kupfermünze der Ptolemäerzeit, welcher die Ehecontracte angehören, läßt sofort die ziffermäßige Bedeutung jener älteren Gewichtsstücke mit aller Durchsichtigkeit erkennen.

Man wolle bemerken, daß sich der Reihe nach entsprechen:

die Morgengabe 2 Pfund Silber = 6000 Kupferdrachmen oder 36 Mark,

der jährliche Brotpreis $1^1/_5$ Pfund Silber = 3600 Kupferdrachmen oder 21 Mark 60 Pf.,

das Schmerzensgeld bei eintretender Scheidung der Ehe 10 Pfund Silber = 30000 Kupferdrachmen oder 180 Mark.

Man überzeugt sich durch eine einfache Rechnung, daß der tägliche Unterhalt der Frau, soweit er die Hauptspeise oder das Brot betraf, die geringfügige Summe von 6 Pfennigen kostete. Es war das Mindeste, was der Ehemann der Frau contractlich zuzusichern hatte und zwar neben dem Oele und dem Honig, oder was immer sonst diese Flüssigkeit sein mochte.

Es ist nicht angeführt, ob der Mann verpflichtet war, der überaus billigen Ehegattin die übliche Zuspeise zu bezahlen. Möglich, daß die verzinslich angelegte Summe von 6000 Kupferdrachmen oder von 36 Mark die erforderlichen Mittel dazu lieferte. Wenigstens ist es nachweisbar, daß Geld auf Zinsen eine sehr erkleckliche Nebeneinnahme zu verschaffen pflegte. Man zahlte jährlich 30 für das Hundert, so daß das Kapital von 6000 Kupferdrachmen eine Einnahme von jährlich 1800 Kupferdrachmen, d. h. 10 Mark 80 Pfennige sicherte, die Hälfte der in Geld bewilligten Brotration. Im Scheidungsfalle stand es um die Frau noch günstiger. Das Kapital aus der Morgengabe von 6000 Kupferdrachmen und dem Abstandsgeld von 30 000 oder im Ganzen aus 36 000 Kupferdrachmen bestehend — nach unserem Geldwerth: 216 Mark — erbrachte einen jährlichen Zinsgenuß von 10 800 Drachmen oder 64 Mark 80 Pfennigen, groß genug, um der geschiedenen Gattin zur Erhaltung ihrer einsamen Existenz die erforderlichen Mittel zu gewähren.

Auch durch Zahlungen auf Wechsel konnte die kluge Frau in Aegypten, und wahrscheinlich auch in den übrigen Ländern des Orients, ihr Vermögen recht ansehnlich vermehren. Man schoß gern Baargeld vor, das an einem bestimmten Termin zurückzuzahlen war, wobei die Zinsen vorher in Abzug gebracht wurden. Erfolgte die Zahlung an dem contractlich festgesetzten Zeitpunkt nicht, so war der Schuldner von Rechts wegen verpflichtet, erstens die ganze geliehene Summe zurückzuerstatten, dazu zweitens die Hälfte des Ganzen zu legen und außerdem für jeden Monat der Verspätung 10 Procent für die geliehene Summe extra zu berichtigen. Eine geliehene Summe von beispielsweise 6000 Kupferdrachmen (= 36 Mark) zwei Monate nach der Verfallzeit erst zurückerstattet, hatte die

ansehnliche Höhe von 6000 + 3000 + 1200 oder 10 200 Kupferdrachmen (= 61 Mark 20 Pfennigen) erreicht.

Was uns heut zu Tage in unserem gesitteten Europa als reiner Wucher erscheint, war vor zweitausend Jahren gesetzlich zulässig und gesetzlich geschützt. Die Verwunderung darüber hört einigermaßen auf, wenn man die Zinsverhältnisse im gegenwärtigen Orient in Rücksicht zieht. 24 bis 36 Procent jährlicher Zinsen bilden einen ganz gewöhnlichen Satz im Privatverkehr, um vom Wucher ganz zu schweigen, der selbst in den Hauptstädten Europa's sein Unwesen treibt und Noth und Verlegenheiten auszunützen weiß, um den Zinsfuß unmenschlich in die Höhe zu schrauben.

Die täglichen Ausgaben eines in bescheidenen Verhältnissen lebenden Menschen, Miethe, Ankauf von Kleidungsstücken u. s. w. mit eingerechnet, waren im Alterthum durchaus nicht so niedrig, als es das Sechspfennigbrot voraussetzen läßt. Schon Böckh hat darauf aufmerksam gemacht, daß ein einzelner Mann allerdings mit etwa 20 Thalern jährlich seinen Haushalt bestreiten konnte, daß aber selbst die ärmste Familie zur Zeit des weisen Sokrates nicht unter 120 Thalern zu bestehen vermochte. Die ägyptischen Papyrusrollen bestätigen diese Ansätze auf das Vollständigste, und es macht mir Freude, das Ausgabebuch eines ägyptisch-griechischen Oberlieutenants einsehen zu dürfen, der als solcher zu den besten Kreisen der damaligen Gesellschaft gezählt zu werden berechtigt war.

Sein Bursche und Rechnungsführer hatte von dem ihm vorgeschossenen Gelde die nothwendigen täglichen Ausgaben zu leisten bis zur Wäsche und zum Badhause hin. Die erstere kostete beispielsweise einmal 18, ein anderes Mal 24 Pfennige, für seinen Burschen 6 Pfennige, das Bad dagegen 9 Pfennige oder 15 baare Kupferdrachmen. Der gewöhnliche Preis für Holz zur Küche betrug 6 Pfennige. Die billigste Ausgabe für den täglichen Unterhalt erreichte das Minimum von 36 Pfennigen. Das Brot kostete 9, die Zuspeise (Opson) 18 und das Holz 9 Pfennige. An anderen Tagen, wahrscheinlich waren Gäste im Hause, verstiegen sich die Kosten bis auf 1 Mark und 8 Pfennige. Die Ausgaben für Brot wechseln je nach den Tagen zwischen 9, 12, 15, 18 und 33 Pfennigen, offenbar handelte es sich um kleine Brote, das Stück zu 3 Pfennigen. Die Zukost erscheint als der theuerste Posten; 15, 24 und 48 Pfennige sind dafür angesetzt. Der Pökelfisch, der an unseren Hering erinnert und noch in der Gegenwart ein beliebtes Essen der modernen Aegypter ist, erscheint wie das Brot unter den täglichen Nahrungsmitteln. Die notirten Preise, 3, 6, 12 und 24 Pfennige lassen vermuthen, daß ein Exemplar dieses eingesalzten Fisches mit 3 Pfennigen bezahlt wurde. Für den Ankauf von Kürbissen stehen 3, 6 und 9 Pfennige verzeichnet; für Gemüse ward regelmäßig 3 Pfennige verausgabt, für Kohl einmal 6 Pfennige, für Brennöl 3, für Speiseöl (Kiki) 12, für Gewürz 3 und 6 und für Salz 3 Pfennige. Fleisch wird wie ein Leckerbissen behandelt. Vögel sind einmal mit 9, und „Fleisch" einmal mit 18 Pfennigen angesetzt worden. Die regelmäßige Ausgabe für Holz betrug 6, seltener 9 Pfennige und für die Reinigung einer nothwendigen Oertlichkeit wurden baare 12 Pfennige in Ausgabe gestellt.

Alles in Allem konnte der Lieutenant mit 1 Mark täglich wohl bestehen und selbst Gäste zu Tisch bitten. Seine Einnahmen mußten sich deshalb monatlich mindestens auf 30 Mark, jährlich auf 360 Mark oder 120 Thaler belaufen. Einem

Waffengefährten und ihm beigesellten Unterlieutenant zahlte er die Monatsgage mit 1200 Kupferdrachmen oder 7 Mark 20 Pfennigen aus, so daß dieser eine jährliche Besoldung von 86 Mark 40 Pfennigen bezog. Der Soldat, der sich selber zu verpflegen hatte, erhielt eine Besoldung von täglich 12 Pfennigen.

Die Einkaufspreise einer Menge von Nahrungsmitteln fester und flüssiger Natur für den täglichen Bedarf sind uns in vielen Papyrusüberlieferungen erhalten worden. Man kaufte Rettige, Lattichsalat, Knoblauch und Kümmel für 3, Radieschen und Granatäpfel für 6, Nüsse und Feigen für 9, Datteln für 30 Pfennige, Honig für 36 Pfennige bis 1 Mark 20 Pfennige, Milch für 6 Pfennige. Der Wein war von erstaunlicher Billigkeit, da das Quart auf etwa 2 Pfennige zu stehen kam. Das ägyptische Bier, von den Griechen Zythos genannt, erscheint als das beliebteste Getränk. Man kaufte sich einen Trunk für 3, 6 und 9 Pfennige. Der Verbrauch desselben war stärker als der des Weines, denn in einem einzigen Bezirk Aegyptens belief sich der Jahrespacht der Biersteuer auf 1032 Thaler, die des Weins dagegen auf 166 Thaler.

Die Preise für Bekleidungen aller Art waren je nach Schnitt und Feinheit des Stoffes (gewöhnlich Leinen) verschieden. Für ein Othonion bezahlte man 3 bis 15 Mark. Im Durchschnitt kaufte man ein solches Gewand für 6 Mark. Für ein Sindon genanntes Kleid zahlte man 4 Mark 20 Pfennige bis 12 Mark. Ein Kithon-Rock kostete 1 Mark 50 Pfennige bis 4 Mark 44 Pfennigen und ein Kinderröckchen 72 Pfennige. Einen Mantel konnte man für 2 Mark 28 Pfennige erstehen, einen Sackrock für 2 Mark 40 Pfennige und ein bunt gefärbtes Oberkleid für 2 Mark 70 Pfennige bis 4 Mark 80 Pfennige. In Athen bezahlten Leute gewöhnlichen Schlages für ein Gewand 7 Mark 86 Pfennige, Ritter und junge Leute 6 Mark 43 Pfennige. Ein schönes Oberkleid hatte den Werth von 15 Mark 72 Pfennige und ein Paar Damenschuhe kaufte man für 1 Mark 57 Pfennige.

Das Mobiliar eines Hauses in Aegypten findet sich einmal auf 20 Talente Kupfer oder 240 Thaler abgeschätzt. Da man auch die Gräber mit dem üblichen Hausrath zu versehen pflegte, so ist es nicht unwichtig zu erfahren, daß in zwei Fällen dasselbe eine Mal mit 120, das andere Mal mit 227 Thalern taxirt wird. Daß es nicht an kostspieligen Luxusgegenständen fehlte, beweist der überlieferte Werth von 82 Thalern für einen Damenschmuckkasten. Eine einfache aus Binsen geflochtene Matte bezahlte man mit 36 Pfennigen.

Auch die Schreibmaterialien hatten in Aegyten ihre bestimmten Preise in der Ptolemäerzeit. In dem Lande, in welchem unser Papier in dem Papyrus sein Urbild fand, kaufte man dasselbe beispielsweise für die Preise von 30, 60 und 90 Pfennigen und weiter hinauf bis zu 1 Mark 86 Pfennigen; die schwarze Tinte bezahlte man mit 9 Pfennigen. In Athen kosteten zwei Stück Papyrus 2 Mark 10 Pfennige.

Der Werth der Häuser war je nach Größe und Lage derselben ein anderer. Ich finde für kleinere Gebäude die Summen von 24, 36 und 144 Thalern als Kaufpreise angeführt, für ein größeres Haus dagegen 1440 Thaler. Unbebauter Grund und Boden hatte gleichfalls einen verschiedenen Preis. Die ägyptische Quadratelle wird einmal mit 8 Mark, ein anderes Mal mit 28 Mark 28 Pfennigen und ein drittes Mal mit 36 Mark abgeschätzt. Einen Garten von 6⁵/₈ ägyptischer

Morgen oder 662½ Quadratellen bezahlte man mit 128 Thalern. Abraham kaufte ein Grundstück für 400 Sekel oder 1152 Mark und König David eine Tenne für 50 Sekel oder 144 Mark nach unserem Gelde. Ein Terrain miethete man in Aegypten auf 6 Jahre für den jährlichen Betrag von 18 Thalern, und der Monatszins für die Hälfte eines Hauses, dessen Werth auf 1440 Thaler angegeben wird, belief sich auf 8 Mark 40 Pfennige. Die Jahresmiethe für das ganze Haus, eine Summe von 201 Mark und 60 Pfennigen, ergibt eine Verzinsung von etwas über 5 Prozent auf das ganze Jahr.

Auch die Preise für Sklaven hatten ihre Unterschiede je nach Zeit und Ort. Die Hebräer setzten für den gewöhnlichen Sklaven den Preis von 86 Mark 40 Pfennigen an, in Athen kaufte man denselben um 128 Mark und im ptolemäisch gewordenen Aegypten scheinen 360 Mark hinreichend gewesen zu sein, um einen Menschen zu kaufen. Für einen gelehrten oder künstlerisch gebildeten Sklaven bezahlten die Athener über 1570 Thaler, die Aegypter 1440 Thaler. Für das Einfangen eines Sklaven, der seinem Herrn aus Alexandrien entlaufen war, wird eine Belohnung von 30 Thalern nach unserem Geldpreise öffentlich ausgesetzt. Der Verräther Judas Ischarioth überlieferte seinen Herrn und Meister um 30 Silberlinge (Silbersekel), das sind nach unseren Geldwerthen 86 Mark 40 Pfennige oder 28 Thaler 24 Silbergroschen.

König Salomo ließ bekanntlich für seinen Hof Pferde und Wagen aus Aegypten kommen. Er bezahlte das Pferd mit 150 Sekel oder 432 Mark, den Wagen mit 600 Sekel oder 1728 Mark. Zur Zeit des Aristophanes kaufte man in Athen ein gutes Sattelpferd für die Summe von 313 Mark und 31 Pfennigen.

Ein Ochs wird in Aegypten zur Ptolemäerzeit auf 118 Mark abgeschätzt. Ein guter Gänsebraten kostete 3 Mark. Die je einmal vorkommenden Preise von 12 bezüglich 18 Mark für eine Gans erscheinen unverständlich, sind aber durch unzweideutige Angaben verbürgt. Ein Widder wurde bei den Hebräern mit dem geringsten Kostenaufwand von 2 Sekel oder 5 Mark 76 Pfennige erstanden, dagegen kostete im Salomonischen Zeitalter eine Ziege in Aegypten 46 Pfennige.

Die schriftlichen Ueberlieferungen, welche sich auf Lohnverhältnisse beziehen, lassen durchblicken, daß in der ptolemäischen Epoche der monatliche Unterhalt eines Arbeiters (die Brotlieferung abgerechnet) 12 Pfennige und sein monatlicher Lohn 9 Pfennige betrug. Dennoch kostete die Reparatur des berühmten Koloß von Rhodus, welchen Ptolemäus mit dem Beinamen Philopater durch 100 Architekten und 350 Arbeiter ausführen ließ, die erkleckliche Summe von 3000 Kupfertalenten, mit andern Worten 36000 Thaler.

Die Hunderte und Tausende von Geldzahlen, welche als ägyptische Preise aufgeführt werden, können weder in Erstaunen setzen noch besondere Achtung einflößen. Denn es handelt sich um Kupfergeld, das bei größeren Zahlungsleistungen in Körben verpackt aus einer Hand in die andere gelangte. Im heutigen Orient sind mir ähnliche hohe Ziffern nur in Persien entgegengetreten, woselbst sogar das kleinste Silbergeld mit erschreckend hohen Ziffern im gewöhnlichen Verkehr belegt wird. Ein Goldstück, unserem alten vollwichtigen Dukaten entsprechend, führt dort noch heute die Bezeichnung Tuman, d. h. 10000, nämlich ehemalige Denar, und ein Silberstück, ungefähr im Werthe

unserer Mark, heißt Hezar, d. h. Tausend (Denar). Wie in den Ptolemäerzeiten Aegyptens, so kauft man noch heute im gesegneten Lande Iran für 250 (Denar) Salz, Pfeffer oder sonst ein Gewürz ein und handelt nach Tausenden beim Einkauf von Fleisch und anderen Lebensmitteln für den täglichen Bedarf. Das Silbergeld war in Aegypten zuletzt eine Rarität geworden und nach und nach in den königlichen Schatz gewandert. Das Volk erhielt und zahlte Kupfergeld und berichtigte seine Steuern und Abgaben in demselben unedlen Metalle. Die auferlegten Lasten übertrafen unsere Zeit um ein Bedeutendes. Man kannte directe und indirecte Steuern, eine Grund- und Bodensteuer, eine Haus- und Geschäftssteuer außer der Kopfsteuer, man belegte die nothwendigsten Lebensmittel bis zu den gekochten Linsen hin, desgleichen die Hauptgetränke Bier und Wein mit Abgaben, zog bei Verkäufen und Erbschaften die üblichen Steuern ein und nahm Aus- und Eingangszölle, nicht weniger aber auch Durchgangszölle im Waarenverkehr. Es ist, — und zwar viel schlimmer als in unserer Gegenwart — Alles schon einmal dagewesen, und das Seufzen der lebenden Geschlechter muß verstummen im Angesicht der fast unglaublichen Leistungen, welche vor ein paar tausend Jahren den damals auf Erden weilenden Menschen auferlegt waren.

In welchem Verhältniß die königlichen Einnahmen zu denen unserer heutigen Zeit stehen, kann an dem Beispiel Aegyptens leicht nachgewiesen werden. Das jährliche Einkommen des Königs Ptolemäus Philadelphus (284—246 vor Chr.) belief sich auf 14 000 Talente Silber, mit andern Worten auf 21 808 000 Thaler, außerdem in natura auf 1½ Millionen Artabe Getreide, die zum Preise von 300 Kupferdrachmen oder 1 Mark 80 Pfennige, einen Geldwerth von 900 000 Thalern repräsentirten. Das Gesammteinkommen des Königs betrug somit 22 708 000 Thaler. König Ptolemäus Auletes (80 bis 52 vor Chr.) bezog seinerseits ein Jahreseinkommen von 12 000 Silbertalenten oder 182 50 000 Thalern. Aegypten liefert heute eine durchschnittliche Einnahme von 50 bis 60 Millionen Thalern, so daß sich der ziffermäßige Geldwerth mehr als verdoppelt hat. Das ist zugleich das allgemeine Verhältniß bei den Preisen für Lebensmittel im alten Aegypten dem heutigen gegenüber.

Welche Summen die Bewohner des Landes alljährlich an die Tempel zu liefern hatten, um zu Ehren der Götter, zur Erhaltung des Kultus und zur angemessenen Pflege der priesterlichen Würdenträger die erforderlichen Kosten zusammenzubringen, dafür liefert der berühmte Stein von Pithom (Heroonpolis) das beredteste Zeugniß. Die Inschrift, welche denselben in hieroglyphischen Schriftzeichen bedeckt, meldet von einem besonderen Decret des obengenanten Königs Philadelphus, wonach die Einwohner Aegyptens eine Jahressteuer von 660 000 Pfund Silber und die Häuser eine Jahresabgabe von 90 000 Pfund Silber für die Tempel von Ober- und Unterägypten zu leisten hätten. Die Gesammtsumme von 750 000 Pfund Silber entspricht einem Geldwerthe von 4 550 000 Thalern. Nach dem Wortinhalte des Decretes fiel davon auf den Tempel und die Priesterschaft von Pithom-Heroonpolis 950 Pfund Silber, d. h. 5766 Thaler 20 Silbergroschen. Man versteht es, wie noch in den Zeiten des griechisch gewordenen Aegyptens die Tempel sich einer so hohen Aufmerksamkeit der Herrscher erfreuten,

daß ihnen noch im dritten Jahrhundert v. Chr. ein jährliches Einkommen zufiel, welches den fünften Theil des königlichen Budgets betrug.

Nach einer Stelle im Pentateuch (2. Mos. 38, 25) entrichtete jeder einzelne von den 603 550 Männern des Volkes Israel eine Heiligthumsteuer im Betrage von einem halben Sekel (eine Mark und 44 Pfennige). Die Gesammtsumme von 301 775 ganzen Sekeln hatte einen Silberwerth von 289 700 Thalern und 20 Silbergroschen nach heutiger Geldrechnung.

Das Gewicht der Kite oder des altägyptischen Lothes von 9,09591 Grammen ist für das gesammte Alterthum von der allerhöchsten Bedeutung gewesen, denn diese wahrhaft goldene Zahl beherrschte die Gewichts- und Münzsysteme aller Kulturvölker von den Ufern des Euphrat und Tigris an bis zu den Küstenrändern Italiens hin. Die Beweise für diese merkwürdige und bisher unbekannte Thatsache beabsichtige ich in wissenschaftlicher Form und Ausführlichkeit demnächst zur Prüfung vorzulegen. Hier sei noch am Schlusse auf die Thatsache hingewiesen, daß die Feststellung dieser Gewichtseinheit mit Hülfe des altägyptischen Ellenfußes und des Nilwassers in uralten Zeiten vor sich gegangen war. Ein ägyptischer Kubikfuß Wasser im Gewichte von 27 287,73 Grammen bildete die Normalgröße und das 1/3000 davon: 9,09591 Gramme oder das altägyptische Loth die kleinste Gewichtsnorm in alle Zukunft hin für die Völker der alten Welt. Selbst in den römischen Gewichtseinheiten und Hohlmaßen versteckt sich diese merkwürdige Zahl.

Die Amphora der Römer mit Wasser oder Wein gefüllt, bildete ihrerseits ein Normale. Sie wog 80 römische Pfunde zu 36 altägyptischen Lothen oder 2880 Lothe = 26 196,2160 Gramme. Einhundert römische Pfund oder 3600 altägyptische Lothe = 32 745,276 Gramme hatten außerdem dasselbe Gewicht als das sogenannte leichte Silbertalent der Babylonier. Im sechzehnten Jahrhundert hatte das Silber den 48fachen Werth des Kupfers, und man wog daher 1 ägyptisches Loth Silber (9,09591 Gr.) gegen 48 Loth Kupfer (436,60368 Gr.) ab. Als die Athener ihre Münzen schlugen, hatte das Silber bereits den hundertfachen Werth des Kupfers erreicht, denn für 436,60368 Gr. Kupfer zahlte man damals 1/100 von diesem Gewichte in Silber d. h. 4,3660368 Gr. Das ist genau das Gewicht der bekannten attischen Silberdrachme, welche nach den Untersuchungen der Münzkundigen thatsächlich 4,366 Gramme wiegt. Die Welttauschwerthe im Alterthum wie in unseren gegenwärtigen Zeiten sind allgemeinen Gesetzen unterworfen, in welchen das Gewicht und die Werthverhältnisse der Metalle Gold, Silber und Kupfer zu einander die maßgebenden Factoren bilden. Während sich die heutigen Kulturvölker dem französischen System bei ihren Gewichtsbestimmungen zugewandt haben, um im Weltverkehr Maß und Gewicht auf gemeinsamen Grundlagen nach denselben Zahlenwerthen zu bestimmen, waren es, und zwar bereits im höchsten Alterthume, die Aegypter, deren Maß und Gewicht im Handel und Wandel den übrigen Culturvölkern der vergangenen Zeiten als Norm diente, d. h. die Länge ihrer Elle (= 0,526 m) und das Gewicht ihres Lothes (= 9,09591 gr), die ich heut erst in der Lage bin ihrer vollen Bedeutung nach abschätzen zu können.

Der Kampf ums Mittelmeer.

Biserta.

Von

Otto Wachs, Major a. D.

Der nachfolgende Aufsatz führt unsere Leser an einen Ort, welcher bis vor Kurzem den Meisten wohl kaum dem Namen nach bekannt war, zu einem Städtchen, an der Nordküste Afrika's gelegen, wo heute nur wenige Fahrzeuge einen geringen Austausch von Waaren zwischen dem afrikanischen Continente und Europa vermitteln. Und doch lohnt es, die Stadt einer eingehenden Betrachtung zu würdigen, da sie berufen scheint, eine wichtige Rolle nicht nur für den friedlichen Verkehr, sondern auch im Ringkampfe der europäischen Staaten um die Herrschaft des Mittelmeeres zu spielen. Sie liegt auf welthistorischem, blutgetränktem Boden; hier kämpften Römer und Carthager den Riesenkampf um das westliche Becken des Mittelmeeres, vielleicht um die Weltherrschaft, zu Ende; hier erhob sich unter der Herrschaft der Araber im mächtigen Reiche der Fatimiden die Stadt Tunis, um bis heute der Haupthandelsplatz Afrika's zwischen Alexandria und Gibraltar zu sein. Das heutige Biserta scheint die Erbschaft von Carthago und Tunis antreten zu wollen und die Südstaaten Europa's zu wildem Kampfe zu entflammen.

Zunächst beruht die Bedeutung, welcher der Platz durch die werbende Eifersucht der am Mittelmeer betheiligten europäischen Staaten entgegengeht, auf seiner Lage an eben diesem Meere, auf dessen Wichtigkeit für die Culturentwicklung der Menschheit nicht nur, sondern auch für die kriegerische und politische Macht der umwohnenden Staaten wir hinweisen müssen. Zwischen das zusammengehäufte Landmaterial der alten Welt gewaltsam hineingeschoben, mit seinen Verzweigungen fast bis an den Mittelpunkt der östlichen Landfeste dringend, sondert und scheidet das Mittelmeer nicht etwa die drei Erdtheile, es schließt sie vielmehr auf und rückt sie einander näher. Weithin und langgezogen engen wuchtige Halbinselarme das Meeresbecken ein, reizen die Continente zum Austausch ihrer Producte an und begünstigen die Belebung und Verbindung unter einander. Aber nicht nur in horizontaler Beziehung gliedern sich hier die Erd-

theile nach Möglichkeit, sondern auch in verticaler Richtung. Sogar das ungefüge, inarticulirte Afrika verleugnet hier nach beiden Richtungen hin seine eigenste Natur, schwingt sich zu einer vielgewundenen, bald steilen, bald flachen Küstenlinie mit Buchten und Häfen auf, und bildet in Barka, Tunesien und im Riff bastionsartige Halbinselglieder. Asien, die Wiege des Menschengeschlechtes, gestaltet sich je weiter nach Westen, gegen das Mittelmeer, zu immer reicherer Gestalt, zu immer bewegterem Bau in seinem horizontalen und senkrechten Gefüge. Und Europa endlich, dessen schönste und fruchtbarste Länder die Füße im Mittelmeer baden, erschöpft das größte Maß in der Gestaltung von Inseln und Halbinseln, die in das Seebecken sich vorschieben, immer stärker sich verjüngen, aber dabei immer bestrebt, die alte festländische Verbindung aufrecht zu erhalten.

So hat in diesem von drei Erdtheilen eingeschlossenen Meeresraum eine höhere Mischung und innigere Verbindung von Land und Wasser stattgefunden als irgendwo sonst, und wenn Poseidons Dreizack das Festland am Mittelmeer so vielfältig zerrissen, zerspalten und gebogen hat, dann kitteten plutonische Kräfte, wenigstens theilweise wieder, die Mulden und Engen aus oder schoben sie einander näher.

Die Landmassen aber, welche sich auf allen Seiten um das Mittelmeer gruppiren, sind durch hinter ihnen erstandene Schranken auf das Becken angewiesen und zu einem mehr oder weniger einheitlichen Ganzen vereinigt. Pyrenäen, Cevennen, Alpen, Balkan, Taurus und Libanon sind die Gebirgsbarrièren, die im Norden und Osten der Mittelmeerländer sich aufthürmen, während Wüstenringe sie im Südosten und Süden umschmiegen.

Welche Verschiedenheit bietet uns die Wasserfläche und die Oberflächenform der Mittelmeerlandschaften dar, welche Verschiedenheit zeigt sich in den Bedingungen der Existenz der Organismen, welcher Reichthum und welche Mannigfaltigkeit in den Producten, in dem Leben und Sein der Bewohner, welche nie endende Reibung, welche gegenseitige fördersame Thätigkeit! So ist der Kreis der Länder um das Mittelmeer der Schauplatz geworden, wo mehr als zwei Jahrtausende der bedeutungsvollsten Menschheitsgeschichte sich abgespielt haben, und die abendländische Cultur entstanden ist, für deren Förderung zugleich eine wesentliche Bedingung in dem einheitlichen Charakter der klimatischen Beschaffenheit der Mittelmeergebiete gegeben war. Doch das Becken zeigt noch andere Seiten; denn nicht heiter allein ist die Stimmung an seinen Gestaden, sie zeigt auch wieder den ganzen Ernst des Daseins, und mit vollem Gewicht tritt die Kraft, tritt die Macht an seinen Ufern auf, dieselben weit überfluthend.

Trotz seines geringen Umfanges ist das Mare nostrum der Römer, wenn man dasselbe nämlich mit den jetzt befahrenen Oceanen vergleicht, mit dem Durchstich bei Suez in neuerer Zeit wieder in geographischer, handelspolitischer und militärischer Beziehung, und zwar in erhöhtem Grade, das geworden, was es ehedem war — ein Weltmeer, an das man einen großen historischen Maßstab anlegen muß, und in dem sich, wie sie sich dort schon abgespielt haben, nach dem historischen Gesetze von Ebbe und Fluth auch in Zukunft Ereignisse abspielen werden, welche nationale Gegensätze in schärffter Ausprägung zeigen; und wenn

auch das Mittelmeer heute nicht wie zur Zeit der punischen Kriege räumlich und historisch den Mittelpunkt der Welt und des Weltverkehrs bildet, so hat es dagegen für alle seefahrenden Nationen, selbst für die, welche nicht an seinen Gestaden wohnen, erneutes Interesse gewonnen.

Es ist nun nicht unsere Absicht, wenn wir eben vom Gegensatz der Interessen im Mittelmeer sprachen, heute diese im Allgemeinen zum Gegenstand einer Besprechung zu machen, wir beabsichtigen vielmehr nur nachzuweisen, wie Frankreich die jung geschaffene Weltstellung Italiens bedrängt und beschränkt, wie es Englands Verbindung mit Indien bedroht und wie es im Begriffe steht, durch Schaffung einer neuen, festen, maritim strategischen Position wenigstens für das westliche Mittelmeerbecken den Traum: „Das Mittelmeer ein französischer See“, zur Wirklichkeit werden zu lassen.

Um diesen Traum zu verwirklichen, dazu ist der mit Zauberhauch umwitterte carthagische Strand ausersehen.

Unweit der Stelle, wo heute Tunis sich erhebt, und wo seit dem zwölften Jahrhundert eine Stadt mit Namen Kampe lag, ließ sich im neunten Jahrhundert v. Chr. die fabelhafte tyrische Königstochter Elissa nieder. Ihre afrikanische Residenz, welche Hanno später mit Wall und Graben umschloß, hieß von jetzt an Carthago. Die mythische Dido, ursprünglich eine sidonische Gottheit, wuchs mit der Tyrerin Elissa zu einer Persönlichkeit zusammen.

Schon im fünften Jahrhundert nahm Carthago den Kampf der Phönicier gegen die Hellenen, welcher im Osten mit dem Siege der letzteren geendet hatte, im Westen gegen die hellenischen Colonien, besonders in Sicilien, wieder auf und verstand es, die Herrschaft über das westliche Mittelmeer an sich zu reißen. In welchem Maße sie aber dieselbe ausübten, geht aus der Erzählung von Eratosthenes hervor, nach welcher die Carthager jeden fremden Schiffer, der aus dem östlichen Mittelmeerbecken in das westliche steuerte, in die Fluthen stürzten. Doch nicht Seekämpfe allein waren es, die man führte, man rang auch auf dem festen Lande, namentlich auf Sicilien, dessen westliche Hälfte die Carthager eroberten und behaupteten. Viel Tod und Verderben trug die See von der afrikanischen Küste hinüber nach der sicilischen Insel; davon legten beredtes Zeugniß ab die Ruinenhalden der einst so blühenden Städte Akragas, Selinunt und Himera, welche der Eifersucht Carthago's erliegen mußten.

Noch war Sieg oder Niederlage nicht endgültig entschieden, als die Römer in den Kampf eintraten, und in dem welthistorischen Ringen der Meerbeherrscherin mit der Stadt am unteren Tiber die Gegensätze zweier Welten zum ersten Austrag kamen. Diese Kämpfe, weil Existenzkämpfe, wurden mit der letzten Kraft der Verzweiflung durchgefochten, endeten im Jahre 146, nachdem so viele Tausende von Opfern gefallen waren, und tönten aus in dem gellenden Aufschrei der edlen, stolzen Gattin des Hasdrubal, welchen man schaudernd von der Zinne des Tempels des Esmun vernahm. Es schritt die historische Gerechtigkeit erbarmungslos über die Stadt hinweg, und Carthago, das die prunkenden Sitze der Hellenen durch Söldner- und Barbarenheere niedergeworfen hatte, wurde selbst Ruinenfeld wie die obengenannten sicilischen; es war die ausgebrannte Stätte, wo in dem welthistorischen Drama, das an des Mittelmeeres Küstensäumen sich

abspielte, die feindlichen Gewalten zum letzten Male entscheidend gerungen hatten, der Ort, wo die afrikanische Macht niederging, um der europäischen das Aufblühen zu ermöglichen. An die Stelle der Carthagerherrschaft trat das Imperium Romanum; nicht länger mehr opferte man auf dem heiligen Berge Saguan dem Baal und der Astarte. Carthago sollte aber nicht das Trümmerfeld bleiben, in welches der Beschluß des römischen Senats es verwandelt hatte. Wenn auch der Plan des Gajus Gracchus, Carthago von Neuem zu colonisiren, und ein ähnlicher des Julius Cäsar scheiterten, so kam er doch unter Augustus im Jahre 29 v. Chr. zur Ausführung. In welcher Weise die Colonie gedieh, davon gibt uns die überlieferte Thatsache Kunde, daß im dritten Jahrhundert n. Chr. Carthago und Alexandria nach Rom die beiden bevölkertsten Städte des weiten Reiches waren; Carthago wurde der größte Exporthafen und versorgte die Hauptstadt mit Getreide. Seine Münzen zeigten eine nährende Aehre und eine frischblühende Traube als Symbole der nie versiegenden Quelle von Kraft und Reichthum.

Als die Wogen der Völkerwanderung in Europa hoch gingen, schlug eine wilde Brandung bis zur afrikanischen Küste hinüber und verschlang im Jahre 439 das römische Carthago, das fortan die Herrschaft des Vandalenkönigs Geiserich anerkennen mußte. Noch einmal erhob Carthago als seemächtigste Mittelmeerstadt stolz das Haupt. Doch unter Afrika's heißer Sonne, unter seiner übermächtigen Natur konnten sich die kriegerischen Tugenden der Germanen nicht erhalten, und als noch Thronstreitigkeiten ausbrachen, nahte im Jahre 534 der Tag von Trikameron, an welchem der byzantinische Feldherr Belisar das Vandalenreich vernichtete und binnen kurzer Zeit das Vandalenvolk fast ausrottete.

Ein und ein halbes Jahrhundert herrschte Ostrom, bis die Araber 697 das Land eroberten, von hier aus sich Siciliens bemächtigten und das Kulturbecken der alten Welt zu einem Tummelplatz mohammedanischer Seeräuber machten. Tunis, das an Stelle Carthago's getreten war, überschattete dauernd der Halbmond; freilich wurde Muley Hassan im Jahre 1535 die Oberhoheit Karl's V. anzuerkennen gezwungen, und Goletta mußte eine spanische Garnison aufnehmen; doch war die spanische Herrschaft nur von kurzer Dauer; schon im Jahre 1574 bemächtigten sich die Türken Tunesiens.

Diese flüchtige geschichtliche Skizze zeigt uns, wie an dieser schmalsten Stelle des Mittelmeeres Afrika und Europa in lebendigster Wechselwirkung stehen: die Phönicier streben nach dem gegenüberliegenden schönen Eilande; von da geht Rom nach Afrika hinüber; die Vandalen trachten, wenngleich vergebens, sich Siciliens zu bemächtigen; mit bestem Erfolge gelang es den Arabern, die von da aus sich in Süditalien festzusetzen versuchten, bis die Normannen durch Eroberung Siciliens das Gleichgewicht herstellen. Wenn diese Wechselwirkung in den letzten Jahrhunderten weniger activ gewesen ist, so liegt der Grund darin, daß Tunesien eine entlegene Provinz des türkischen Reiches wurde, und dieses, nach anfangs erfolgreichen Angriffen auf Ungarn und Deutschland, bald seinem Niedergang zueilte, Italien aber in seiner Zerrissenheit ohnmächtig und ein Spiel fremder Mächte war, Frankreich endlich im Kampfe gegen das Haus Spanien-Oesterreich seine Machterweiterung auf Kosten unseres Vaterlandes suchte; vor allem auch darin,

daß die Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ostindien dem Handel und der Politik ganz neue Bahnen wies. Aber diese Wechselwirkung besteht noch heute und ist zu neuer Energie erweckt durch den Suezcanal und die Einigung Italiens. Sicilien ist eben die fliegende Brücke, auf der Europa und Afrika zu friedlicher und kriegerischer Kraftmessung sich nahen.

Werfen wir nunmehr die Frage auf, welches die Momente sind, in denen die Macht, das Wachsthum und die Blüthe Carthago's begründet waren, so ist dieselbe durch den Hinweis auf die geographische Lage und das wunderbar günstige Ineinandergreifen von festem Land und Meer, von Ebenen und steilen Bergen und von Naturreichthum, wie sie der carthagische Besitz uns zeigt, genügend beantwortet. Länder, die derartiger natürlicher Grundlagen sich rühmen dürfen, besitzen damit zugleich ein sicheres Pfand für die Zukunft. Daß diese Voraussetzung in Bezug auf Carthago zutrifft, beweist genugsam seine Geschichte, und wie diesem afrikanischen Boden, obschon seit lange verödet, entwaldet und vernachlässigt, immer wieder, wenn die fleißige Hand des Menschen ihn aufschließt, volle Saaten entsteigen, ebenso werden aus den umherliegenden Steinen zerstörter Zinnen und auf dem Boden, der die Asche vieler stolzer Geschlechter aufgenommen, immer wieder neue, starke Burgen sich erheben, deren Bedeutung weithin über das Meer fühlbar ist, und in denen Carthago's unsterblicher Geist waltet.

Bei genauer Besichtigung des heutigen (nach Petermann) 16000 Quadratkilometer großen und von einer Million Menschen besiedelten tunesischen Beiliks, das seit dem am 12. Mai 1882 abgeschlossenen französisch-tunesischen Vertrage dem Protektorat Frankreichs unterworfen ist, gewahren wir alsbald, daß die mechanische Kraft des Wassers an der plastischen Bildung der Küste intensive Veränderungen bewirkt, und den nautisch strategischen Schwerpunkt aus dem durch Cap Bon und Cap Farina begrenzten, schwach concaven Golf von Tunis mehr nach Norden verlegt hat. Der Medscherda, der Bagradas der Römer, ist es, dessen Gebiet sich durch dichteste Bevölkerung und höchste Cultur zur Zeit von Roms Herrschaft auszeichnete und in dessen Thal die römischen Colonisten allmälig auf das Hochland vordrangen, welcher die Küstengestaltung und damit ihren Werth in handelspolitischer und militärischer Beziehung verändert hat. Wie kaum ein anderer Fluß seiner Größe ist der Medscherda ein arbeitender Fluß und schiebt nicht nur seine Delta-Mündung immer weiter in das Meer hinein, sondern versandet auch allgemach den ganzen nördlichen Theil des Golfes von Tunis, während der südliche, die Bai von Tunis im engeren Sinne, durch das vorspringende Cap Carthago wenigstens einigermaßen gegen das Unheil geschützt ist. Daß die durch den Fluß bewirkten Veränderungen wirklich schlagende sind, darüber belehrt uns ein Blick auf die Karte, auf welcher man Utica suchen wolle. Diese Stadt auf felsiger Küsteninsel einst erbaut, mußte es geschehen lassen, daß die Insel zur Halbinsel auswuchs, und daß sie heute von der Meeresküste durch einen Landstreifen getrennt ist, der zehn Kilometer Breite besitzt. Das heutige Utica, die einstige Nebenbuhlerin Carthago's, ist ein Trümmerhaufen; denn das wandelnde Terrain am Fluß verschüttete den Hafen, die Lebensquelle Utica's, und die Stadt versank im Sande. Schon das Segelhandbuch des Mittelmeeres aus der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts n. Chr. trägt über Utica, wie

wir aus C. Müller's: „Sammlung der kleinen griechischen Geographen“ ersehen, den Vermerk: „Kein Hafen, nur eine Rhede, Vorsicht!“

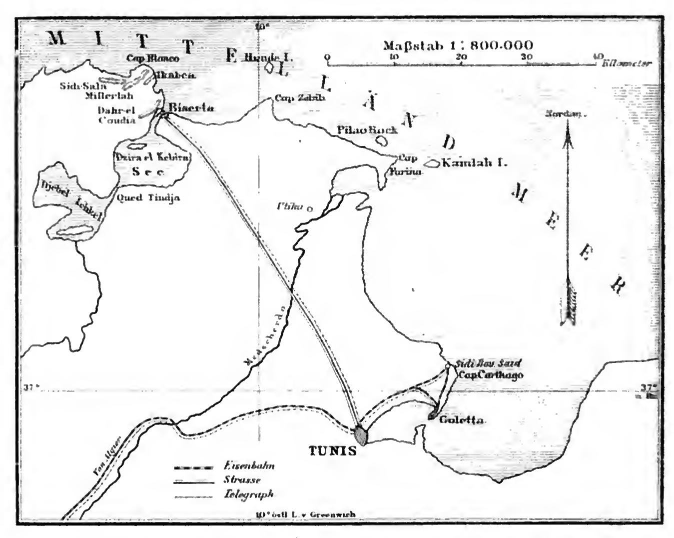
Wenden wir uns aus dem Delta des Medscherda nach Süden, so finden wir unter dem 37° n. Br. den Ort, wo einst Hannibal's Wiege stand, und die alten Hafenbassins von Carthago so bewegtes Leben und Treiben sahen; jetzt ist Oede und Verlassenheit die Charakteristik dieser Plätze. Westlich von ihnen liegt der See von Tunis, von den Arabern El Bahira, d. h. „kleines Meer“ genannt, ein weites Areal (11 Kilometer lang und im Mittel 5 Kilometer breit) umfassend, mit der schmalen, zwischen zwei Nehrungen gelegenen Einfahrt bei Goletta. Dieser Ort (französisch La Goulette, arabisch Halk-el-Oued, d. i. „Mündung des Sees“) mit Tunis durch eine Eisenbahn verbunden, war früher der Hafen von Tunis und ist es heute wieder, nachdem eine französische Gesellschaft einen Teil des Golfes von Tunis ausgebaggert, die Einfahrt bei Goletta verbreitert und den hinterliegenden See mit großen Kosten auch für tieftauchende Fahrzeuge passirbar gemacht hat, die sonst weit außerhalb in der See den Anker fallen lassen mußten; denn wenn auch an einigen Stellen in der Nähe der Mündung bis vier Meter Wasser zu finden war, so hatte der Eingang zum See nur zwei Meter, der See selbst aber über Schlammgrund höchstens ein Meter Wasser, so daß nur flachgehende Boote es wagen durften, in das Bassin einzulaufen, um nach Tunis zu segeln. Durch den Unrath einer schmutzigen Stadt, wie durch die mächtigen Staubmassen, welche die Winde hierher trieben, verschlechterten sich die Hafenverhältnisse immer mehr. Während eine andere afrikanische Nordküste, die marokkanische, sich senkt, hebt sich die tunesische, und ob von Tunis das Verhängniß abzuwenden sein wird, dereinst Binnenstadt zu werden, steht dahin; heute schon reißt in seiner Nähe die Pflugschar dort den Boden auf, wo vor Jahrhunderten der Kiel der Schiffe die hohe See schnitt. Aber allen ungünstigen Verhältnissen zum Trotz, nur durch italienische und französische Anstrengungen ermöglicht, ist der Handelsverkehr im Hafen von Tunis, d. h. auf der Rhede von Goletta, noch lebhaft. Folgende Zahlenangaben werden dies beweisen: In die Bai von Tunis liefen im Jahre 1885 5944 Schiffe ein und 5413 Fahrzeuge aus, in Summa also 11 357 Schiffe mit einem Gehalt von 3 003 805 Tonnen; es bedeuten diese Zahlen eine große Zunahme in dem Verkehr der Fahrzeuge gegen die früheren Jahre. Unter den 1885 aufgeführten Schiffen trug die bei weitem überwiegende Zahl die italienische Flagge, nächst dieser kam naturgemäß die französische zur Geltung, während der Rest tunesische, englische, deutsche, schwedische, österreichische und belgische Farben zeigte. Daß sonach, trotz der natürlichen Ungunst der Hafenverhältnisse, die Handelsbewegung in diesem alten Cultur- und Verkehrscentrum keine unbedeutende ist, dafür sprechen obige Zahlen.

Tunis selbst — Tunis-el-chadrâ, d. h. die „wohlbewachte“ Stadt — die ehemalige Räuberburg, von einem arabischen Schriftsteller die „Braut des Abendlandes“, von den gläubigen Arabern aber „Burnus des Propheten“ genannt, an der westlichen Kante des gleichbenannten Sees gelegen, ist ein Ort von unverfälschtem orientalischen Gepräge, der 130 000—150 000 Bewohner zählt. Eine krenelirte, von Thürmen flankirte Mauer umschließt die Stadt bis auf den gegen

das Becken gelegenen Theil, welcher nicht eingefaßt ist. Fünf Forts liegen auf dominirenden Punkten vorgeschoben, während der nur 14 Meter breite Canal bei Goletta durch eine Citadelle und Batterien geschützt wird. Hierbei bemerken wir, daß nicht Goletta der beherrschende Punkt an der Bai ist, sondern der Hügel, auf dem einst die Byrsa (d. i. Burg) gelegen war.

Wir verlassen jetzt Tunis, die heutige Hauptstadt, und das benachbarte Feld von Carthago, wo wahrscheinlich auf derselben Anhöhe, welche die Feste Byrsa trug, heute die von König Louis Philipp dem Andenken des heiligen Ludwig geweihte Capelle sich erhebt; wir verlassen die nahe Grabstätte des berühmten arabischen Heiligen Bu-Said, um die Landschaft zu betreten, welche im Nordwesten des Medscherda-Delta sich ausbreitet.

Skizze
der Umgebung von Tunis und Biserta.
(Nach der Karte des französischen Generalstabs angefertigt.)



Hier zeigt die Landkarte 9° 40′ ö. L. von Greenwich einen natürlichen Canal, der die Gewässer zweier großen Seen mit dem offenen Meere verbindet; dieses Wassergebiet und die bei dem Ausflusse der Wasserader gelegene Stadt soll uns nunmehr beschäftigen.

Biserta, so lautet der Name der nördlichsten, sechzig Kilometer von Tunis entfernten Stadt des Continents, den Stanley den dunklen nannte, des Ortes, der sich von allen menschlichen Wohnstätten Afrika's am meisten dem Herzen

Europa's zukehrt, der aber zugleich auch, da die Natur die früher dem Golfe von Tunis verliehenen Rechte auf Biserta übertragen hat, bald einen Factor abgeben dürfte, mit dem italienische und englische Politik zunächst, dann aber auch die gesammte europäische zu rechnen haben wird.

Biserta, das alte Hippo Diarrhytus, welches den Tyrern seine Gründung verdankt, dehnt sich seinem Hauptumfang nach amphitheatralisch an den südlichen Abhängen des Dahr-el-Coudia an der linken Seite der Mündung des genannten Canals aus. Zwei andere kleinere Theile der ganz orientalisch erscheinenden Stadt liegen auf einer kleinen Insel — dies ist das europäische Quartier — und der Rest endlich auf der rechten Uferseite. Ueber die durch die Insel gebildeten Canalarme, der östliche ist der breitere, führen steinerne Brücken. Diese Stadt, in welcher heute 6000 Einwohner leben, blickt auf eine bessere Vergangenheit zurück, und es wird uns berichtet, daß ihr Hafen in alter Zeit der am stärksten befestigte und zugleich umfangreichste an der ganzen nordwestlichen afrikanischen Küste gewesen sei. Dreißig Jahre früher als Carthago (es war 662) ging der Platz aus römischer in arabische Hand über; aus Spanien geflüchtete Mauren machten eine blühende Handelsstadt daraus, bis der Canal und Hafen allmälig versandeten, und die Stadt zu einem elenden Reste herunterkam.

In Bezug auf das Mittelmeer erhebt sich Biserta an dem innersten westlichen Winkel der flachgebildeten Bucht, deren Grenze auf der westlichen Seite das Cap Blanco und auf der östlichen das Cap Zebib bilden.

Gleich den alten orientalischen Plätzen ist Biserta eine befestigte Stadt, die eine zehn Meter hohe, mit Schießscharten und Zinnen versehene Stadtmauer umschließt. In dem durch das westliche Canalufer und das Meeresgestade gebildeten Winkel liegt die Kasba (oder Citadelle), ihr gegenüber auf dem rechten Ufer das Fort Bordj Zenzela. Die stärkste Bastion Bordj-Sidi-l'Hadid beherrscht im Verein mit dem im Norden der Stadt am Meeresstrande errichteten Fort Sidi-Salem und vier Annex-Batterien das ausschlaggebende Land- wie Wasserterrain. Die an die Mündung des Canals vorgeschobenen Schlösser — es sind dies die ältesten Werke — vertheidigten ehemals die Einfahrt; wir sagen „ehemals"; denn heutzutage würde der Versuch einer Vertheidigung dieser Bollwerke den Projectilen der Neuzeit gegenüber nichts erregen als ein Lächeln. Wie gelegentlich der Vertheidung des Goldenen Horns, sperrte man auch hier durch eine Kette von einem Schloß zu dem anderen die Einfahrt; auch früher schon legte man mit Recht den Hauptnachdruck bei der Befestigung auf den Angriff von der Meeresseite her.

Der Platz zeichnet sich durch gutes, reichliches Trinkwasser aus.

Die Bedeutung Biserta's beruht auf seiner Rhede, auf dem Canale, namentlich aber auf dem Vorhandensein des Sees nahe der Stadt.

Die weitausgedehnte Rhede, welche buchtenlos von Cap Blanco bis zum Cap Zebib sich ausbreitet, öffnet sich nach Norden und nach Osten, weshalb sie auch den von hier kommenden Winden ausgesetzt ist, während die Höhenzüge, welche bei Biserta anhebend zum Cap Blanco reichen, sie gegen die Weststürme decken. Die Tiefe anbetreffend, kann als Regel aufgestellt werden, daß man von dem Küstensaume drei Kilometer weit in die See hinaus nur fünf Meter, und

sechs Kilometer von ihm zehn Meter Wasser findet. Die Tiefenbeschaffenheit ist mit der Annäherung von Biserta nach dem Cap Blanco eine günstigere, mehr aber noch als die Tiefe nimmt die Steilheit der Uferränder nach dieser Richtung hin zu, so daß Landungen sehr erschwert sind; als einzige günstigere Ausnahme, das Fahrwasser betreffend, muß die Fortsetzung des Canals in das Meer aufgeführt werden. Außerhalb der oben bezeichneten Linien findet man in der Bai von Biserta 14—30 Meter Wasser über einem Ankergrunde, der infolge der Sandwehen in Verbindung mit den durch den Canal herbeigeführten Stoffen nicht fest ist; seit alter Zeit kann man aber weder in der Tiefe noch auch in der Beschaffenheit des Ankergrundes eine ungünstige Veränderung constatiren. Schwere Panzer vermögen sonach sich überall auf Kanonenschußweite dem Ufer zu nahen. Ungleich günstiger ist in dieser Hinsicht die Lage von Tunis, wo der Golf einer Landung in großem Stile noch mehr Schwierigkeiten bereiten würde.

Den eigentlichen, den inneren Hafen Biserta's bildet der salzhaltige, nach der Stadt benannte See, der Hipponensis lacus der Alten; sein Ausfluß erfolgt durch den Canal, an dessen Mündung die Stadt liegt. Bei einer durchschnittlichen Breite von zehn und einer Länge von sechzehn Kilometern, wechselt die Tiefe dieses Sees zwischen zehn und dreizehn Metern, so daß sowohl die horizontale Ausdehnung wie die verticale Wassersäule ihm gestatten würden, die Flotten der ganzen Welt in sich aufzunehmen. Der See ist durch die Configuration des Terrains gegen Nord-, Ost- und Südwestwinde geschützt und nur den Nordostwinden ausgesetzt. In der Verlängerung der Längsachse des Canals nach Süden und im Norden des Sees liegt die 1½ Kilometer lange und einen Kilometer breite Insel Dzira-el-Kébira, welche von dem Lande durch einen schmalen Wasserarm getrennt wird, der nur ½—1 Meter Tiefe besitzt. Der See ist wegen seines großen Fischreichthums berühmt.

Südwestwärts von ihm breitet sich ein zweites Bassin aus, das etwa dieselbe Ausdehnung hat, aber ein Süßwassersee ist, der Djebel Ichkel, der Sisara patus der Alten. Der beide Bassins trennende Landstreifen ist etwa fünf Kilometer breit; ihre Verbindung stellt eine zwei Meter tiefe, gewundene Wasserader, der Oued-Tindja, her. In dem Djebel Ichkel, welcher weder commercielle noch militärische Wichtigkeit besitzt, erhebt sich auf seinem südlichen Theile eine sieben Kilometer lange, bis zwei Kilometer breite hügelige Insel.

Betrachten wir nunmehr den Canal, welcher, aus der Mitte der nördlichen Seite des Sees von Biserta ausgehend, diesen in nordnordöstlicher Richtung mit dem Meere verbindet; er ist gegen acht Kilometer lang, an dem Eingange in das Bassin 1¾ Kilometer breit, und verjüngt sich mit der Annäherung an das offene Meer dergestalt, daß die schmalste Stelle bei der Stadt selbst, eine Strecke von 400 Metern, nur 30 Meter breit ist. Seine Tiefe schwankte bis vor Kurzem zwischen zwei und acht Metern, und Sandbänke wie Felsblöcke machten ihn für größere Fahrzeuge unbenutzbar. Den Eingang schützten im Nordwesten einigermaßen die in der Verlängerung und Verbindung mit den Wällen Biserta's liegenden Steintrümmer des alten Molo. Daß eine gänzliche Versandung des Canales nie eintrete, dafür sorgen die natürlichen Strömungsverhältnisse; denn durch die Westwinde werden die Gewässer des Binnensees ebenso gewaltsam in das Meer

getrieben, wie der Ostwind das salzhaltige Element in den Binnensee stößt; dies ist auch der Grund, weshalb im Winter, bei vorherrschendem Ostwind, das Niveau des Bassins höher ist als im Sommer.

Wenn wir dem über die Stadt, die Rhede, den See und den Canal von Biserta Gesagten noch hinzufügen, daß das wellige Terrain der Umgegend, das wunderbare Ineinandergreifen von Land- und Wassergestaltungen jedes nur wünschenswerthe Moment darbieten, um nicht nur einen Gibraltar und Malta ebenbürtigen Waffenplatz, sondern auch einen Hafenplatz erster Ordnung unter gesundem und mildem Klima erstehen zu lassen, dann ist es einleuchtend, daß Frankreich, welches über das Beilik Tunis die Schutzherrschaft ausübt, der Versuchung nicht widerstehen konnte, die Vorzüge dieses Ortes strategisch zu verwerthen. Und in der That faßte die französische Regierung im Monat März 1887 den Beschluß, Biserta in einen Kriegshafen erster Ordnung umzuwandeln. Nachdem dann im Hochsommer desselben Jahres die „Vienne“ und „d'Estrées“ überaus reiches Material für die Bauten auf der Rhede, am Canal und im Bassin, für Anlage von Seeminen u. s. w. in Biserta gelandet haben, sind im Jahre 1888 die Arbeiten, welche man geflissentlich ohne Aufsehen zu erregen vollführt, schon so weit gediehen, daß der Canal und seine Fortsetzung in den Golf in einer Weise gereinigt und ausgebaggert sind, daß auch die tiefstgehenden Kriegsfahrzeuge heute in das große hinterliegende, geschützte Becken einlaufen können.

Um Biserta aber in eine Festung ersten Ranges, in den besten Hafen der Atlasländer zu verwandeln, dazu sind weder übermäßig hohe Kosten erforderlich noch auch bedarf es großer zeitraubender Anstrengungen; denn nachdem der See Schiffen jeder Gattung zugänglich gemacht, handelt es sich zunächst darum, sich eine Garantie gegen etwaiges Versanden der Fahrstraße zu verschaffen. Dieses Ziel dürfte durch ähnliche, jedoch viel unbedeutendere Bauten zu erreichen sein, wie solche an dem Suezcanal bei seinem Eintritt in das Mittelmeer ausgeführt worden sind.

Um Biserta fortificatorisch gegen Angriffe zu decken, genügt es zunächst, wenn man sich des Schlüssels zu der Biserta-Stadt, des Plateaus Dahr-el-Coudia, dessen höchste Erhebung, 400 Meter von dem nördlichen Stadtwall entfernt, 61 Meter beträgt, durch starke, gut armirte Werke versichert. Von hier aus beherrscht man weithin das Meer, die Stadt und den Canal.

Was die Schwierigkeiten der etwaigen Ausschiffung eines feindlichen Landungscorps anbetrifft, so verweisen wir auf früher Gesagtes, dasselbe dahin ergänzend, daß im Nordwesten und Norden der beiden Biserta-Seen die bis über 1300 Meter sich erhebenden Atlasketten von Sidi-Sala, Millerlah und Ikabea als schwer zu brechende Schranken sich aufthürmen. Auch ist es für Frankreich leicht, da Tunis bereits mit Algier durch einen Schienenstrang verbunden ist, jeden Augenblick Truppenmassen aus Algerien an den Golf von Tunis zu werfen, und es ist anzunehmen, daß sich binnen Kurzem dieser Verbindung Biserta angliedern wird; vorläufig freilich ist, wenn auch schon heute der Telegraph nach der nördlichen Stadt reicht, die Landverbindung auf einer schlechten Straße durchaus unzureichend.

Wenn aus dem Gesagten sich bereits im Allgemeinen ergeben möchte, welche nautisch strategische und politische Bedeutung diese Position für Frankreich bereits hat und in höherem Grade gewinnen wird, so wird es doch angemessen sein, dies im Einzelnen weiter auszuführen und zu begründen.

Biserta erhebt sich auf dem aus der Mitte des nordafrikanischen Küstensaumes gegen die sicilisch-sardinische Oeffnung vorgetriebenen Keil, auf welchem die Geschichte von Utica, Alt-Carthago, dann nochmals von Utica, von Neu-Carthago und endlich von Tunis spielte; es liegt dort, wo das Atlasgebirge ausläuft, und einer der wasserreichsten Flüsse dieses Gebietes, der Medscherda, sich in das Mittelmeer ergießt. Wer an der Mündung dieses Flusses stand, wer den Golf von Tunis beherrschte, dem gehörte ganz Tunesien; heute aber tritt an die Stelle der Namen: Medscherda und Tunis der eine andere: Biserta.

Wir haben früher nachgewiesen, in welcher Weise die Veränderungen an der tunesischen Küste den strategischen Schwerpunkt mehr nach Nordwesten, nach Biserta, gerückt haben. Wenn nicht schon eine mehrtausendjährige Geschichte die fast unvergleichliche Bedeutung der tunesischen Landschaft dargethan hätte, dann wäre es ein Leichtes, den Beweis für ihre Wichtigkeit aus der Betrachtung ihres Verhältnisses zum Mittelmeer zu führen und zu zeigen, daß eine starke Hand, die Tunesien beherrscht, auch Gebieterin des Westmittelmeerbeckens ist. Nordöstlich vom Golf von Tunis finden wir nämlich die Stelle, an welcher das Mittelmeer sich am meisten, d. h. auf 150 Kilometer verengt, und die ewige Naturstraße des Meeres durch geographische Halt- und Richtpunkte bestimmt ist, auf der die Wege der Fahrzeuge sich kreuzen müssen. Diese Enge, ein geographisches Moment von höchster Bedeutung, wird durch die apenninische Halbinsel und in ihrer Fortsetzung die sicilische Insel im Verein mit der aus dem Süden vorgreifenden tunesischen Halbinsel gebildet. Es verengt sich aber nicht allein das Meer zwischen der sicilianischen und afrikanischen Küste, es erhebt sich auch hier, wo die Erdtheile sich so nahe kommen, der Meeresboden und bereitet den Schiffen so viel Fährnisse, daß bei den Arabern das Cap Bon heute noch das „verrätherische" Cap heißt. Ein Grad östlich von diesem steigt Pantelleria, das alte Kossyra, als schwarzer, riesiger Vulcanfelsen aus dem Meeresgrunde empor. Zu der Verengung des Meeres, zu seiner ungleichmäßigen Tiefe tritt noch als weiterer ausschlaggebender Umstand, daß das sichere Fahrwasser wie die Strömung an Afrika's Küste entlang führen, während um Siciliens südwestliche Gestade sich theilweise sehr ausgedehnte, gefährliche Untiefen lagern. Wir werden dieselben in Folgendem kurz aufführen und von ihnen dann auf die übergehen, welche westlich des Cap Blanco berüchtigt sind und von der afrikanischen Küste sich nach Norden hin ausdehnen.

An das südwestliche Cap der Insel Sicilien — Granitola — lehnt sich die Adventure-Bank an, und breitet sich sowohl in der Richtung auf Pantelleria — drei Viertel dieser Entfernung ausfüllend — wie auch in gleich großer Ausdehnung nach Westen hin. Der zwölfte Grad ö. L. von Greenwich halbirt die große Untiefe, so daß nur unmittelbar nördlich von Pantelleria wie im Süden dieses Felsblockes tiefes, sicheres Fahrwasser zu finden ist. Oestlich von dieser Bank verzeichnen wir weniger umfangreiche in der Nerita-, Triglia- und Puna-

Marina-Bank. Nur durch kurzen Zwischenraum von der Adventure geschieden, breiten sich von dem elften Grad ö. L. nach Westen zu die Keith-Riffs und die große Skerki-Bank aus. Von Biserta 65 Kilometer westlich stoßen wir auf die Fratelli-Felsen, und inmitten der zu beiden Seiten des neunten Grades ö. L. von dem afrikanischen Ufer nach Norden bis zum 38 Grad n. Br. sich ausdehnende Galita-Bank auf die Felseilande Galita, Gallo und Galitona. In der Linie Cap Bon-Farina, also gewissermaßen auf der Grenze des Golfes von Tunis und dem offenen Meere, steigen die kleinen felsigen Inseln Zembratta, Zembra (von den Alten Aegimuros genannt) und Kamlah, 16½ Kilometer nördlich des Caps Zebib, endlich die Hundeinsel inmitten von Untiefen auf, denen der Seemann nicht trauen darf. Der Pilao-Rock erhebt sich zehn Kilometer westlich von Kamlah unfern der Küste.

Außer Biserta sind es nur noch zwei andere Plätze an der nordafrikanischen Küste, in deren Wirkungssphäre — fast möchten wir sagen in deren Speerweite — die Fahrzeuge hinziehen; wir meinen Ceuta und Tanger; ersteres, in spanischer Obhut, steht weder als Festung noch in Bezug auf Armirung auf der Höhe der Zeit, letzteres ist — marokkanischer Besitz.

Während Biserta sich vorzüglicher Hafenverhältnisse rühmen darf, besitzt die gegenüberliegende sicilische Küste nur offene Rheden.

War es sonach Zufall, daß Carthago, die Stadt, welche diese gefährliche Schiffahrtslinie in dem Centrum des großen Beckens dominirte, für lange Zeit und wiederholt Meeresbeherrscherin war; daß sie aus enger Behausung gleich dem Polypen mit kräftigen Armen die Westhälfte des Mittelmeers umklammerte und sie Jahrhunderte lang ungestört ausbeutete? Kann man es sonach Zufall nennen, wenn der Welt das Schauspiel geboten wurde, daß eine Stadt ohne großes Hinterland im Mittelmeer die herrschende Rolle spielte? Biserta aber wird der Erbe Carthago's sein nicht nur durch seine günstige Position an der großen Fahrstraße zwischen dem Ost- und Westbecken, sondern auch kraft eigener Hülfsquellen, die auf einem, wenn auch nicht großen, doch reichen Hinterlande basiren, wie es beispielsweise das weite, gut bewässerte und überaus fruchtbare Gebiet des Medscherda ist, das im eigentlichen Sinne des Wortes eine Einheit im östlichen Atlasgebiet darstellt. So erhält Biserta nicht wie Gibraltar und Malta seine Zehrung nur von der See, sondern auch, sofern diese ihm zeitweise verschlossen sein sollte, von dem Umlande und von weit her aus dem Inneren der großen Landfeste; denn belebte Karawanenstraßen leiten von Tunesien nach Innerafrika, als deren bedeutendste wir diejenige, die Wargla sich als Ziel setzt, nennen; neben den dürftigen Straßen, neben den sandigen Karawanenwegen wird aber auch auf diesem Terrainabschnitt die Schiene mehr und mehr in den Vordergrund treten, um den Handel zu beleben, um das Schwert zu kräftigen und zu schärfen, um die Fahrt des Kiels zu beschleunigen und seinen Stoß zu stärken.

Daß es nur kurzer Zeit bedarf, um von Biserta aus wichtige Mittelmeerpositionen mit dem Dampfer zu erreichen, dafür möge die Angabe dienen, daß 18 Stunden genügen, um vor Malta, 12 um an der sicilischen Küste und 14 um an der sardinischen Küste den Anker fallen zu lassen.

An der langen algierischen Küste besitzen die Franzosen nur zwei Häfen, welche so geräumig und sicher sind, um der Flotte zu gestatten, sich dort zu verproviantiren: Mers-el-Kebir und Boujie; an einem großen Arsenalplatze aber fehlt es durchaus. Letzterer Umstand allein schon könnte Frankreich veranlassen, durch Biserta diese Lücke auszufüllen.

Ein hervorragender, französischer Marineofficier erklärte sich jüngst über Biserta dahin, daß sein verbesserter Hafen nicht nur einen Stützpunkt für die Flotte, welcher er einen nicht zu entreißenden Rückhalt gewähre, bieten würde, sondern zugleich auch die vorzüglichste Operationsbasis für offensive Unternehmungen französischer Geschwader; zudem beherrsche der Besitzer von Biserta, dem alle Vortheile, welche die Mitte gibt, zur Seite stehen, die ganze zwischen Cap Blanco, Sicilien und Sardinien sich ausbreitende Seefläche.

Biserta als französischer Kriegshafen bedeutet für Algerien Deckung der rechten Flanke gegen Malta und Tarent sowohl, wie auch gegen Operationen aus dem tyrrhenischen Meere; seine Lage aber in Bezug auf Frankreich selbst ist die Ergänzung zu Toulon, macht im Verein mit diesem Kriegshafen und mit Marseille, dem ersten Handelsplatz der Republik am Mittelmeer, maritime Operationen möglich, welche ohne Biserta's Besitz in das Reich der Phantasie zu verweisen wären, Operationen, welche die Inseln Sicilien und Sardinien bedrohen.

Daß wir hier nicht zu viel gesagt haben, erhellt daraus, daß Frankreich, die zweitgrößte europäische Seemacht, jetzt schon, auch ohne kräftige Stütze in Biserta zu finden, über alle nothwendigen Bedingungen einer activen Betheiligung zur Lösung der Mittelmeerfrage in seiner Kriegsflotte, den Transportschiffen und den Einschiffungsvorrichtungen gebietet; daß die Republik in der Lage ist, im Mittelmeer von der französischen Küste aus 80 000 Mann auf einmal zu verschiffen. Die Häfen von Toulon und Marseille sind sorgfältig vorbereitet, um die gleichzeitige Einschiffung mehrerer Divisionen zu bewirken. Während in dem ersteren Orte in kürzester Frist vier Divisionen auf die Transportfahrzeuge befördert werden können, ist es in Marseille, das gegen das Meer hin fortificatorisch vollständig sicher gestellt ist, möglich, mit neunzig großen Transportschiffen gleichzeitig an dem Verladungsufer anzulegen; diese Strecke von augenblicklich 12 Kilometer Ausdehnung soll auf 14 Kilometer verlängert werden.

Als Frankreich sich im Jahre 1859 von Italien Savoyen und Nizza abtreten ließ, trug es Sorge, daß die strategisch wichtigsten Punkte nahe der neuen Grenzlinie dem Kaiserreich zufielen, in Folge dessen Norditalien von hier aus zu Lande ebenso bedroht erscheint als zur See durch die erzgepanzerte französische Mittelmeerküste. Und heute lagert die fränkische Republik zur größeren Beengung Italiens auch noch an dem tunesischen Küstensaume, der reicher und kraftvoller ausgestattet ist, als das sicilische Gegenufer und gefährdet dadurch die Insel und Süditalien.

Wie Spanien mit Marokko, so liegen — doch länger, es sind drei Jahrtausende her — die italischen Länder, die italischen Inseln mit der carthagischen Halbinsel in einem Kampfe, der nicht enden zu wollen scheint. Die intime Verknüpfung zweier einander so nahe gerückter Gegengestade macht sich gewaltsam

geltend, und die Gegensätze zweier Welten, die nicht zu versöhnen sind, führen so lange geheimen oder offenen Krieg, bis das eine Ufer sich dem andern beugt, bis unter einer Hand beide vereint sind. In der Mitte des Beckens aber, das haben wir gesehen, ist das tunesische Gestade günstiger ausgestattet als das sicilische und muß deshalb die Insel beeinflussen, über die Enge des Mittelmeeres hinaus seine überlegene Kraft zur Geltung bringen, sobald gleiche Maße sich gegenüberstehen.

Was würde sonach Italien der ausgezeichnete Ausfallspunkt im Hafen von La Spezia helfen, wenn es sich nicht neuerdings in Maddalena, der Meerengensperre zwischen Corsika und Sardinien, eine feste seestrategische Position geschaffen hätte? Und dennoch wird das tyrrhenische Meer, das westlichste von den drei durch Halbinseln und Inseln fast geschlossenen Becken des nördlichen Theiles des Mittelmeeres, in und um welches die großen italischen Inseln Sardinien und Sicilien liegen, die Seefläche, der Italien das Angesicht zuwendet, in Zukunft kaum ein freies Meer sein, da die in dasselbe hineinragende tunesische Halbinsel seine Wasserthore und Meeresengen unter Controle hält. Biserta schneidet der maritimen italienischen Entwicklung Lebensluft und Lebenslicht ab.

Doch nicht Italien allein ist durch das demnächst in stählernem Gewande erscheinende Biserta bedroht; kaum weniger gefährdet erscheint die Beherrscherin der Meere, deren vornehmlichste Verbindung mit Indien von dem in Biserta aufgehangenen, französischen Damoklesschwert jeden Augenblick durchschnitten werden kann.

Schon im Jahre 1881 machte der englische Admiral Spratt in einem Schreiben an die „Times“ auf die hervorragende Bedeutung des Sees von Biserta aufmerksam. „An der centralen Meerenge des Mittelmeeres gelegen,“ so äußerte er sich damals, „würde er in den Händen Frankreichs oder Italiens der strategisch wichtigste Kriegshafen werden und die Verbindung zwischen dem östlichen und westlichen Theile des Meeres beherrschen. An dem Bisertasee könnte Frankreich großartige Marinearsenale anlegen und in dem geräumigen und sicheren Bassin mit seiner Torpedoflotte in aller Stille Versuche machen, Schießübungen veranstalten und selbst kleinere Flottenmanöver abhalten, ohne daß irgend Jemand etwas davon erführe.“ Dann veröffentlichten im Jahre 1886 die „Times“ eine Meldung aus Biserta, die wie folgt lautet: „Die Franzosen haben die Vorarbeiten zur Anlage eines Hafens in Biserta begonnen. Die Kosten werden auf 120 000 Pfund Sterling veranschlagt. Es wird beabsichtigt, einen Militärposten daselbst zu errichten.“ Hierzu bemerkte das Citybblatt: „Der See von Biserta liegt ungefähr dreißig (englische) Meilen nordwestlich von der Stadt Tunis und kann mit geringem Kostenaufwand zu einem der größten Häfen der Welt gemacht werden. Er ist 50 Quadratmeilen groß und die tiefstgehenden Schiffe können darin ankern. Der See ist mit dem Mittelmeer durch einen fünf Meilen langen und eine Meile breiten Fluß verbunden, der in der Mitte vier bis sechs Faden tief ist. Um den See als großartigen Kriegshafen verwenden zu können, ist nichts weiter nothwendig, als die Mündung an einigen Stellen auszubaggern.“

Wir könnten der Belege noch mehr aufführen, die den Beweis liefern, daß England wie auch Italien längst wissen sollten, um was es sich bei der tunesischen Frage eigentlich handele, und um so mehr muß den Kundigen die Passivität der zunächst betheiligten maritimen Mächte in Erstaunen setzen.

Ist Biserta erst zur uneinnehmbaren, ja fast unnahbaren Festung geworden, dann geht der französische Traum: „Das Mittelmeer ein französischer See“ wenigstens für das Westbecken in Erfüllung. Frankreich vereinigt dann die Wirkung seiner erzgepanzerten Südküste, seiner Operationsbasis um die Rhonemündungen mit der Stärke dieser afrikanischen Position. Und endlich bedarf es dann nur noch der Spatenstiche, die nothwendig sind, um durch Verbreiterung und Vertiefung des Canals du midi (von Cette nach Bordeaux) den industriellen und commerciellen Vortheilen, welche derselbe heute bietet, die strategischen anzufügen; wie Biserta Malta seiner Macht theilweise entkleidet, so depossedirt der eben genannte Canal, wenn er zu Kriegszwecken ausgerüstet ist, Gibraltar, das bis dahin die Schlüssel zum Mittelmeer in Verwahrsam hatte[1]). Wie das schlagfertige und schlagkräftige Biserta die Angel des Thores aus dem Ost- in das Westbecken bedeutet, so der verbreiterte Canal du midi eine neue sichere Pforte nach der Atlantis; dann wird die nautisch strategische Axe Gibraltar-Malta verlegt in die andere: Cette-Biserta.

Neben Italien und England sind aber noch andere Nationen, die nicht in dem Mittelmeer Besitzungen haben, daran interessirt, daß die Fahrstraße nach dem Suez-Canal und weiter nach der zu Leben erwachten Südsee nicht von Frankreichs Gnaden abhängig werde.

Aus der nautisch strategischen Bedeutung Bisertas ergibt sich von selbst seine politische, und es ist nicht zu bezweifeln, daß durch die neuerlichen Vorgänge auf der tunesischen Halbinsel das Gleichgewicht der Staaten im Mittelmeer auf das Ernsteste gefährdet wird. Nicht ohne Grund haben Italien wie England im Jahre 1882 gegen die Uebernahme des Protectorats über Tunis von Seiten Frankreichs Protest eingelegt, es aber vorläufig dabei bewenden lassen. Scheinbar harmlos erklären die Franzosen, que la Tunésie est un térritoire reservé et une annexe de l'Algérie. Dem gegenüber aber muß man geradezu behaupten, daß Tunesien, das viel mehr den Charakter Siciliens als einen afrikanischen zeigt, naturgemäß ein Anhängsel Italiens sei; denn die apenninische Halbinsel mit Sicilien bilden die große Brücke, welche von dem Hauptgebirgsstock Europas durch das Centrum des Mittelmeeres nach der Geburtsstadt Hannibals hinüberführt; dabei verschlägt es wenig, daß Algerien und Tunesien auf afrikanischem Boden liegen; denn die Mittelmeerländer, um die wir früher den Gebirgs- und Wüstenring gezogen haben, bilden ein Ganzes für sich, und die salzige Fluth kettet Tunesien unmittelbarer und fester an Italien als das Landband in seiner westlichen Flanke an Algerien. Gabriel Charmes freilich nennt Tunesien: „un complément naturel, un boulevard nécessaire de notre colonie d'Algérie“ und behauptet weiter, daß schon der Berliner Congreß Frankreich gewissermaßen

---

[1]) Vergl. meine Schrift: „Die Weltstellung Englands“. Kassel, Theodor Fischer. Seite 35 und 36.

als Entschädigung für das an England gefallene Cypern einen Wechsel auf Tunis ausgestellt habe.

Wenige Tage nach dem Bekanntwerden der englisch-türkischen Convention wegen Cyperns schrieb der „Constitutionel": „Jedermann weiß, daß Tunis ein herrliches, mit allen Gaben des Himmels wie kein anderes gesegnetes Land ist. Es war der Mittelpunkt jenes glänzenden und üppigen Reiches, welches Carthago hieß. Dort findet man den geräumigsten und sichersten Hafen des Mittelmeers. Von dieser glücklichen und starken Küste warfen sich Eroberer, Carthager, Vandalen, Araber auf die Gestade Spaniens, Italiens, Siciliens und selbst Galliens, dort gibt es, wie die Geschichte auf jeder Seite lehrt, militärische Stellungen ersten Ranges. Als der hochmüthige und unersättliche Ludwig XIV. auf eine Art von Weltherrschaft sann, die sich in seinen Träumen und Schwärmereien bis Constantinopel verstieg, da ersah er als erste Staffel eine französische Niederlassung an der punischen Küste, als zweite Aegypten, und dies ist noch heute die Hauptstraße der großen Eroberungen. Tunis, mit unseren algerischen Besitzungen vereint, würde ein Königreich, oder wenn dieses Wort in der heutigen republikanischen Zeit Anstoß erregt, einen Staat bilden, der reicher, blühender und mächtiger wäre, als der größte der europäischen Mittelstaaten; er würde an Hülfsquellen und Bevölkerung Portugal, Belgien, Bayern und Holland übersteigen. Es ist also ein glänzendes Kleinod, und wir brauchen nur die Hand darnach auszustrecken, um es uns anzueignen, nicht etwa mit Gewalt, sondern auf friedlichem, diplomatischem und menschenfreundlichem Wege. Auch England erobert nicht etwa die Insel Cypern, sondern wird nur ihre Beschützerin; warum sollte uns also das Protektorat über Tunis versagt werden? Wir glauben vielmehr, daß Europa ein solches Protektorat nicht mit scheelen Augen ansehen würde. Man könnte höchstens fürchten, daß Italien einen tödtlichen Verdruß darüber empfinden möchte."

Mit den letzten Worten hat der „Constitutionel" zweifellos Recht; denn allerdings betrachten die Italiener Tunesien, wenn es nicht sich selbst gehören soll, als ihnen gehörig: wie Marokko die Irredenta der Spanier, so ist Tunesien die der Italiener, in deren Adern der Tropfen afrikanischen Blutes hoch aufwallt, sobald man das Wort „Tunis" ausspricht oder von der sicilischen Küste mit der Hand hinüberzeigt nach dem ersehnten afrikanischen Gestadeland. Italien kann es nicht verwinden, daß der alte rassenverwandte Kampfgenosse, die ältere lateinische Schwester, mißgünstig über die italischen Glücksfälle, es in Afrika überlistet, es um seine schönste Hoffnung betrogen, sich einen gewaltsamen Eingriff in die naturgemäße italische Machtsphäre erlaubt hat, und von den Alpen bis zum Cap Passaro zittert das Land unter dieser Erregung. Nie kann die neue Großmacht Italien, eingedenk dessen, daß sie die Erbin Roms ist, das sich einst Carthago wie der ptolemäisch-griechischen Herrschaft gegenüber zur Geltung brachte, gewillt sein, auf die durch Frankreich bedrohte Mittelmeerstellung zu verzichten, und muß vielleicht, durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, die militanteste Politik verfolgen.

Nicht die Geographie, nicht die Geschichte allein indeß weisen Italien auf Tunis an und geben ihm die Anwartschaft auf das Land; es bestehen noch andere

Interessen, wir meinen wichtige nationale und altbewährte wirthschaftliche. Es sind heutzutage in Tunesien etwa 34,000 Italiener angesiedelt, während alle übrigen europäischen Nationen zusammen nur ein Contingent von 16,000 Köpfen stellen; die italienische Colonie in der Hauptstadt zählt 10,000 Seelen; die Verkehrssprache aber in dem ganzen Lande, fast auch die Sitte, ist die italische und der Einfluß auf das Beilik war vor dem Protektorate Frankreichs so groß, daß man sich in der tunesischen Hauptstadt fast als in einem italischen Orte befindlich wähnte. Diese Erscheinungen sind nicht befremdlich, wenn man bedenkt, daß seit dem Jahre 1140 schon lebhafte Handelsbeziehungen zwischen der afrikanischen Landschaft und Pisa, Genua und Venedig bestanden, im Jahre 1317 aber die Venetianer von dem Beherrscher von Tunis das Handelsmonopol erhielten und von der Küste aus nach Innerafrika bis nach Timbuktu vordrangen.

Daß sich in Folge französischen Einflusses auf Tunesien allmälig ein Wandel zu Ungunsten Italiens vollzieht, wird kaum überraschen; ist aber der Handel von Tunis nach Biserta abgeleitet und beginnt erst der Hafen im Weltverkehr die große ihm zugedachte, durch natürliche Verhältnisse unterstützte Rolle zu spielen, Handels- und damit zugleich Culturmittelpunkt zu werden, dann ist es freilich schlimm um die Ansprüche Italiens bestellt.

Fassen wir alles bisher Gesagte zusammen, so müssen wir erkennen, was wir anfangs hervorgehoben, daß in der Neuzeit, wo in dem Mittelmeer so große Dinge sich ereignen, Biserta in das Centrum des Interesses gerückt ist. Von hier aus, dem Trittbrett zum Sprunge auf Italien, dem starken, flankirenden Hinterhalt gegen die englisch-indische Etappe kann die Republik Alles übersegeln, was ihren Weg auf der blauen Meeresfläche kreuzt.

Wenn früher der Weltkampf zwischen den rührigen Semitenstämmen der Phönicier und Carthager einerseits und den aufstrebenden indogermanischen Völkern, den Griechen und Römern andererseits, geführt wurde, so treten heute in unserem zersplitterten Jahrhundert zwei lateinische Familien im Vordertreffen zunächst sich gegenüber. Ob aber im Haupttreffen nicht auch germanische Schwerter schimmern werden?

Zur Vorgeschichte des deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs.

Ein Capitel aus der brandenburgisch-preußischen Rechtsgeschichte.

Von

Alfred v. d. Leyen (Charlottenburg).

Stölzel, Dr. A., Präsident der Justiz-Prüfungscommission, vortragender Rath im Justizministerium, ordentlicher Honorarprofessor an der Universität zu Berlin. Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung, dargestellt im Wirken seiner Landesfürsten und obersten Justizbeamten. Zwei Bände. (Band I: LII und 448 Seiten, Band II: 774 Seiten). Berlin, Franz Vahlen. 1888.

Derselbe. Carl Gottlieb Svarez. Ein Zeitbild aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Mit drei Abbildungen und einer Stammtafel. XX und 452 Seiten. Berlin, Franz Vahlen. 1885.

Im Frühjahre 1888 ist der Entwurf eines allgemeinen deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs nebst Begründung veröffentlicht worden. Die Commission, welche auf Grund des uns zu Weihnachten 1873 bescherten Reichsgesetzes vom 20. December 1873 durch Beschluß des Bundesrathes vom 22. Juni 1874 eingesetzt worden war, um den Entwurf dieses Gesetzbuchs auszuarbeiten, hat beinahe vierzehn Jahre — ihre erste Sitzung fand am 16. September 1874 statt — gebraucht, um den schwierigsten Theil ihrer Aufgabe zu lösen. Ueber die Ergebnisse ihrer Thätigkeit, den Inhalt des Entwurfes, war während der Arbeitszeit nur wenig öffentlich bekannt geworden. Als nun der Entwurf fertig vor Augen lag, wurde zunächst die Thatsache seines Erscheinens mit Freude und Genugthuung begrüßt, zumal die erste Prüfung ergab, daß die Arbeit, schon äußerlich betrachtet, große Vorzüge aufzuweisen hatte, nicht der geringste die rein deutsche Sprache, der gedrängte Umfang: ein deutsches bürgerliches Gesetzbuch von nicht viel über zweitausend Paragraphen! Die vielfach, selbst in Fachkreisen, ausgesprochene Annahme, daß der Entwurf seinen weiteren Gang durch die gesetzgebenden Körperschaften des Reiches bald und schnell zurücklegen, daß Bundesrath und Reichstag jedenfalls an seinen Grundlagen nichts ändern, womöglich dem Entwurf, wie er aus der Commission herausgekommen, ihre Zustimmung ertheilen würden: diese Annahme hat sich aber als eine zu kühne erwiesen.

Von hochbedeutenden Kennern und Lehrern des Rechts ist der Entwurf angegriffen worden: Männer, wie Otto Bähr, wie Professor Giercke haben ernste Bedenken gegen einzelne Theile, ja gegen das Werk als Ganzes ausgesprochen und begründet; der erste, nach seiner Veröffentlichung im September 1888 in Stettin zusammengetretene deutsche Juristentag hat in seiner großen Mehrheit wichtigen, in das System des Entwurfs tief einschneidenden Bestimmungen gegenüber sich ablehnend verhalten. So wird es wohl nicht ausbleiben, daß auch dieser Entwurf eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuchs zum mindesten einer sorgfältigen Nachprüfung sich zu unterwerfen hat. Wir müssen noch etwas Geduld haben, bis der so unendlich wichtige Schritt zur Befestigung der deutschen Einheit, die Einheit des deutschen Rechts, vollendet ist. Dazu kommt, daß der hochverdiente Präsident der Commission, welchem nach dem Anerkenntniß aller seiner Mitarbeiter, „das Hauptverdienst an dem zu Stande gekommenen Werke gebührt, dem er den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat“ [1]), der Wirkliche Geheimrath Dr. Pape am 11. September 1888 durch einen plötzlichen Tod aus voller Schaffenskraft herausgerissen worden ist. Ihm ist es nicht vergönnt gewesen, das Werk gegen die Angriffe selbst zu vertheidigen oder unter Berücksichtigung der erhobenen Einwendungen umzuarbeiten, und auch dieser Umstand wird wohl eine Verzögerung der weiteren Arbeiten zur Folge haben.

Bei solchen Erwägungen gewährt es einen gewissen Trost, sich die Schicksale ähnlicher, sei es unvollendet gebliebener, sei es glücklich in den Hafen gelangter großer deutscher Gesetzgebungswerke, zu vergegenwärtigen. Die beiden Bücher, deren Titel diesen Erörterungen vorangestellt sind, bringen in dem überreichen, zum nicht geringen Theil bisher in den Archiven und den Acten vergrabenen Stoff aus der Rechtsgeschichte des brandenburgisch-preußischen Staates, welchen sie enthalten, auch eine Vorgeschichte des deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs. Beide Werke bilden ein zwar nicht äußerlich, aber innerlich zusammengehöriges Ganzes. In dem ersterschienenen, dem Lebensbilde von Svarez, hat der Verfasser den dankbarsten Theil seiner Arbeit vorweggenommen: er schildert die Entstehungsgeschichte der Allgemeinen Gerichtsordnung und des Allgemeinen Landrechts, also der beiden großen preußischen Gesetzbücher, welche fertig geworden sind, und deren eines, wenn auch nicht ohne Aenderung wichtiger Abschnitte, fast ein Jahrhundert in Kraft gestanden hat, während das andere noch heute gilt. Diese Schilderung aber gewinnt dadurch auch für weitere als die rein fachmännischen Kreise an Reiz und Bedeutung, daß sie sich gleichsam um das Charakterbild und den Lebenslauf eines Mannes schlingt, über dessen Persönlichkeit und Schicksale bisher herzlich wenig bekannt war. Erst aus diesem Buche lernen wir den großen Gesetzesverfasser Preußens, Carl Gottlieb Svarez, ganz kennen, nicht nur als einen der bedeutendsten Juristen aller Zeiten, sondern auch als einen Mann der schönsten, edelsten Eigenschaften des Geistes und des Herzens. — In dem späteren Werke, der ein halbes Jahrtausend — die Zeit von Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bis zum Erlaß der preußischen Verfassung vom 31. Januar 1850 — umfassenden Geschichte von Brandenburg-Preußens Rechts-

---

[1]) Nachruf im Reichsanzeiger vom 12. September 1888.

verfassung und Rechtsverwaltung durfte selbstverständlich jene Glanzzeit nicht fehlen; ihre Darstellung konnte sich aber auf die wesentlichsten Punkte beschränken, indem der Verfasser für alle Einzelnheiten auf seine frühere Arbeit verweist[1]). In einer zweiten Auflage dürfte es vielleicht gelingen, aus beiden Werken Eins zu machen.

Adolf Friedrich Stölzel, der Verfasser beider Werke, ist im Jahre 1831 in Gotha geboren und als Richter bis zum Jahre 1872 zunächst an verschiedenen Gerichten in Cassel thätig gewesen; 1872 wurde er an das Kammergericht berufen, von wo er bald in das preußische Justizministerium übertrat. Seit 1875 ist er Mitglied, seit 1886 Präsident der Justiz-Prüfungscommission, seit 1887 auch ordentlicher Honorarprofessor an der Berliner Universität. Bereits durch ein im Jahre 1872 erschienenes, ungemein gründliches und werthvolles rechtsgeschichtliches Werk, die „Entwicklung des gelehrten Richterthums in deutschen Territorien", hervorgegangen aus einer von der Rubenow-Stiftung mit dem Preise gekrönten Arbeit, hat Stölzel sich einen in der Wissenschaft hoch geachteten Namen gemacht. Dieses Werk beruht vornehmlich auf archivalischen Studien aus erster Hand und verbreitet daher vielfach ganz neues Licht über die Entwicklung des Rechts in unserem Vaterlande. Als ein Meister in archivalischen Forschungen bewährt sich Stölzel auch in den beiden uns hier vorliegenden Werken, Forschungen, welchen in dankenswerthester Weise von allen Seiten, von allen Behörden, zuvörderst aber von dem preußischen Justizminister Dr. von Friedberg die bereiteste Unterstützung zu Theil geworden ist.

I.

In den nachfolgenden Blättern ist der Versuch gemacht, nach den beiden oben genannten Werken Stölzel's ein bisher wenig gekanntes, noch weniger gewürdigtes Stück aus der innern Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates im Zusammenhang darzustellen. In dem halben Jahrtausend, welches vor unsern Augen vorüberzieht, treten bei Preußens Herrschern, bei ihren Kanzlern, Ministern und übrigen ersten Räthen, die Bestrebungen immer aufs Neue hervor, für Brandenburg, für Preußen, ja für Deutschland ein gemeinsames, festbestimmtes, dem Zweifel und der Auslegung möglichst wenig Spielraum bietendes Recht zu finden und festzustellen. Die Bestrebungen zeigen sich bald auf dem Gebiete des Strafrechts, bald des Proceßrechts, bald des gesammten bürgerlichen Rechts. Verfolgen wir aber diese Bestrebungen, so sehen wir sie nur selten von greifbaren Ergebnissen begleitet, und — was vielleicht noch auffallender erscheinen möchte — ist einmal ein Erfolg erzielt, ein wichtiges Gesetz glücklich im Hafen angekommen, so tauchen alsbald neue Zweifel und Bedenken auf, ob denn der Gesetzgeber das Richtige getroffen, und man macht sich daran, das soeben erlassene Gesetz einer „Revision" zu unterziehen. Die Rechtsentwicklung ist gleichsam ein ewiges Auf- und Niederwogen, und merkwürdigerweise sind es oft zufällige Vorgänge, — ein politisches Ereigniß, ein Aufsehen erregender Rechtsstreit — welche die Bewegung neu in Fluß oder zum Stillstande bringen.

---

[1]) Band II, S. 292, Note 1.

Die Gründe dieser Erscheinung liegen wohl zunächst in der ganzen geschichtlichen Entwickelung des brandenburgisch-preußischen Staates. Dieser Staat bildete sich im Laufe der Jahrhunderte aus verschiedenen, zum Theil weit auseinander liegenden Gebieten. Seine Bevölkerung ist eine aus vielen Nationalitäten gemischte. Seine Herrscher aber sind meist kraftvolle, thatenlustige Männer, erfüllt von dem Staatsgedanken und eifrig bestrebt, ihr Land und ihr Volk zu einem harmonischen Ganzen herauszubilden. Neben der Einheit der Sprache ist es die Einheit des Rechts, welche solche Bestrebungen fördert. Der deutsche Herrscher aber muß es besonders schwer empfinden, daß das Recht in seinem Lande in einer fremden Sprache geschrieben ist. Einem Fürsten, welchem das Wohlergehen seiner Unterthanen am Herzen liegt, welcher in Noth und Bedrängniß so oft selbst angegangen wird, liegt der Gedanke nur zu nahe, daß viele Noth und viel Elend von den Rechtsstreitigkeiten herrühren, und daß diese hauptsächlich aus dem Grunde so langwierig sind, weil das Volk das in fremder Sprache geschriebene Recht nicht kennt. Ein klares, in der Landessprache geschriebenes Recht würde also das beste Mittel sein, die Processe zu verhüten, und, wenn sie einmal nicht zu vermeiden sind, wenigstens abzukürzen. — Daneben findet sich ein eigener Zug bei allen bedeutenden brandenburgischen Fürsten: die Achtung vor dem Rechte selbst und vor den Richtern. Der Richter spricht Recht „im Namen“ des Landesherrn: aber der Rechtsspruch soll seine eigene, selbständige Bedeutung behalten, er soll nicht umgeworfen werden können durch einen Machtspruch. Ein Greuel ist den Herrschern das Supplikenwesen. Sein Ueberhandnehmen gibt wiederholt Anstoß zur Inangriffnahme von Reformen. Und doch werden wir sehen, wie gerade die gewissenhaftesten Herrscher, welche in der Theorie die Machtsprüche verwarfen, in einem Augenblick, in welchem ihnen ein Richterspruch dem wahren Rechte zu widersprechen scheint, kein Bedenken tragen, diesen Richterspruch durch ein Machtspruch zu beseitigen. In dem Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuch von 1792 war zum ersten Male von einer Unabhängigkeit der Gerichte die Rede. Dieser Satz war einer der Steine des Anstoßes, welcher zur Suspension führte und aus dem Allgemeinen Landrecht fortbleiben mußte. Durch die preußische Verfassung — Art. 86 — ist die Unabhängigkeit der Gerichte festgesetzt. Aber noch über die Verfassung hinaus hatte der König sich das Recht vorbehalten, die schwersten Strafurtheile „zu bestätigen“; das Rescript, welches diese Bestätigung bei Todesurtheilen und Urtheilen auf lebenslängliche Zuchthausstrafe aussprach, hieß auch weiter noch „Confirmationsrescript“. Seit dem ersten October 1879, dem Inkrafttreten der Reichsjustizgesetze, ist dieser letzte Rest der eigenen königlichen Rechtsprechung gefallen; der König erklärt nunmehr: er wolle von seinem Begnadigungsrecht keinen Gebrauch machen, vielmehr der Gerechtigkeit freien Lauf lassen. Das letzte in Preußen „bestätigte“ Todesurtheil war das gegen Hödel.

Es versteht sich von selbst, daß Preußens Rechtsverfassungs- und Rechtsverwaltungsgeschichte auch auf zahlreichen anderen Gebieten sich bewegte, über welch' alle bei Stölzel berichtet wird, so die ganze Entwicklung der obersten Justizbehörden, die Bildung der Gerichte, die allmälige Ordnung eines regelmäßigen Instanzenzugs, die Trennung von Rechtsprechung und Verwaltung, die

Ausbildung der Beamten, ich möchte sagen, fast alle wichtigeren Fragen des öffentlichen Rechts werden erörtert, daneben zahlreiche Vorgänge von culturgeschichtlicher Bedeutung, manche Beiträge zur Localgeschichte Berlins.

Die erste umfassende Privatrechtsnorm in der Mark Brandenburg, in welcher, wie im übrigen Deutschland, das durch Gewohnheit recipirte, gemeine Römische Recht in Geltung stand, ist die „Constitution, Willkör und Ordnung der Erbfälle und andere Sachen vom Mittwoch nach Francisci (d. h. dem 9. October) 1527, wie damit durch die gantze Marck Brandenburg und zugehörenden Landten hinführo soll gehalten werden", die sog. Constitutio Joachimica, erlassen unter der Regierung des Kurfürsten Joachim I. Als ihr Hauptverfasser gilt sein Kanzler Stublinger, welcher auch zwei im Jahre 1510 und 1511 erlassene, erbrechtliche Bestimmungen enthaltende Verordnungen angeregt haben soll. Die Joachimica gilt heute noch in der Provinz Brandenburg, also auch in Berlin, als Provinzialgesetz. In ihr tritt zuerst deutlich das Bestreben hervor, an die Stelle eines ungewissen Rechts (jus incertum), ein gewisses Recht (jus certum) einzuführen, ein Bestreben, welches in den folgenden Jahrhunderten niemals nachläßt, aber erst in dem allgemeinen Landrecht von 1794, also fast drei Jahrhunderte später, seinen Abschluß für Preußen findet. Für ihre Zeit nennt Stölzel die Joachimica mit Recht eine bedeutsame Leistung. „Sie wiederholt nicht etwa das, was ihren Verfassern in den akademischen Hörsälen eingeimpft wurde, sondern sie nimmt auch heimisches, namentlich magdeburgisches Recht in sich auf und verarbeitet dasselbe mit dem fremden Rechtsstoffe."

Sebastian Stublinger stammte aus Culmbach, hatte in Bologna theologisch-juristische Studien gemacht — sein Name findet sich denn auch in der vor Jahresfrist veröffentlichten berühmten Matrikel der deutschen Studenten an der Universität Bologna, den Acta nationis Germanicae Bononiensia — und bekleidete wahrscheinlich seit 1511 das Amt des Kanzlers. Diese Stellung hat im Laufe der Jahrhunderte die wunderbarsten Wandlungen durchgemacht. Der Kanzler ist ursprünglich nichts als der Schreiber, der im Chor der Kirche, oder hinter der Schranke (cancellus) im gehegten Gerichte thätig ist. Allmälig wird derjenige von den Räthen des Landesherrn so genannt, welcher die Berichte Anderer in die gehörige Fassung zu bringen und niederzuschreiben hat, und dieser Rath nimmt bald eine über die übrigen Diener des Fürsten hervorragende Stellung ein. An den Namen gerade des Kanzlers knüpfen sich die Hauptabschnitte der inneren Entwickelung des preußischen Staatslebens an. Der älteste, bei Stölzel erwähnte Kanzler ist Sloteko aus dem Jahre 1312. Unter seinen Nachfolgern sind von besonderer Bedeutung die Kanzler Sesselmann, Zerer, der oben genannte Stublinger, die beiden Distelmeier, Lampert und Christian. Gegen die Mitte des siebzehnten bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts verschwindet der Kanzlertitel, um mit dem „Großkanzler Cocceii" wieder aufzuleben und nunmehr denjenigen ersten Staatsdienern verliehen zu werden, welche an der Spitze des Justizwesens stehen. Der letzte dieser Großkanzler war Beyme. Der Staatskanzler Hardenberg hat wieder ganz andere Aufgaben. Mit ihm erlischt der Kanzlertitel in Preußen, um im Norddeutschen Bunde als Bundeskanzler, im Reiche als Reichskanzler zu neuem Leben zu erwachen. „Cocceii

förderte für das emporstrebende Königthum den Ausbau des Rechts, Hardenberg für das zertrümmerte Königthum den Ausbau des Staates, und Bismarck für das Gesammtvaterland den Ausbau des Reiches“[1]).

Das siebzehnte Jahrhundert, die Zeit des dreißigjährigen Krieges, die auf ihn folgenden politischen Wirren, die Wiederaufrichtung des brandenburgischen Staates durch den Großen Kurfürsten war für eine Reform des materiellen Rechts wenig günstig. Unter Kurfürst Johann Sigismund wurde im Jahre 1618 ein Landrecht des Herzogthums Preußen ausgearbeitet, welches unter seinem Nachfolger, Georg Wilhelm, 1620 veröffentlicht wurde, eine ziemlich vollständige, lehrbuchartige Codification des durch Particularrecht theilweise abgeänderten gemeinen und sächsischen Rechts, durch welche andere Particularrechte beseitigt werden. Eine neue Auflage dieses Landrechts wurde unter der Regierung des Großen Kurfürsten vorbereitet und durch Veröffentlichung vom 23. April 1685 zum Abschluß gebracht. Es beseitigt zweifelhafte Auslegung, berücksichtigt die inzwischen vorgegangenen vielen Aenderungen in den politischen und wirthschaftlichen Verhältnissen, und ist als ein Vorläufer des Landrechts von 1721 und des Allgemeinen Landrechts von 1794 zu erachten.

Einen neuen Anlauf zu einer Codification des gesammten Rechts finden wir gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts und des brandenburgischen Kurfürstenthums. Der damalige Präsident des Kammergerichts[2]) v. Wedel wandte sich in einer Eingabe vom 6. October 1698 an den damaligen Leiter der Justizverwaltung, Wirkl. Geheimen Rath v. Fuchs, in welcher er neben anderen Reformen auf dem Gebiete des Justizwesens auch die Feststellung „gewisser Constitutiones, maxime in casibus dubiis“, sowie eine Drucklegung aller ergangenen in ein corpus zu sammelnden kurfürstlichen Edicte vorschlug. Eine solche Maßnahme werde „zu seiner kurfürstlichen Durchlaucht höchsten gloire und Ruhm gereichen.“ Fuchs stimmte dem Vorschlage bei, ohne daß indessen die Sache sogleich in Angriff genommen wurde. Fast gleichzeitig wurden von zwei Männern der Wissenschaft Anregungen in derselben Richtung gegeben. Im Jahre 1699 erschien des zwanzigjährigen Samuel von Cocceii's Doctordissertation „de principio juris naturalis unico vero et adaequato“. Sie wurde in einer der ersten Schriften der neu gegründeten Berliner Akademie der Wissenschaften im Juli 1700 von keinem Geringeren, als ihrem ersten Präsidenten Leibniz besprochen, weil sie wegen der darin neu aufgestellten Grundsätze eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit verdiene. Leibniz veröffentlichte im nächsten Jahre seine eigenen „observationes

---

[1]) Stölzel, Bd. I, S. 45.

[2]) Der Name eines Berliner Kammergerichts taucht zuerst 1468 auf. Es war ursprünglich das Hofgericht des Fürsten an dessen Residenz. Im Laufe der Jahrhunderte haben die Befugnisse dieses Gerichtes sich vielfach geändert, seine Organisation hat die mannigfachsten Wandlungen durchgemacht, aber der Name ist ihm geblieben. Zweimal wurde ihm allerdings sein Name besonders wieder verliehen. Zuerst durch Gesetz vom 21. Mai 1850, nachdem es durch die Gerichtsorganisationsverordnung vom 2. Januar 1849 zum „Appellationsgericht Berlin“ geworden war. Auch die Reichsjustizgesetze von 1877 kannten nur ein „Oberlandesgericht Berlin“, welchem durch Höchsten Erlaß vom 1. September 1879 wieder die Bezeichnung „Kammergericht“ verliehen wurde. Dem Gerichtshofe stehen heute neben seinen Befugnissen als Gericht zweiter Instanz noch einzelne besondere Rechte zu.

de principio juris", und kam damit zurück auf eine Thätigkeit, welche er schon lange Jahre vorher begonnen, auf Anschauungen, welche er schon im Jahre 1668 verfochten hatte. In seinem „Methodus novae discendae docendaeque jurisprudentiae" hatte er damals ein kurzes, deutliches, umfassendes Gesetzbuch, einen codex Leopoldinus, zur Beseitigung der Dunkelheiten der Gesetze und der Gelehrtencontroversen verlangt und selbst ein Programm für einen solchen ausgearbeitet. Leibniz wurde jetzt darüber zu Rathe gezogen, wie mit der preußischen Justizreform vorzugehen sei. Er ertheilte seine Rathschläge in einem wahrscheinlich im August 1700 an den Kammergerichtspräsidenten v. Wedel durch Vermittlung eines Verwandten eingereichten undatirten und anonymen Aufsatz, welcher erst viel später veröffentlicht und als sein Werk erkannt worden ist. Dieser Vorschlag ging dahin, die Facultäten und Schöffenstühle zu einer Sammlung und gutachtlichen Aeußerung über die bestehenden Streitfragen und die Art ihrer Entscheidung, die Gerichte zu einer Sammlung der Local- und Provinzialrechte anzuhalten, „da dann hernach dasjenige, so der gesunden Vernunft, der Unterthanen Wohlfahrt und Aufnahme, und der Gelegenheit jeden Orts am meisten gemäß, erwählet und festgestellt werden könnte, welchem großen Exempel, so dem vorgehenden Potentaten zum unsterblichen Lob gereichen würde, andere Herren und endlich das Reich nachfolgen dürften." „Wer sieht nicht," ruft Stölzel aus, „in diesen Zügen die Grundgedanken der Justizreform, wie sie Friedrich der Große zum Abschluß brachte, ja wie sie endlich das Reich selbst, d. h. unser heutiges Deutsches Reich, in Angriff nahm. Leibniz gebührt die Ehre, zuerst klar und bestimmt an ein einheitliches deutsches Reichsrecht gemahnt zu haben."

Die Gedanken von Leibniz fanden bei den damaligen Machthabern noch kein Verständniß. Man beschränkte sich darauf und hielt es für ausreichend, wenn von den Regierungen, den Gerichten und Facultäten die casus dubii gesammelt und übersichtlich geordnet würden; eine solche Sammlung würde, wie man annahm, sich in wenigen Monaten fertig stellen lassen. Indeß weder die Regierungen noch die Facultäten zeigten Neigung, selbst hierauf einzugehen. Insbesondere die Frankfurter Juristenfacultät hob die großen Schwierigkeiten einer derartigen Arbeit hervor, zu welcher man nicht Monate, sondern viele Jahre gebrauchen werde. Der Bericht der Facultät wurde erstattet am 31. December 1700, und damit ließ der Kurfürst die Sache auf sich beruhen, und auch als er König geworden, wurde die Codification nicht weiter gefördert, dringenden anerkannten Uebelständen vielmehr durch Erlaß besonderer Gesetze — über die Verträge Unmündiger, einer Wechsel-, einer Hypothekenordnung u. dgl. — abgeholfen.

In Friedrich Wilhelm I. folgte ein Herrscher, welcher, wie kaum ein anderer in Preußen, von seiner Thronbesteigung bis zu seinem Tode, unabläßig die Reform der Rechtspflege verfolgt hat, eine Thatsache, welche freilich bisher wenig bekannt gewesen ist. Sofort nach seinem Regierungsantritt eröffnete er mündlich und wenige Tage später, am achten Tage nach dem Tode seines Vaters, schriftlich seinen Räthen, daß seine Absicht vornehmlich darauf gerichtet sei „wie die Justiz in allen seinen Landen unparteiisch, schleunig, mit reinen Händen, ohne alle ungebührlichen Passionen und Nebenabsichten, Jedermann, Armen und Reichen,

Hohen und Niedrigen, gleich administrirt werden möge." Er beauftragte daher den Wirkl. Geheimen Etatsrath von Bartholdi, welcher seit 1706 an der Spitze des Justizwesens stand, unverzüglich und ohne den geringsten Zeitverlust, Vorschläge auszuarbeiten, durch welche die Mißbräuche abgestellt werden könnten. Vier Wochen nach jenem Auftrage, am 1. April 1713 reichte Bartholdi seine Vorschläge ein; sie betrafen wesentlich eine Beschleunigung des Proceßverfahrens. Der König verlangte darüber von dem Kammergerichtsrath von Katsch, welchem er schon als Kronprinz lebhafte Zuneigung bewiesen hatte, ein Gutachten in einem eigenhändigen Schreiben, in welchem es u. A. heißt: „Ich habe nichts dagegen zu erinnern, aber Kahts soll sein Bedenken vor sagen, ich versteh nicht Civil-Jura, aber wohl Landrecht, ein Monat ist schon verflossen, nun seindt noch elf Monat, so muß das Landrecht fertig sein vors ganze Land, oder Herr Bartollius und Herr Sturm (Präsident des Kammergerichts) und ich werden uns sehr plump und grob verzürnen .... Ich muß leider so ferch (frech = frei) sprechen, weil die schlimme Justiz gen Himmel schreiet, und wenn ichs nicht remedire, selber die Verantwortung auf mir lade, darnach hat sich der Herr Bartholdio und Herr Sturm nach zu achten."

Ungeachtet dieser nachdrücklichen Sprache verstrich eine längere Zeit als ein Jahr, ehe überhaupt Weiteres erfolgte. Erst durch eine Allgemeine Ordre vom 18. Juni 1714 mußte der König — welcher inzwischen auch auf anderen Gebieten, vornehmlich denen der Finanzen und des Kriegswesens eine rastlose Reformthätigkeit begonnen hatte — der Sache einen neuen Anstoß geben. Die Ordre war gerichtet an die Juristenfacultät zu Halle. Stölzel vermuthet, an ihrer Abfassung sei ein Mann betheiligt gewesen, welcher bald einen der ersten Plätze unter allen Reformatoren des Justizwesens in Preußen einzunehmen bestimmt war, der damalige Geheimrath beim Justizwesen, spätere Ministre en chef de justice und — unter Friedrich dem Großen — Großkanzler Samuel von Cocceji.

II.

Cocceji war der Sproß einer alten Gelehrtenfamilie, sein Großvater Johannes Cocceius, ein Sohn des Bremer Stadtschreibers Timann Koch, um 1650 ein berühmtes Mitglied der theologischen Facultät in Leyden, sein Vater, Heinrich von Cocceji, Professor der Rechtswissenschaft in Frankfurt a. O. Durch zahlreiche wissenschaftliche Schriften hatte dieser sich einen hochgeehrten Namen gemacht, war auch von König Friedrich I. bei verschiedenen Gelegenheiten zu Rathe gezogen worden. Samuel v. Cocceji, sein jüngster Sohn, ist 1679 in Heidelberg geboren, sechs Jahre lang von seinem Vater in der Rechtswissenschaft ausgebildet, schon 1702 ordentlicher Professor in Frankfurt geworden, und am 18. Januar 1703 gleichzeitig mit seinem älteren Bruder zum Doctor promovirt. Vor seiner Niederlassung in Frankfurt hatte er größere Reisen in Frankreich, England und Holland unternommen, auf welchen er mit zahlreichen bedeutenden Männern in persönliche Beziehungen getreten war. Von seiner Doctordissertation und ihrer Beurtheilung durch Leibniz war oben die Rede. Hierdurch und durch seine Antwort an Leibniz wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf Cocceji gelenkt und sein Ruf als namhafter Gelehrter begründet. Im Jahre 1704 wurde er zum

Rath, sechs Jahre später zum Director der Regierung in Halberstadt ernannt, 1711—1713 war er Visitationsdelegirter beim Reichskammergericht in Wetzlar. Auch in diesen Stellungen hatte er mehrfache wissenschaftliche Arbeiten, auf privat- sowohl, als staatsrechtlichem Gebiete veröffentlicht. Bald nach seiner Rückkehr von Wetzlar wurde er — am 24. Mai 1714 — zum „Geheimen Rath beim Justizwesen“ und zugleich zum Rath und Assessor beim Tribunal und Oberappellationsgericht in Berlin ernannt.

Daß Cocceii an der Abfassung der Ordre vom 18. Juni 1714, welche als eine der wichtigsten Aktenstücke in der Entwickelungsgeschichte des preußischen Rechtes, nur zu vergleichen mit der berühmten Ordre Friedrichs des Großen vom 14. April 1780, zu bezeichnen ist, wesentlich betheiligt gewesen, läßt sich freilich nur vermuthen. Eine Urschrift der Ordre nebst Vorgängen ist nicht mehr vorhanden; das in Halle befindliche, dort erst am 24. September 1714 eingegangene Exemplar ist von eines Copisten Hand geschrieben und vom König allein — ohne Gegenzeichnung — vollzogen. Innere Gründe sprechen dafür, daß außer Cocceii noch Leibniz und der Hallenser berühmte Professor Christian Thomasius bei der Abfassung der Ordre mitgewirkt haben; denn ihr Inhalt steht in voller Uebereinstimmung mit den anderweit bekannten Anschauungen dieser drei großen Rechtslehrer. Die Hallenser Juristenfacultät wurde in der Ordre angewiesen, durch ihre Mitglieder innerhalb dreier Monate acht Constitutionen auszuarbeiten, welche das gesammte Obligationenrecht, das Erbrecht, das Concursrecht, das Eherecht und die wesentlichen Theile des Sachenrechts umfassen sollten. Das Familienrecht und der Prozeß waren nicht mit einbegriffen. Das römische Recht sollte dabei soweit beibehalten werden, „als es sich auf den Zustand dieser Lande schicket“, im Uebrigen aber sollten die Grundsätze der natürlichen Billigkeit beachtet, und, soweit als irgend thunlich, auch die deutsche Sprache angewandt, insbesondere versucht werden, die römischen Kunstausdrücke in deutsche zu übertragen, um auch dem gemeinen Manne das Recht verständlich zu machen und die Gelegenheit zum Prozessiren abzuschneiden.

Die Facultät glaubte den Auftrag dahin auffassen zu sollen, daß das Landrecht sich nur auf die Mark Brandenburg erstrecken, das vorerwähnte preußische Landrecht (für die Provinz Preußen) also neben dem neuen bestehen bleiben solle. Doch auch in dieser Beschränkung hat sie nachweislich in der Sache nichts gethan, ungeachtet der Führung des energischen jungen Königs, eines rastlos strebenden Justizministers und eines ebenso eifrigen als sachkundigen Förderers, wie Cocceii. Leibniz hat die Angelegenheit bis zu seinem Tode (14. November 1716) im Auge behalten. Noch aus seinen letzten Lebenstagen haben wir ein Zeugniß dafür. Thomasius aber, welchem die Leitung der Arbeit zufallen sollte, scheint mehr und mehr vor ihrer großen Schwierigkeit zurückgeschreckt zu sein und die Lust daran verloren zu haben. Auch andere, uns erhaltene Aeußerungen von Zeitgenossen, darunter eine besonders merkwürdige des Großoheims von Goethe, Johann Michael von Loen, beweisen, daß man um jene Zeit eine solche Codification noch für unausführbar hielt.

Cocceii gelang es indessen, im Jahre 1721 eine vollständige Revision des preußischen Landrechts glücklich zu Ende zu führen. In den strafrechtlichen

Theilen dieses Gesetzbuches trat er u. A. dem Hexenunwesen entgegen und über die Folter äußerte er sich, daß dieser Beweis als „grausamster und gefährlichster möglichst zu vermeiden sei". Noch das Landrecht von 1685 hatte die Zauberer und Hexen mit dem Feuertode bedroht. Das Landrecht von 1721 wußte, daß die Annahme von wirklichen, leibhaftigen Zauberern, welche mit dem Teufel ein Bündniß eingegangen, vielfach auf der Einbildung beruhe, was der Richter ernstlich zu prüfen habe. Er solle dann darauf bedacht sein, daß dergleichen Leute durch den Prediger im Christenthum besser unterrichtet und zur Buße geführt würden. Wer gleichwohl öffentlich erkläre, daß er Gott leugne und dem Teufel sich verschrieben, solle wegen Blasphemie bestraft werden. Hätte Cocceii, so meint Stölzel, weiter nichts gethan, als diese von aufgeklärter Denkungsart zeugenden Sätze dem preußischen Landrechte eingefügt, „so gebührte ihm unter den vaterländischen Gesetzgebern ein erster Platz."

Diese Thätigkeit Cocceii's fand den vollen Beifall des Königs. Er wurde 1722 zum Präsidenten des Kammergerichts und im folgenden Jahre zum Minister ernannt. Er begab sich sodann nach Preußen und leitete dort selbst die Gerichtsverhandlungen mit solcher Geschicklichkeit, daß Ende 1724 alle alten Processe aufgearbeitet waren. Dem König lag ungemein am Herzen, in den übrigen Landestheilen Gleiches zu erreichen, und da die Minister Katsch und Fuchs, sowie Plotho wenig geneigt waren, auf seine Absichten einzugehen, so wurde Cocceii am 3. Juni 1727 zum Wirklichen Geheimen Etatsrath ernannt und ihm damit eine Stellung verliehen, in welcher er selbst auch zur Weiterführung der Reformen im Sinne der Ordre vom 18. Juni 1714 befugt war. Im Jahre 1728 wurden also die Magdeburgischen und die märkischen Behörden angewiesen, ihre Statutarrechte zu sammeln und einzureichen. Die letzteren wurden 1729 dem Kammergerichte mitgetheilt zur reiflichen Erwägung, welche Rechte beizubehalten, welche zu ändern und abzuschaffen seien, „damit endlich einmal soviel möglich ein gemeinsames Recht eingeführt werden könne". Damit schließt aber auch wieder dieser Versuch, es tritt von neuem ein Jahre langer Stillstand ein, zum großen Schmerze des Königs, welcher auch in seiner letzten Regierungszeit immer wieder zu neuen Mitteln greift, sei es mit, sei es ohne Cocceii, seine Reformpläne zur Durchführung zu bringen. Cocceii's Thätigkeit erstreckte sich in den folgenden Jahren wesentlich auf Verbesserung der Proceßgesetze, auf Herabsetzung der Sporteln und Gebühren und Säuberung der Gerichte von ungeeigneten Mitgliedern. Dem König genügte dies jetzt nicht mehr. Schon einmal, Ende 1735, äußerte er seine Unzufriedenheit; zwei Jahre später setzte er eine Obercommission ein, bestehend aus den beiden Feldmarschällen v. Grumbkow und von Borcke, dem Director des Generaldirectoriums, von Görne und dem Cabinetsminister von Thulemeier, um die Justizminister zur Rechenschaft zu ziehen. Neue Vorschläge Cocceii's folgen. Er wurde wieder zu Gnaden angenommen, und am 1. November 1737 zum Ministre chef de justice ernannt. Diese Ernennung ist gleichzeitig die Einsetzung des heutigen Justizministeriums. Der Titel „Minister" (minister heißt Diener) in seiner heutigen Bedeutung als des nächsten Rathes der Krone ist in den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges von Frankreich nach Deutschland gekommen. Die

Stelle des Staatsministeriums vertrat bei den brandenburgisch-preußischen Herrschern der im Jahre 1604 gestiftete Geheimerath. Längere Zeit wechselt der Titel Minister mit dem Titel Wirklicher Geheimerath, ohne daß die Stellung des Trägers eine andere ist. Auch das Prädicat „Excellenz" ist eine Errungenschaft des westfälischen Friedens. Es stammt aus Italien, gebührte einst ausschließlich den longobardischen, dann den fränkischen und römisch-deutschen Königen. In Osnabrück beanspruchten bei den Friedensverhandlungen des Jahres 1648 die venetianischen Gesandten das Prädicat, wollten es den kurfürstlichen Gesandten aber nicht zugestehen, während diese es wieder den fürstlichen verweigerten. Nach langen Verhandlungen erhielten es die kurfürstlichen, also auch die brandenburgischen Gesandten, und legten es in der Heimath nicht wieder ab.

Der Justizminister gab es aber bis zum Jahre 1848 gleichzeitig meist mehr als einen, die höchste Zahl der gleichzeitig thätigen Justizminister betrug fünf. Sie vertheilten die Geschäfte unter einander. Die Trennung war zuletzt, in den dreißiger und vierziger Jahren unseres Jahrhunderts, die nach Verwaltung und Gesetzgebung.

Als erster preußischer Justizminister entwickelte nun Cocceii wieder eine eifrige, fruchtbare Thätigkeit. Eine seiner wichtigsten Maßnahmen war die bis heute bewährte Einführung des Bagatellprocesses durch Edict vom 24. Februar 1739. Neue Anfeindungen seiner persönlichen Gegner, welche durch die zahlreichen Personen unterstützt wurden, die durch ihn ihrer Stellungen enthoben waren, hatten gleichwohl kurz darauf seinen Sturz zur Folge. Der König stellte ihm in einer durch den Präsidenten von Arnim entworfenen Ordre das „niederschlagende Zeugniß aus, der Zweck einer wahren Verbesserung der Justiz sei durch die in seine Hände gelegte Oberdirection des Justizwesens noch nicht erreicht". Durch Erlaß vom 10. Mai 1739 wurde die gesetzgeberische Thätigkeit dem gesammten Geheimrathscollegium übertragen, womit sie indessen thatsächlich zum gänzlichen Stillstande kam. Cocceii zog sich zurück und nahm seine wissenschaftlichen Arbeiten wieder auf. Er schrieb sein „Novum systema justitiae naturalis et Romanae", welches 1740 zuerst veröffentlicht wurde. Nicht lange darauf starb Friedrich Wilhelm I.

„Es hat etwas Tragisches, einen Fürsten von der ungestümen Thatkraft und dem rastlosen Vorwärtsstreben dieses Königs in das Grab sinken zu sehen, welcher seinen Thron mit dem Rufe: „Die schlimme Justiz schreit gen Himmel", bestiegen, welcher ein „citto, citto!" allen seinen Befehlen, Abhülfe zu schaffen, mit auf den Weg gegeben, welcher fähige, sachkundige, pflichttreue und an Energie ihm nichts nachgebende Gehülfen seiner Arbeit gefunden hatte, aber schließlich nach siebenundzwanzigjähriger Regierung selbst im Glauben stand, keinen nennenswerthen Schritt vorwärts gethan zu haben." Dieser Glaube war freilich ein irriger. Unter seinem Nachfolger hat derselbe Cocceii die Pläne zu Ende geführt, zu welchen die Grundlagen unter Friedrich Wilhelms I. Regierung gelegt waren, und welche ohne diese Grundlagen schwerlich zur Reife gelangt wären.

Drei Tage nach seiner Thronbesteigung, am 3. Juni 1740, erließ Friedrich II. an Cocceii die Ordre, welche die Folter, außer bei den schwersten Verbrechen, gänzlich beseitigte. Am 22. Juni folgte auf eine Anfrage des geistlichen

Departements die berühmte Antwort, in welcher es heißt: „den hier Mus ein jeder nach Seiner Fasson Selich werden“. War hiermit auch ein neuer Geist in die Regierung eingetreten, und die Richtung angezeigt, in welcher insbesondere auch in die Ordnung des Rechtslebens eingegriffen werden sollte, so ließ man doch die Organisation des Justizwesens, welche Friedrich Wilhelm I. in seinen letzten Lebensjahren geschaffen hatte, einstweilen weiter bestehen. Coccei behielt seine bisherige Stellung, das Geheimrathscollegium blieb unverändert. Der junge König scheint anfänglich ein gewisses Mißtrauen gegenüber Coccei empfunden zu haben. Dieser gab sich alle erdenkliche Mühe, dasselbe zu beseitigen, indem er in staats- und völkerrechtlichen Fragen, darunter auch in der schlesischen, Rechtsgutachten ausarbeitete, welche den politischen Plänen des Königs förderlich waren.

Die Justizreform kommt erst wieder in Fluß mit der nach dem Dresdener Frieden (am 24. December 1745) beginnenden zehnjährigen Friedenszeit. Die von Friedrich Wilhelm I. neben Coccei eingesetzte Commission war inzwischen eingeschlafen, Coccei allein an der Spitze des Justizwesens geblieben. Als Anfang 1746 allerhand unangenehme Vorkommnisse an den König herantraten — Unterschlagungen von Mündelgeldern seitens eines Protonotars, Vernichtung gerichtlicher Erkenntnisse durch Facultätssprüche, Immediatvorstellungen von Officieren um Beschleunigung langwieriger Processe — erging an Coccei unter dem 12. Jan. 1746 eine neue Ordre, in welcher der König eine Beseitigung der „himmelschreienden Mißbräuche“ und weiter verlangte, „es solle die alte Leier wohl hergebrachter Observanz und anderer tolerirter Mittel der Ungerechtigkeit wegfallen und Alles bloß nach Vernunft, Recht und Billigkeit, auch wie es das Beste des Landes und derer Unterthanen erfordert, eingerichtet werden“. Coccei ergriff diese Gelegenheit, auf seine früheren Pläne zurückzukommen. Er versprach eine schleunige Beendigung der Processe, wenn ihm freie Hand gelassen und vor Allem eine gründliche Aenderung in der Besetzung der Richterstellen gutgeheißen werde. In einem Berichte vom 26. Januar und einem späteren vom 9. Mai 1746 legte er einen im Einzelnen ausgearbeiteten Plan vor, an dessen Schluß es heißt: „Hauptsächlich muß das römisch-lateinische Recht abgeschafft und auf den preußischen Fuß ein teutsches Landrecht verfertigt werden, welches bloß sich auf die natürliche Vernunfft und die Landesverfassungen gründen muß, und welches ich in einem Jahre liefern will.“ Ferner wurde eine Aenderung der Proceßordnung gefordert, welche aber allein nicht helfen könne, da das materielle Recht zu „confus“ sei. „Dahero vor allen Dingen nöthig ist, ein allgemeines Landrecht in teutscher Sprache zu entwerfen, welches bloß nach der Vernunfft und hiesiger Landesverfassung einzurichten, alle anderen Gesetze und Edicta aufzuheben.“ Einstweilen erfolgte auf diese Vorschläge keine Antwort. Erst ein Bericht des Kammergerichts vom 6. Juni 1746 über den Proceß von Arnsdorf brachte die Angelegenheit ins Rollen. Arnsdorf hatte die Retractsklage erhoben wegen des uckermärkischen Rittergutes Wollez, das seiner Familie zwangsweise verkauft und durch die Hände verschiedener Besitzer gegangen war. In drei gerichtlichen Instanzen hatte er seinen Proceß verloren, dann bei der Göttinger und Wittenberger Facultät gewonnen und schließlich bei der Greifswalder wieder verloren.

Darüber beschwerte er sich beim König. Dieser wies die Beschwerde zurück, untersagte aber gleichzeitig die Actenversendung an alle, auch an inländische, Facultäten, ein Verbot, welches Coccrii — ein abgesagter Feind der Facultätsrechtsprechung — schon seit Jahren, bisher aber vergeblich, erstrebt hatte. Als bald darauf, im August 1746, dem König ein anonymes Schriftstück zuging über die Reform des Gerichtswesens in der Provinz Pommern, — ein Schriftstück, als dessen Verfasser Stölzel Cocceii vermuthet, so sehr stimmt es mit dessen Anschauungen überein, — trat er mit seinem Justizminister aufs Neue in Verbindung, besprach die ganze Angelegenheit mit ihm am 15. September 1746, und nun ergingen die Ordre vom 17. September, und — in Folge eines Berichts Cocceii's vom 23. desselben Monats — die Instruction vom 2. October 1746, welche endlich die Justizreform nicht nur in Pommern, sondern in dem ganzen preußischen Staate nach Cocceii's Vorschlägen in Gang brachten; denn die Instruction enthält den folgenden wichtigen Satz: „Und weil die größte Verzögerung der Justitz aus dem ungewissen lateinischen römischen Recht herrührt, welches nicht allein ohne Ordnung compilirt worden, sondern worinn singulae leges pro et contra disputiret, oder nach eines jeden caprice limitiret oder extendiret werden, so befehlen Wir gedachtem Unserm Etatsminister von Cocceii, ein Teutsches Allgemeines Landrecht, welches sich bloß auf die Vernunft und Landesverfassungen gründet, zu verfertigen und zu Unserer Approbation vorzulegen; ... damit einmahl ein gewisses Recht im Lande etabliret, und die unzähligen Edicte aufgehoben werden mögen."

Um das nunmehr voll gewonnene Vertrauen des Königs zu befestigen, galt es zunächst, thatsächliche Erfolge aufzuweisen. Durch Ordre vom 4. Octbr. 1746 ließ Cocceii sich ermächtigen, mit einer Anzahl Gehülfen — darunter seine späteren Nachfolger Jariges und Fürst — in Pommern selbst die Rechtsprechung zu leiten und allen Gerichtshöfen vorzusitzen. Die bloße Mittheilung dieser Vollmachten an die pommerschen Gerichte hatte zur Folge, daß vom October bis December 1746 nicht weniger als vierhundert alte Sachen aufgearbeitet wurden. Am 10. Januar 1747 reiste Cocceii nach Stettin, berichtete über die schlimme Unordnung, welche er dort gefunden, und sprach die Hoffnung aus, die noch vorhandenen achthundert Processe — unter denen sich beispielsweise Einer befand, der seit zweihundert Jahren in ununterbrochenem Gange und bisher in siebzig Actenbänden verhandelt war — in dem Jahre 1747 zu Ende zu bringen. Das nachdrückliche Vorgehen des Ministers hatte die heilsame Folge, daß nunmehr auch das Kammergericht, welches sich bisher den Reformplänen gegenüber am widerspenstigsten gezeigt hatte, sich bereit erklärte, auch ohne eine besondere Commission die Verhandlungen der Processe abzukürzen. Friedrich war aber über den „gewünschten Succeß" so erfreut, daß er Cocceii unter dem 8. März 1747 zum Großkanzler des Königreichs und aller übrigen Lande ernannte und ihm den schwarzen Adlerorden verlieh.

Die erzielten Erfolge waren aber auch weit glänzender, als Cocceii selbst erwartet hatte. Im Mai 1747 berichtete er dem König zu dessen „wahrem Vergnügen", daß in Stettin 1600 Processe, die 1746 anhängig waren, ihrem Ende zugingen, daß in Cöslin 1720 Processe erledigt seien. „Nach dem Wie wurde

freilich nicht gefragt; bekannt ist das Wort von Jariges: Marsch, marsch, was fällt, das fällt!" Am 20. Mai 1747 waren alle alten Processe in Pommern erledigt, Cocceii blieb noch dort, um für die neuen Anleitung zu geben, und vollendete gleichzeitig das Project des Codex Fridericianus Pommeranicus, dieser Grundlage der späteren allgemeinen Gerichtsordnung. Das Gesetzbuch wurde an die Provinzialbehörden zur Aeußerung mitgetheilt. Am 16. August berichtet Cocceii hierüber dem König, stellt die baldige Vorlage einer Proceßordnung für das ganze Land, und binnen Jahresfrist das Landrecht in Aussicht. Einstweilen fährt er fort in der Säuberung der Gerichte und Beschleunigung der Processe, was besonders in Berlin seine Schwierigkeiten hatte. Im Januar 1748 sind gleichwohl 906 alte und 458 neue Processe beim Kammergerichte, 2248 Processe in Stettin und 1110 in Cöslin beendigt. Am 3. April 1748 wurde das Project eines nach dem Muster des Pommeranicus bearbeiteten Codex Fridericianus Marchicus veröffentlicht, gegen welches die Erinnerungen binnen Jahresfrist einzureichen seien, während einstweilen die Gerichte darnach zu verfahren haben. Im Mai desselben Jahres verherrlichte der König seine und seines Großkanzlers Thaten durch eine Denkmünze, welche darstellte, wie Friedrich mit dem Scepter die in die Höhe geschnellte eine Wagschale der Themis niederdrückt. Ein Exemplar in Gold erhielt Cocceii zum beständigen Andenken. Am 23. November 1748 konnte dieser dem König nun auch melden, daß er den ersten Theil des Landrechtes fertig habe. Er bat um Erlaubniß zum Druck, „damit die Regierungen und die Stände ihre Monita machen könnten; wenn solches geschehen, werde die Publication mit Ende künftigen Jahres erfolgen". Der König stimmte ohne weitere Bemerkung zu. Der Druck erfolgte 1749. Damit war der erste Theil des Corpus juris Fridericianum vollendet. Cocceii hatte ihn allein in sechs Monaten neben allen seinen sonstigen Arbeiten abgefaßt. Der Inhalt ist das ins Praktische übersetzte Novum Systema des Verfassers. Das erste Buch behandelt nach einer kurzen Einleitung den status libertatis, civitatis und familiae; im zweiten ist das Eherecht, im dritten das Vormundschaftsrecht enthalten. In einer Vorrede wurde die Entstehungsgeschichte, der Anlaß und die Tendenz des Gesetzbuches dargelegt. Die Erfahrung zeige, daß die Processe hauptsächlich aus dem Mangel eines gewissen Rechtes entspringen. Um dem abzuhelfen, soll in dem Gesetzbuche das Recht auf der Grundlage des vernünftigen und natürlichen Systems der alten Rechtslehren nach den Generalprincipien des römischen Rechtes in deutscher Sprache so dargestellt werden, „daß ein Jeder, der einen Proceß hat, selbst nachsehen, und ob er Recht oder Unrecht hat, daraus lernen kann". „Damit dann ferner Private, insonderheit Professoren, keine Gelegenheit haben, dies Landrecht durch eigenmächtige Interpretation zu corrumpiren", soll bei schwerer Strafe verboten werden, irgend einen Commentar zu schreiben. Einzig und allein das Landrecht soll zur Vertheidigung des Rechtes herangezogen werden. Die römisch rechtlichen Universitätsvorlesungen werden indessen einstweilen geduldet.

Am 21. Mai forderte Cocceii von sämmtlichen Justizcollegien, Facultäten und Landständen Monita, welche binnen Jahresfrist zusammen mit den Statuten jeder Provinz und Stadt einzusenden seien. Diese Frist wurde aber nicht ein-

gehalten, und ebenso wenig war es dem Großkanzler vergönnt, das Corpus juris Fridericianum noch zu vollenden. Der zweite Theil erschien im Frühjahr 1757. Er behandelt in acht Büchern das gesammte Sachenrecht unter den Abschnitten: Eigenthum, Servituten, Pfandrecht und Erbrecht. Der dritte Theil sollte das Obligationenrecht und das Strafrecht bringen. Das Obligationenrecht hat Coccei selbst noch fertig gestellt, über seinen Inhalt ist aber nichts bekannt, da die Handschrift verloren gegangen ist. Das Strafrecht lag Coccei ferner; er hat selbst wenig daran gethan, und nur noch seinen Freunden und Mitarbeitern die Gedanken mitgetheilt, nach welchen er diesen letzten Theil bearbeitet zu sehen wünschte. Die Prüfung der Monita zum ersten Theil des Corpus juris Fridericianum durch eine Commission von acht Rechtsgelehrten unter Oberaufsicht von Coccei begann am 1. November 1751, dauerte aber nur bis zum Frühjahr des folgenden Jahres und gelangte bis zum siebenten Titel des zweiten Buches. In Gesetzeskraft sind von seinem Landrecht in einzelnen Landestheilen nur das zweite und dritte Buch — das Ehe- und Vormundschaftsrecht — getreten. Am 24. October 1755 ist Coccei gestorben.

Seine Proceßgesetze waren im ganzen Lande zwar nur „vorläufig" in Kraft gesetzt, sind aber Jahrzehnte lang in Geltung geblieben. Außerdem gebührt ihm das Verdienst, eine auf gesunder Grundlage beruhende, die Einheit des Staates auf dem Gebiete der Rechtspflege in hohem Grade fördernde Gerichtsverfassung zum Abschluß gebracht und mit dem Schlendrian der Rechtsprechung gründlich aufgeräumt zu haben. Im Jahre 1750 hatten bei den 22 Collegialgerichten des Landes 10642 Processe geschwebt, von denen am Ende des Jahres 7677 erledigt und 2965 noch anhängig waren. Dazu kam die rücksichtslose Beseitigung aller unberufenen Richter und Advocaten, eine zwar mit Härte, aber mit dauerndem Erfolge durchgeführte Maßregel, welche den Grund legte für die makellose Redlichkeit und Berufstreue des preußischen Justizpersonals. Coccei hat zuerst als unwandelbaren Grundsatz aufrecht erhalten, daß nur, wer in einer strengen Prüfung seine Tüchtigkeit erwiesen hat, im Justizdienste des Landes Verwendung finden darf.

Treten diesen Leistungen gegenüber auch seine Erfolge auf dem Gebiete der Reform des bürgerlichen Rechtes in den Hintergrund, so darf doch hier nicht vergessen werden, daß Coccei seinen beiden Nachfolgern, Carmer und Svarez, das Arbeitsfeld durchpflügt hinterlassen hat. In dem Landrecht von 1794 finden wir zahlreiche Grundgedanken des Landrechts von 1749 wieder. Carmer, welcher in den Jahren 1750 und 1751 unter Coccei's Anleitung sich seine ersten Sporen verdient und in seiner Schule gelernt hatte, und sein großer Mitarbeiter Svarez haben Vieles von dem ausgeführt, was ein Leibniz, Thomasius und Coccei ein Jahrhundert vor ihnen angeregt oder begonnen hatten.

Friedrich der Große, anfänglich spröde und lange Zeit hindurch schwankend, diesem höchsten, von seinem Vater ihm hinterlassenen Staatsdiener gegenüber, hat später seine Verdienste in vollem Umfange gewürdigt und ihm die höchsten Auszeichnungen verliehen. Das schönste Denkmal aber hat er ihm gesetzt in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges, auf deren erstem Blatte er folgendes ausspricht: „Coccei war ein Mann von lauterem und aufrichtigem Charakter, dessen

Tugend und Rechtschaffenheit würdig waren der schönen Zeiten der römischen Republik, weise und aufgeklärt, und, wie ein Tribonian, gleichsam geboren für die Gesetzgebung und für das Glück der Menschheit."

III.

Bald nach Cocceii's Tode beginnt der siebenjährige Krieg. Nach Wiederherstellung des Friedens müssen lange Jahre ausschließlich der wirthschaftlichen Wiederaufrichtung des schwer darnieder liegenden Landes gewidmet werden. Cocceii's Nachfolger im Großkanzleramte, Joseph Pandin de Jariges (1755 bis 1770) und Carl Joseph Maximilian von Fürst und Kupferberg (1770 bis 1779) haben die Arbeiten am Landrecht fast ganz liegen lassen. Der König hatte nur wenig Zeit, sich um die aufs Neue in Verfall gerathende Rechtspflege zu kümmern. Erst als in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre die Processe sich mehrten und verlängerten, nahm er des Oefteren Veranlassung, auf Wiederaufnahme der Reformthätigkeit zu drängen. In einem Erlaß vom Juni 1776 an Fürst heißt es schon: „Das müßt Ihr sofort abstellen und darunter Verfügung treffen, oder wir werden Unfreunde und ich werde müssen andere mesures treffen." Eine Ordre vom 27. November 1779 bezeugt dem Großkanzler sein äußerstes Mißfallen und seine höchste Unzufriedenheit über die Verschleppung eines seit siebzig Jahren schwebenden Processes. Er befiehlt, den Proceß binnen Jahresfrist abzuthun: „wo das nicht geschieht, werdet Ihr mit mir Händel kriegen." Den unmittelbaren Anstoß aber zur Wiederaufnahme der gesetzgeberischen Thätigkeit gab der so berühmt gewordene Müller Arnold'sche Proceß.

Als Besitzer der Krebsmühle in der Neumark war Arnold sammt seiner Ehefrau von dem Grundherrn, Grafen Schmettau, auf Zahlung rückständiger grundherrlicher Abgaben verklagt. Die Verklagten beriefen sich darauf, daß der Ritterschaftsdirector und Landrath von Gersdorff am Mühlenfluß einen Karpfenteich angelegt habe, durch welchen ihnen das Wasser zum Mühlenbetriebe und damit die Möglichkeit entzogen sei, ihre Abgaben zu entrichten. Die Einrede wurde von der neumärkischen Regierung und in höherer Instanz vom Kammergericht verworfen, weil durch Zeugenaussagen und Augenschein erwiesen war, daß der Karpfenteich nicht neu angelegt, sondern nur wiederhergestellt sei, überdieß auch der Mühle das nöthige Wasser nicht entziehe. Da die Verklagten Zahlung nicht leisteten, so wurde die Mühle zwangsweise verkauft. Arnold, welcher dem Könige im schlesischen Kriege als Wegweiser persönlich bekannt geworden war, reichte gegen das Urtheil des Kammergerichts eine Immediatvorstellung an den König ein. Dieser forderte den Großkanzler und die drei Räthe des Kammergerichts, welche das Erkenntniß abgefaßt hatten, vor sich und verhörte sie; außerdem verlangte er von dem Kammergerichtspräsidenten v. Rebeur eine Aeußerung über die Gründe der Entscheidung. Rebeur lehnte diese Aeußerung ab. Nach dem Codex Fridericianus habe sich der Richter an Cabinetsordres nicht zu kehren. Der König gab darauf einem Obersten in Cüstrin den Auftrag, als Commissar die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Dieser zog seinen Auditeur zu, einen von der neumärkischen Regierung entlassenen Advocaten,

welcher, um sich zu rächen, für die Regierung möglichst ungünstig, für Arnold möglichst günstig berichtete.

Der König gerieth außer sich. Er hatte, im Vertrauen auf die Tüchtigkeit und Unparteilichkeit der Gerichte vor dreißig Jahren den Grundsatz aufgestellt, sich in Proceßsachen „nicht zu meliren"; er hatte diesen Grundsatz bisher streng aufrecht erhalten. Nun glaubte er sich in seinem Vertrauen bitter getäuscht. Statt Recht und Gerechtigkeit gegen den Armen wie den Reichen zu üben, hatte in seinen Augen das bedeutendste der Gerichte des Landes, des Königs Namen „cruel mißbrauchend", parteiisch und ebenso rechts- als vernunftwidrig zu Gunsten des Reichen erkannt. In seinem Zorn, dem Rechtsspruch des Kammergerichts machtlos gegenüberzustehen, setzte er zunächst die Richter ab: den Präsidenten der neumärkischen Regierung, drei Cüstriner Regierungsräthe, zwei Kammergerichtsräthe und einen Justitiarius. Die sechs letzteren wurden auf ein Jahr auf die Festung geschickt und neben dem Landrath v. Gersdorff zur Entschädigung des Müllers verurtheilt. Der Großkanzler v. Fürst wollte dem Urtheil des Kammergerichts das Wort reden; er erhielt — am 11. December 1772 — die Antwort: „Marsch, seine Stelle ist schon vergeben!" „Aus den edelsten Motiven," sagt Stölzel, „entsprang die ungerechteste That, welche das Leben des großen Königs aufzuweisen hat."

Der König hatte in einem Rescript an den Chef des Criminaldepartements, Justizminister v. Zedlitz, verlangt, daß das Kammergericht das Straferkenntniß gegen die vermeintlich schuldigen Beamten fälle. Dieses berichtete am 26. December 1779, daß „nach Pflicht und Wahrheit nichts Gravirliches gegen die Inculpaten zu entdecken sei." Es stellte anheim, die Sache zunächst an die dritte Instanz, das Obertribunal, abzugeben, welches noch nicht gesprochen habe. Zedlitz überreichte diesen Bericht dem König, indem er hinzufügte, es hätte nach den Acten kein anderes Erkenntniß erfolgen können. Nun erhielt Zedlitz den Befehl, selbst ein verurtheilendes Erkenntniß abzufassen, unter Beifügung der Worte: „Der Herr wird mir nichts weiß machen; ich kenne alle Advocatenstreiche und lasse mich nicht verblenden." Zedlitz kämpfte vier Tage lang mit seinem Entschluß. Dann berichtete er am 31. December, er sei außer Stande, dem Befehl nachzukommen; er würde sich der Allerhöchsten Gnade unwürdig machen, wenn er eine Handlung gegen seine Ueberzeugung vornehme. Da sprach der König — am 1. Januar 1780 — selbst das Urtheil und zeichnete die Ordre an Zedlitz, ohne auf einer Gegenzeichnung des Letzteren zu bestehen.

Welchen gewaltigen Eindruck das Verfahren des Königs gegen den in dieser Sache gänzlich unbetheiligten Kanzler von Fürst in Berlin machte, ergibt die Thatsache, daß ihm am Tage nach seiner Entlassung die Honoratioren der Residenz in seiner dem Schlosse gegenüberliegenden Wohnung in langer Wagenreihe durch einen Besuch ihre Theilnahme zu bezeugen wagten. Erstaunt hierüber äußerte ein eben eingetroffener fremder Gesandter, bei ihm zu Lande pflege man wohl die neu ernannten, nicht aber die entlassenen Minister in dieser Weise zu ehren. Es war eine der ersten Regierungshandlungen des Nachfolgers Friedrich's II., die nochmalige Untersuchung des Processes der bestraften Richter zu befehlen, und, infolge eines erneuten Berichts des Kammergerichts, die Verurtheilten für un-

schuldig zu erklären und in aller Form Rechtens in ihren früheren Stand wieder einzusetzen.

Neben seiner großen und entscheidenden Bedeutung für die Entwicklung des inneren Staatsrechts in Preußen, hatte der Müller Arnold'sche Proceß die Folge, daß an Stelle Fürst's der König zu seinem ersten Berather den Mann erwählte, welchem es vergönnt gewesen ist, die Gerichtsverfassung, die Proceßordnung und schließlich auch das allgemeine Landrecht für die preußischen Staaten zu vollenden, den schlesischen Justizminister Casimir Freiherr von Carmer. Er wurde sofort zum Großkanzler ernannt. Carmer aber brachte sich einen Gehülfen mit, ohne welchen ihm die große Arbeit schwerlich gelungen wäre, einen Mann, dessen große Begabung und unermüdliche Arbeitskraft er schon in seiner bisherigen Wirksamkeit vollauf kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, den damaligen Oberamtsregierungsrath in Breslau Carl Gottlieb Svarez.

Carmer, der Sprößling eines alten normannisch-englischen Geschlechtes, ist am 29. December 1721 in Kreuznach, damals einer kurpfälzischen Stadt, geboren, und 1749 in den preußischen Staatsdienst getreten. Im Frühjahr 1750 hatte, wie bereits bemerkt, Cocceii ihn als Kammergerichtsreferendar mit auf seine Revisionsreise nach Schlesien genommen. Dort hatte Carmer den Plan entworfen, durch umständliches Befragen Punkt für Punkt die schlesischen Bauernprocesse einzuleiten und abzukürzen. Bei den weiteren Arbeiten zur Reform des schlesischen Gerichtswesens machte er sich so verdient, daß er die Stelle eines Regierungsraths in Oppeln und ein Jahr darauf (1751) die eines Oberregierungsdirectors in Breslau erhielt. Nach Abgang des Ministers Schlabrendorff wurde er 1770 zum schlesischen Justizminister ernannt, und als solcher erhielt er vom Könige mündlich den Befehl, eine Instruction zur Einleitung der Processe zwischen Unterthanen und Herrschaften für Schlesien auszuarbeiten. Im Jahre 1774 hatte er den Plan zu einer neuen Proceßordnung entworfen, welchen er dem Könige gelegentlich einer Truppenbesichtigung in Breslau überreichte. Allen seinen processualischen Arbeiten liegt der Gedanke der „Untersuchungs"(Official)maxime zu Grunde, d. h. der Gedanke, daß der Richter von Amts wegen verpflichtet sein soll, den dem Rechtsstreite zu Grunde liegenden Thatbestand zu untersuchen, daß er in dieser Beziehung nicht gebunden sein soll an die Verhandlungen der Parteien, d. h. in den meisten Fällen: der Advocaten (Verhandlungsmaxime). Der König hatte damals diesen Plan als einen sehr beachtenswerthen dem Großkanzler Fürst mitgetheilt, welcher indessen die Vorschläge verwarf und statt dessen eine Revision des Codex Fridericianus empfahl. Der König war, wenn auch ungern, hierauf eingegangen, und es war Fürst gelungen, unter dem 7. April 1775 einen Erlaß zu veröffentlichen, in welchem, im Anschluß an die Bestimmungen des Codex Fridericianus verschiedene Maßregeln betr. die Abkürzung der Processe angeordnet wurden. Der König hatte sich hiermit aber nicht begnügt. Er war auf Carmer's Vorschläge zurückgekommen, und hatte diesen im December nach Berlin berufen, um in Gemeinschaft mit Fürst über die Fortsetzung der Reformen zu berathen. Carmer erschien mit Svarez, Fürst hatte sich den Kammergerichtspräsidenten Rebeur zur Hülfe mitgebracht. Am 4. Januar 1776 hatte bei dem Könige in Potsdam die Besprechung zwischen Carmer und Fürst

stattgefunden, ohne zu einem unmittelbaren Ergebniß zu führen, ebenso wenig, wie die darauf folgenden Verhandlungen der beiden Gegner. Es war vielmehr nur das Gesetz vom 15. Januar 1776 herausgekommen, welches im Wesentlichen eine von Rebeur ausgeführte Umarbeitung der Vorschläge vom 7. April 1775 enthielt.

Carmer hatte außerdem in Schlesien eine ungemein ersprießliche Thätigkeit zur Hebung des allgemeinen Wohlstandes entfaltet. Sein Verdienst war vornehmlich die Schöpfung des landwirthschaftlichen Creditsystems mit seinem Pfandbriefwesen, welches sich von Schlesien aus über alle Provinzen des Staates verbreitet hat; er hatte ferner die höheren Schulen umgestaltet und mit Erfolg die besonders schwierigen kirchlichen Verhältnisse dieser von einer gemischten, theils protestantischen, theils katholischen Bevölkerung bewohnten Landestheile geordnet. Als Friedrich seinen schlesischen Justizminister zu einem größeren Wirkungskreise berief, war dieser also kein Neuling mehr. Gerade für die beiden, ihm zunächst gestellten Aufgaben, die Reform des Proceßrechtes und die Ausarbeitung eines gemeinen preußischen Rechts war er nach seiner bisherigen Thätigkeit besonders befähigt, und der Erfolg hat denn auch bewiesen, daß Friedrich hier wahrlich den richtigen Mann an die richtige Stelle gesetzt hatte.

Ueber Svarez war vor Stölzel's ausführlicher Lebensbeschreibung unsere Kenntniß nur ganz unsicher und lückenhaft. Nicht einmal sein Name stand fest; man wußte nicht, ob dieser Mann Svarez oder Suarez geheißen, und lediglich der Name war es, welcher zu der Vermuthung führte, daß seine Vorfahren aus Spanien eingewandert seien. Stölzel hat den urkundlichen Nachweis geführt, daß die Vorfahren von Svarez „Schwartz" geheißen haben, und daß erst sein Vater, Rathsherr und Advocat in Schweidnitz, der erste aus der Familie, welcher die Universität besuchte, sich dort in Schwartzius, woraus dann allmälig Suarezius wurde, umgetauft hat. Svarez' Großvater, Michael Schwartz, war Buchführer in Frankfurt a. O. gewesen; er stammte aus Pommern, wo sein Vater Lehnschulze und von wo seine Familie durch die Kriegsläufte der Jahre 1674 bis 1679 nach Frankfurt vertrieben worden war. Carl Gottlieb Svarez (spr. Swárez) ist am 27. Februar 1746 in Schweidnitz geboren und hat daselbst seine Jugend verlebt, welche in die Zeit der schlesischen und insbesondere des siebenjährigen Krieges fiel. Das Haus, in welchem er geboren, steht noch heute in demselben Zustande, in welchem es die Familie nach Beendigung des siebenjährigen Krieges wiederherstellen ließ. Es ist jetzt das Restaurationsgebäude des Schweidnitzer Volksgartens. Erst Stölzel ist es bei seinen Untersuchungen gelungen, diese Thatsache auf Grund der Angaben alter Kaufbriefe und Karten festzustellen. Er hat seinem Buche eine Abbildung eingefügt. Schweidnitz hatte während des siebenjährigen Krieges eine zweimalige Belagerung auszuhalten, während welcher die Stadt arg verwüstet und die Einwohner, darunter auch Svarez' Vater, hart mitgenommen wurden. Dieser starb am 30. August 1758. Eine ältere Schwester war dem Vater zwei Jahre im Tode vorausgegangen. „Wer will sich wundern," fragt Stölzel, „daß der überdieß zarte Knabe, unter dem Eindruck dieser trostlosen Erfahrungen, zum schüchternen und bedächtigen, äußerst verschlossenen und menschenscheuen Manne, als welchen ihn sein späterer

Amtsgenosse Goßler schildert, heranwuchs, zumal er geistig seinem Alter weit voraus war?" Svarez hatte Ostern 1755 die lateinische Schule in Schweidnitz bezogen, kam 1758, zwölf Jahre alt, nach Prima, wo er vier Jahre blieb, um Ostern 1762, sechzehn Jahre alt, die Universität Frankfurt a. O. zu beziehen. Bei seinem Abgang von der Schule war er achtzehn Monate jünger, als der Jüngste seiner Classe. Vom Frühjahr 1762 bis Herbst 1765 dauerte seine Studienzeit; er lebte sehr zurückgezogen und widmete sich ausschließlich den Wissenschaften. Sein Hauptlehrer war der 1763 von Jena nach Frankfurt berufene bedeutende Jurist, gleichzeitig Volkswirth und Philosoph, Joachim Georg Darjes, ein Schüler Wolf's und Anhänger Hume's. Sein bedeutendstes juristisches Werk, die Institutionen des römisch-deutschen Privatrechts, geht mehrfach von denselben Grundgedanken aus, auf welchen das Allgemeine Landrecht aufgebaut ist, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die wissenschaftlichen Anschauungen Svarez' sich in dem Unterricht dieses Lehrers gebildet haben, wie denn überhaupt Darjes einen ungemein wohlthätigen Einfluß auf das wissenschaftliche Leben und das sonstige, früher ziemlich rohe Gebahren der Frankfurter Studenten ausgeübt hat. Die Mittel zu seinem Lebensunterhalt während der Studienzeit erhielt Svarez theils durch Stipendien, theils von seiner noch lebenden wohlhabenderen Großmutter mütterlicherseits.

Svarez trat nunmehr bei der Oberamtsregierung zu Breslau als Auscultator ein, wurde am 21. Juni 1766 zum Referendar, und, nachdem er mehrere, ihm von seinem Vorgesetzten Carmer ertheilte Aufträge zu dessen besonderer Zufriedenheit ausgeführt, am 24. Mai 1769 zum Pupillenrath ernannt. Schon von jetzt ab war Svarez der Hauptgehülfe bei Carmer's reformatorischer Thätigkeit. Diese richtete sich, wie oben bemerkt, zunächst auf Hebung des landwirthschaftlichen Credits in Schlesien. Auf unmittelbare Veranlassung des Königs arbeitete Carmer den Plan zur Bildung einer schlesischen Landschaft aus, welche sich die Beleihung der Güter zu mäßigen Bedingungen und Ausgabe von Pfandbriefen zur Aufgabe stellen sollte. Bei diesen Pfandbriefen nahm man als Vorbild die bisher nur in dem Schweidnitzer Kreise bekannten sog. „ledernen Briefe". Der Name stammt von ihrer Ausfertigung auf Pergament. Stölzel vermuthet wohl mit Recht, daß auf diese ledernen Briefe, welche bei dem Entwurf des ersten preußischen Pfandbriefsystems eine so entscheidende Rolle gespielt haben, Carmer von Svarez aufmerksam gemacht sei. Der König genehmigte Carmer's Vorschläge. Auf ihre Berathung und Annahme auch durch den vom 25. Juni bis 9. Juli 1770 versammelten schlesischen Landtag, war eine Schrift von wesentlichem Einfluß, welche Svarez im Auftrage seines Chefs verfaßt, und ohne Nennung seines Namens unter dem Titel „Gedanken eines Patrioten über den Entwurf zur Wiederherstellung des allgemeinen Credits des schlesischen Adels," veröffentlicht hatte. Der neue Plan wird darin in allgemein verständlicher, klarer und durchsichtiger Sprache vortrefflich erläutert. Gleichzeitig hatte Svarez sich vom Sommer 1770 ab mit Vorbereitungen für das Staatsexamen beschäftigt und wurde, nachdem er die schriftliche und mündliche Prüfung vorzüglich bestanden, „wegen seines zeitherigen Wohlverhaltens, bezeigten Fleißes und Geschicklichkeit" durch Patent vom 10. Mai 1771 zum Rath bei der Breslauer

Oberamtsregierung ernannt. Er war denn später auch bei den Arbeiten zur Ausführung des Landschaftsreglements und bei Gründung der schlesischen, patriotischen Gesellschaft betheiligt, deren Aufgabe in der Förderung des Landbaues, der Gewerbthätigkeit und des Handels in Schlesien bestand.

In dieselben Jahre fällt die Reform der höheren Schulen in Schlesien, an welcher Svarez anfangs unter Carmer's Oberleitung gleichfalls betheiligt war. Zunächst galt es, die Stellung der Jesuiten in Schlesien, nach Aufhebung des Jesuitenordens durch die Bulle vom 13. Juli 1773, neu zu regeln. Da die Jesuiten den Schulunterricht ertheilten, so bedingte diese Neuordnung auch eine Umgestaltung des gesammten Schulwesens, welche durch das Schulreglement vom 11. December 1774 herbeigeführt wurde. Svarez ist der eigentliche Urheber dieses Reglements. Bei seiner Ausarbeitung bewies er eine geradezu erstaunliche Kenntniß in Unterrichtsangelegenheiten; alle seine Vorschläge hatten Hand und Fuß; selbst die Jesuiten fanden nichts daran auszusetzen, und der König ertheilte ihnen seinen vollen Beifall. Als sich dann herausstellte, daß die Jesuiten als solche in Schlesien nicht haltbar seien und sie sich in „Priester der königl. Schulanstalten" umwandeln mußten, wurden wiederum von Svarez in Gemeinschaft mit dem vom Könige ernannten Schulendirector Peter Zeplichal die nöthigen Zusätze und Erläuterungen ausgearbeitet und unter dem 2. Mai 1777 als „neue Schulgesetze für die Universität und Gymnasien in Schlesien" mit königlicher Genehmigung veröffentlicht. In Anerkennung seiner erfolgreichen Thätigkeit wurde Svarez zum „Oberjustitiar bei der Generalschuladministration über sämmtliche Jesuitengüter" ernannt.

In welcher Weise Svarez seinem Chef bei dem ersten — erfolglosen — Versuch, zu einer durchgreifenden Reform der Civilproceßordnung zu gelangen, an die Hand gegangen, wie er ihn zu den Berliner Konferenzen mit Fürst begleitet hat, ist bereits erwähnt. Von seinen persönlichen Verhältnissen in dieser Zeit der angestrengten amtlichen Thätigkeit ist wenig bekannt. Er verheirathete sich am 13. April 1774 mit der Tochter des Oberproviantmeisters Arndt in Breslau. Seine Ehe ist kinderlos geblieben.

Dieß sind die beiden Männer, welche bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts während des großartigsten und bedeutungsvollsten Abschnitts der preußischen Rechtsgeschichte an die Spitze der Bewegung traten und die ihnen übertragene Riesenaufgabe auch zu einem glücklichen Ende führten.

(Schlußartikel im nächsten Heft.)

Deutscher Unterricht auf Gymnasien.

Von
Herman Grimm.

Ich bitte auch diesen Aufsatz nur als eine Reihe gelegentlicher Anmerkungen zu nehmen, welche niederzuschreiben eine in der „Kölnischen Zeitung" vom 7. Juni 1888 erschienene Besprechung meines im Maihefte publicirten Stückes „Die Schulfrage und unsere Classiker" die erste Veranlassung bot. Mein Recensent, Dr. Friedrich Trendelenburg, gehört als Oberlehrer einem der Berliner Gymnasien an. Der Wunsch, es möge dem Deutschen Unterrichte größere Breite und Vertiefung gegeben werden, findet einen Gegner in ihm.

Dr. Trendelenburg hat folgenden Weg eingeschlagen, mich selbst an erster Stelle von dem Unmöglichen meiner Forderung zu überzeugen. Aus meinem eigenen Aufsatze wählt er eine Anzahl Stellen aus, deren er sich bedient, um die Deutsche Sprache als ungeeignet für die Rolle darzustellen, die ich ihr anweisen möchte. Doch ich lasse ihm selbst das Wort. „Ich brauche mich," sagt er, „nicht gegen die Unterstellung zu verwahren, als hielte ich die angezogenen Stellen sprachlich durchaus für unrichtig, im Gegentheil, ich bin überzeugt, daß manches daraus sich aus guten Schriftstellern wird belegen lassen; Zweck meiner Zusammenstellung ist nur, zu zeigen, wie ungebunden wir Deutsche im Gebrauche unserer Muttersprache verfahren, ein Umstand, der meines Erachtens den Klagen über mangelhaftes Deutsch einen Theil ihrer Berechtigung und Schärfe nimmt."

Dem Vorwurfe der „Ungebundenheit im Gebrauche" werden am Ende des Artikels noch andere hinzugefügt. „Vorstehende Blüthenlese," sagt der Verfasser im Rückblicke auf die von ihm angeführten zweiundzwanzig Stellen meines Aufsatzes, „enthält, ohne erschöpfend zu sein, so viel Stellen als der Aufsatz Seiten. Zahl und Beschaffenheit genügen, um die weitgehende Freiheit zu zeigen, welche sich anerkannte Schriftsteller in ihrem Ausdrucke gestatten zu dürfen glauben. Wäre es nicht Herman Grimm, der so schreibt, so könnte mancher sich leicht zu ähnlichen unerfreulichen Betrachtungen über die Vorbildung des Verfassers angeregt fühlen, wie er selbst über die seiner Zuhörer. Darum, meine ich, soll

man aus Unklarheiten, Ungeschicklichkeiten und selbst Fehlern des Ausdruckes nicht vorschnell auf mangelhafte Vorbildung schließen, sondern neben den unberechenbaren äußeren Factoren, die auf den Stil einwirken, Stimmung, Gegenstand, auch die Schwierigkeit der Deutschen Sprache und ihre an Gesetzlosigkeit streifende Freiheit wohlwollend in Anschlag bringen. Dann — dies zugleich der Schluß der Besprechung — werden sich weniger zahlreiche Reformatoren finden, die ihre in dieser Richtung gemachten Erfahrungen in den gefährlichen Dienst derer stellen, welche ein Interesse daran haben, von dem Banquerotte der deutschen Gymnasien zu sprechen."

Unter diesen Umständen darf ich mir gestatten, die Zusammenstellung des Herrn Dr. Trendelenburg näher in Betracht zu ziehen.

I. Die Blüthenlese.

1. „Als ich Schüler war, gab es kein Deutsches Kaiserthum und kaum eine Deutsche Geschichte. Deutsch war ein bedenkliches Wort. Vom gemeinsamen Vaterlande und Volksvertretung mußte vorsichtig gesprochen werden."

Herr Dr. T. streicht „Vom" an, weil hier eine „gewisse Härte und Auslassung empfindlich ins Ohr falle." Er scheint vor „Volksvertretung" die Wiederholung der Präposition und des Artikels zu fordern, so daß der Satz, um seinem Ohre wohlzuthun, lauten müßte: „Von dem gemeinsamen Vaterlande und von einer Vertretung des Volkes mußte vorsichtig gesprochen werden." Nun aber waren in den Zeiten, von denen die Rede ist, die Einheit Deutschlands und eine auf Volksvertretung beruhende Verfassung zwei Begriffe, welche zusammengehörig einen einzigen Gedanken bildeten. Wie man im Griechischen sagt: „Das Schöne und Gute", wo ein Wortinhalt durch den anderen seine Ergänzung findet. „Einheit und Verfassung": dies umfaßte die idealen Wünsche des Volkes. Hätte ich vor „Verfassung" Präposition und Artikel wiederholt, so würde diese Zusammengehörigkeit weniger hervorgetreten sein. Es darf unserer Sprache, wenn sie dergleichen hervortreten zu lassen im Stande ist, dies als ein Vorzug nachgerühmt werden.

2. „Wenn wir alle Nationen zusammenfassen: den schönsten und edelsten Gebrauch von Sprache haben die Griechen gemacht; ihre Kenntniß eröffnet allein den Weg zum vollendeten Verständnisse dessen, was eine Sprache zu leisten vermöge."

Auch hier fallen Härte und Auslassung dem Verfasser empfindlich ins Ohr. Es ist nichts ausgelassen worden, sondern indem ich sage „von Sprache", erweitere ich den Begriff der Sprache über den der bloß griechischen Sprache hinaus ins Allgemeine. Auch hier durfte das Vermögen der Deutschen Sprache, dergleichen zum Ausdrucke zu bringen, als eine ihrer Tugenden angemerkt werden.

3. „Woher Cicero diese Gedanken nahm und wieweit sie seiner Ueberzeugung entflossen, wird uns im Augenblicke des Genusses so wenig kümmern, als bei den Briefen des Seneca die Vorwürfe, die auch diesen gemacht werden, oder über der Lectüre Tacitus' das Bedenken, daß die wunderbare Kunst dieses sprachgewaltigsten Römers dazu gedient habe, im Parteisinne zu verleumden."

„Lectüre Tacitus'" wird angestrichen.

Allerdings wird bei den auf „us" endenden Eigennamen der durch ein bloßes Zeichen angedeutete Genitiv meist vor die Worte gebracht, von denen er regiert wird. Also Livius' Werke, Cornelius' Gemälde, Gervinus' Literaturgeschichte ꝛc. Man wird sicherlich aber auch schreiben können: „Die Werke Jacob Grimm's, Dahlmann's und Gervinus' haben zur Herbeiführung der Deutschen Einheit beigetragen." Oder: „Kaulbach's, Piloty's und Makart's Compositionen sind denen Cornelius' nicht ebenbürtig." Unmöglich, mißzuverstehen was gemeint war. Schon Herder hat solche Genitive.

4. „Die umfassende, colossale Mittel erfordernde Arbeit, die der Erforschung der antiken Kunst innerhalb aller Epochen heute sich zuwendet, bringt für unser innerstes Gedankenleben keine besondere Förderung mehr mit sich, sondern bildet nur einen Abschnitt der alle Symptome des irdischen Daseins in allen Jahrhunderten gleichmäßig in Betracht ziehenden, wählenden und aufspürenden Thätigkeit".

Zu diesem Satze bemerkt Dr. Trendelenburg, ich hätte eine besondere Vorliebe für Participia, deren Gebrauch im Deutschen beschränkt sei. Und zwar gelte die hier citirte Stelle für viele.

Die Beobachtung, daß, verglichen mit der griechischen und lateinischen Sprache, der Gebrauch der Participia bei uns beschränkt sei, ist richtig, die Anerkennung dieses Verhältnisses aber nicht gleichbedeutend damit, daß der Gebrauch der Participia im Deutschen zu beschränken sei. Die Anwendung von Participien ist sowohl in der Sprache des Verkehrs als in der Prosa unserer besten Autoren häufig. Im letzten Wahlaufrufe der nationalliberalen Partei heißt es: „Eine starke, Freiheit und Ordnung sichernde, die Wohlfahrt aller Classen der Völker gleichmäßig fördernde Königsgewalt; eine fortschreitende, den Bedürfnissen der Gegenwart gerecht werdende Gesetzgebung; eine von einer pflichtgetreuen, ihrer hohen Aufgabe bewußten Beamtenschaft getragene Verwaltung." — Schriftstücke wie diese pflegen von vielen Augen kritisch betrachtet zu werden, ehe man sie veröffentlicht: irgend Jemand müßte denn doch darauf hingewiesen haben, daß hier etwas stilistisch Auffallendes vorliege.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der Participia praes., in Gesellschaft gern zusammenzustehen, als forderte eines das andere[1]). Sie finden sich besonders oft zu dreien. Einer bekannten Recension Goethe's, die er in seinen letzten Jahren schrieb, entnehme ich: „Seit fast einem Jahrhundert der wichtigen Anstalt vorgesetzt, dieselbe vermehrend, benützend und auf alle Weise die Naturgeschichte fördernd, die synthetische und analytische Behandlungsweise der Wissenschaft repräsentirend" u. s. w. — „Büffon nimmt die Außenwelt, wie er sie findet, in ihrer Mannigfaltigkeit als ein zusammengehörendes, bestehendes, in wechselseitigen Bezügen sich begegnendes Ganze." — „Geoffroy, seiner Denkart gemäß, sucht ins Ganze zu dringen, aber nicht wie Büffon ins Vorhandene, Bestehende, Ausgebildete, sondern ins Wirkende, Werdende, sich Fortentwickelnde." Und aus Goethe's früher Zeit: „Der Dichter, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahndet, der immer in sich lebend, strebend und urtheilend, bald die

[1]) Auch die lateinischen Dichter lieben diese Häufung. Aen. V, 379 ff.

unschuldigen Gefühle seiner Jugend, bald u. s. w." Auch folgende Stelle eines Briefes von 1809: „— Die zierlichen, nickenden, bückenden und salutirenden kleinen Geschöpfe sind glücklich angekommen." Oder aus 1811: „— G. ist eine merkwürdige, auffassende, vereinende, nachhelfende, supplirende Natur, wogegen E. zu den sondernden, suchenden, trennenden und urtheilenden gehört."

Solche Sätze stechen durch nichts in Goethe's Prosa hervor, noch viel ausgedehnter aber ist der Gebrauch der Participien in seinen Versen:

Der Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend,
Ihn schau' ich an mit wachsendem Entzücken.
Von Sturz zu Stürzen wälzt er jetzt in tausend,
Dann abertausend Strömen sich ergießend,
Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume sausend.
Allein wie herrlich, diesem Sturm ersprießend,
Wölbt sich des bunten Bogens Wechseldauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer!
Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.

Oder:

Rosen ihr blendenden,
Balsam versendenden,
Flatternde, schwebende,
Heimlich belebende,
Zweigleinbeflügelte,
Knospenentsiegelte
Eilet zu blüh'n!

Hermann und Dorothea ist so erfüllt von Participien, daß es Stellen gibt, wo sie Vers auf Vers erscheinen und, wenn man sie fortdächte, das Gedicht auseinanderfallen würde.

5. „Deutschland, Griechenland und Italien werden die Wohnsitze dieser Völker, die, in Sprache, Sitte und Denkungsart eng verwandt, gewisse Bedingungen, unter denen sie sich sowohl im Zusammenhange als wiederum aber auch getrennt fühlten, vielleicht mitgebracht hatten. Zu dieser Annahme fließt die Berechtigung aus der Art, wie wir Amerika im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte von Europa aus sich bevölkern sehen. Die alten Gegensätze werden von uns aus da mit hinübergetragen."

Diesen Satz führt der Verfasser als Beispiel an, daß meine Wortstellung „vielfach eigenthümlich" sei[1]). Die letzten drei Worte erscheinen ihm eigenthümlich gestellt. Warum? Es lassen sich mannigfache Wortstellungen ähnlicher Art aufweisen. „Wir wollen da mit hingehen." „Er weiß nicht, wozu er sich da mit hinreißen läßt." „Man sah den Führer den Abhang da mithinunterstürzen."

6. „Theater und Romane führen in mächtiger Verbreitung solche Schöpfungen mit sich, die wie beängstigende Nebelmassen sich um uns lagern. Wie Sonnenstrahlen durchbrechen die Worte der großen Dichter sie."

---

[1]) Der Gebrauch von „eigenthümlich" im tadelnden Sinne, mit leisem Anfluge von Spott ist meiner Erfahrung nach sehr modern. Das Deutsche Wörterbuch enthält ihn noch nicht.

Das letzte Wort sei „eigenthümlich gestellt".

Wohin sollte man es anders bringen? Nach „durchbrechen" gesetzt, würde es den Leser im Zweifel lassen, worauf es sich beziehe. Nur dann, wenn es am Abschlusse des Satzes steht, tritt hervor, daß es als Accusativ auf Nebelmassen bezogen werden müsse. Aber auch ohne Hinblick auf solche Verwechselungen kann ein Pronomen in dieser Weise an den Schluß eines Satzes gebracht werden. „Napoleon empfing die Meldung von der Niederlage des Marschalls. Wie ein Donnerschlag traf diese Meldung ihn". Hier hätte „ihn" nach „traf" stehen können, der Satz aber würde an Lebhaftigkeit eingebüßt haben.

7. „Das Publicum, wenn es sich einmal eines Themas bemächtigt hat, pflegt es von den allgemeinsten Gesichtspunkten aus anzugreifen. Die Aufgabe der Schule ist, sagt es, Kinder und junge Leute zu erziehen. Ihren ungeschulten Geist für die Zeiten vorzubereiten, wo sie aus eigener Kraft selbst einmal Kinder zu erziehen, oder, wenn es ihre Specialität ist, Schule zu halten berufen sein werden. Das Beste, was unser Jahrhundert hervorbringt, soll zunächst in seinen Keimen erst in die jugendliche Brust eingepflanzt werden. Nicht die Früchte schon sind zu genießen, sondern ihr Genuß in reifen Jahren soll möglich gemacht werden. Sehen wir unsere Schulen und Universitäten daraufhin an, so tritt uns nicht dies aber, sondern ein unerfreuliches Treiben entgegen, Kinder und Jünglinge für ‚Examina' vorzubereiten."

Dem Verfasser erscheint die Stelle, an der ich „aber" eintreten lasse, so unrichtig gewählt, daß er einen Druckfehler vermuthet! Er verlangt: „Sehen wir aber unsere Schulen."

„Aber" ist von mir hinter „dies" gesetzt worden, weil es damit den gesammten Satz, auf welchen „dies" sich bezieht, zu dem nun folgenden in Gegensatz bringen sollte. Jacob Grimm spricht sich im Deutschen Wörterbuche hierüber so genügend aus, daß ich seine Worte nur zu wiederholen brauche. „Durch ihre unmittelbare Stellung, sagt er, nach dem Worte, worauf das Gewicht liegt, pflegt diese Partikel in der Rede höchst wirksam zu sein." Und weiter: „Und so kann sie jeder einmal in Gang gekommene Vortrag, nach mannigfacher Abstufung allenthalben einfügen, wie denn überhaupt diese Partikel der Rede häufig Ton und Schatten verleiht."

8. „Wollten wir diese Aenderung des Standpunktes beim öffentlichen Unterrichte verkennen, so könnte bei uns eine nationale Majorität sich bilden mit dem Feldgeschrei: lieber die Kinder überhaupt nur Lesen, Schreiben und Rechnen und andre elementare Dinge lehren, als ihnen einen Wust von der Vergangenheit angehörigen Dingen in das Hirn zu pflanzen."

Eine „irreführende Trennung der Präposition von ihrem Casus" soll bei „von der Vergangenheit angehörigen Dingen" stattfinden.

Mir ist kein Grund bekannt, warum die Präposition dicht vor dem Worte zu stehen hätte, zu dem sie gehört. „Mit zu Boden gesenkten Blicken stand sie da!" „Bei zum Himmel aufdröhnendem Kanonendonner ging der Feind vorwärts." „Er ist ein Mann von über zwei Millionen Einkommen."

9. „Eine kleine Anzahl von für Mathematik vorzüglich begabten Schülern."

Hier erblickt der Verfasser wiederum Irreführung, und obendrein „Häufung" von Präpositionen. Den eben angeführten Beispielen reihe ich noch andere an: „Mit von Thränen beinahe erstickter Stimme begann sie." „Mit über der Brust gekreuzten Armen verneigt er sich."

10. „Es ist seltsam, wie vorsichtig in Betreff des zu Lernenden die jungen Leute, ja die Kinder heute sind. — — Ihr Credo entspringt einem Radicalismus, den sie mir gegenüber offenbar nicht zum ersten Male produciren, sondern bereits von zu Hause mitgebracht haben."

Den Schluß des Satzes betrachtet der Verfasser als drittes Beispiel von Irreführung und Häufung.

Wenn Jemand auf die Frage: „Woher kommen Sie?" mit „von zu Hause" antwortet, so kann hierin unmöglich eine Irreführung liegen.

Die vom Verfasser an dieser Stelle geäußerte Besorgniß, die Tagespresse könne sich bei dergleichen auf meine Autorität berufen, ist eine gegenstandslose, da es für so bekannte Dinge überhaupt keiner Autoritäten bedarf. Die „Nationalzeitung" vom 13. Sept. 1888 schreibt: „Das Basler Polizeidepartement ist darum angegangen worden, Nachforschungen darüber walten zu lassen, ob die Mittheilungen der Tagespresse über den Schmuggel von in Deutschland verbotenen Druckschriften auf Thatsachen beruhe." Fände sich das Gesperrte im Erlasse der Behörde selbst, so wäre Herrn Dr. Trendelenburg zufolge dem betreffenden Beamten hier „irreführende Trennung der Präposition von ihrem Casus und Häufung derselben" zum Vorwurf zu machen. Ich glaube jedoch, kein Beamter, wenn er wegen der Angelegenheit im Parlamente Mittheilungen zu machen hätte, würde Bedenken tragen, die beiden Präpositionen so nebeneinander zu belassen. Allerdings aber, ob man sich, wenn eine Staatsschrift hohen Stiles abzufassen wäre, dieses Gebrauches nicht vielleicht doch enthalten würde, wäre eine andere Frage.

Es gibt eine doppelte Art, Gedanken in Sprache umzusetzen, die ich in einem Vergleiche die baumeisterliche und die ingenieurmäßige, oder, anders gewandt, die architektonische und die constructive nennen will. Der Dichter, der Geschichtschreiber, der zum Volke redende Fürst, um nur diese drei zu nennen, werden als Architekten nur die edelsten Bestandtheile der Sprache nach wohlbedachten Maßen zusammenfügen; sie werden stets den Eindruck auf den betrachtenden Sinn des Menschen im Auge behalten, und ihr Werk wird mit dem Anspruche dastehen, wie für immer dauernd aufgerichtet zu sein. Der Ingenieur dagegen dient rücksichtslos dem Bedürfnisse des Tages; seine Absicht ist, in concreter Technik zum Zwecke zu kommen; die Rücksicht auf Schönheit und Dauer würde ihm vielleicht sogar als tadelnswerther Ueberfluß erscheinen müssen. So dem, der für den Tag, oder für die Stunde nur, redet oder schreibt. Der Parlamentsredner, der Journalist wird sich wohl hüten, durch hervortretende Rücksichtnahme auf die Schönheit der Sprache den Eindruck seiner Mittheilung abzuschwächen. Sein Zweck ist, kurz, eindringlich und natürlich zu sprechen. Die allerschlichteste Sprache des Tages muß ihm zuweilen Mittel liefern, und je mehr er sich ihr anbequemt, um so fester darf er in manchen Fällen auf Erfolg rechnen.

11. „Eine öffentliche Versammlung mit beliebiger Betheiligung."

Der Verfasser fragt, was das sei.

12. „Wir sollen fühlen, daß es in den antiken Seeschlachten ziemlich so zugegangen sei wie heute."

Hier möchte der Verfasser zu „ziemlich" ein Fragezeichen setzen.

Der Gebrauch dieses Wortes im Sinne von „beinahe" oder wie man es weiter umschreiben könnte, ist bekannt.

13. „Unsere heutigen Historiker, deren besondere Domäne Rom ist, sehen die zeitige Vernichtung dieser Stätte mit gleichgültiger Resignation sich vollziehen."

Der Verfasser versteht „zeitig" nicht. Ein gebräuchliches Wort. „Der zeitige Rector."

14. „Es erscheint weder möglich, noch sogar wünschenswerth."

Auch hier nach „sogar" ein Fragezeichen.

Man würde französisch même oder qui plus est sagen. „Sogar" drückt eine Steigerung aus.

15. „Wir wollen endlich einmal aufhören, die antike Welt nur aus ihr selbst zu verstehen, sondern unser heutiges Dasein unbefangen zu ihr in Vergleich bringen".

Auch hier ein Fragezeichen.

Allerdings bedarf es für „sondern" eines negativen Vordersatzes, allein es ist erlaubt „wir wollen endlich einmal aufhören" im Sinne etwa von „wir wollen nicht länger fortfahren" im verneinenden Sinne zu fassen.

16. „Die Urrömer mögen so etwas vom Wesen der ersten californischen Ansiedler gehabt haben. Wir lesen von „Clans" und „Cantonen", um die damaligen Verhältnisse zu bezeichnen: Begriffe also, die Schottland und die Schweiz liefern müssen" u. s. w.

Der Verfasser hebt „lesen" und „um — zu" hervor, als könne man diese beiden Worte in einen falschen Causalverband bringen. Schon der Umstand, daß „Clans" und „Cantone" zwischen Häkchen gebracht worden sind, deutet an, daß der Nachsatz „um zu — bezeichnen," nur eine Erklärung der beiden Worte enthalte. Ich glaube, daß ein Mißverständniß, was gemeint worden sei, hier nicht eintreten könne.

17. „Deutschland, Griechenland und Italien wurden die Wohnsitze dieser Völker, die in Sprache, Sitte und Denkungsart eng verwandt, gewisse Bedingungen, unter denen sie sich sowohl im Zusammenhange als wiederum aber auch getrennt fühlten, vielleicht mitgebracht hatten."

Der oben schon einmal herangezogene Satz. Warum das zur Verstärkung des Gegensatzes eingeschobene „wiederum aber auch" beanstandet werde, weiß ich nicht.

18. „Die Mangelhaftigkeiten, welche auch bei dem Niederschreiben der Hefte und deren Ausarbeitung hervortreten, werden von den Studenten selbst empfunden."

„Mangelhaftigkeiten" und „Hefte" werden angestrichen.

Mangelhaftigkeit (im Plural gebraucht, wenn Mangelhaftigkeit nach verschiedenen Richtungen gemeint ist) wird besonders angewandt, wenn es sich um den Stil handelt. „Das Heft" bezeichnet auf Universitäten die Niederschrift, welche

der Studirende während eines Semesters nach einer Vorlesung macht. „Die Hefte" beziehen sich auf Niederschriften nach verschiedenen Vorlesungen. Auf den Gymnasien sind „die Hefte" die Schreibbücher der Schüler.

19. „Die Zeit des classischen Französisch scheint für den Franzosen vorüber und für uns wenig Gewinn dabei, es sich anzueignen."

Angestrichen werden „uns" und „sich".

„Sich aneignen" ist hier als geschlossener Begriff zu fassen. Man würde im gleichen Sinne sagen, „Fremdes Gut sich anzueignen ist uns verboten." d. h. nicht bloß mir und dir, sondern der Menschheit.

20. „Was nöthigt uns, sich dessen zu erinnern."

Auch hier werden „uns" und „sich" angestrichen.

Dies Beispiel zeigt noch deutlicher, in welchem Sinne ich „uns" in Nro. 19 gebrauche. „Sich im Unglück gegen Freunde aussprechen zu dürfen, ist ein großer Trost für uns."

21. „Ohne Zweifel wußten Aristoteles und Plato Vieles nicht, was jeder Student heute lernen kann; diese ihre Unbekanntschaft mit dem heutigen Lehrstoffe aber hinderte nicht, daß ihre Schriften heute auf die leiseste Gedankennüance hin nicht sorgfältig von Neuem geprüft würden."

Und 22. „Bei manchem unter meinen Zuhörern habe ich die seltsame Unfähigkeit wahrgenommen, das Wichtige vom Nebensächlichen nicht unterscheiden zu können."

Der Verfasser streicht in beiden Sätzen die doppelte Negation an.

Sollten wir, wenn in einem der Briefe Goethe's an Schiller von Dingen die Rede ist, „von denen Niemand nichts weiß", ebenfalls in Zweifel gerathen, was er habe sagen wollen? Es ist im Deutschen unter Umständen erlaubt, ja geboten, die Negation zu wiederholen. Wenn Jemand bei dem Satze, „Meine Augen leiden an der Unfähigkeit, gewisse Farben nicht unterscheiden zu können", das „nicht" fortließe, so würde das auffallen. Die Verdoppelung der Negation erfolgt nach dem Gefühle des Sprechenden. Schwanken darüber, ob das Gesagte verneinend oder bejahend aufzufassen sei, könnte zuweilen möglich sein, in meinen vom Verfasser angeführten Sätzen aber nicht. Sollen zwei Negationen bejahenden Sinn ergeben, so ist diese Absicht durch besonders sichtbare Wortstellung ausdrücklich anzudeuten.

Die „Blüthenlese" ist hiermit erschöpft.

Sei auch mir ein Wort der Kritik gestattet. Herr Dr. Trendelenburg spricht sich in seinem Artikel mit einer gegen den Schluß hin sogar ziemlich stark hervortretenden Schneidigkeit aus: seine eigentliche Meinung aber tritt keineswegs ebenso scharf hervor. Was „Ungebundenheit" und „an Gesetzlosigkeit streifende Freiheit" 2c. sei, wird weder erklärt, noch aus der Blüthenlese klar. Verstehe ich ihn recht, so meint er, Jeder, der Deutsch schreibe, auch der gute Schriftsteller, werde durch eine der Deutschen Sprache innewohnende Mangelhaftigkeit genöthigt, regellos zu schreiben; es liege nicht in seiner Macht, mehr oder weniger exakt zu schreiben, sondern es walte ein gewisser Zufall. Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich irre: es ist mir nicht möglich gewesen, dem Aufsatze des Dr. T. etwas Anderes zu entnehmen. Und zwar habe ich ihm deshalb ganz besondere Auf-

merksamkeit gewidmet, weil er in Ton und Fassung den Eindruck macht, als spreche hier möglicher Weise unus pro multis.

Sollen gegen eine Sprache, sei es nun die Deutsche oder eine andere, Bedenken erhoben werden, welche ihre Tüchtigkeit zu litterarischen Zwecken betreffen, so kann es sich nur um Begründung des einzigen wirklichen Vorwurfs handeln: um ihre Unbrauchbarkeit, der höchsten Gedankenarbeit des Volkes zu dienen. Würde sich Jemand entschließen müssen, statt seiner Muttersprache eine andere zu wählen, welche seine Gedanken besser und genauer zum Ausdruck brächte, so läge darin ein ernster Grund, ihre Brauchbarkeit überhaupt zu bezweifeln. Was in einer Sprache mangelhaft sei, müßte bei dieser Probe hervortreten, Alles was einer Sprache zum Lobe nachgesagt werden könnte, sich auf die exacte und schöne Erfüllung dieser hohen Aufgabe beziehen. Wie nun ist Dr. Trendelenburg zu Werke gegangen, um Stellen meines Aufsatzes ausfindig zu machen, welche jene von ihm behaupteten Mängel der Deutschen Sprache beweisen? Nirgends bei all den zweiundzwanzig Fällen hat er die Sprache als Ausdruck feinerer Gedankenunterschiede im Auge. Nirgends fragt er, ob das, was ihm bei meiner Diction auffallend ist, nicht dem Bestreben entsprungen sein könnte, Gedanken mit besonderer Schärfe auszudrücken.

II. Das heutige Deutsch.

Die Deutsche Sprache ist eine lebende und ist unsere Muttersprache. (Die lateinische ist weder das Eine noch das Andere.) Dies sind die Gesichtspunkte, von denen aus, wenn es sich um Schule handelt, sie zu betrachten ist. Seine Muttersprache empfängt der Mensch als Gabe der Natur und gebraucht sie nach Gutdünken; eine todte Sprache lernt er, prägt sie sich ins Gedächtniß und gebraucht sie nach Maßgabe gelehrter Regeln.

Die Deutsche Sprache, die wir sprechen und schreiben, beginnt in Luther's Bibelübersetzung. Die Beschäftigung mit der Sprache früherer Jahrhunderte gewährt Denen, die in ihr zu Hause sind, geistigen Genuß und Förderung; für die Ausbildung unseres modernen Stilgefühls ist sie weniger werthvoll als Latein und Griechisch.

Um zu ermessen, was Luther in seinem Bibelwerke leistete, braucht man nur die in seinen früheren Schriften und Briefen vorkommenden Verse mit der späteren definitiven Uebersetzung zu vergleichen.

Luther's Bibel ist den Deutschen ins Blut gedrungen. Unendliche Arten, zu sprechen und zu schreiben, sind immer neben ihr lebendig gewesen, sie aber hat sie alle überlebt, und ihre Ausdrucksweise ist selbst in den katholischen Theilen Deutschlands an die Stelle der da herrschenden Dialecte und Sprachmanieren getreten.

Luther's Bibel auch war es, die nach den Zeiten des dreißigjährigen Krieges eine Sprache lebendig hielt, in der die norddeutschen Länder sich verständigten, und die verhinderte, daß das den eigentlichen Sitz des Protestantismus beherrschende Platt sich zu einer Schriftsprache erhob, die eigenen Bestand gewonnen und die Trennung Deutschlands vielleicht unheilbar gemacht hätte. Luther war

Theologe, und Staatsmann. Er fühlte bei den öffentlichen Angelegenheiten heraus, wie das Publicum sie auffasse und welche Entscheidung zu geben sei. Was man von ihm begehrte und von ihm fürchtete und von ihm empfing, war das unbarmherzige Tageslicht, mit dem er in die menschlichen Geheimnisse hineinleuchtete, und zugleich ein sicheres Recept, auf den Weg der Gesundheit zu kommen. Diese Kraft und Tageshelle strahlt uns aus seiner Sprache entgegen. Hutten war gewiß ein gebildeter, ja gelehrter Adliger; man vergleiche sein Deutsch mit dem Luthers: wie behindert und ungelenk Hutten geschrieben zu haben scheint, wie langwierig und planlos seine Satzbildung ist im Vergleich zu Luther's durchgearbeitetem Aufbau der Sätze und Gedanken.

Von Luther gehen wir nun gleich zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts über, denn was dazwischen liegt, ist uns für die heutige Sprache entbehrlich. Sogar Klopstock trägt nichts Fruchtbares mehr in sich, wenn wir das Bedürfniß des neuesten Tages in Betracht ziehen. Gellert, bei dem Goethe lernte, und Wieland, auf dessen Sprache Goethe die des achtzehnten Jahrhunderts zurückführt, enthalten für heute nichts. Die Schriften und die Person erscheinen uns als abgethan. Der Oberon, dem Goethe in berühmten Worten Unsterblichkeit verhieß, hat heute etwas von einer geschickten Uebersetzung aus dem Französischen, etwa des Gresset, und ich zweifle, ob man mit der öffentlichen Lectüre der besten Stellen des Gedichtes Zuhörer festhalten würde.

Lessing, Winckelmann, Herder und Goethe haben nach Luther unsere heutige Prosa geschaffen.

Winckelmann kommt für den Schüler nicht in Betracht, aber der Lehrer muß ihn kennen. Winckelmann's Briefe zeigen die moderne Art, sich individuell der Stimmung des Momentes hinzugeben, seine Existenz aber ist zu complicirt, um von jungen Leuten gleich begriffen zu werden. Es bedarf eigener Erfahrung dafür. Die Prosa seiner Kunstgeschichte zeigt den Versuch architektonischen Aufbaues der Sprache zu dauernden Massen. Die italienische, neben den classischen, hatte ihn auf den Unterschied hingewiesen. Winckelmann glaubte anfangs die seines neuen Vaterlandes ziemlich inne zu haben: in Rom bei längerem Aufenthalte erst merkte er, wie schwierig es sei, ein für Bücher geeignetes Italienisch zu gewinnen. Er spricht sich darüber in seinen Briefen aus. Als er sich entschloß, in Deutscher Sprache antike Statuen zu beschreiben und ihm das schwer fiel, formte er sich ein neues brauchbares Deutsch für seine Zwecke, das keine Nachahmung bei uns gefunden hat. Winckelmann ist auch deshalb so wichtig, weil er Lessing, Herder und Goethe den Stoff zu Schriften lieferte, die innerhalb unserer Literatur zu dem gehören, was an erster Stelle steht und die für den Unterricht von besonderem Werthe sind.

Lessing's Deutsch war von anderer Herkunft als das Winckelmann's; sie haben gemeinsam, daß die Lectüre der classischen Lateiner ihnen beiden jenen Laconismus verlieh, der, meiner Erfahrung nach, überhaupt nur von dieser Seite her zu gewinnen ist. Lessing lernte in Leipzig die sächsische aber etwas altmodische Eleganz des damals besten Deutsch kennen, dann jedoch wurden die geistreichen Berliner Freunde, zuletzt aber die in ihrem Auftreten kurz angebundenen Officiere der Friedericianischen Armee sein Umgang. Dazu trat das Fran-

zösische, das in dem von der französischen Colonie ziemlich beherrschten Berlin für ihn zur zweiten Muttersprache ward. Ohne Voltaire, ohne Pascal's Lettres provinciales ist auch Lessing's wissenschaftliche Prosa nicht voll zu würdigen. Lessing schreibt so, daß kein Wort fehlen dürfte ohne eine empfindliche Lücke zu hinterlassen. Nicht einmal an einer anderen Stelle dürfte es stehen. Er muß an seinen Sachen mit unermüdlichem Fleiße gesessen haben. Dennoch klingt seine Prosa wie seine Verse etwas veraltet. Sie entsprechen nicht mehr dem, was unser Auge, auch nicht dem, was unsere Zunge verlangt.

In geringerem Maße ist dies bei Herder der Fall, und trotzdem liest sich seine Prosa weniger leicht als die Lessing's. Bei Lessing läßt uns der Verstand nie im Stich, bei Herder dagegen durchdringt überquellendes Gefühl die Sätze oft stärker als wir heute ertragen. Dazu kommt, daß wir, Herder's fast entwöhnt, heute erst zu ihm zurückkehren. Ueber Herder ist letzter Zeit so viel gesagt worden, daß ich nur Bekanntes wiederhole, wenn ich auf die Quellen seines Stiles hinweise. Die lebendige Sprache des Predigers, der durch keine Einrede unterbrochene Redefluß formten ihn. Winckelmann schreibt wie Jemand, der zu sich selber spricht; Lessing wie ein Disputant, der jeden Augenblick auf einen Einwurf gefaßt ist; Herder strömt seine Gedanken aus im Vertrauen darauf, jeden Widerspruch mit fortzuschwemmen. Zugleich aber hat er auch das zum Unterschiede von Lessing wie Winckelmann, daß er nicht von einem angeborenen Dialekte ausging, sondern mit einer farblosen Büchersprache sich behelfen mußte, die er freilich völlig beherrschte und in die er seine Leidenschaft hineingoß. Herder's Sprache hat etwas Wogendes, Ueppiges, Musikalisches. Wenige haben so viel Einfluß auf Goethe gehabt als er. Goethe zugleich wieder auf ihn. Goethe hat in das übermächtig Verfließende der Herder'schen Prosa öfter vielleicht als wir wissen eine gewisse Structur gebracht und den inneren Knochenbau der Gedanken außen mehr hervorzutreten genöthigt. Herder ist bei Weitem originaler als Winckelmann und Lessing, was die Sprache als Stoff betrachtet anlangt. Er ist reicher als sie. In Nichts ist er veraltet, aber seine Stimmung mit der unseren zuweilen nicht im Einklange.

Goethe ist der, auf den unsere heutige Sprache im weitesten Umfange zurückgeht. Die seinige hat in Allem Nahrung gefunden, was aus allen Ländern und Epochen um ihn her lebendig war. Wir verfolgen den Eindruck lebhaften Gespräches mit Leuten jeder Art durch sein Leben hindurch und ebenso den Wechsel des Aufenthaltes in Jugend und Alter. Englisch, Französisch, Italienisch waren von Einfluß auf ihn, Griechisch eignete er sich an, Latein war ihm geläufig, die Deutschen Mundarten nahm er in sich auf: Nichts, das nicht Spuren hinterlassen hätte und zugleich nicht doch der Uebermacht des eigensten Wesens Goethe's unterlegen wäre. Dante, dem nur Lateinisch, Provençalisch und Französisch zu Gebote standen, wandelt wie ein monotoner Fußgänger neben ihm, Shakespeare, der Französisch und vielleicht Italienisch kannte, übertrifft ihn im Reichthume seiner Bilder bei Weitem, dichtete und schrieb aber doch nur in einer Richtung und prägt seiner Sprache den Stempel gerade seines Wesens oft zu scharf auf. Klingt Voltaire's Diction unserem Ohre als im gleichmäßigen Flusse ihrer unanfechtbaren Correctheit bei zu gleichmäßigem Tonfalle sich fortbewegend, so hat

Goethe dagegen die Macht besessen, Deutsch in unendlichen Abstufungen zu schreiben, und doch wieder so, daß man gleich herausfühlt, er sei es gewesen, der die Feder führte. Und so ist es gekommen, daß, von Winckelmann zu schweigen, Lessing und Herder heute keine Schüler mehr haben, während die, welche Deutsch schreiben wollen, so viel auch zwischen Goethe und unseren Tagen von Nachfolgenden geschrieben worden ist, auf Goethe zurückgehen und ihn als Muster anerkennen. Goethe's letzte Aeußerungen sind, wenn auch die Umständlichkeit des Achtzigjährigen sich nicht verleugnet, den Satzaccenten nach so geschrieben, wie die Besten heute schreiben möchten.

Unsere Literatur ist voll von Schülern Goethe's, was die Schreibart anlangt, nicht aber sind sie alle, um ein Bild zu brauchen, zu gleicher Zeit in den ungeheuren Palast eingetreten, mit dem man Goethe vergleichen könnte, ein Palast,. der, um bei dem Bilde zu bleiben, mit den Jahrzehnten durch Anbauten immer weitere und umfassendere Gestalt annahm. Goethe's Sprache hat in den Epochen seines Lebens sehr verschieden gelautet und geklungen. Einer von denen, die ihn in seinen Anfängen zum Muster nahmen, war der Maler Müller, der seine Diction zu wunderbar malerischer Kraft steigerte. Diese erste Sprache Goethe's, wie er sie vor dem Fortgange nach Weimar schrieb, hat eine gewisse, quellende, leidenschaftliche Fülle, auf die Pindar Einfluß hatte. Mit denselben Farben, noch reiner und voller den lyrischen Schwung der Griechen in sich aufnehmend, hat Hölderlin geschildert. Einiges von seinen Sachen, besonders die Prosa seines Romans Hyperion, ist von entzückender Schönheit der Melodie. Mit ähnlicher Palette malt Heinse, dessen Romancapitel, die der Deutsche Merkur brachte, an die Malerei Tizian's erinnern[1]). Man vergleiche Platen, einen der letzten Schüler Goethe's, der sich den Duft der persischen Poesie und die reine Linienführung der Griechen aneignen wollte, mit Hölderlin: wie wenig er gegen diesen vermag.

Goethe hat in der Mitte seiner Laufbahn zwei große Schüler gehabt, die die früheren und späteren überboten: Schiller und August Wilhelm Schlegel.

Ohne Schiller hätte Goethe den ganzen Schatz seiner Erfahrungen, die Schriftstellerei anlangend, niemals so zusammengefaßt, wie er zu Schiller's und seinem eigenen Vortheil that. Schiller's Anfänge hingen zum Theil mit Goethe's Anfängen zusammen; aus sich selber hatte er das glänzende rhetorische Element, das Goethe und Lessing fehlte, und das bei Herder anders geartet war; denn Herder blieb immer der Theologe, auch wo er Geschichtsschreiber ist, Schiller stets politischer Historiker, auch wo er Philosoph ist. Vieles in ihrer Natur aber glich sich doch, und darin auch wohl lag die Ursache, daß Herder und er sich abstießen. Schiller hatte viel mehr die Gabe, scharf zu lernen, als, wie Goethe, sanft in sich aufzunehmen. Was Schiller Shakespeare verdankte, vermittelte ihm

[1]) In Welker's Leben Zoega's sind einige Jugendbriefe Zoega's mitgetheilt. Hier tritt uns ein als Schriftsteller unbedeutender junger Mensch entgegen, den wir unter dem Einflusse der jugendlichen Goethe'schen Diction stehen sehen. Später verliert sich das ganz bei ihm. Jacobi's Woldemar läßt uns eine krankhafte Nachahmung Werther's erkennen, die heute dadurch besonders fatal wirkt, daß wir die Absicht sehen, den Anschein des Zusammenhanges zu vermeiden. Das gleichzeitige Publicum bemerkt solche Nachahmungen des Stiles fast niemals.

Goethe mehr, als daß es direct aus der Quelle geschöpft worden wäre. Schiller's Deutsch hat deshalb das, was ich, oft darin mißverstanden, das Farblose nenne. Sie ist ihm das reinste, sicherste Werkzeug, drängt sich nirgends aber durch Besonderheit des sprachlichen Stoffes hervor. Auch entwickelt er sich nicht, wie das Goethe's bis zuletzt that, sondern bleibt, auf einer gewissen Stufe der Vollkommenheit angekommen, von gleichmäßiger Klarheit. Man lese einige Stücke des Bandes durch, in dem Schiller's kleinere Aufsätze zusammenstehen: immer dieselbe volle, großartige Instrumentation; man nehme dagegen die zusammengedruckten Recensionen aus Goethe's Feder vor: wie jedes Stück da als unter besonderen Umständen geschrieben uns anmuthet. Das gleiche Verhältniß waltet in den Briefen, die Beide wechseln. Schiller's Nachahmer sind dann in das Allzuflüssige, Ueberschwängliche, fast Inhaltslose verfallen, während die Goethe's ins Trockene, Gezackte, Geistreiche sich hineinarbeiteten. Körner, Vater und Sohn, suchten mit Schiller's sprachlichen Elementen zu wirken. Heute bildet sich Niemand mehr nach ihm. Die Kraft der Sprache Schiller's liegt vielmehr im Rhythmus seiner Sätze als in der Wahl seiner Worte, und Alles läßt sich nachthun und nachahmen, nur Kraft und Klarheit nicht. Die muß man mitbringen, und wer sie nach Mustern sich anzueignen sucht, verliert sich in leerer Pracht und Bombast. Bombast ist uns heute gefährlich. Die neueste Schule der voll ausgießenden Begeisterung bringt ihre Diction mit der Schiller's gern in Verbindung. Bei Schiller aber bilden die Gewänder und Vorhänge deshalb prächtige große Falten, weil der Sturm wirklich hineinbläst, während heute sehr viel Tapezierarbeit thätig ist, dieses künstlich arrangirte heroische Faltenwerk herbeizuschaffen, das kein frischer Luftzug hervorgebracht hat, der es zerstören würde.

Schlegel hat auf die Deutsche Sprache so großen Einfluß gehabt und übt ihn noch aus, weil er für Shakespeare's Verse die Sprache schuf, die ihnen entspricht. Man muß die früheren Versuche hier wohl in Betracht ziehen: wie wenig Voß und Schiller und selbst Goethe hier geleistet haben! Nur Herder zeigte sich als Jemand, der als Uebersetzer mehr vermocht hätte als sie, aber er beschränkte sich auf wenig Proben. Schlegel dagegen machte sich Goethe's geläuterte Sprache, die dessen Tasso ihm darbot, zu Nutze und schnitt dem großen Britten aus Deutschem Stoffe eine Gewandung zu, die ihm wie angegossen saß. A. W. von Schlegel wird heute unterschätzt. Unsere moderne Art, Geschwätz der Mitlebenden manchmal zur Grundlage der historischen Anschauung zu machen, hat uns dahin geführt, zu übersehen, was er für die Sprache that. Während sein Bruder Friedrich ein durch öffentliche Vorträge etwas flüssig gemachtes Gelehrtendeutsch schrieb, wie es classische Studien damals verliehen, hatte August Wilhelm im Umgange mit Frau von Staël und deren Kreise, die ihn widerwillig gelten lassen mußten, eine freie, reingehaltene Sprache gewonnen, die seinen Werken Bestand und Würdigung erhalten wird. Eine bessere Schule als Frau von Staël, Benjamin Constant und Sismondi damals in geistigen Dingen boten, war nicht denkbar. Und nun, nachdem er das durchgemacht, sog Schlegel sich an Goethe fest und brachte die unübertrefflichen Uebertragungen Hamlet's, Julius Cäsar's, Othello's und der anderen vornehmsten Stücke Shakespeare's zu Stande, die wie Deutsche Originaldichtungen eingriffen, und gegen die Tieck's und der Seinigen sich später

anschließenden weiteren Verdeutschungen nicht aufkommen. Wie viel usurpirten Ruhm hat Tieck seiner Zeit sich zusammengearbeitet! Wie trat A. W. Schlegel gegen ihn einst zurück! Wie völlig aber ist Tieck heute abgethan. Er versinkt in die Stellung eines geschickten Schriftstellers, der auf Kosten seiner Freunde emporkam und als geriebener Vorleser den Glauben erweckte, den Virtuosen so leicht erregen, als ob er so oder so an der Entstehung der Dinge betheiligt gewesen sei, die er ergreifend vortrug. Für die Deutsche Sprache ist Tieck ohne Frucht geblieben.

Es ist nicht leicht, aus der Masse der von der chronologisch-katalogisch verfahrenden Literaturgeschichte aufgezählten Autoren diejenigen loszulösen, deren Arbeit für die Fortentwicklung der Deutschen Sprache wirklich von Belang gewesen ist. Mancher Name, der inmitten umfangreicher Werke thront, war ohne Klang und Widerhall. Nehmen wir die Mitarbeiter an den Horen, die „ersten Schriftsteller", an die Schiller mit „unbegrenzter Hochachtung" sich wegen der Mitarbeiterschaft wandte: was sie heute gelten. Selbst Wilhelm von Humboldt's Prosa erscheint heute glanzlos und seine Poesie ohne das innere Leben, das den Uebersetzungen Voßens (auch denen, die Voß nach der des Homer machte) doch niemals fehlte. Voß hatte dem griechischen Hexameter vollen Eingang in die Deutsche Sprache geschaffen, nachdem Klopstock sich vergebens abgemüht. Goethe aber erst, nachdem er in Hermann und Dorothea, Alexis und Dora und den römischen Elegien den Hexameter gebraucht, hat ihm das Bürgerrecht erworben, das Voßens Luise allein vielleicht nicht zu verdanken gewesen wäre. Was er und Schiller darin geleistet hatten, ist von keinem der Späteren übertroffen worden; die griechischen Maße sind lebendig geblieben und vom Genius der Sprache als unser Eigenthum angenommen worden. Ohne Voß, Schiller und Goethe würde Niemand heute antike Verse noch nachbilden. Diese Aufnahme und Nachahmung der Alten, auch in der Prosa, hat zu Anfang dieses Jahrhunderts die Nachahmung der Franzosen so völlig ersetzt, daß man deren Spuren heute als original Deutsch anzuerkennen geneigt ist, nur weil man von den wahren Urhebern nichts mehr weiß. Und so hat man in den späteren, unserer Zeit näher liegenden Jahrzehnten Alexander von Humboldt's blendende Prosa kaum auf ihren Ursprung verfolgt, die dieser sich doch auf demselben Wege wie A. W. v. Schlegel die seinige erwarb. Den Franzosen lernte Humboldt die Kunst ab, wohlgebaute Perioden aufzuführen und mit brillanten Adjectiven zu wirken. Er verdankt ihnen den rhetorischen Glanz, den auch sein Bruder gern besessen hätte, der sich an Schiller hielt. Der letzte dieser Schule war, was die Prosa anlangt, Varnhagen. Heute zählt sie keine Vertreter mehr.

Ein Element, das Goethe und Schiller sprachlich gleichgültig blieb, war das Deutsch der ältesten Jahrhunderte. Ins dreizehnte Jahrhundert gingen sie nicht zurück. Tieck führte das „Altdeutsch" zuerst ein, und daher die Verehrung der früheren Germanisten für ihn. Goethe hat seiner Zeit wohl die Nibelungen gelesen und sehr hoch geschätzt, ihrer Sprache aber keinen Einfluß auf die seinige gegönnt, ebenso wenig A. W. Schlegel. In den Romantikern der zweiten Generation dagegen waren gegen die Schlegel, die nach Schiller's Tode die Deutsche Sprache, der Eine schöpferisch, der Andere als Kritiker, commandirten,

eine Reihe bedeutender Talente aufgestanden, die nur Deutsch sein wollten und sich auf Goethe's Götz und Faust beriefen. Goethe's natürliches Wohlwollen bestand die Probe, als Haupt dieser vaterländischen Schule zu fungiren, nur mit Mühe. Arnim, Brentano, die Grimm's, Kleist, Uhland und später Rückert fanden bei aller Verehrung für ihn die volle Förderung seinerseits nicht, die Schiller einst Schülern und Nachahmern zu Theil werden ließ. Zeitverhältnisse trugen an dieser ablehnenden Haltung mit die Schuld, traten aber doch nur hinzu, um sie zu verschärfen. Auf den Stil dieser Jüngeren wirkten Elemente ein, die Goethe ja schon viel früher durch Herder zugeführt worden waren, aber denen er sich nicht untergeordnet hatte wie sie. Die ungeheuere Weite des Horizontes ließ bei Goethe das Einzelne stets zurücktreten. Goethe hatte das Gefühl, als ob die Verehrer früherer Zeiten das Deutsche Volk zwingen wollten, den Schritt gleichsam in sie zurückzulenken. Die Stilanalyse der Romantiker gewinnt heute größere Bedeutung, weil die allgemeine Aufmerksamkeit sich ihnen wieder zuwendet, und dabei hervortritt, auf welchen Wegen jeder einzeln zu den Nüancen seiner Schreibweise gelangte. Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß sie ihr Wesen mehr aus der Literatur entwickelten und in das Volk hineinzutragen bestrebt waren, als daß es, wie bei den Leuten des Sturmes und Dranges einstmals, allgemeinen, das Volk durchziehenden Strömungen entquollen und so auch vom Volke wieder aufgenommen worden wäre. Die ganze Richtung verlor sich in die Gelehrsamkeit. Daher die lebendige Kraft, mit der Goethe's 1808 zum ersten Male durchdringender Faust aus den Werken der Romantik herausragt. Goethe beherrschte durch den Westöstlichen Divan endlich auch die letzten, wieder anders gearteten Romantiker.

Eine entscheidende Ueberwindung des Goethe'schen Einflusses trat erst nach seinem Tode ein, als die Blicke des Volkes Dichtung und dichterische Weltanschauung unter anderm Lichte ansahen und Politik und pragmatische Geschichtsforschung und Philologie die herrschenden Elemente wurden.

Aber auch die Prosa, die jetzt aufzukommen begann, ist der heutigen Generation schon wieder fremd geworden. Bis dahin waren die vaterländischen Interessen bei uns schriftlich verhandelt worden. Oeffentliche Vorträge hielten nur die Professoren. Zu Versammlungen oder in Versammlungen sprechen zu können, gehörte nicht zu den Eigenschaften eines Deutschen Mannes. In den süddeutschen Ländern traten zuerst Verfassungen ein, die etwas wie „Reden" möglich machten, und der Einfluß dieser neuen Art, Gedanken Ausdruck zu geben, stammt von daher. Gervinus' Literaturgeschichte war das erste in dieser neuen Diction gegebene, durchschlagende Buch. Es klingt wie die Niederschrift eines an die Nation gehenden dictirten Berichtes. Es war etwas Neues. Ein Stil, der keiner ästhetischen Forderung gerecht werden will: nur verständlich und deutlich zu sein, ist Gervinus' Wunsch. Der Anklang sowohl als die Antipathie, denen das Buch begegnete, erklären sich hieraus. Nehmen wir als Gegensatz zu diesem nach Norddeutschland verpflanzten Süddeutschen den Stil Dahlmann's, der, aus Kiel nach Göttingen kommend, immerhin mehr nach der Mitte Deutschlands heraufrückte. Auch hier „der Bericht" als maßgebend. Auch Dahlmann schreibt für das Ohr und nicht für das Auge. In seiner Englischen Geschichte, und in seiner Französischen

Revolution gar, fühlt man den Einfluß fremder Muster, besonders in der letzteren, wo das Brillante der gleichzeitigen französischen Schreibart durchleuchtet.

Indem ich diese Beiden nenne, sage ich zugleich, daß von jetzt ab den Zeitungen — nicht wie früher den Zeitschriften — die Fortbildung des Niederschlages des lebendigen Wortes zufiel, und daß das Jahr 1848 diese Mission bestätigte. Lamartine's Geschichte der Girondisten war wohl das letzte französische Werk, das auf unseren historischen Stil Einfluß hatte, nun trat Macaulay's englische Geschichte ein: eine unaufhörliche Folge von einfachen Sätzen, Vordersatz und Nachsatz als maßgebende Structur. Ehe dieser Reporterstil völlig an Stelle der gewundenen, fließenden französischen Art trat, bedurfte es Zeit; heute ist sein Sieg vollendet. Von französischer Schreibweise haben wir kaum noch Etwas an uns, in englisch-amerikanischer ist uns dagegen ein so bedeutender Zuwachs gekommen, daß wir heute, noch unter dem Einflusse dieser Manier, den Umfang kaum ermessen, in dem wir ihr unterthänig geworden sind.

Daneben nun aber als Zeichen unserer dichterischen Diction, die umfassende Herrschaft Shakespeare's, getragen vom politischen Inhalte seiner Stücke und ebenfalls heute noch nicht zu ermessen, weil wir noch mitten in ihr drinstecken. Gervinus' Buch über ihn machte die Begeisterung für den großen Engländer, die bis dahin (bei beschränktem Bedarfe an Exemplaren der Schlegel'schen Uebersetzung) mehr von einer Gemeinde ausging, zur Sache der Nation. Goethe und Schiller wurden von ihm zurückgedrängt; Kleist hatte er überhaupt nie aufkommen lassen. Die Sehnsucht nach Freiheit und politischer Energie machte seine Werke wie zu einer Bibel der aufstrebenden, nach Thaten begierigen Jugend. Umfangreichere Aufführung der Werke Shakespeare's gehörte 1848 zu den Forderungen des Volkes. Shakespeare herrscht heute unumschränkter als je Goethe bei uns gethan. Er liefert unserem erwachenden Drama die Worte, die Form der Bilder, ja die Gedanken. Er hat es dahin gebracht, daß Goethe uns als zu ruhig, Schiller uns überladen erscheint: seiner Manier bequemt sich bei uns die Welt willig an, und es scheint noch kein Ende der Herrschaft bevorzustehen. Wer auch wollte behaupten, daß Shakespeare's Reichthum veralten könne oder zu erschöpfen sei? Er scheint Alles zu umfassen, was von anderen Dichtern, allesammt oder ein einziger genommen, den man ihm gegenüberstellte, hervorgebracht worden war, oder, die Sache als Möglichkeit in die Zukunft versetzt, hervorzubringen sei. Und dabei ziehe man in Betracht, wie viel Papier in jedem neuen Jahre mit Uebertragungen oder Originaldrucken seiner Werke bedeckt über die ganze Welt hin in Umlauf gesetzt wird und vergleiche damit die Beträge früherer Jahre oder Jahrzehnte.

Es ließe sich eine schöne Liste von Büchern höheren Ranges anfertigen, die, zwischen 1850 und heute erschienen, Analysen ihres Stiles forderten. Die neuen Elemente der öffentlichen Beredsamkeit und der Zeitungen würden bei Vielen hervortreten, bei Anderen aber, deren Autoren in den Zeiten vor 1848 den entscheidenden Lebensstempel erhielten, würde das Fehlen dieses Einflusses ebenso sichtbar ein Zeichen ihrer Entstehung sein. Bei Ranke's, neuesten Tages so sehr sich verbreitenden Büchern ist ersichtlich, daß er sich seinen lebensvollen Stil einsam in den Archiven bildete und ihn niemals in der Folge veränderte. Die Monotonie seines einfachen, scharf geschnittenen Satzbaues zeigt

sich recht als Product dieser stillen Art zu arbeiten. Jacob Grimm's Prosa, die sich von dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts bis zum siebenten erstreckt, weist dasselbe schweigende Wachsthum auf. Das Charakteristische der allerneuesten Entwicklung dagegen ist, daß das gesprochene Wort schließlich der zumeist maßgebende Factor geworden ist.

Eine wichtige Einwirkung auf unsere Sprache war von den Dialekten ausgegangen, die seit den funfziger Jahren mächtig zu werden begannen. Luther hatte sie einst zurückgedrängt. Die Schweizerdialekte sogar wären endlich verstummt, hätte Usteri den seinigen nicht aufrecht gehalten. Auf Goethe hatte die Schweizerische Volkssprache Eindruck gemacht und Spuren bei ihm hinterlassen. Jeremias Gotthelf's Bernerisch zuerst gewann Macht innerhalb des großen Publicums. Der, der dem Dialekt überhaupt in Deutschland höhere Sprache und Gedanken verlieh, war Hebel gewesen. Dann kam Auerbach mit seinen Schwäbischen Geschichten, dann erst Gotthelf's Bernerisch, dann Klaus Groth's Platt, dann Reuter. Heute herrschen all diese dialektischen Elemente in den verschiedensten Abstufungen. Das allgemeine Deutsch, das als ein Resultat der gesammten neuesten Bewegung sich zu bilden begonnen hat, verdankt ihnen neben Freiheiten des Satzbaues eine Fülle familiärer Wendungen, deren Ursprung zum Theil schon verwischt ist. Entstanden ist die heutige Sprache aus dem Ineinanderfließen Nord- und Süddeutschlands seit dem Jahre 1870. Persönlicher Verkehr in ungeheurer Zunahme, Zeitungen und öffentliche Reden haben ein Deutsch geschaffen, wie es nie zuvor sich bilden konnte. Eisenbahnen und Telegraphen ersetzen, was früher eine gemeinsame Hauptstadt allein bieten konnte und die Reichshauptstadt heute zu bieten beginnt. Immer aber wird Berlin der Sprache doch nur einen letzten Schliff geben, nachdem der Einzelne, bevor er ihn erlangt, die ihm persönlichst eigenthümliche Ausdrucksweise aus Quellen geschöpft hat, deren verschiedener Lauf unendliche Wendungen hat und stets haben wird. Jeder wird da besondere Wege gehen. Man vergleiche in den Sitzungsberichten des Reichstages die Reden der verschiedenen Mitglieder: welch tiefgehende Unterschiede den Wortschatz wie den Satzbau betreffend da hervortreten und während in den Aeußerungen der Beamten ein allgemeines Deutsch sich zu zeigen beginnt, das von Jedem sofort begriffen wird, ohne individuelle Färbung zu zeigen. Hier tritt die ausgleichende Wirkung des öffentlichen Dienstes ein, die Viele noch von sich fernhalten. Ich habe bis zum zehnten Lebensjahre Göttingisches Platt gesprochen, mich dann, mit meinen Eltern nach Cassel versetzt, in den Dialekt, in dem die Kinder da auf der Straße verhandeln, völlig eingelebt. Zwölfjährig kam ich nach Berlin und nahm das echte Berlinische an, stand zugleich aber stets unter dem Einflusse des reinen Hessisch, das meine Mutter bis zu ihrem Ende sprach, sowie vielfachen Aufenthaltes in Süddeutschland. Zu diesen Grundelementen trat die Lectüre der Deutschen Literatur in weitem Umfange. Ich kenne den Lebenslauf des Herrn Dr. Trendelenburg nicht; auch dieser wird seine besonderen Wendungen gehabt und ihn zu den sprachlichen Anschauungen geleitet haben, welche seine Blüthenlese verräth. Er seinerseits scheint zu der Ueberzeugung gelangt zu sein, daß es unmöglich sei, etwas zu schaffen, was als einheitliches, maßgebendes Element ein in den Schulen lehrbares Deutsch genannt werden könne.

Was ihn zumeist aber zu dieser Anschauung geleitet haben könnte: ist dasjenige Latein vielleicht, das heute in unseren Schulen gelehrt wird.

III. Entwicklung des heutigen Schullatein.

Die lateinische Sprache fing erst an, Roms Dichtern und Prosaschriftstellern zu dienen, als sie mit der griechischen in Berührung gekommen war. Ennius, Lucrez und Plautus suchen die griechischen Dichter so nachzuahmen, daß sie zugleich eigene Originalität gewinnen; Cicero, Cäsar, Virgil und Horaz bezeichnen den Höhepunkt dieser Vermählung, sowohl was die Worte als was die Gedanken anlangt. Auf diesen Autoren beruht das, was heute als classisches Latein in den Schulen gelehrt wird, eine Sprache, deren Lectüre eine Feinheit offenbart, Gedanken in Worte umzusetzen, die unübertrefflich erscheint.

Als Hauptkennzeichen dieses Latein gilt seine Eleganz.

Es würde für einen Deutschen Schriftsteller heute nicht das höchste Lob sein: elegant zu schreiben.

Dieses auf der, zur höchsten Vollendung dessen, was Sprache überhaupt sein kann, gesteigerten griechischen Sprache beruhende Latein hat etwas Internationales. Es fehlt ihm das intime, individuelle Element des edelsten Griechisch. Es ist nicht darauf berechnet, in der Stille nur genossen, sondern in Gemeinschaft mit Anderen zweifellos verstanden zu werden. Es trägt die Elemente eines Mittels des Verständnisses in sich, die beim Beginne des römischen Kaiserreiches derjenigen Sprache innewohnen mußten, die über den anderen Sprachen der damaligen Welt die untrügliche Meinung der höchsten Gewalt und Gesetzgebung ausspräche. Lateinisch gefaßte Sätze durften keinen Irrthum zulassen.

Dies sollte auch der heutige Ruhm des Schullateins sein. Ich finde das in Zumpt's Grammatik am besten ausgesprochen. (Mir ist immer noch seine 1837 erschienene, zu der Zeit, wo ich als Quartaner begann, neueste Ausgabe zur Hand.) Am Schlusse des Vorwortes heißt es da: „Und so übergebe ich dies Buch von Neuem der vaterländischen Jugend, nicht ohne Hoffnung, daß es unter dem verwirrenden Geräusch verschiedenartiger Forderungen das Seinige beitragen wird, damit das unveränderliche Ziel des Schulunterrichts erreicht werde, ut sapere et fari discant, quae sentiant. Es hat keine Noth, daß, wer den jugendlichen Geist an der Sprache eines Cicero, Cäsar, Horaz und Tacitus getränkt hat, nicht auch in anderer Zunge reden könne, noch weniger ist zu besorgen, daß die gründliche Erlernung derselben für das Leben und die Vielseitigkeit der Wissenschaft abstumpfe. Sprache lernen heißt nicht, das Gedächtniß mit unbegriffenem Wortschwall anfüllen, noch auch in Buchstaben und Silben herumklauben, sondern die Anwendung der unveränderlichen Gesetze des Denkens in einem bestimmten Sprachmaterial erkennen, wobei es denn zumeist auf die Vortrefflichkeit des Materials und auf die Erhabenheit des Geistes ankommt, die sich desselben zu kunstreichen Schöpfungen bedient haben."

Wie einfach und großartig stand jenen Schulmännern der alten Schule die Aufgabe vor Augen, die den beiden herrlichen Sprachen der alten Welt zufällt. Nicht in dieser oder jener Sprache Phrasen zu wiederholen sollen die Kinder

lernen, sondern aussprechen lernen, was in ihnen an Gedanken auflebt. Welch ein rein wissenschaftlicher Geist weht aus Zumpt's Buche mich an! Wie wird überall darin das Flüssige der Sprache hervorgehoben und an das eigene Urtheil des Schülers appellirt. Cicero mit seinen Beispielen steht in Zumpt's Grammatik an erster Stelle, die gesammte Latinität aber wird außerdem herangezogen, soweit sie die Epoche erfüllt, die hier in Frage kommt.

Sehen wir in den Schriften Cicero's und den Gedichten Virgil's aber eine reiche und außerordentlicher Klarheit fähige Sprache sich in einem Musterbau vor uns erheben, so sei auch nicht vergessen, was wir an lateinischen Werken aus den Zeiten besitzen, die nach denen der Blüthe kamen. Von den ersten bis zu den letzten Jahrhunderten reiht sich Denkmal an Denkmal. Wir wissen, wie die Sprache der Römer im Verlaufe der letzten Zeiten der Republik und des Kaiserreichs bis zu den späteren Jahrhunderten sich fortentwickelte und daß, obgleich Cicero's Werke bis ins sechste Jahrhundert maßgebendes Lehrmittel blieben, neben diesem und Virgil und den anderen Mustern der besten Zeit die Sprache des Tages, die Sprache der Gesetze und Kirche ihre eigene Existenz hatte, daß vor allen Dingen aber nach Cicero und Virgil, in den besten Zeiten des Kaiserreiches noch, neue Dichter und Prosaiker aufgetreten waren, die aus sich selbst ihre eigene Behandlung des Gesprochenen schöpften: Tacitus, Juvenal, Persius und Andere bis Augustinus. Wer ihre Werke kennt, muß den capitalen Unterschied empfinden, der diese Späteren von den Früheren trennt. Fehlten Cicero und die Seinigen, und es wäre das, was man im Sinne unserer Schule die Lateinische Grammatik nennt, bloß auf das Material der Kaiserzeit hin aufzubauen, so würde der Zumpt dieser Epoche seinem Werke ein anderes Ansehen zu geben haben. Denn, so hoch Cicero und Virgil als Künstler der Sprache stehen, so weit über beiden steht mir Tacitus. Für mich bezeichnet er die Höhe der Latinität. Sein Schreiben zeigt, was eine politisch ausgegohrene Epoche an politischer Geschichtschreibung zu leisten vermöge. Tacitus kümmert sich um die Griechen wenig. Er denkt und empfindet mit Heftigkeit, was zu sagen sei, und sucht den kürzesten, schärfsten Ausdruck dafür. Seine Sprache ist nur die seinige und macht diejenigen lächerlich, die sie nachzuahmen versuchen. Denn, um es zu wiederholen, Vieles läßt sich nachahmen, Kraft und Stärke aber nicht. Tacitus durchdringt die Menschen und Thatsachen und neben dem unerbittlichen Staatsmanne bewundern wir zugleich in ihm den wunderbaren Maler. Ich habe schon öfter darauf hingewiesen: die wenigen Reihen, in denen Tacitus beschreibt, wie die Römer das Schlachtfeld des Varus wiedererblicken, entrollen ein großartiges, erschütterndes Gemälde vor unseren Augen und erregen uns heute, als ob wir zu den Lesern gehörten, für die er schrieb. Keiner vor ihm und nach ihm hat das vermocht und hiernach wird der absolute Rang eines Autors bestimmt. Tacitus flößt jedem einzelnen Worte ein Leben ein, das Cicero langen Sätzen nur zu verleihen wußte, in deren sanften Fall er unsere Gedanken hineinzieht.

Für Tacitus' Verständniß aber bedarf es einer Weltanschauung, die Schüler nicht haben können, und dies allein schon würde unmöglich machen, den Schülern die eigentlich maßgebenden, im höchsten Sinne nationalen Leistungen der lateinischen Schriftstellerei vor die Augen zu stellen. Weiter und weiter entfernt sich

in der Folge das Latein des Kaiserreiches von dem der ersten Jahrhunderte, bis die Sprache in ohnmächtiger Geziertheit zum Theil unerträglich wird. Ich habe ihre Weiterentwickelung, ihr theilweises Verdorren, ihr Wiederauferstehen im Quattrocento, als bekannt, hier nicht darzulegen. Im Quattrocento nun aber ereignet sich etwas Seltsames. Die lateinische Sprache schien sich erschöpft zu haben. Drei Tochtersprachen schönster Art hatten ihre Erbschaft bereits angetreten und auch geistig sich des Vermögens der Mutter bemächtigt. Da plötzlich erhebt diese selbst sich wieder. Vom Quattrocento an beginnnt die erstaunliche moderne Nachblüthe des Latein, das zu einem bis zur Täuschung scheinbaren Leben wieder aufwacht. Einem Leben, das Niemand leugnen wird, der die Literatur jener Tage der Renaissance kennt, wo weder Französisch noch Italienisch oder gar Deutsch das für die Gedankenarbeit vermocht hätten, was lateinische Prosa und Poesie leisteten. Nicht jedoch die Sprache und Anschauung einer bestimmten Epoche, sondern die des gesammten römischen Alterthums, als einheitliche Masse, reproducirten sich. Wie aus der gesammten Masse der antiken Sculptur Donatello und Michelangelo ihre Kraft sogen, ward eine neulateinische Ausdrucksweise gewonnen, die das Mittel bot, die besten schwebenden Ideen des neuesten Tages endgültig zum Ausdrucke zu bringen.

Mit diesem novantiken Latein beginnt das moderne Schullatein, das Goethe seiner Zeit noch wie eine beliebige andere Sprache lernte, und das seit den letzten fünfzig Jahren unseres Jahrhunderts erst den Rückweg zum sogenannten reinen Ciceronianisch eingeschlagen hat, dessen scheinbarer Besitz zum Abiturientenexamen heute unerläßlich ist, wenn ich dem Glauben schenke, was mir von vielen Seiten darüber berichtet wird. Es werden zwei Dinge heute zum Theil unbewußt vermengt: die Frage nach dem absoluten Werthe der classischen Studien und die nach der Behandlung des Lateinischen in der heutigen Praxis unserer Gymnasien. Wie anders schreibt und spricht man im Vaticane heute Latein, wo die Continuität im Gebrauch der vor fünfhundert Jahren wiedererweckten Sprache am unbefangensten bewahrt wird. Das Quattrocento wollte nachahmen, vor allen Dingen aber seine eignen Gedanken aussprechen. Ich habe eben Donatello genannt, um die Eigenthümlichkeit der im Quattrocento frisch sich wiedererhebenden Antiquität zu bezeichnen: es gibt Porträtbüsten aus dem zweiten und dritten Jahrhundert der Kaiserzeit, die denen Donatello's und der Seinigen so ähnlich sehen, daß man, nach beiden Seiten hin, die Epochen zu verwechseln geneigt sein möchte. Dichter wie Pontan oder Sannazar handhabten das Latein mit spielender Beherrschung des Sprachschatzes und der Ideen. Die Möglichkeit, in die geistige Existenz früherer Epochen sich aus natürlichem Gefühl zurückzuversetzen, wie das Quattrocento that, muß als historisches Phänomen verzeichnet werden. Das aber kann heute kein Schulunterricht erreichen. Und fruchtlos wäre, es anzustreben.

Nun ist der Verlauf der gewesen, daß das Latein des Jahrhunderts der Reformation das theologisch-diplomatische, allgemein verständliche Idiom war, in welchem sie sich größtentheils vollzog, daß dann aber, in dem Maße als nach der Aufrichtung des Protestantismus eine Scheidung zwischen germanischem und romanischem Christenthum eintrat, auch die Latinität der katholischen Kirche und die der protestantischen Welt verschiedene Gestalt annahmen. Das der katholischen

Kirche ist unbefangen in Schrift und Sprache weiterentwickelt worden. Die Concilien werden in lateinischer Sprache gehalten, über die unbefleckte Empfängniß ist in Latein entschieden worden. Auch bei uns blieb Latein die Sprache der Universitäten. Man lernte es als etwas Unentbehrliches, ohne auf Classicität Rücksicht zu nehmen. Es war in erster Linie auch hier die gesprochene Sprache. Erasmus, Luther, Hutten schrieben gesprochenes Latein. Im vorigen Jahrhundert, mit dem Emporkommen des Französischen und dann des Deutschen erst, beginnt das Latein sich auch aus der Schrift zurückzuziehen. Es verliert immer mehr an Leichtigkeit und natürlichem Fluß. Es wird ängstlich. Man lernt Lateinschreiben als eine Kunst. Wolf's Prolegomena zum Homer, deren Latinität gern als ein vorzügliches Muster citirt wird, hat etwas Schwieriges, Gemachtes, Gelehrtes, liest sich aber auch noch glatt weg. Denke ich an die schönsten Proben heutiger Latinität aber, so tritt die Gelehrsamkeit hier stets so stark hervor, daß das Gefühl gesprochener Sprache fehlt. Mir stehen einige ganz exquisite Proben heutigen Lateins vor Augen, die mich erfreuen und die ich bewundere, aber als künstlerische Leistung; man fühlt, der Schreibende habe sich vielleicht im Stillen gesagt, nur Cicero oder einer aus diesem Kreise würde im Stande gewesen sein, das volle Verdienst dieses nachträglichen Einlebens in seine Denk- und Sprachart zu würdigen. Schülern dies beizubringen, dürfte unmöglich sein.

Das Resultat einer Betrachtung der Schicksale des Neulateins kann nur das sein, daß es auch als geschriebene Sprache mehr und mehr aus dem Leben der Nationen verschwinde. Die Universitäten haben den Schritt gethan, es für manche Fächer als entbehrlich zu erklären. Man promovirt und habilitirt sich fast ohne ein Wort Latein, wo es sich nicht speciell um klassische Philologie handelt. Man erwartet mit Recht, daß die Gymnasien sich dieser Lage der Dinge anbequemen und bei den classischen Sprachen den Hauptaccent auf die Lectüre und Erklärung der Autoren legen werden.

IV. Der Deutsche Unterricht.

Die Deutsche Sprache unserer Zeit mit dem Latein unserer Gymnasien in Vergleich zu bringen, als ob die scheinbare Regelmäßigkeit des Lateinischen ein Vorzug gegenüber dem Zustand wäre, in dem unsere Muttersprache in vollem Wachsthume sich fortbewegt, geht nicht an. Nur aus dem Irrthum, als sei die todte Beschränktheit des Schullateins ein Vorzug, und der Ueberfluß unseres gesprochenen Deutsch ein Nachtheil, kann der Verfasser der Blüthenlese zu dem Begriffe der an Gesetzlosigkeit streifenden Freiheit und der Ungebundenheit der Deutschen Sprache gelangt sein. In der Bewunderung der sicheren, begrenzten Latinität erstarrt, bei der jedes Abweichen vom geraden Pfade der Regel zu erkennen ist und gerügt werden kann, scheint der Vorrath an Kenntnissen, die er auf dem Gebiete der Deutschen Sprache gesammelt hat, zu einer Art von Sprachlehre in seinem Geiste sich verhärtet zu haben, nach welcher er meinen Aufsatz mit Bemerkungen versah. Wahrscheinlich suchen die, welche vielleicht wie er denken, vergebens nach einer brauchbaren Grammatik der neueren und neuesten Deutschen Sprache, nebst verbindlichem Wörterbuche, mit dem an der Hand man den

Schülern etwas Gewisses einprägen und mitgeben dürfte. Dieser Anschauung würde vielleicht genehm sein, wenn man Goethe und die Seinigen in bestimmt aufgestellter Auswahl und mit Ausschluß der Uebrigen für maßgebend erklärte, ihren Schriften ein Wörterbuch nebst Grammatik entnähme und damit in den Schulen operirte als mit amtlich approbirter Mustersprache.

Nichts wäre vergeblicher als ein Versuch in dieser Richtung. In zweitausend Jahren, wenn unsere heutige Sprache vielleicht einmal die Stellung einnimmt, die dem Latein heute von uns zugewiesen worden ist, könnte ein classisches Deutsch aus den Classikern von 1750—1850 auf diesem Wege künstlich hergestellt und zu Lehrzwecken brauchbar befunden werden. Heute würde man damit nur eine unfruchtbare Qual für die Jugend schaffen. Hätte der Verfasser der Blüthenlese seine Studien der Deutschen Sprache noch umfassender betreiben dürfen, so würde er über dem, was er Ungebundenheit und an Gesetzlosigkeit streifende Freiheit nennt, das bindende Gesetz schließlich wohl entdeckt haben.

Was denn ist das politisch Verbindende für uns Deutsche? Das Gefühl, das in Jedem sich regt, wenn von der Größe und Schönheit des Vaterlandes gesprochen wird! Das bindende Gesetz unserer Sprache ist der Drang, wahrhaftem Gefühl in wahrhaften Worten Ausdruck zu geben. Der Unterricht in Deutscher Sprache soll nicht aber etwa den Zweck haben, dies zu lehren, sondern darlegen, wie es von unseren ersten Autoren gehalten worden sei. Lehrern, die ausreichendes Studium hierfür befähigt, ist der Deutsche Unterricht zukünftig anzuvertrauen. Der Gedanke, es lasse sich mit Werken, wie der „Kleine Becker" etwa, mit dem ich in meiner Jugend gequält wurde, etwas Förderndes erreichen, muß ein für allemal begraben werden. Es muß den Lehrern die Aufgabe gestellt, ihnen dann aber auch überlassen werden, sie zu lösen. Allerdings solchen Lehrern, von denen man weiß, was sie wissen und welchen Bildungsgang sie durchgemacht haben. Die Sache ist zum größten Theil neu und kann nicht theoretisch im Voraus geregelt werden. Sollte dies dennoch geschehen, so würde ich es als ein unsachgemäßes Beginnen bekämpfen. Hier habe ich meine eignen Erfahrungen. Deutsch würde zu einer todten Sprache herabgewürdigt werden, wenn man dem Wunsche ordnungsliebender Pedanten nachgebend, unsere Sprache in Regeln zwängen wollte. Ein Deutscher greift nach den besten Worten, wie ein Säugling nach der Brust seiner Mutter greift. Dafür bedarf es keiner Instructionsstunden. Der Gebrauch der Sprache wird als natürliche Function vorausgesetzt. Ein Blick auf die Geschichte unserer Literatur muß zeigen, daß unsere in energischer Fortbildung begriffene Sprache ihre Gesetze in sich trage, wie unsere Gesetzgebung das sittliche Bewußtsein des Volkes, und daß einheitliche Codificirung des Wortgebrauches nur ein Nothbehelf für unbestimmte Zeit wäre. Das Grimm'sche Wörterbuch, nur unternommen, um den Reichthum unserer Sprache für die letzten Jahrhunderte dem Volke zum Bewußtsein zu bringen, ist heute zum Theil bereits veraltet. Der bloße Gedanke an die Möglichkeit einer solchen Festnagelung und die Idee, als sei die Fortbildung der Sprache, gegenüber dem Vorhandenen, das Inexacte, würde den Schülern schaden, die Idee, als sei das Alte um seines Alters willen dem Frischentstehenden vorzuziehen. Als stehe das Lebendige, in ewiger Veränderlichkeit, dem Todten nach, das seine Form nicht

mehr umbilde. Uns heute, die wir auf Schritt und Tritt unsere Gedanken unerhört neuen Erscheinungen anbequemen müssen, auf den Wortvorrath und die Sprachbehandlung irgend einer vergangenen (oder vergehenden) Epoche beschränken zu wollen, wäre ein vergebliches Beginnen. Die Deutsche Sprache soll auf unseren Schulen gelehrt werden, weil ihr Verständniß den nachwachsenden Geschlechtern erhalten werden und die Kinder bereits auf das hingewiesen werden müssen, was den Werth, die Würde und die Schönheit ihrer Muttersprache ausmacht. Dies kann nur geschehen, indem man die besten Stücke unserer neueren Literatur so erklärt (oder auch von den Schülern erklären läßt), daß Inhalt und Form in den geistigen Besitz der Kinder oder Jünglinge übergehen. Mit nicht minderer Kenntniß der Sache aber und mit nicht geringerer Vorbereitung müßte hier vorgegangen werden, wie bei Erklärung der lateinischen und griechischen Autoren. Ein Lehrer soll nicht, weil er den Gebrauch eines Wortes, einer Wortform, einer Satzform zufällig aus eigner Lebenserfahrung nicht kennt, die Erlaubniß haben, sie ohne Weiteres außer Curs zu setzen. Es gilt hier zu studiren, wie bei anderen Disciplinen. Ich will nicht immer nur aus meinen Erfahrungen reden: ich erinnere mich, wie mir Scherer einmal von den Uebungen sprach, in denen er Goethe'sche Texte erklären ließ. Er hatte damals doch schon eine lange Universitätserfahrung hinter sich. Er sprach sich in starken Ausdrücken aus. Er meinte, diese Uebungen seien jetzt das Wichtigste.

Grundlage des Studiums der neueren Deutschen Sprache darf auch nicht die (einer großen Beschränkung bedürftige) Literaturgeschichte, sondern muß die Erklärung des Gebrauches der Worte und der Satzformen bei den besten neuen Autoren sein.

Man bedenke bei diesem Studium wohl, daß vor nicht zu langer Zeit noch die Anschauung Vertreter gehabt hat, ein Buch, das mit Rücksicht auf den Deutschen Stil gut geschrieben sei, erscheine als unwissenschaftlich. Dem Studirenden, der unter dem Einflusse solcher Lehre stand, mußte die Vernachlässigung der Deutschen Sprache fast als eine Pflicht gegen sich selbst erscheinen. Mir scheint, daß diese Thatsache ins Gewicht falle, wenn von manchen Seiten über die Natur der Deutschen Sprache ungünstig geurtheilt wird.

V. Noch einige Gesichtspunkte.

Der Verfasser der Blüthenlese erklärt den von mir gebrauchten Ausdruck „Majorität der archäologischen Gelehrsamkeit" für „eine Kühnheit, über die sich rechten lasse". Er irrt. Die lebenden Sprachen haben die Tendenz, Worte, welche allgemeine Begriffe bezeichnen, so zu gebrauchen, daß auch die Repräsentanten dieses Begriffes mit dem Worte bezeichnet werden. Wir heute verstehen unter „Menschheit" alle lebenden Menschen als ein Ganzes gedacht. Suphan hat in seinem schönen Aufsatze „Aus dem Zeitalter der Humanität" darauf hingewiesen, wie das Wort in Goethe's und Herder's Anfängen oft noch das bezeichne, was wir heute unter Menschlichkeit verstehen, oder, um ein neues Wort zu bilden, was Menschenthum etwa besagen würde. Nun kommt es, wie Suphan zeigt, bei einigen Versen der beiden Dichter sehr darauf an, zu unterscheiden, in

welchem Sinne sie das Wort da anwenden[1]). Zu den Worten dieser Art gehört auch Gelehrsamkeit. Menschheit und Gelehrsamkeit haben ähnliche Carriere gemacht, nur daß bei Menschheit der Begriff Menschenthum heute beinahe schon verschwunden ist, während bei Gelehrsamkeit beide Begriffe des Wortes neben einander herlaufen.

Hier nun entscheidet der Gebrauch, allein man muß ihn kennen. Jugend bedeutet bei uns, wie bei den Römern juventus, die Jugend als Begriff und zugleich die, die jung sind. „Im Nebenzimmer tanzte die Jugend." Man könnte aber nicht fortfahren: „während das Alter behaglich zusah." Das würde geziert klingen. Denn Alter bedeutet, wie senectus, nur den Begriff und nicht die Repräsentanten. Dagegen sind wir Deutschen noch nicht so weit wie die Franzosen, die ein schönes Mädchen une belle jeunesse nennen. Gleich senectus wurden von den Lateinern auch philosophia, scientia, sapientia in doppeltem Sinne als Wissenschaft, Weisheit und Wissen und als die Vertreter dieser drei Begriffe nicht gebraucht, sondern man sagt sapientes oder philosophi (und eine anders zu deutende Stelle bei Cicero wird als Ausnahme hervorgehoben). Wir, wenn wir von der französischen Philosophie des 18. Jahrhunderts reden, meinen damit eine Anzahl von Philosophen, nehmen sie jedoch als Ganzes und würden von einer Majorität der französischen Philosophie des 18. Jahrhunderts kaum sprechen. Universität bezeichnet Professoren und Studenten zusammen, und auch das Gebäude, in dem gelehrt wird, während universitas litterarum doch nur die Gedankenwelt bedeuten sollte, in der Schüler und Lehrer sich bewegen. „Gelehrte Welt" dagegen bezeichnet nur die Personen und nicht die Gedanken. Wenn Goethe schreibt (6. Sept. 1803): „Die eminente Majorität der weimarischen und jenaischen Gelehrten hat sich sogleich vereinigt, um in Jena ein ähnliches Blatt herauszugeben," so hätte er ebensogut sagen können „die Majorität der weimarischen und jenaischen gelehrten Welt". „Majorität der weimarischen und jenaischen Gelehrsamkeit", aber hätte Goethe damals vielleicht noch nicht gesagt, denn das Wort „Gelehrsamkeit" hat innerhalb der letzten Zeit erst sich aus der Bezeichnung eines Begriffes zu dem auch der Vertreter desselben weiter entwickelt. Geschrieben hatte ich: „Die griechische Kunst repräsentirt der Majorität der heutigen archäologischen Gelehrsamkeit nicht mehr das unbegreifliche schöpferische Können eines Lieblingsvolkes der Vorsehung, dessen künstlerische Begabung etwas mit der geheimnißreichen Schöpferkraft der Natur gemein zu haben scheint." Was ich sagen will, ist klar und verständlich. Ich hätte auch sagen können „Majorität der heutigen Archäologie" oder „Majorität der heutigen archäologischen Welt", obgleich dies letztere ungewöhnlich wäre. Wenn man „der Berliner Archäologie" schriebe, würde man nur deren gelehrte Vertreter, die Männer von Fach, meinen; die „Berliner archäologische Welt" dagegen in weiterem Umkreise auch die einbegreifen, welche dauerndes Interesse an dem bethätigen, was innerhalb des Gebietes der archäologischen Forschung liegt. Wenn ich mit der Besprechung dieses Falles nach-

---

[1]) Ich weiß nicht, von wem Menschheit im Sinne von „alle Menschen" zuerst gebraucht wird. Ueber die doppelte Bedeutung von humanité cf. Constantin Gorski, Die Fabel vom Löwenantheil, Inauguraldissertation. Berlin, 1888. Nr. 1 der vertheidigten Thesen.

träglich komme, so geschieht es, weil es noch eines Beispieles zu bedürfen schien, um klar zu machen, wie ungemein ausgedehnt und wie wenig bearbeitet der Boden der neueren Deutschen Literatur ist. Kaum angerührt könnte man ihn nennen. Tag für Tag stößt man auf Fragen, für deren Beantwortung das Material fehlt. Wie sollten bei diesen Verhältnissen schon feste Regulative für den Deutschen Unterricht aufzustellen sein? Nicht einmal die Fragestellungen sind vorauszusehen, wie denn da die Lösungen? Ohne Zweifel wird sich im Fortschritte dieser Arbeiten so viel Neues zeigen, daß Spätere, die damit einmal wirthschaften werden, die heute diese Dinge Anbrechenden, wenn sie als Gesetzgeber auftreten wollten, verhöhnen müßten, so wenig sich der Armuth ihres Wissens bewußt gewesen zu sein. —

Man lasse so viel als möglich sprechen beim Deutschen Unterricht und so wenig als möglich schreiben. Nur in Ausnahmefällen wird ein junger Mensch unter zwanzig Jahren eigene Gedanken in weiterem Zusammenhange niederzuschreiben im Stande sein. Im Durchschnitt wird sein Thun auf Wiederholung von Phrasen hinauslaufen, die den bloßen Anschein eigener Gedanken gewähren. Je geschickter solche Zusammensetzungen ausgeführt werden, um so schädlicher erscheinen sie mir. Soll eine Probe angestellt werden, was ein Anfänger mit eigner Schriftstellerei leisten könne, so lasse man ihn ein Erlebniß oder Gegenstände beschreiben, oder Vorgelesenes sofort wiederholen. Auf augenblickliches, richtiges Verständniß der Gedanken kommt es an. Bildung von Gedanken aber werde den Schülern an guten Autoren nur gezeigt: keinem zugemuthet, ihnen nachzuthun. Dagegen, wie früher schon ausgeführt worden ist, würde ich die schriftlichen Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Griechischen in solche theilen, welche sich der fremden Sprache anbequemen, und solche, die die fremden Stücke in selbständigem Deutsch wiederzugeben hätten. Ich würde für fördernd halten, dasselbe Stück doppelt übertragen zu lassen, auch daß als classisch anerkannte Uebersetzungen nachträglich mit den Originalen verglichen würden. Lange's Herodot oder Schleiermacher's Plato z. B. könnte man in einzelnen Theilen so durchgehen oder Vossen's Homer mit anderen Homerübersetzungen und Uebersetzungsversuchen vergleichen. Zugleich würde ich bei Betrachtung von Deutschen Sprachproben auf die classischen Sprachen zurückgehen und deren Einfluß auf die unsere ins Licht stellen. Zu wie lehrreichen Darlegungen gäbe die Erklärung ausgewählter Stücke aus Goethe's und Schiller's Briefwechsel Gelegenheit, in denen vom Wesen der antiken Dichtkunst und Schriftstellerei die Rede ist. Ich habe in Gesprächen mit Studirenden oft bemerkt, daß man auch bei den talentvolleren die Vorbildung in Betreff dessen, was insbesondere den Satzbau angeht, meist viel zu hoch ansetze. Mit den ihnen von der Schule her geläufigen brillanten Formalien wissen sie später nichts anzufangen. Gymnasiasten, welche sich der Philologie ergeben, werden sich als Studenten da schon zurechtfinden, wenn ihnen Aeltere begegnen, die ihnen beispringen; Juristen, Mediciner und selbst Historiker aber bringen meist weder Lust noch Fähigkeit mit, das Sprachliche weiterzutreiben, und haben, was die Gymnasien boten, bald vergessen. Dies wird sich ändern, wenn erst die intimere Kenntniß der Deutschen Sprache und Geschichte ihnen die allgemeine Bildung vermittelt. Die Fortsetzung dessen, was sie

in dieser Richtung auf der Schule begonnen haben, wird Vielen dann natürlich erscheinen und sogar das Alterthum sich ihnen wieder eröffnen, das, wie die Dinge heute liegen, als verächtlicher und lächerlicher Ballast meist nur dazu gut erscheint, fortgeworfen zu werden. Hier will ich erwähnen, daß, wo man dankbare Erinnerung an einzelne Lehrer von den Schulen mitgenommen hatte, es sich um Männer handelte, die Secundanern und Primanern den Einblick in eine höhere, allgemeinere Auffassung der Dinge erschlossen und sie dadurch auf eigne geistige Arbeit vorbereitet hatten. Die ihnen den Zusammenhang des zu Lernenden mit den Forderungen des Lebens klar machten. Non scholae sed vitae discimus. Im Großen und Ganzen werden die Schüler aber nicht für das Leben, sondern für die Prüfungen vorbereitet. Diese Examina stehen mit ihren Ansprüchen im Wege; wollte man sie aufheben, so würden freilich unsere sämmtlichen Carrièren unmöglich sein. Denn worauf hin soll ein junger Mann angestellt werden, als auf das Ergebniß einer Prüfung hin? Sind die Examina also, weil wir sie einstweilen nicht entbehren können, nicht fortzuschaffen, so führe man aber wenigstens keine neue ein! Lasse man den Unterricht in der Deutschen Sprache als etwas Freies nebenherlaufen, als eine Lehre, deren Abschluß sich von selbst findet. —

Unsere Sprache ist reich und vielfältig. Sie klingt anders im Süden und im Norden, anders in den geschwätzigen Städten als auf dem schweigsamen Lande. Jedem offenbart sie sich in besonderem Wohllaute: sanft, hell klingend, scharf abbrechend in Worten und Sätzen, oder lang austönend. Sei Keinem verwehrt, auf eignen Wegen seine eigne Sprache auszubilden; trete kein Schuldeutsch an Stelle dieser natürlichen Vielfältigkeit. Keinem Schüler soll unter Garantie der Richtigkeit ein officielles Deutsch eingeprägt werden und er sich über dessen Besitz auszuweisen haben. Die Sprache ist eines der Heiligthümer wie die Deutsche Familie, aus der sie hervorgeht. Die Römer sagten sermo patrius, wir sagen Muttersprache: möge Latein nach Regeln gelernt werden, Deutsch aus der Stille des innersten Gefühles herauswachsen. —

Fortwährend tragen Schriftsteller aus den heimischen Dialekten und aus Autoren fremder Nation und zurückliegender Jahrhunderte neue Worte, Wortverbindungen und Bilder in die Sprache hinein, die aufgenommen werden, oder als Eigenthümlichkeit auf den Gebrauch des einen Autors beschränkt bleiben. Diese Fälle müssen erkannt und richtig beurtheilt werden. Schon oben ward ausgeführt: die Sprache unserer Schriftsteller hat sich unter dem Einflusse oft unvermuthet kommender, persönlicher Eindrücke gebildet. Man überschlage die Menge der modernen Autoren und die Vielfältigkeit der Elemente, die sie in sich aufnahmen und zugleich auch nicht aufnahmen. Wie wichtig z. B. ist es für Beurtheilung Conrad Ferdinand Meyer's und Keller's, beides Zürcher, daß der Erstere eine literarisch französische Erziehung empfing, ohne je zu uns gekommen zu sein, während Keller in den entscheidenden Jahren in Berlin lebte. Die Diktion beider Autoren entspringt Eindrücken, die keiner von ihnen in der Gewalt hatte. Welche Wirkung sollte dem gegenüber ein amtlich festzustellendes officielles Deutsch haben? Die politische Einheit Deutschlands wird dem Wirken des Zufalls hier kein Ziel stecken. Dieser Proceß setzt sich fort. Keine Willkür und Ungebun-

denheit aber herrschen hier, sondern Diejenigen sind betheiligt am Wachsthum der Sprache, denen eigenthümliche Begabung und Kraft einzugreifen gestattet[1]). —

Ich habe in meinem ersten Aufsatze darauf hingewiesen, daß die französische Literatur fast ausschließlich von Katholiken für Katholiken geschrieben sei, und daß, wo es sich um die Bekämpfung der römischen Kirche handelt, diese hier nicht im protestantischen Sinne geführt werde. Das ist gleichgültig, so lange der Gegensatz der Confessionen das Gymnasium nicht berührt: würde er aber als ein Element eingreifen, mit dem zu rechnen wäre, so könnten Voltaire und Rousseau als die Hauptvertreter der modernen französischen Prosa in Betreff der religiösen Fragen nicht mehr indifferent erscheinen. Doch hierauf kommt es weniger an als darauf, daß Deutsche Geschichte und auch Literaturgeschichte, wenn sie in größerem Umfange gelehrt werden sollen, den großen religiösen Gegensatz, welcher Deutschland scheidet, in die Schulen hineintragen würden. Und nun haben Katholiken wie Protestanten, deren Kinder unsere Gymnasien so vielfach gemeinschaftlich besuchen, sich wohl klar zu machen, welche Consequenzen dies hätte.

Die Deutsche Geschichte ist erfüllt von den Streitigkeiten zuerst zwischen den Päpsten und den Kaisern, dann zwischen den römischen und den protestantischen Mächten. Die frühesten Jahrhunderte können behandelt werden, ohne daß den Eltern der katholischen Kinder Bedenken aufstiegen, die späteren aber nicht. Die Geschichte der Reformation von ihren Anfängen bis zum Westphälischen Frieden könnte für Gymnasien ohne streng confessionellen Standpunkt Gegenstand eingehenden Unterrichtes nicht sein, und es wäre ein Unglück, wenn sie dazu beitrügen, eine Scheidung unserer Schulen dem confessionellen Standpunkte nach zu befördern. Erst die Begebenheiten seit der Erhebung Preußens unter dem Großen Kurfürsten ergeben widerspruchloses Material. Mit diesem Fürsten beginnt das Neue Reich. Für die Schule darf die Geschichte aber nicht hier erst einsetzen. Es muß den Ereignissen der beiden letzten Jahrhunderte etwas vorausgehen, das von dem ersten geistigen Ringen und den Kämpfen der Völker berichtet.

Da nun zeigt sich die Unentbehrlichkeit der classischen Dichtung ebenso stark als die Schönheit und Macht der beiden Sprachen, die in dem griechischen und römischen Daseinsbezirke der Menschheit einst die Welt der Gedanken enthüllten. Als ein unschätzbares Geschenk der Vorsehung machen sie es unsern Lehrern heute möglich, die Kinder in eine ideale Welt einzuführen, die, in den ethischen Momenten der unsrigen entsprechend, zugleich nichts von dem enthält, was uns heute trennt. All das, was Griechenland groß und erhaben dastehen läßt, liegt vor der Aera des Christenthums. Die Götter Homer's, die Idealgestalten der Tragiker, die Gedanken Plato's, das Staatswesen der römischen Republik verhalten sich dem Christenthum gegenüber nicht feindlich. Die Erfahrung belehrt uns, daß ihnen, mag man sie immerhin heidnisch nennen, nichts vom Christenthume Ablenkendes innewohne. Der vaticanische Palast selber umschließt die kostbarsten Bilder heidnischer Götter, nur ihrer reinmenschlichen Schönheit wegen. An der Ehrfurcht vor dem Alterthum, dem wir so viel verdanken, wollen wir festhalten. Ich erkläre hier noch einmal in aller Form, daß ich es für ein

[1]) Meine Meinung geht nicht dahin, als sei unseren Gymnasiasten beim Unterrichte in Deutscher Sprache und Literatur von diesen Dingen zu sprechen, die ich hier als erläuternde Notizen gebe. Die Lehrer aber müssen davon wissen.

Unglück halten würde, wenn griechische und lateinische Grammatik und die Erklärung der Autoren, die in beiden Sprachen unübertreffliche und unentbehrliche Meisterstücke geliefert haben, aufhören würden, die Grundlage des Gymnasialunterrichtes zu bilden. Daß Deutsche Sprache neben ihnen aber mit gleicher Sorgfalt zu behandeln sei. —

Es würde etwas Unmögliches in dem Verlangen liegen, daß die, die über die Reform der Gymnasien zu entscheiden haben, in naher Zeit schon mit festen Entschlüssen hervorträten. Entscheidendes wird erst dann erfolgen können, wenn die betheiligten Fachmänner aller Richtungen die Dinge so völlig durchgearbeitet haben, daß über den realen Inhalt der aufgestellten Meinungen und Forderungen keine Zweifel mehr obwalten. Diese Vorbedingung zu schaffen ist deshalb schwierig, weil die Meisten, die hier mitzusprechen haben, ältere Männer sind, die auf ihrer Meinung beharren. Wer sich in langjähriger, redlicher, mühevoller Ausübung öffentlicher Thätigkeit seine Anschauungen über das Nothwendige und das Mögliche gebildet hat, dem müssen die Resultate seiner Erfahrung, mag er ein noch so bescheidener Mann sein, eine gewisse Heiligkeit gewinnen, und wer, was hier nun einmal festzustehen scheint, antastet, auf den fällt der Verdacht, aus Gründen, die nicht zur Sache gehören, den Frieden zu stören. Aus Unerfahrenheit, aus Ehrgeiz, aus persönlichen Motiven. Ueberall aber, wo wir in die Epochen geistiger Umwälzung zurückblicken, steht uns der alte Gegensatz vor Augen: eine ältere, hartnäckige Generation, die die Forderungen einer jüngeren, vielleicht noch energischeren nicht versteht und nicht einmal discutiren will.

Die Deutsche Schulfrage ist nichts künstlich Aufgebrachtes. Sie steht in Zusammenhang mit dem sich überall vollziehenden Umbaue des geistigen Lebens. Viele Völker der Erde, soweit sie in eigner Initiative thätig sind, sehen wir im Begriffe, ihn vorzunehmen. Wir stehen nicht vor, sondern in dem durch Aenderung der Weltlage herbeigeführten Wechsel unseres geistigen Verhältnisses zu den Erscheinungen. Ich wüßte in der Entwickelungsgeschichte so Deutschlands wie der ganzen Welt keine Epoche, in der Aehnliches geschehen oder unternommen worden wäre. Weiß auch nicht, welcher umfassende Name dem jetzt Geschehenden zu geben sei. Dies fühlt doch wohl ein Jeder, daß wenn heute von einer Reform des Unterrichtes der heranwachsenden Generation und, in Verbindung damit, von der Nothwendigkeit eines intensiveren Studiums unserer Muttersprache und Geschichte die Rede ist, es sich nicht um eifersüchtiges Herabdrücken des größeren und mächtigeren Theiles unserer Lehrerschaft durch eine Minorität handele, die emporsteigen wolle. Bei Umgestaltungen jeder Art werden Vertreter veralteter Principien unterliegen, während sogenannte Neuerer ihre Stelle einnehmen. Bei all solchen Aenderungen wird man Langgewohntes, in vielen Fällen Erprobtes mit schwerem Herzen aufgeben, und Neues, für das keine Garantie vorliegt und dessen zukünftiger Erfolg bedeutenden Leuten nur als leere Versprechung erscheint, dennoch nicht zurückweisen dürfen. Eins wird in diesen Kämpfen schließlich den Sieg verleihen: das Bestreben, zu erkennen, welches Bedürfniß vorliege, und die Nothwendigkeit, Mittel zu schaffen, ihm zu genügen.

Rom, Neujahr 1889.

Handarbeit für Knaben.

In die Welt der modernen Socialreform ist das deutsche Volk etwas verspätet eingetreten, weil es bei dem Aufgehen ihres Tages noch mit der durchgreifenden Umgestaltung und Vollendung seiner Staatsform zu thun hatte. Dies hat auch noch eine andere Folge gehabt, als das bloße Zuspätkommen, nämlich, daß nun die erneuerte Staatsgewalt, auf welche sich so viel Kraft und Mittel concentrirt haben, einen außergewöhnlich großen Theil der socialen Aufgaben an sich zieht: erst nur in der Idee mittels der nirgends so radical und gewaltsam auftretenden Ansprüche der Arbeitermassen, welche sich unter dem Namen Socialdemokratie zusammenfassen, dann praktisch mit den großen schöpferischen Entwürfen von Kaiser und Reich, die halb zur Wirklichkeit geworden sind, halb noch schweben. Allein das geistig-moralische Vermögen der Nation geht glücklicherweise hierin doch nicht ganz auf. In der Mitte zwischen Oben und Unten sind noch Energien freigeblieben, welche sich nicht ohne Erfolg auf sociale Zeitfragen werfen. Den Vorsprung unserer Nachbarn in einigen derselben holen wir nach, wie beispielsweise in der Sparkassenreform und der Hülfe für Wohnungsnoth; in anderen Richtungen haben wir uns sogar schon mit an die Front gesetzt, der intensiveren Behandlung der Armenpflege zum Beispiel, der sommerlichen Sorge für schwächliche arme Schulkinder, und nicht am wenigsten auch der Einführung der Handarbeit bei der männlichen Jugend.

Sie schlummerte schon in unseren alten pädagogischen Propheten als fruchtverheißender Keim. Als dessen Spitzen aus dem gelockerten Boden hervorzublicken anfingen, konnte der verschämte deutsche Stolz es sich nicht versagen, mit Amos Comenius, Pestalozzi und den berühmten Erziehern von Ende des vorigen Jahrhunderts eine Art Prioritätsanspruch für das Patent des geschichtlichen Ruhmes anzumelden. Es läßt sich aber doch auch wirklich nachweisen, daß die letzte anstoßgebende literarische Begründung dieses Erziehungsmittels von einem unserer alten patriotischen Politiker stammt, Karl Biedermann in Leipzig, der schon im Jahre 1850 oder 1851 von der Erfolglosigkeit des Frankfurter und des Erfurter Parlaments zu einer solchen vertrauensvollen Beschäftigung mit einer Frage nationaler Erziehung sich wieder zurechtfand, — und daß jener bedeutende fremde Schulreformator, der zuerst überhaupt schaffend Hand angelegt hat, Uno Cygnaeus in Finnland, erst vor etwa einem Jahre gestorben, nichts als ein Jünger von Pestalozzi und Friedrich Fröbel sein wollte. Von ihm aber hat Otto Salomon in Nääs (bei Gothenburg in Schweden) seine durchschlagende, unabsehbar folgenreiche Anregung erhalten. Dieser ebenso bescheidene als geniale und opferwillige Mann wandte sich an seinen Oheim August Abrahamson wegen der nöthigen Mittel, die ihm mit freigebiger Hand gewährt wurden, um, obendrein in dessen herrlichem Gutspark, ein Seminar für Slöid- oder Handfertigkeitslehrer zu begründen, wohin nun aus allen cultivirten Ländern bis nach Japan hin alljährlich zu einer Reihe sechswöchiger Lehrgänge lern- und lehrbegierige junge Männer und Frauen

wallfahrten — ein einziges wunderbares Schauspiel, von der seltensten Begeisterung aller Mithandelnden für eine große praktisch-humane Idee durchglüht.

Was suchen diese sich jährlich mehrenden Pilger aus dem Lehrerstande denn nun eigentlich dort? — So werden Viele fragen, denen höchstens einmal das Wort Handfertigkeit oder erziehliche Knabenhandarbeit oder auf schwedisch „Slöid" in Zeitungsnachrichten vor dem Auge vorbeigeflogen ist, etwa damals, als vor einem Jahre der deutsche Reichskanzler dem hierfür thätigen nationalen Verein eine Summe aus seinem Dispositionsfonds auszahlen ließ, oder als der preußische Minister des Innern vor Kurzem seine Regierungspräsidenten aufforderte, diese wichtige neue Uebung für Knabenhände nach Möglichkeit bis in das Privatpublicum hinein zu verbreiten.

Man will im Slöid-Seminar zu Björke-Nääs (Birken-Nääs) die Kunst lernen, wie man Knaben zwischen zehn und vierzehn Jahren am Holze schnitzen, hobeln und drechseln lehrt. Nichts als Holz wird dort verarbeitet; in Schweden ist dies bekanntlich ein reichlich und wohlfeil zu habender Rohstoff. Es waren ursprünglich auch die Werkzeuge, Handgriffe und Verfertigungen des Tischlers und Drechslers, woran man sich hierbei hielt: aber sie sind es nicht geblieben. Aus den Betrieben, die für den Bedarf des allgemeinen täglichen Lebens Gegenstände herstellten, wurde von vornherein nur mit der Absicht entlehnt, umzugestalten für den wesentlich anderen Zweck, auf lernbegierige Knaben erzieherisch zu wirken. Es hat sich dabei herausgestellt, daß zwar die Werkzeuge und Handgriffe wesentlich dieselben bleiben mochten, zum Theil auch die Gegenstände, welche aus dem rohen plumpen Holz brauchbar und geschmackvoll hervorgehen; daß es aber doch völlig zweierlei sei, wie des Tischlers Lehrling bei seiner Hülfe an den vom Meister übernommenen Aufträgen das Handwerk erlerne, und wie der Schüler in der reinen L e h r werkstatt. Selbst wenn eine solche für die raschere und bessere Ausbildung zukünftiger Tischlergesellen offen stände, träfe ihr Verfahren längst nicht völlig mehr zusammen mit dem Seminar in Nääs oder einer nach dessen Muster angelegten Schülerwerkstätte. Denn in jenem hat der schöpferische pädagogische Gedanke jeden Schritt nach der stufenweisen Entwicklung der Gabe im Zögling bis zu voller Fertigkeit bemessen, und nicht ein tüchtiger Tischlergeselle schwebt als lebendes Ziel dem Lehrer vor, sondern ein Knabe mit durchgebildeter Hand, mit schärfer und genauer sehenden Augen, mit mehr Willen und Charakter, als er ohne diese merkwürdige Fertigkeit besäße.

Als solche wurde sie vor nicht viel über acht Jahren in Nääs von erfahrenen deutschen Männern sozusagen entdeckt. Der preußische Cultusminister hatte eine Commission nach dem Norden geschickt — im Grunde mehr nach Dänemark als nach Schweden, denn aus ersterem Lande war ein Mann gekommen, welchem man in Berlin und anderen deutschen Städten andächtig lauschte, als er von einer Art neuen Hausfleißes und dazu führender Handfertigkeit sprach, und eine Gruppe nordwestdeutscher Bildungsvereine hatte daraufhin den 1864 mit vielen anderen Officieren verabschiedeten dänischen Rittmeister von Clauson-Kaas vor nunmehr neun bis zehn Jahren auf ihre Versammlung kommen lassen, welcher im Herbste darauf in Emden ein starkbesuchter Lehrgang dieses eifrigen und anschlägigen Mannes folgte. Hieran schloß sich jene amtliche Commissionsreise, die aus Schweden mitbrachte, was sie in Dänemark vergeblich suchte. Das streng und einheitlich geordnete preußische Schulwesen war freilich nicht sogleich bereit, einen neuen Unterrichtszweig für seine Knaben, sei es der höheren oder der unteren Schulen, in sich aufzunehmen. Aber es entstanden nun allmälig auf mehr oder weniger privatem Wege nachahmende Schülerwerkstätten; zuerst in Osnabrück, wo heute noch eine nach dem Vorbild von Nääs geschaffene blüht. Von dieser hat der heutige preußische Cultusminister später den Anstoß empfangen, den beiden dort bestehenden Lehrerseminaren, einem evangelischen und einem katholischen, das neue Lehrfach einzuverleiben.

Umfassender übertrug dasjenige Mitglied der Reisecommission, welches den Minister zu ihrer Aussendung bestimmt hatte, Emil von Schenckendorff, das schwedische Muster auf unser Land. Dem Erscheinen seiner Initiativschrift „Der praktische Unterricht"

ließ er im Sommer 1880 die Aufforderung an ihm bekannt gewordene Freunde der Sache folgen, sich in Berlin zu einer kleinen Phalanx zusammenzuschließen; es ging daraus das deutsche Centralcomité für Handfertigkeit und Hausfleiß hervor und als Organ der Bewegung die Bremer Wochenschrift „Nordwest". Mit diesen Werkzeugen konnte die allmälig sich verdichtende Agitation zunächst selbst einige störende Unklarheiten von sich abstreifen.

Der von Dänemark herübergekommene Hausfleiß wurde nämlich einstweilen noch mitbetrieben — mehr im Titel allerdings als in der Praxis. Warum sollte es an sich nicht schön sein, wenn Bauernsöhne, Knechte und Tagelöhner auf dem Lande, statt ihre Winterabende im Wirthshause zu verbringen, wieder zurückkehrten zu den vielerlei Handwerksarbeiten, welche sie vollbrachten, ehe die billig und massenhaft arbeitende moderne Industrie auf den neuen bequemen Verkehrswegen mit Haus- und Hofbedarf aufs Land vordrang? Aber jenem Comité fehlten hierfür die predigenden und darauf hinwirkenden Kräfte, während es mit der angeblichen Förderung des Hausfleißes nur auch seine Angriffsfläche erweitert hatte.

Eine verwandte Schwäche lag in der Handfertigkeitslehre, wie der dänische Hausfleißapostel sie ertheilte und vortrug. Sie barg in sich Einzelfertigkeiten aus zu vielen Handwerksfächern und mit zu vielerlei Rohstoffen; das, wonach in der schwedischen Musterschule fast ängstlich gestrebt worden war: sich auf einen einzigen Stoff und eine einzige Behandlungsweise zu beschränken, blieb bei jener gänzlich außer Acht, und die Abwechslung mit dem Werkzeug, mit dem Stoffe und mit dem Handwerk erschien hier fast als die Würze der neuen Beschäftigung, während sie in dieselbe die Unmöglichkeit ausreichender Aneignung während der verfügbaren Frist einpflanzte.

Man kann sich vorstellen, auch ohne es erlebt zu haben, wie ein solches Vorgehen auf den ehrbaren, gründlichen Sinn der deutschen Lehrerwelt wirkte. Der Protest aus ihr erscholl fast leidenschaftlich und in einzelnen Fällen fanatisch. Es kam noch hinzu, daß umgekehrt der Enthusiasmus mancher der erstgewonnenen Verfechter der Idee sich kaum Grenzen setzte und jeden deutschen Knaben sobald wie thunlich in die beglückende Werkstatt einführen zu wollen schien. Was hieß das für den Schulverwaltungsmann, als von Unmöglichkeiten träumen, und für den Lehrer, sich in einen Unterricht hineinstudiren, der ihn auf die Stufe des Handwerksmeisters — damals keine ihm überall für ebenbürtig geltende — hinabdrückte, sowie obendrein vielleicht, neue Mühen übernehmen sollen ohne angemessen erhöhten Gehalt?

In dem Kreise der Leiter der Bewegung und der Unternehmer örtlicher Pflanzstätten hat man in die hieraus entspringenden Erforderniße der Lage sich ziemlich rasch gefunden.

Den Hausfleiß ließ man fallen. Mögen Präsidenten und Generalsecretäre von landwirthschaftlichen Vereinen, sogenannte Bauernkönige, und wer sonst die Landbevölkerung in Gang zu setzen weiß oder auf wem die Verantwortlichkeit für ihr Wohlergehen ruht, das nordische Vorbild herübernehmen, wenn es ihnen anwendbar, nützlich und zeitgemäß erscheint!

Ebenso fielen auf dem Lehrplan der Handfertigkeitsmänner das Bürstenbinden, das Korb- und Mattenflechten und Aehnliches fort, was keine besondere Erziehungskraft in sich hatte, sondern höchstens nur Geld einbringen konnte. Man fügte zu dem alleinberechtigten Holze des schwedischen Musters hauptsächlich nur noch, gerade wie es bei den Prinzen vom Hause Hohenzollern gehalten wird, Papier und Pappe des Buchbinders. Für die kleinen Anfänger der Werkstatt unter zehn Jahren Papparbeit, für die Uebrigen Holzarbeit: das ist der Regel nach die ganze Richtschnur. Wenn leichte Metallarbeiten hier und da hinzukommen, so ist das ein geistiger Erwerb des für Deutschland bisher wichtigsten Ortes in dieser Sache, nämlich Leipzig.

Zuerst in Leipzig, dann auch in Dresden hat der Keim der erziehlichen Knabenhandarbeit seinen empfänglichsten Boden überhaupt gefunden, Dank besonders den beiden „Gemeinnützigen Gesellschaften", die dort vielseitig schaffend und im Besitz des entgegenkommenden Vertrauens sowohl bemittelter Wohlthäter wie der Behörden wirken.

In Leipzig bemächtigte aber besonders auch der Lehrerstand sich rasch des neuen pädagogischen Gedankens. Man suchte ihn hier mit dem schon bestehenden Unterricht in Beziehung zu setzen, indem man von den Knaben mathematische Figuren anfertigen ließ. Die äußerst zahlreich besuchten freiwilligen Schülerwerkstätten gaben die Grundlage für einen Versuch ab, während der längeren Sommerferien städtische und auswärtige Lehrer in die Kunst des Handfertigkeitsunterrichts einzuweihen, und diesen ersten Versuchen folgte die Gründung einer förmlichen Lehrerbildungsanstalt, zu welcher die Träger der Sache in Deutschland sich gleichzeitig mit der Gründung eines förmlichen nationalen Vereins entschlossen.

Dies geschah im Herbst 1886 zu Stuttgart. Ohne gute Zuversicht hätte es dort nicht geschehen können, denn bis dahin war in den entlegeneren Theilen Süddeutschlands die Sache kaum bekannt und nur erst durch eine einzige kleine Lehrerwerkstätte in Stuttgart selbst vertreten. Aber nun zeigte sich, nachdem der anfangs so laute und lebhafte Widerspruch in der Selbstberichtigung der Bewegung fast verschollen war, die rasch um sich greifende überwältigende Kraft des Gedankens: Regierungen und Magistrate sandten, da man ihnen keine zwangsweise Einführung zumuthete, ihre Vertreter. Als im vorigen Herbste abermals nach Süddeutschland, nach seiner Hauptstadt München, eine allgemeine Vereinsversammlung berufen ward, empfing dieselbe von Behörden und Lehrern ein so überzeugtes Willkommen, daß man das Gefühl erhielt, nun schließe sich kein Theil des Vaterlandes mehr spröde aus.

Gleichwohl denkt man auch heute nicht an die Forderung zwangsmäßigen Unterrichts inmitten des Lehrplans der öffentlichen Schulen. Zwar besteht er so in Finnland und in Frankreich: aber in ersterem Lande war er ein Bestandtheil völliger Umgestaltung des Volksschulwesens durch Cygnaeus, der weit weniger an die erziehliche Kraft des Handarbeitunterrichts für Knaben hätte glauben müssen, um ihn in einem solchen Augenblick der wer weiß wie spät sich einstellenden freiwilligen Darbietung und Annahme zu überlassen; und in Frankreich gehörte er zu den Neuerungen der Republik, aber ohne daß man alsbald die erforderlichen Lehrer gehabt hätte, die nun erst ganz allmälig nachkommen. Bei uns ist die freiwillige Aneignung ungleich besser. Wenn die Lehrer nur, wie bisher, in wachsendem Maße und ohne die erste gesunde Begeisterung des Anfangs zu verlieren, den ihnen gebotenen Seminarunterricht suchen, und die Behörden, staatliche wie communale, die volkswirthschaftlich-sociale Bedeutung der Sache so würdigen wie der Kanzler des Reiches! Für die Unterweisung von Lehrern ist vor Allem die Bildungsanstalt des Vereins in Leipzig, geleitet von dem mit der Sache selbst emporgestiegenen Dr. Woldemar Götze, da. Was in preußischen und sächsischen Seminaren bis jetzt dafür geschehen ist, dient natürlich nur einzelnen eingeschränkten Landschaften. Nach Leipzig kann jeder lernbegierige Lehrer kommen, auf vier oder auf acht Wochen, für mäßiges Geld. In dem kurzen Ferienlehrgang muß er sich freilich den ganzen Tag und Tag für Tag anstrengen wie nie während der Schulzeit: aber dafür nimmt er auch etwas nie vorher so rasch und innerlichst Angeeignetes von Fachvermögen mit nach Hause. Mitten im sauren Arbeitsschweiß führt er eine Art von glücklichem Studentenleben. Auserlesene und bewährte Handwerksmeister der großen Stadt geben ihm in den Lehrfächern ihre pädagogisch stichhaltige Anleitung. Kundige Redner setzen ihm ein- oder zweimal in der Woche die verschiedenen geistigen Seiten der Sache einleuchtend auseinander. In den Abendstunden, wenn die Müdigkeit keine Anstrengung irgend welcher Art mehr erlaubt, sind edle Kunstgenüsse für ihnen zu Gunsten herabgesetzte Preise gemeinsam zu haben. Hunderte von Briefen haben dem Leiter der Anstalt, zum Theil auch den Mitgliedern des Vereins durch die Vereinszeitschrift schon bezeugt, daß es in der That ein Höhepunkt des Lebens ist, auf welchem ein seiner Berufsaufgabe vollbewußt gewordener und den Werth der Handarbeit empfindender junger Mann sich in den Besitz der neuen kostbaren Befähigung setzt — in Leipzig jetzt für Deutschland und auch schon für Nachbarländer, wie von länger her für die ganze Welt zu Nääs in Schweden.

Die freudige Begrüßung des „Deutschen Vereins für Knaben-Handarbeit" im September 1888 zu München war großentheils unzweifelhaft auf das Bedürfniß von Jüngern der Kunstgewerbe zurückzuführen, welches die Nothwendigkeit früher Ausbildung zu diesen Gewerben fühlt. Anderswo hat einer der Inhaber unserer berühmten Panzerplattenfabriken seiner Stadt großartige Stiftungen gemacht, weil auf seinem Lebenswege die Wichtigkeit des Handarbeitsunterrichts auch für Knaben sich ihm tief einprägen mußte. Sind einmal alle unsere Handwerker durch diese Vorbildung gegangen, wie ganz anders gerüstet für den Wettstreit der industriellen Völker auf dem Weltmarkt werden wir dann sein! Die mit dem Geiste Arbeitenden bekommen in der Ausbildung, welche erziehliche Handarbeit bewirkt, etwas Anderes mit, aber sollte es weniger werthvoll sein? Sollte es nicht eine heilsame, jederzeit wie eine Arznei bereitstehende Ablenkung des Blutes vom Kopfe sein, eine bessere Vorbereitung des Gelehrten oder Beamten auf Alles, was das Leben heischt, eine neue Sicherung jenes Gleichgewichts in Leib und Seele, auf der zuletzt alles persönliche Glück beruht, und zugleich die wahre Güte der Leistungen, welche das Heim, das Vaterland und die Menschheit von uns erwarten und brauchen? Es klingt nicht nach viel: ein paar Wochenstunden wohlberechneter Arbeit mit den Händen, so lange man in die Schule geht — aber es bedeutet nicht wenig, wie Alle bezeugen, die davon an sich oder Anderen wirkliche Kenntniß gewonnen haben.

August Lammers.

Goethe über die Erziehung von Schiller's Sohn.

(Mit einem ungedruckten Briefe.)

Von

Gotthilf Weisstein.

Wie heilig Goethe das Andenken seines verstorbenen Freundes hielt, ist aus dem herrlichen Epilog zur „Glocke", aus zahlreichen Stellen seiner Briefe und seinen biographischen Aufzeichnungen bekannt, bezeichnend durch die weihevolle Art, wie er überall des großen heimgegangenen Dichters, des edlen, treuen Freundes, des reinen Menschen gedenkt. Rührend erklingt die Stelle in den Annalen über das Jahr 1805, wo ihn, mitten in dem ruhigen Fluß der Erzählung, in dem sachgemäßen, chronikartigen Bericht über sein Leben wieder die ganze schmerzliche Erinnerung an den unerfaßlichen, unersetzlichen Verlust ergreift, und er von seinem Vorhaben erzählt, den „Demetrius" zu vollenden — „nun brannt' ich vor Begierde, unsere Unterhaltung dem Tode zu Trutz fortzusetzen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten bis ins Einzelne zu bewahren . . . . ."

Erst in diesen Tagen haben wir in der neuesten künstlerischen Gabe der Goethe-Gesellschaft, in der durch Carl Ruland's sorglich feine Hand bewirkten Reproduction von Goethe's anmuthigen Zeichnungen aus dem Jahre 1810 ein neues Zeugniß von Goethe's edler Pietät für Schiller's Manen erhalten: zu dem Blättchen, auf dem er Schiller's Garten in Jena mit echter freier Künstlerhand darstellt, bemerkt er: „das gerade entgegenstehende Eckgebäude errichtete Schiller als ein einsames Arbeitshäuschen und hat darin die köstlichsten Werke zu Stande gebracht . . ." Als Goethe diese Worte wie ein einsames, trauriges Selbstgespräch aufzeichnete, war Schiller bereits sechzehn Jahre todt.

Warmes, förderndes Interesse kehrte Goethe den Schiller'schen Kindern zu. Wie er mit ihrer Mutter, Charlotte von Lengefeld, seit ihrer frühesten Jugend befreundet gewesen, so liebte er besonders des Freundes zweiten Sohn Ernst, der in dem Sommer der gemeinsamen heiteren Arbeit an den Xenien, am 1. Juli 1796, geboren wurde. Ernst scheint ein stiller, verschlossener Jüngling gewesen zu sein; um so mehr erfreute es Goethe, daß der Sohn des Freundes sich an seinen um mehrere Jahre älteren Sohn August, der lebhafteren Temperaments war, gern anschloß.

Schiller's ältester Sohn, Karl (geb. 1793), war zu Anfang des Jahres 1814 in Begleitung des väterlichen Freundes Wilhelm von Wolzogen zum Heere der Verbündeten abgegangen und auch August von Goethe eilte nach dem Hauptquartier zu Frankfurt am Main — so war Ernst von Schiller, ein Achtzehnjähriger, allein. Auch ihn ergriff es mächtig, in den Kampf für das Vaterland zu ziehen, aber seine Berather, Goethe wie seine Mutter, hielten ihn davon zurück. Um so mehr glaubte

Goethe, den Zurückbleibenden in seinen Studien unterstützen und ihm mit Rath und That beistehen zu müssen.

In diese Zeit fällt ein bisher ungedruckter charakteristischer Brief Goethe's an die Wittwe seines Freundes, deren empfindungsreiche Antwort bisher allein bekannt geworden ist. Der Brief, ein Quartbogen bläulichen Papiers, ist undatirt und von Goethe ganz eigenhändig geschrieben. Seine Mittheilung verdanken wir der Freyin Elise von König-Warthausen in Stuttgart, die mir die kostbaren Schätze ihrer reichen Handschriftensammlung in der liebenswürdigsten Weise zur Abschrift mitgetheilt hat, und des Dankes aller Freunde unserer classischen Literatur sicher sein darf. Goethe's Brief, dessen äußere Adresse „Der Frau Hofrath v. Schiller Gnaden" lautet, hat folgenden Text:

„Der gute Ernst ist wieder in Jena, sonst habe ich durch August mittelbar auf ihn gewirkt. Jetzt wünsche ich, mit Ihrer Einstimmung etwas direkt für ihn zu thun. Er will Jurisprudenz studiren und da ist die schönste Gelegenheit in's Lateinische und Römische zu gelangen und sich die Verdienste und Vortheile dieser Sprach- und National Bildung zuzueignen. Für sich das zu thun ist schwer ja unmöglich. Daher würde ich Herrn Eichstedt veranlassen den jungen Mann an sich heranzuziehen, ihn in die lateinische Gesellschaft aufzunehmen und, ihn zum Fleiße nöthigend, ihn fortzuleiten. Geschieht dies mit Ihrem Beyfall; so thu' ichs heute. Alles Gute! G."

Es wird leicht sein, das Datum des vorliegenden Schreibens zu bestimmen, wenn wir Goethe's gleichzeitigen Brief an Professor Eichstädt in Jena heranziehen, an den er „heute" zu schreiben gedenkt. Heinrich Karl Abraham Eichstädt (geb. 1772), als vorzüglicher Latinist bekannt, war seit dem Jahre 1797 in Jena, wurde dort nach Walch's Tode Director der lateinischen Gesellschaft, die durch ihn gänzlich neu organisirt worden ist, und erhielt im Jahre 1803 die Professur der Beredsamkeit und Dichtkunst. Mit Goethe trat er in nähere Verbindung, als — gleichfalls um 1803 — die Jenaer Literaturzeitung erneuert wurde und er als deren Herausgeber und Redacteur fungirte. In der Herzensangelegenheit, die den obigen Brief erfüllt, schrieb Goethe an Eichstädt am 19. Januar 1814 (W. v. Biedermann, Goethe's Briefe an Eichstädt. 1872. S. 182):

„Der jüngere Schiller bleibt, da alles nach den Waffen geeilt, ungern zurück; er ist nach Jena gezogen und will sich der Rechtsgelehrtheit widmen. Nun ist dies die schönste Gelegenheit, ja eine dringende Forderung, sich der lateinischen Sprache und den römischen Eigenthümlichkeiten zu nähern und die hohe Cultur, wodurch sich jene, und die Tüchtigkeit, wodurch sich diese auszeichnet, an sich heran, wo nicht in sich hinein zu bilden. Dieses wünscht' ich dem jungen Schiller unter Ew. Wohlgeboren Leitung. Hätte er sich noch nicht producirt, so haben Sie die Güte ihm Anlaß zu geben, ja es wird vielleicht erforderlich sein, ihn zu einer Annäherung zu nöthigen. Er ist ohnehin in sich gekehrt; die Jugend fürchtet sich, den älteren Personen zu nähern und sich zu entdecken, ja ich fürchte (dies sei im Vertrauen gesagt) daß er seine Schul- und Heidelberger Universitätsjahre nicht hinreichend genutzt und sich in den ersten Anfängen nicht sattsam gegründet habe. Mögen Ew. Wohlgeboren ihn väterlich prüfen und leiten, auch insofern er ausgebildet genug sein sollte, zur lateinischen Gesellschaft heranzuziehen und ihm sonst Gelegenheit zu einer freudigen Thätigkeit geben, so werden Sie die Mutter und mich sehr verbinden und auch die an dem Schicksal der Familie großen Theil nehmenden höchsten Herrschaften erfreuen. Wenn wir hoffen dürften, daß auf diese großen erschütternden Bewegungen ein fester Zustand folgen werde, so haben wir alle Ursache, einen wissenschaftlichen Stamm zu erhalten, damit die Wiederkehrenden sich anzuschließen desto mehr Lust haben mögen."

Die Antwort auf Goethe's Brief an Charlotte von Schiller — das Blatt gehört zu den Schätzen des Goethe-Archivs — ist bei ihrer Veröffentlichung (Goethe-Jahrbuch, Bd. VIII, S. 43. 1887) vom 2. Februar datirt worden. Da sie jedoch augenscheinlich von Charlotte unmittelbar nach dem Empfang des obigen Goethe'schen

Schreibens geschrieben wurde, und an ihrer Spitze den Vermerk „Mittwoch früh“ trägt, der 19. Januar 1814 aber auf einen Mittwoch fiel, so muß auch dieser Brief auf den 19. Januar gesetzt werden. Charlotte erwiderte dem Freunde:

„Ihr Billet theurer verehrter Freund! ist mir eine freundliche Erscheinung gewesen und ich habe mit Rührung Ihren Antheil empfunden. In der Freundschaft des lieben Sohnes für Ernst habe ich manchen Trost schon empfangen, denn es ist mir so lieb, wenn die Söhne das Band, das die Väter so schön verbunden, weiter ausdehnen, und dadurch, wie unser geliebter Meister, so schön sagt, ein Rother Faden sich durch das Gewebe des Lebens zieht, der immer hell und freundlich in die dunkeln Farben des Lebens eingreifen möge. Jede Aufregung zu eignen Fleiß und Thätigkeit, und zur Beförderung bestimmter Geschäfte, ist mir sehr willkommen für Ernst. Ihre Empfehlung werde ich dankbar anerkennen.“

Es scheint, daß Professor Eichstädt den jungen Studenten erst allmälig an sich zu ziehen vermocht hat. Denn erst nach etwa vierzehn Tagen (am 1. Februar) zeigt Goethe der Freundin den Erfolg seiner Bemühungen bei dem Jenenser Gelehrten an: „Hofrath Eichstädt wünscht Ihrem Ernst auf alle Weise nützlich zu sein; er wird ihn auch zu sich zu kommen veranlassen. Sagen Sie nur dem jungen Mann, daß er sich jenem mit Vertrauen nähere ꝛc.“ (H. Hüffer, Erinnerungen an Schiller. Breslau. 1885. S. 38. Goethe-Jahrbuch, Bd. VII, S. 330. 1886.)

In Charlottens Antwort ist es interessant, zu bemerken, daß das Bild vom „rothen Faden“, mit dem Goethe unsere Sprache bereichert hat, bereits damals, vier Jahre nach dem Erscheinen der „Wahlverwandtschaften“, wie ein geflügeltes Wort gebraucht wurde.

Ernst von Schiller scheint den freundschaftlichen Weisungen Goethe's mit Eifer nachgekommen zu sein. Wenigstens berichtet seine Mutter einige Wochen später (24. Februar) ihrer eifrigen Correspondentin, der Prinzessin Karoline Luise von Sachsen-Weimar: „Ernst ist viel ruhiger und besonnener in Jena. Er ist fleißig, studirt Latein und den Justinian . . . und ist nie müßig.“ (Urlichs, Charlotte von Schiller und ihre Freunde. 1860. Bd. I, S. 674.)

Schiller's Sohn ist bekanntlich bei der Jurisprudenz, die er unter Goethe's Augen studirt hat, geblieben und in einer angesehenen forensischen Stellung, als Appellationsgerichtsrath, gestorben. Zu dem in unsern Tagen heißer als je entbrannten Kampf um den Werth der humanistischen Studien möge Goethe's bedeutendes Zeugniß für die Antike gewichtig in die Wagschale fallen.

Aus dem Berliner Musikleben.

Mitte Januar 1889.

Es war am Sonntag den 16. December. Der zwölfte Glockenschlag verhallte. Da zog mit silberhellem Klange ein langgehaltener, feierlich schwellender Ton der Tromba durch das königliche Opernhaus. Vierzig Tromben und sechzehn Pauken schmetterten und donnerten die Antwort. Die Tausende, welche alle Plätze füllten, geriethen in lebhafte Bewegung, und Aller Augen richteten sich auf die große Hofloge. Der Kaiser und die Kaiserin betraten zum ersten Male das Haus. Und nun erklang in alterthümlicher, bei aller Schlichtheit so wirksamer Weise der Fanfarensatz des „Kaisergrußes", dem eine kurze Reihe von Tonstücken für dreihundert Trompeten, Hörner und Posaunen folgte. Majestätisch, erschütternd klang das Kampf- und Siegeslied der evangelischen Kirche „Ein' feste Burg", wie Nachhall aus großer Zeit ein Marsch Friedrich's des Großen. Durch diese Morgenmusik sollte den Abgebrannten in Hünfeld eine Unterstützung gewonnen werden. So war es ein Werk der Barmherzigkeit, welches die Majestäten zum ersten Male nach unsäglich trauriger Zeit der holdesten Kunst zuführte. Wie nach schwerem Wetter das schwarze, unheilvolle Gewölk, so sinkt allmälig der Trauerflor des Vaterlandes unter den Horizont.

Auch das Berliner Musikleben tritt, wie es den Anschein hat, in eine neue Phase. Es ist nicht bedeutungslos, daß die Trompeter den Kaiser begrüßen durften. Schon längst hat der Monarch auf die Militärmusik besondere Aufmerksamkeit gerichtet und das von allen Musikfreunden längst erhoffte Zeichen zur Prüfung und Säuberung des Marschmaterials gegeben. Die durch und durch undeutsche Operette ist endlich abgewirthschaftet und abgethan, ihr so lange geübter unheilvoller, geschmackverderbender Einfluß auf die Musik der Armee gebrochen. Der Marsch wirkt mit berückendem Zauber wie auf die Truppe so auf das Volk. Zur Lobdermelodie gesellt sich schnell der Lobderreim. Der lustig-liederliche Bänkelsang scheuchte aber das gute, ehrliche Volkslied in die Bibliotheken zurück, kaum daß es noch in den Volksschulen das Dasein fristete. Seinen Feind, den buntbehangenen Kobold zu bannen, reichte keine Beschwörungsformel mehr aus. Ein Machtwort nur konnte Wandel schaffen. Dieses Machtwort sprach der junge Kaiser, und zwar für sein Volk. Alte, gute deutsche Märsche erwachen zu neuem Leben und widerhallen in den Straßen der Reichshauptstadt. — Der Kammermusiker Kosleck, der Führer jener dreihundert Trompeter, erhielt wiederholt die Weisung, mit Militärmusikern die prächtigen Serenaden und Sonaten, welche Giovanni Gabrieli vor zweihundert Jahren für Posaunenchöre schrieb, einzustudieren und vor dem Kaiser aufzuführen. So bekundete der Herrscher lebhaftes Interesse für gute, populäre Musik; daneben aber blieb das Neue und Neueste nicht unberücksichtigt.

* * *

Die königliche Oper hat, durch den Umbau des Schauspielhauses veranlaßt, erst im December ihren geordneten Gang nehmen können. An Stelle des auf seinen nothwendig gewordenen Wunsch leider entlassenen Capellmeisters Schröder erschien am 22. August Joseph Sucher am Dirigentenpulte. Derselbe (1843 in Ungarn geboren und seit 1873 Capellmeister der Hamburger Oper) erfreute sich längst, schon von seiner Leipziger Thätigkeit her, eines guten Rufes als Musiker und Dirigent. Die besondere Gunst der Wagnerianer gewann er sich durch Vorliebe, Verständniß und Geschick für das Wagnerwerk. Es ist das erste Mal, daß das königliche Institut neben den vorhandenen drei einen Capellmeister zugetheilt erhält, der als Parteimann bekannt ist und eine bestimmte Partei zu vertreten offenbar die Mission hat. Letzteres folgt auch daraus, daß in den Vorstand des neugebildeten (sogenannten Potsdamer) Wagner-Vereins als einziger praktischer Musiker Herr Sucher berufen ist. Daß derselbe auch andere als Wagner'sche Opern dirigiren wird, ändert an seiner Specialmission nichts, wird aber hoffentlich bestätigen helfen, daß ein in Wagner-Partituren heimischer Capellmeister jedenfalls für die Technik des Dirigirens die weitestgehenden Garantien bietet, wenn damit auch in der Richtung des Kunstgeschmackes nicht die mindeste Gewähr gegeben ist. — Herr Sucher dirigirte zuerst den „Lohengrin". Zu ausgiebigen Proben war ihm keine Zeit gelassen, und so kam Schröder zu unverhofften Ehren, insofern seine Interpretationen im Allgemeinen beibehalten wurden. Umsomehr machte sich das Gewicht der unmittelbar wirkenden Persönlichkeit Sucher's bemerkbar. Er ist fast unabhängig von der Partitur; meist sind seine Augen im Orchester und auf der Bühne; seine Bewegungen zeigen große, nicht selten übertriebene Lebhaftigkeit; die Orchesterwirkung wird häufig auf Kosten der Singstimmen bevorzugt; der Chor bleibt unausgesetzt an die Battuta gefesselt; das Ganze der Direction zeigt nicht nur den vielgeübten Operndirigenten, sondern mehr noch den guten Musiker und berufenen Ausleger des Componisten.

Eine meist vortreffliche Aufführung von „Tristan und Isolde" rief die zwanzig ihr bei der königlichen Bühne vorangegangenen und dazu die Bayreuther, Münchener &c. in das Gedächtniß. Die Beziehung auf das Vorangegangene, die Vergleichung kann zwar Derjenige nicht anstellen, der das Werk zum ersten Male hört; aber gerade die Vergleichung ist die beste, ja die einzige Methode zur Gewinnung sicheren Urtheils, welches stets auf unmittelbarer Verhältnißbestimmung zweier gefaßter Vorstellungen beruht. Auch das Urtheil nach dem erstmaligen Hören bildet sich am Vergleich; unwillkürlich rücken wir die verwandten dramatischen und musikalischen Gebilde nebst den Künstlern in die Gesichtslinie. Erst „wenn ganz was Ungeheueres geschieht, steht unser Geist auf eine Weile still, weil es nichts gibt, womit wir das vergleichen." Es ist ebenso berechtigt als natürlich, eine Kunstleistung in ihrem Verhältniß zu anderen zu betrachten, zu untersuchen, wie sie dem Ideal sich nähert und ob sie dies mehr thut als andere. Allerdings, nur der Dichter versteht den Dichter ganz; nur ein romantisches Gemüth kann eingehen in das Romantische; nur der Geweihete kann verstehen, was ein Geweiheter in Begeisterung ausspricht. Aber auch dieses Verstehen stützt sich auf den Vergleich. Sonach kann wohl auch in einzelnen Fällen aus einer vereinzelten, ja einer flüchtigen Beobachtung ein treffendes Urtheil hervortreiben; aber die Fachkritik genießt, und zwar in allen Fächern, den unschätzbaren Vorzug ihres Reichthums an Vergleichsobjecten und trägt diesen, wo sie auch ihres Amtes walte, überall bei sich. — Zu diesen allgemeinen Bemerkungen zwingt die verschiedenartige Wirkung, welche die Bayreuther Aufführungen äußern. Mit dem Tode Wagner's war der Bann seiner bezaubernden Persönlichkeit gelöst. Manches kühne Wort, was früher in Ehrerbietung gegen den Meister und auch ein wenig aus Furcht vor den kampflustigen „wilden Wagnerianern" unterdrückt wurde, kam jetzt zu Gehör und der Sache zu statten. Was man aber erwarten durfte, nämlich daß hinfort ausschließlich der Zauber des Kunstwerkes wirken werde, das hat sich nicht erfüllt. Es gibt jetzt einen Bayreuth-Fanatismus, der viel unheilvoller wirkt als jemals der Wagner-Fanatismus.

Unsere Bühne ist sehr wohl im Stande, jedem Kunstwerke, auch jedem Wagner'schen, ganz wie in Bayreuth gerecht zu werden, so weit dies ohne versenktes Orchester überhaupt möglich ist. Unsere Tristan-Aufführung war dafür Beweis. Frau Sucher hat hier nicht weniger gut gesungen als im Wagner-Theater. Der Tristan des Herrn Niemann gilt in beiden Hemisphären als unübertrefflich und zwar trotz der nur aus schönen Trümmern bestehenden Stimme. Einen Kurwenal, wie wir ihn in Herrn Betz unser Eigen nennen, hat keine Bühne der Welt, hat auch Bayreuth nicht aufzuweisen. Und unsere Brangäne (Frau Staudigl) ist die von Bayreuth. Das Orchester des Wagner-Theaters allerdings ist reicher besetzt als das unsere und spielt in der Versenkung, während das Berliner, will es nicht zu Uebertreibungen gelangen, die im Piano ebenso bedenklich sind wie im Forte, dem Sänger stets Hindernisse bereiten wird. Den architektonischen Mangel vermag auch der beste Capellmeister nicht vergessen zu machen. Auch Herrn Sucher ist es nicht gelungen, die Partitur umzuformen. Denn darauf käme es hinaus, wollte man die Wirkung des versenkten Orchesters mit dem sichtbaren erreichen.

Noch tiefere Befriedigung als „Tristan“ schuf die „Götterdämmerung“ und die innerhalb kurzer Zeit zweimal erfolgte Darstellung der vollständigen Tetralogie. Seit 1881, wo durch das wandernde Wagner-Theater „Der Ring des Nibelungen“ in einer Reihe meist gelungener Aufführungen den Berlinern bekannt wurde, haben wir von dem dritten Tagewerk (das „Rheingold“ zählt als Vorspiel) nur Bruchstücke in concertmäßiger Form gehört. Jetzt erst ist die königliche Oper in den Bühnenring eingeschlossen, der seit zwölf Jahren nach und nach beide Continente umspannt, und man muß zugeben, daß das allerdings sehr spät ist. Der wahre Grund für diese Verspätung liegt zum bei weitem größten Theile in der geringen Sympathie, welche die Bayreuther Aufführung von 1876 dem Kaiser Wilhelm abgewann. Dazu kam, daß der damalige Generalintendant Herr v. Hülsen sowohl der neudeutschen Kunstrichtung als der Person Wagner's lediglich ablehnend gegenüberstand. So erschien die endliche Zulassung der „Walküre“ als eine bloße Concession, die man der Gesellschaft machen zu müssen glaubte. Gegenwärtig ist das Verhältniß ein wesentlich anderes. Der Generalintendant Graf Hochberg ist ein Musiker und als solcher vom Wagnerianismus völlig unberührt geblieben. Daß er dessenungeachtet in jener Zeit, in welcher bezüglich des Theaters maßgebende Willensäußerungen von allerhöchster Stelle aus natürlichen Gründen nicht zu erwarten standen, Fühlung mit den Wagnerianern zu gewinnen trachtete und daß er weiter seinem Capellmeister Deppe eine unbeschränkte Zahl von Proben zur Verfügung stellte, damit auch dieser sich in die neue Richtung zunächst am „Rheingold“ hineinarbeite — dieses rein sachliche Verhalten, vereint mit einem weitausschauenden Verständniß für den musikalischen Geschmack des jungen Kaisers, wird ihm in der Geschichte des Berliner Musiklebens als Verdienst anzurechnen sein. Die bis zum Ueberdruß erhobene Klage über Vernachlässigung des Meisters von Bayreuth ist nun gegenstandslos. Aber gleichzeitig vollzieht sich (man ermesse die große Zahl der Wagnervorstellungen im Vergleich zu den übrigen) ein Systemwechsel von einschneidender Bedeutung. Abgesehen davon, daß die eigentliche Gesangskunst, welche der declamatorische Stil nur in einigen zerstreuten Trillern und Doppelschlägen von Nöthen hat, jedenfalls eine untergeordnete Rolle spielen muß, obwohl in ihr das Gedeihen der nachwachsenden Künstlergenerationen in dem wesentlichen Punkte der Stimmbeherrschung gewährleistet ist — so genügt ein Blick auf das Opernverzeichniß des vergangenen Jahres, um zu erkennen, daß es in Zukunft immer weniger möglich sein wird, jeder wichtigen Erscheinung in der Entwicklung der Oper die ihr gebührende Stelle einzuräumen. Wir suchen schon jetzt vergebens z. B. nach Gluck's Namen. Gluck aber ist für die Oper gerade so unentbehrlich wie Lessing für das recitirende Schauspiel. Stellt man vom Standpunkte der Geschmacksbildung, der Volkserziehung die Frage nach reiner Schönheit und ethischer Kraft, so erscheint Gluck in erster Reihe und seine Vernachlässigung bezeichnet jedenfalls einen Rückgang der Bühne in ihrer Bedeutung für das Volk. Alle anderen großen Bühnen Deutschlands haben die

Krisis der Wagnerfrage längst mehr oder weniger glücklich überwunden; vor Allem ist in München eine ruhige, rein künstlerische Bewegung an die Stelle fieberhaften Parteikampfes getreten. Wann und wie Berlin einst aus den Händen der Potsdamer Wagnerianer entlassen werden wird, steht dahin; zunächst sind sie die Herren der Situation, mit aller Verantwortlichkeit, aber auch mit der Aussicht auf die — Götterdämmerung! —

Daß die General-Intendantur eine durchaus gute Aufführung zeitigen wollte, ließ sich aus der Sorgfalt der Proben, der Besetzung der Rollen, sowie aus der ungewöhnlich glänzenden Ausstattung erkennen. Künstlerische Decorationen und Costüme kommen allerdings jedem, auch dem schwachen Bühnenwerke, zu statten; wenn aber alle Künste derselben Idee dienstbar gemacht werden, wenn sie aufhören, etwas für sich zu bedeuten, wenn Dichtung, Musik, Malerei in entzückendem Wetteifer mit ebenbürtigen Leistungen sich vereinigen, dann hören wir auf, sie als Einzelne zu empfinden, und vernehmen den reinen Accord ihrer inneren Harmonie. Auch der entschiedenste Gegner Wagner's muß zugestehen, daß der Schöpfer dieser Musik es war, der den Operntext auf die Höhe der selbständigen Dichtung erhob, der das scenische Bild als bildender Künstler kritisch anschaute und gestaltete, Text und Bild mit der Musik in Eins dichtete. — Unter den Darstellern erscheinen Frau Sucher und Herr Heinrich Ernst in erster Linie, Frau Staudigl (Waltraute) und Fräulein Leisinger (Woglinde) in zweiter. Herr Sucher, der Dirigent des ganzen „Ringes", concentrirte seine Aufmerksamkeit mehr auf den großen Zug des Ganzen, so daß manche feinere Entwicklung und subtile dynamische Unterscheidung zu vermissen war. Häufig auch kam durch ein Zuviel des Orchesterklanges die Schönheit überhaupt in Bedrängniß.

* * *

Zu derselben Zeit, als im Schauspielhause wichtige und unaufschiebbare Verbesserungen der Bühne vorgenommen wurden, vollzog sich an zwei anderen Stellen ein für das Berliner Musikleben bedeutsamer Wandel. Die immer wieder laut gewordene und auch berechtigte Klage über unzureichende Concertsäle ist endlich verstummt; mit Energie unternommene Umbauten, die zum Theil fast Neubauten sind, haben alle billigen Wünsche erfüllt, ja selbst kühne Hoffnungen übertroffen. Gleichzeitig benutzten die Verwaltungen der Singakademie und der Philharmonie die Sommermonate zur Verwirklichung wohlüberdachter Projecte. Am Kupfergraben darf über die vor fünfundsiebzig Jahren durch königliche Schenkung gezogene Linie nicht hinausgegangen werden; es erübrigte daher nur ein Umbau innerhalb der vier Wände, die Verbindung des großen mit dem Cäciliensaale zu einem Raume. Das war ein nicht geringes Wagniß. Die in aller Welt berühmte vorzügliche Akustik konnte durch Verlängerung der Längsachse allerdings geschädigt werden, und der im reinsten hellenischen Stil gehaltene Prospect auf der Höhe des Podiums, dessen korinthische Säulenordnung das Auge des Musikgenießenden würdig und wohlthätig beschäftigte, mußte geopfert werden. So war es begreiflich, daß die Gesellschaft der Wiedereröffnung des Saales mit einer gewissen Bangigkeit entgegensah. Desto begreiflicher ist nun die Freude über das wohlgerathene Werk. Die Akustik hat nichts verloren; durch den peripherischen, die Orgel in die Mitte nehmenden Abschluß des Raumes ist vielmehr ein erheblicher Zuwachs an schall-verstärkenden Mitteln gewonnen. Nachdem bei der festlichen Weihe, die sich als eine häusliche der Mitgliedschaft vollzog, mit großen Chören von Bach die Klangwirkung von den verschiedensten Plätzen erprobt war und nun bei einbrechender Dunkelheit aus Mendelssohns „Lobgesang" der prachtvolle Chor „Die Nacht ist vergangen, der Tag ist gekommen" von dreihundert Stimmen erklang, da brachen auf einen Schlag wahre Lichtfluthen herein: die elektrische Beleuchtung trat zum ersten Male in Wirksamkeit und erwarb sich unbeschränkte Bewunderung. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß die von der Beleuchtungsmethode abhängige Reinheit der Luft erfrischend und verschönernd auf die Musik, besonders auf den Gesang wirken wird. Unbedingte Anerkennung gewann sich auch die von Dinse-Berlin erbaute neue elektrische Orgel, mit deren Unterstützung nunmehr besonders den Händel'schen und Bach'schen Chorwerken ihr volles Recht werden wird.

Mit Händel's „Messias" öffnete sich der Saal zum ersten Male dem Publicum. Eine glücklichere und sinnigere Wahl konnte für diesen Zweck nicht getroffen werden; denn Händel ist in Wahrheit der schützende, schaffende und erhaltende Geist dieses edlen Hauses, und der „Messias" unbestritten das gewaltigste Werk seiner Gattung, ein Monument, dauernder als Erz. Man vergleiche und richte. In der imposanten Disposition des Ganzen, in der Wahl des Stoffes, in der tiefgreifenden Erfassung und erschöpfenden Auslegung desselben, in der Erfindung der Thematen und ihrer kunstvollen Durchführung, in der stilvollen Vertheilung von Kraft und Milde, von unwiderstehlicher Eindringlichkeit des prophetischen und himmlisch-schlichter Verkündigung des evangelischen Wortes, und endlich in dem classischen Ebenmaß aller Factoren: in diesem Allen offenbart sich der Genius des Oratoriums in einer solchen Fülle der Vollendung, wie zwar ähnlich, doch unter Heranziehung und Aufbietung der dramatischen Hülfskräfte, nur in Bach's „Matthäuspassion", aber sonst in keinem andern, die reine Luft der Evangelicität athmenden Werke. Stünde es nicht geschichtlich fest, daß Händel zur Conception und Niederschrift der Messiaspartitur nicht mehr als einundzwanzig Tage (im März 1741, als sechsundfünfzigjähriger Mann) gebrauchte, so müßte man doch aus der Geschlossenheit des Werkes, aus der überall wirksamen ursprünglichen Frische in seiner Erfindung auf eine kurze Zeitspanne schließen. Wenn irgendwo, so ist hier wahrhaftig Erleuchtung aus der Höhe, göttliche Kraft im auserwählten Menschen wirksam. Händel's poetischer Nachfolger, der „Übersetzer seines Werkes aus dem Musikalischen in das Poetische", wie Gervinus den Dichter des „Messias", Klopstock, nennt, mühte sich mit seinem religiösen Epos lange Jahre ab (1748—73), und brachte doch nur ein in seinem Werthe sehr ungleichmäßiges und jetzt so ziemlich vergessenes Gedicht zu Stande. Mit der Arbeit des Dichters hat die des Componisten überhaupt nur geringe Aehnlichkeit, obwohl das Schreiben von Worten oder Noten von beiden Künstlern in gleicher Weise als niederziehende Last beim Schaffen empfunden wird. Leichter wird eine ungefähre Vorstellung von der compositorischen Thätigkeit durch den Hinweis auf den bildenden Künstler und besonders auf den Bildhauer vermittelt, bei dem die inspirirte schöpferische Kraft durch die kunstgeübten Hände unmittelbar auf die nachgiebige Materie wirkt. Nun vergleiche man die fertigen Kunstwerke und untersuche sie in ihrer Wirkung auf das Gemüth; man betrachte mit künstlerischem Verständniß und frommer Hingebung den Thorwaldsen'schen Christus und höre den Händel'schen Messias. Eine Welt liegt zwischen diesen beiden Kunstgebieten, und es wird sofort klar, daß die Musik eine unschätzbare Gehülfin des Gottesdienstes, daß der Componist der nächste Geistesverwandte des Dieners am Wort ist, wie dieser ein Diener und Ausleger der göttlichen Geheimnisse, beide thätig, mit geweihter Hand den Vorhang des Allerheiligsten zu heben, mit geheiligten Lippen von dem Geschaueten Zeugniß abzulegen. — Händel ein Prediger! Man könnte alle fünfzig Nummern der Messiaspartitur einzeln vorlegen, um dies immer von Neuem und immer überzeugender nachzuweisen. Die Partitur ist allerdings nur für den Musiker erschließbar und hat dem Laien nicht mehr zu sagen, als ein Marmorblock. Erst die Auflösung in den Klang formt den Stein und gibt ihm Leben. Zum ersten Male nach vielen Jahren war die Möglichkeit vorhanden, den Chor der Singakademie (gegen vierhundert Stimmen) mit dem Orchester als eine geschlossene Phalanx aufzustellen und die durch die fünfundzwanzigregistrige Orgel unterstützte Vollkraft des gesammten Klangkörpers zu vernehmen. Es wird nicht möglich sein, an einer andern Stelle Berlins durch nur einen Verein eine gleiche Majestät des Tones zu erzeugen, die klingende Masse in solcher Geschlossenheit dem Kunstwerk dienstbar zu machen. Von einer in Gold und Roth gehaltenen, mit umrankter Leyer geschmückten Kathedra aus leitete Professor Blumner in seiner unfehlbaren Weise das gewaltige Werk, als ob Händel ihn leite. Die Solisten (Fräulein Helene Oberbeck, Fräulein Charlotte Huhn, Herr Gustav Wulff und Herr Betz) wetteiferten mit Chor und Orchester in schönen Leistungen. Herr Kawerau ließ die Orgel in ihrer ganzen Schönheit erklingen.

Noch tiefer und nachhaltiger wirkte eine der großen Bach-Aufführungen, die zu den Wahrzeichen des Berliner Musiklebens und unbestreitbar zu dessen Gipfelpunkten gehören; in ihnen feiert die den höchsten Idealen zugewendete Kunstgemeinde ihre weihevollsten Stunden. Aber nicht nur nach dem religiösen Grunde, aus dem diese Werke hervortrieben, sondern ebenso nach der Kunst, die bei ihrem Entwurf und ihrer Ausführung wirksam war, sind sie von höchster Bedeutung für die Gegenwart und die zukünftige Kunstpflege überhaupt. An ihnen müßten die heranwachsenden Musikgenerationen viel ernster und nachhaltiger disciplinirt werden, als es, die Königliche Hochschule für Musik ausgenommen, in den Berliner Conservatorien geschieht. In diesem Sinne ist es bedauerlich, daß an den Bach-Aufführungen der Singakademie, den räumlichen Verhältnissen entsprechend, nur etwa zwölfhundert Zuhörer Anregung und Befriedigung gewinnen können, daß es der Kosten halber unmöglich ist, solche Cantaten allwöchentlich in einer Kirche der unbeschränkten Oeffentlichkeit darzubieten. Wenn zu Moritz Hauptmann's Zeiten, also vor dreißig bis vierzig Jahren, die Sonnabend-Motetten des Thomanerchores in Leipzig einen deutlich erkennbaren Einfluß auf den kirchenmusikalischen Geschmack der Leipziger äußerten, und diese Wirkung später durch Carl Riedel's Kirchenconcerte noch vertieft wurde, so dürfte es auch in Berlin möglich sein, die leistungsfähigen Kirchenchöre für dergleichen Liebesthaten zu gewinnen und in den Stand zu setzen. Es geschieht gewiß zu wenig nach dieser Richtung und unendlich mehr für Malerei und Bildhauerei, an deren herrlichen Erzeugnissen unser Publicum nur gar zu oft theilnahmlos vorübergeht. Marmorstatuen haben den Fall Roms nicht aufgehalten, aber beschleunigt hat ihn die Zerfahrenheit der Gemüther, die Inhaltlosigkeit des Lebens, die Hohlheit des religiösen Cultus. Bei Bach ist Form und Inhalt zugleich; zu ihm zu führen ist auch ein verdienstlicher Versuch, ein klingender, zur Lösung der wichtigsten Frage der Gegenwart. — Um von dem, was die Singakademie auf diesem Gebiete zu leisten vermag, eine Vorstellung zu geben, wird das Programm genügen: 1. Magnificat in D-Dur; 2. Psalm 130; 3. Cantate „Ein' feste Burg"; 4. Doppelchor: „Nun ist das Heil". Die Soli sangen Fräulein Rienaber, Fräulein Zimmer (Frankfurt), Herr Hauptstein und Herr Rolle.

* * *

Chor-Concerte, welche neben der Singakademie Erwähnung verdienen, gab es verhältnißmäßig wenig. Der Stern'sche Gesangverein weihete in seiner gewohnten pietätvollen Weise dem Gedächtniß Mendelssohns eine vorzügliche Aufführung des „Elias", und zwar, da Professor Ernst Rudorff leidend war, unter der befeuernden Direction Joachim's, der bei dieser Gelegenheit den Taktstock des Componisten benutzte. Unter den Solisten: Fräulein Pia von Sicherer, Fräulein Hermine Spies, Herr Scheidemantel und der Tenorist Herr Lietzinger entsprachen nur der letztere und die Sopranistin den Erwartungen. In einer Aufführung von Händel's „Judas Makkabäus" erschien neben den Fräulein Schauseil und Schmidtlein, sowie Herrn Staudigl (Baß) leider Herr Albert Niemann als Solist, leider, denn der Sänger hatte die Partie noch nicht genügend studiert. — Der Cäcilien-Verein (Direction: Prof. A. Holländer) brachte gut vorbereitet und durch Frau Joachim, Herrn Hermann Kirchner (angenehmer Tenor), Herrn Franz Schwarz, den vortrefflichen Baryton der Weimarer Bühne, sowie Herrn Bornemann mit seinem respectablen Tiefbaß gut unterstützt, den „Odysseus" von Max Bruch zu neuer Aufführung. Ferner sei, auch mit Rücksicht auf eine eben gemachte Bemerkung über den Unterricht der jungen Künstlerschaft, der Königlichen Hochschule für Musik in Ehren gedacht. Ein als Trauerfeier für Kaiser Friedrich veranstalteter Bach-Abend, der drei Cantaten (1. Alles nur nach Gottes Willen; 2. Es ist nichts Gesundes an meinem Leibe; 3. Ein' feste Burg) in schöner Verkettung der Gedanken und schönem, unwiderstehlich wirkendem Crescendo ihrer Aufeinanderfolge brachte, zeigte den jugendlich-schlagfertigen Klangkörper in Chor und Orchester von der vortheilhaftesten Seite. Endlich verdient mitgetheilt zu werden, daß der beste Männergesangverein Berlins, die „Berliner Liedertafel" (Direction Zander) mit einem

neuen Werke für Männerchor, Soli und Orchester (Harald's Brautfahrt) von Heinrich Hofmann, viel Glück hatte. Die höchst interessante, farbenprächtige Composition kam zu schönster Wirkung.

* * *

In der Philharmonie hat der Architekt Schwechten unter Aufgebot von fünfhundert Arbeitern und in einem auch für Berlin ungewöhnlichen Tempo einen Bau ausgeführt, der zu den Sehenswürdigkeiten und Zierden der Reichshauptstadt gehört. Bequeme Zugänge, großartige, in Europa nirgend übertroffene Garderoben, zwei Concertsäle, welche ca. 2500 Menschen fassen, dazu elegante Neben- und Restaurationsräume bilden ein harmonisches Ensemble.. An der Schmalseite des Hauptsaales erhebt sich eine Stufenterrasse für vierhundert Sänger und hundert Instrumentisten. Den Hintergrund bildet eine große elektrisch-pneumatische Orgel von fünfzig klingenden Stimmen aus der Werkstatt von Schlag & Söhne in Schweidnitz. Zwei colossale Karyatiden, Genien mit Orgel und Lyra, deuten auf die Bestimmung des Raums. In der Höhe ihrer Embleme läuft um den ganzen Saal eine Reihe von Medaillons aller großen Tonmeister „von Bach bis Wagner". Außer einer ebenso prachtvoll ausgestatteten als bequem zugänglichen Hofloge ist ein hübsches Solistenzimmer und ein Schreibzimmer für die Vertreter der Presse vorhanden. — Orgelklang eröffnete am 5. Octbr. den Weiheakt; dann erschallte Beethoven's Ouvertüre „Zur Weihe des Hauses", Wagner's Meistersingervorspiel, die Chorphantasie in C-dur von Beethoven (mit Hans von Bülow am Flügel und Ernst Rudorff am Dirigentenpulte) und zum Schluß Händel's Hallelujah. Der Stern'sche Verein war nicht sehr zahlreich vertreten: so kam es, daß der Chorklang neben dem vollen Orchester nicht recht zur Geltung gelangte, besonders auch, weil über die akustisch-zweckmäßigste Aufstellung des Klangkörpers Erfahrungen erst bei gefülltem Saale gesammelt werden konnten. Am klarsten wurde das Clavier vernommen; demnächst behauptete sich das gesprochene Wort (Prolog von Rudolf Genée, vorgetragen von Herrn Ludwig) in befriedigender Deutlichkeit; die Orchesterwirkung war zunächst eine ungleiche, da die Streicher gegen die Bläser nicht aufkamen.

* * *

Erst als am 15. October die Philharmonischen Concerte (Direction: Herr Dr. Hans von Bülow) ihren Reigen eröffneten und zwar vor völlig ausverkauftem Hause, ließ sich die Bedeutung der neuen Musikhalle recht ermessen: hier wird für die instrumentale Musik das Paradigma zu finden sein, wie in der Singakademie für den Gesang. Der Vergleich mit der königlichen Capelle und dem Concerthausorchester ist nicht zu umgehen. Um mit letzterem zu beginnen, so ist dies eine höchst ehrenwerthe und häufig auch gut geführte Musikvereinigung, die aber unter Herrn Meyder vorwiegend edle Unterhaltungsmusik pflegt, unter Herrn Nikisch aus Leipzig indeß die erhoffte allgemeine Anerkennung nicht gewann, weil die Mehrzahl der Musiker höchsten Ansprüchen nicht genügt. Unzweifelhaft als ein Fehler erwies sich auch eine Verbindung mit dem Bloch'schen Gesangverein. Neben den rein künstlerischen Qualitäten, welche an den Philharmonikern zu rühmen sind, ist es ein wichtiger äußerer Vorzug, welcher den Erfolg beim Publicum erklären hilft: die straffe und gewandte Führung der Geschäfte. Was in derselben autokratisch scheint, ist in Wirklichkeit nur die Concentration des Willens. Auch die Singakademie blüht wesentlich durch die Einheitlichkeit ihrer Führung. Man sehe dagegen den für die Wittwen und Waisen der Kammermusiker recht empfindlichen Rückgang der Opernhaus-Symphonieen. Das Unglück dieser ist das vielköpfige Comité, welchem sogar das Recht zusteht, die vom Capellmeister festgesetzten Programme zu ändern und in der Capelle über den Kopf des Dirigenten hinaus Abstimmungen über Annahme oder selbst Beibehaltung solcher für die Aufführung bereits angekündigter Kunstwerke herbeizuführen. In der Philharmonie spricht auch in Beziehung auf das Programm Herr v. Bülow das entscheidende Wort; er ist ein Autokrat in des Wortes verwegenster Bedeutung. Und das entspricht ganz und gar der Natur der Musik. Unter der Zweiseelenherrschaft verkümmert jedes Kunstwerk.

Ohne Ausnahme tragen alle Thaten des Philharmonischen Orchesters unter Bülow's Führung das Gepräge des reinsten Subjectivismus, soweit es gilt, aus der vielköpfigen Menge eine einzige Persönlichkeit zusammenzuschweißen. Dazu ist Hans von Bülow (ebenso wie Hans Richter in Wien) der rechte Mann; er spielt auf dem Orchester wie auf dem Flügel, und doch läßt er die Eigenart des einzelnen Künstlers nicht auslöschen, sondern an der rechten Stelle aus dem Tongewoge aufleuchten, feilt die geschlossenen Instrumentgruppen zu charakteristischen Gestalten heraus und wirkt nach allen Richtungen ordnend, klärend, Verständniß weckend. Daß er für Wagner's Kaisermarsch, mit welchem der erste Abend einsetzte, den Text des Hymnus dem Programm nicht beigab, läßt erkennen, daß er die allzu sanguinische Meinung, dieser Hymnus wäre volksthümlich oder könne es werden, glücklicherweise nicht theilt. Der Versuch, das Publicum zum Einstimmen zu bewegen, ist nachgerade als nutzlos erkannt worden und wird auch nutzlos bleiben, da der öffentliche Gesangunterricht doch nicht im Sinne der Wagnerfanatiker reformirt werden wird. Herr von Bülow begnügte sich mit der concertmäßigen Vorführung des Werkes und verzichtete auf dessen aufdringlich-patriotische Ausnutzung. Weit hinaus über die durch den Gebrauch in Oper und Concert gezogenen Linien führte er die Ouvertüre zur „Zauberflöte"; sie erschien fast wie ein neues Werk. Nicht durch dynamische Zuspitzung und Uebertreibung, sondern durch Herausarbeitung des Inhalts wurde die Idealgestalt gewonnen. So kam es, daß die freimaurerisch anklopfenden Posauenaccorde im Mezzoforte erklangen, daß die Flöte als Zauberflöte wirkte, daß die Fuge im gemäßigten Tempo genommen wurde. Eugen d'Albert spielte das Concert in G-dur von Beethoven mit jener außerordentlichen Virtuosität, classischen Klarheit und entzückenden Milde des Anschlags, die wir an ihm bewundern. Wie hier Solist und Orchester durch diesen Dirigenten sich trugen und gedanklich vereinigten, gewährte die reinste Freude. Die eingelegte große Cadenz gab deutlich Kunde davon, was wir von d'Albert dem Componisten noch zu erwarten haben. Und wie klang wieder dieser Bechstein'sche Flügel! Er überstrahlte thatsächlich das Orchester und erwies sich in jeder Hinsicht als ein würdiges Erzeugniß der Weltfirma. — Die neuen Orchestervariationen über Haydn's Antonihymnus von Johannes Brahms, ebenso bewundernswürdig in der thematischen Arbeit wie in der feinsinnigen Ausnutzung der Klangcharaktere, sich bewegend zwischen zarter Gedankenspinnerei, graciöser Attitude, frisch-fröhlicher Jagdpoesie und hinreißender Fröhlichkeit, führen die Opusnummer 56a, und der Componist, mit Rubinstein der größte der Gegenwart, ist inzwischen zu No. 107 gediehen. Aber auch hier wurde die Region des Wohlbekannten durch Bülow zu einem Entdeckungsgebiet für Neues und Ueberraschendes. Mit Schubert's großer Symphonie in C, deren Längen sich in eitel Schönheit auflösten, schloß dieser erste Abend unter stürmischem, immer sich wiederholendem Beifall. — In den weiteren fünf Concerten trat noch zweimal das Clavier (Alfred Grünfeld aus Wien und Clotilde Kleeberg aus Paris) und dreimal die Violine als Soloinstrument auf. Carl Halir aus Weimar spielte ein neues Concert von Ed. Lassen, welches durch eine harmonisch völlig ins Ungewisse führende, überlange Stelle im zweiten und etliche Dehnungen im dritten Satze den freundlichen Eindruck des ersten Satzes wesentlich abschwächt. Joseph Joachim spielte sein eigenes Violinconcert No. 3 und Rob. Schumann's, Joachim zugeeignete Phantasie op. 131. Endlich gab Marie Soldat mit dem Concert von Beethoven erneuten Beweis für ihre künstlerische Berufenheit. Je mehr auch Violinisten kommen und gehört werden: keiner zwingt uns zu gleicher, unbedingter Bewunderung, wie Joachim, weil bei keinem die Virtuosität so, wie bei diesem Einzigen, aufgehört hat, Selbstzweck zu sein.

Ein neues Werk, die Sinfonia tragica, op. 40 von Felix Draeseke (geb. 1835 in Koburg) verdient hervorgehoben zu werden, nicht etwa weil sie leicht Eingang gefunden hätte oder sofort in ihrer Bedeutung begriffen wäre, sondern weil sie in auffälliger Weise die Kritik beunruhigt und gespalten hat. Die Symphonie bezeichnet einen Uebergang im musikalischen Sinne und ist im Besondern der Versuch einer Einkleidung

der Programmmusik in die classische Form; sie ist auch ein Merkzeichen des Uebergangs in Draeseke's eigner Entwicklung. Die früheren Werke dieses Componisten, sämmtlich Ausstrahlungen der Liszt-Schule, fanden kein Publicum; nur dem Geistesverwandten kündigte sich die latente Kraft an. Aber schon Draeseke's Chorwerke, deren sich der verstorbene Carl Riedel in Leipzig mit besonderer Wärme annahm, zeigen deutliche Spuren eines Klärungsprocesses, der endlich in der Symphonie seinen Abschluß findet. Man könnte die tragische Symphonie recht wohl, namentlich im vierten Theile, als eine Skizze von Draeseke's künstlerischem Lebensgange ansehen. An Großartigkeit der Conception steht überhaupt das Finale voran; aber zur Darstellung der gigantischen, in den wildesten Kampf gewickelten Kräfte werden so schneidende, ungelöste Dissonanzen, so bizarre Rhythmen und überkünstelte contrapunktische Führungen aller früher verwendeten Thematen aufgeboten, daß vor lauter Tiefsinn der Sinn in Stücke geht. Der versöhnliche, feierlich-friedliche Schluß wirkt dann zwar als Gegensatz wohlthätig, aber die erschreckte und gehetzte Phantasie des Hörers braucht doch mehr Zeit, als ihr gelassen ist, um der logischen Folge sich anzubequemen und den Vorgang wie den Ausgang als eine innere Nothwendigkeit aufzunehmen. Der erste, dritte und zweite Satz — in dieser Ordnung — bilden dann eine aufsteigende Folge von Werthen. Der Componist des zweiten Satzes (Grave. Todtenfeier) steht ganz und gar unter Beethoven's Einfluß; von ihm mehr zu hören ist allgemeiner Wunsch. — Herr v. Bülow vollzog einen Act der Freundschaft, als er dieses Werk vor das Berliner Publicum brachte. Galt zunächst der gespendete Beifall dem Dirigenten und der vortrefflichen Capelle mehr als dem Componisten, so war doch weit über Erwarten ein Erfolg errungen, und es konnte nicht mehr überraschen, als zwei Tage später bei einer Wiederholung der Symphonie im populären Concerte mit Bülow zugleich Felix Draeseke vom Publicum gefeiert wurde.

* * *

Für die Pflege der edlen Kammermusik sorgten die genügend bekannten Künstlergesellschaften unter noch immer wachsender Theilnahme. Allen voran stand in Leistungen und Erfolgen das Joachimquartett, ein strahlender Brillant im Kunstgeschmeide der Reichshauptstadt. Den beliebten Montagsconcerten der Herren Hellmich und Dr. Bischoff liehen ausgezeichnete Solokräfte ihre zum Theil recht kostspielige Unterstützung. Das Künstlerpaar Sauret-Grünfeld, ein Violinist und ein Cellist von gleicher Vortrefflichkeit, erhob sich im Verein mit dem jungen Claviertitan Sauer bei Ausführung des herrlichen Trio B-dur von Rubinstein fast zur Vollkommenheit; fast, nicht ganz, weil der klanglose Flügel zum Aetherflug untauglich war. — Ein anderer Pianist werde gleich hier an richtiger Stelle genannt; denn Max Pauer aus Cöln, Sohn des Claviermeisters Ernst Pauer in London, hat seinen Platz neben d'Albert, mit welchem vereint er den ersten Unterricht empfing, neben Stavenhagen und Sauer. Und zum Schluß sei Fräulein Helene Geisler in der Reihe der Meisterinnen des Clavierspiels begrüßt. —

Theodor Krause.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Januar.

„Friede sei ihr erst Geläute" — in diesem Wunsche stimmten beim Klange der Glocken zum Jahreswechsel alle Freunde der Culturentwicklung überein. Mit freudiger Genugthuung wurde daher die Thronrede begrüßt, mit welcher Kaiser Wilhelm II. als König von Preußen am 14. Januar den Landtag der Monarchie eröffnete. Konnte er doch mit Recht darauf hinweisen, daß die Beziehungen des Reiches zu allen auswärtigen Staaten freundliche sind, und daß er bei seinen Besuchen befreundeter Herrscher die Ueberzeugung gewonnen habe, daß Deutschland der Hoffnung auf fernere Erhaltung des Friedens mit Vertrauen sich hingeben dürfe. Nicht minder allgemeine Befriedigung erregten die Erklärungen über die günstige Finanzlage des Staates, wodurch ermöglicht wird, das Ziel der Erleichterung der Steuern weiter zu verfolgen, sowie dringliche Erfordernisse, welche bisher wegen der Unzulänglichkeit der vorhandenen Mittel zurückgestellt werden mußten, zu befriedigen.

Friedliche Gesinnungen waren es auch, denen am Neujahrstage in officiellen Ansprachen erfreulichster Ausdruck geliehen wurde. Hat Kaiser Wilhelm II. bereits zu wiederholten Malen versichert, daß er selbst die Leiden eines siegreichen Krieges, falls dieser ohne Noth über Deutschland verhängt würde, mit den Pflichten, die er gegen das deutsche Volk übernommen habe, nicht verträglich finden würde, so unterließen die Regierungen Oesterreich-Ungarns und Italiens, der mit Deutschland verbündeten Mächte, gleichfalls nicht, in demselben Sinne unzweideutige Erklärungen abzugeben. Vor Allem war es der ungarische Ministerpräsident Tisza, welcher beim Neujahrsempfange die friedliche Bedeutung der Tripelallianz betonte. Nachdem er darauf hingewiesen hatte, daß Oesterreich-Ungarn in Bezug auf die auswärtige Politik die hauptsächliche Gewähr in dem Bündnisse der mitteleuropäischen Mächte suchen müsse, erinnerte er daran, wie in der Geschichte schon starke Bündnisse, Tripel-, ja selbst Quadrupelallianzen bestanden hätten, wie diese aber gewöhnlich vom Gesichtspunkte der Eroberung geschlossen worden wären. Hatte doch die Geschichtschreibung lange genug die Eigenthümlichkeit, den Kriegen viele Bände zu widmen, während über die Werke des Friedens nur leicht hinweggeglitten wurde. Mit Recht betonte Tisza dann, daß höher als jene Allianzen ein solches Bündniß zu schätzen sei, welches nicht erobern, nicht verheeren, sondern im Interesse der Entwicklung der Menschheit den Frieden sichern wolle. Hieran knüpfte der ungarische Ministerpräsident die Hoffnung, daß es der Tripelallianz auch im Jahre 1889 gelingen werde, die Segnungen des Friedens zu schützen, sowie die guten Beziehungen zu den Mächten aufrecht zu erhalten, zumal da es heute in Europa keinen einzigen Staat gebe, welcher den Krieg unbedingt wünschen würde. Tisza verhehlte allerdings nicht, daß die aus der Tripelallianz sich ergebende Politik auch Opfer erfordere, da bei der heutigen Weltlage selbst die im Namen des Friedens geführte Sprache nur dann eine Wirkung erziele, wenn die zur Erhaltung desselben Ver-

bündeten zu einander volles Vertrauen hegen, und Denjenigen, die ihn vielleicht stören wollen, heilsame Furcht einflößen. Der ungarische Ministerpräsident hob noch ausdrücklich hervor, wie er glaube und hoffe, daß auch in diesem Jahre die Werke des Friedens fortgesetzt werden könnten.

Dieselbe friedliche Auffassung wie in Berlin, Wien und Pest machte sich in Rom geltend, woselbst ebenso wie im gesammten Königreiche Italien die öffentliche Meinung daran festhält, daß der von Kaiser Wilhelm II. abgestattete Besuch alle jene Ausstreuungen widerlegte, nach denen die am 20. September 1870 durch den Einzug der italienischen Truppen in der italienischen Hauptstadt endgültig gelöste römische Frage in irgend welcher Form künstlich wiederbelebt werden sollte. Von diesem Gesichtspunkte aus erhält zugleich eine symptomatische Bedeutung das aus Anlaß des Jahreswechsels von Kaiser Wilhelm II. an den König Humbert gesendete Telegramm, in welchem der deutsche Kaiser mit lebhafter Befriedigung der in Italien zugebrachten schönen Tage gedachte und die Hoffnung äußerte, daß wie in der Vergangenheit auch in der Zukunft das Glück dem Könige und der königlichen Familie günstig sein möge.

Es wäre unbillig, wollte man außer Acht lassen, daß der Präsident der französischen Republik beim Empfange des diplomatischen Corps am Neujahrstage ebenfalls seine Zuversicht, den europäischen Frieden erhalten zu sehen, kundgab. Carnot war in der Lage, ein stichhaltiges Argument für die versöhnlichen Gesinnungen Frankreichs anzuführen, da dieses sich anschickt, die Säcularfeier der großen Revolution in der Weise zu begehen, daß durch die Pariser internationale Ausstellung die Werke der Arbeit und des Friedens verherrlicht werden sollen. Freilich erscheinen die inneren Verhältnisse der französischen Republik nach wie vor so wenig befestigt, daß die Republikaner ihre Säcularfeier lediglich mit gemischten Gefühlen begehen können. Nur die Zerfahrenheit der Parteiverhältnisse in Frankreich läßt es begreiflich erscheinen, daß ein Abenteurer wie Boulanger die Rolle des Prätendenten zu spielen versuchen kann. Ungemein charakteristisch ist in dieser Hinsicht die Thatsache, daß bei der am 27. Januar im Seinedépartement bevorstehenden Ersatzwahl für die französische Deputirtenkammer Boulanger, der officielle Candidat der Ultraradicalen vom Schlage Henri Rochefort's, gegenüber dem republikanischen Candidaten, dem Destillateur Jacques, mit aller Wahrscheinlichkeit auf eine große Anzahl bonapartistischer und orléanistischer Stimmen zählen darf. Mögen die Parteigänger des Grafen von Paris sowie diejenigen des Prinzen Victor immerhin nur „aus Bosheit" den Zukunftsdictator wählen, so ist doch schwer ersichtlich, welchen positiven Nutzen diese Oppositionsparteien von ihrem Verhalten für die Zukunft erhoffen, ganz abgesehen davon, daß die Disciplin und die politische Moral im eigenen Feldlager arg gefährdet werden. Die ländliche Bevölkerung wird kaum bei den ebenfalls im Jahre 1889 stattfindenden allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer ausreichendes Verständniß dafür besitzen, daß General Boulanger, welcher seiner Zeit die Ausweisung der Prinzen aus Frankreich am eifrigsten betrieb, von deren nächsten Anhängern bei den Wahlen auf den Schild erhoben werden sollte. Dann könnte es aber leicht geschehen, daß die Monarchisten die Geister, die sie riefen, nicht mehr los werden, obgleich es noch gute Wege hat, bis der Vertrauensmann Paul Déroulède's und in gewissem Sinne auch des Grafen von Paris irgend welchen maßgebenden Einfluß auf die Regierung erlangen wird. Die Ersatzwahl am 27. Januar soll den Parteigängern des Generals und den mit ihnen verbündeten Monarchisten und Bonapartisten als Kraftprobe dienen, wobei allerdings nicht übersehen werden darf, daß die Anhänger Boulanger's sich aus allen mit der Republik unzufriedenen Elementen recrutiren.

Das Manifest, welches Boulanger an die Wähler des Seinedépartements richtete, wiederholt das bis zum Ueberdrusse oft entwickelte Programm des Zukunftsdictators, der stets von Neuem versichert, daß die Verfassungsrevision mittelst einer Constituante, in der jeder Abgeordnete frei seine Meinungen vertheidigen und zur Geltung bringen könne, das Allheilmittel für die Leiden der französischen Republik sei. In sophistischer Weise verwahrte sich Boulanger gegen den Vorwurf, die Dictatur anzustreben, indem

er in völlig grundloser Weise seine Widersacher beschuldigte, daß sie es wären, die alltäglich Ausnahmegesetze gegen ihn und seine Wähler in Vorschlag brächten. Wie der General die Stellung eines französischen Kriegsministers auffaßt, erhellt aus seinem Hinweise, daß er, wenn er den Dictator hätte spielen wollen, damals, „da er als Kriegsminister das ganze Heer in der Hand hatte", wohl in der Lage gewesen wäre, einen solchen Ehrgeiz zu befriedigen. Er behauptet aber, in jener Zeit nur die Sympathien Aller angenommen zu haben, ohne die Popularität irgend Jemandes „stehlen" zu wollen. Daß Boulanger als commandirender General nicht Bedenken trug, die Disciplin innerhalb der französischen Armee zu untergraben, gesteht er nicht zu, wohl aber versichert er pomphaft, Frankreich lechze heute nach Gerechtigkeit, nach Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit. Wie Hohn muß es Jedem erscheinen, welcher die catilinarischen Existenzen in der Umgebung Boulanger's kennt, wenn dieser als sein Ziel bezeichnet, daß er das Land der Verschwendung entreißen wolle, durch die erschöpft werde, sowie dem ehrgeizigen Treiben, das es erniedrige, ein Ende zu bereiten versuche.

Hervorgehoben zu werden verdient, daß im monarchistischen Feldlager hier und da von Anfang an eine lebhafte Opposition gegen die Candidatur Boulanger's sich geltend machte. So bezeichnete Buffet, einer der früheren Minister der „moralischen Ordnung", der in den siebziger Jahren neben den Herzögen von Broglie und Decazes als eine feste Säule des monarchisch gesinnten Frankreichs angesehen wurde, die Wahl des Generals in Paris mit ihrer Rückwirkung auf die Provinz als eine wahre Katastrophe. Dagegen wurde selbst von gemäßigt republikanischen Politikern hervorgehoben, daß die Wahl Boulanger's in Paris keineswegs so weitgehende Folgen haben würde. Ist doch seit dem Jahre 1870 der französischen Republik oft genug das düsterste Horoskop gestellt worden, ohne daß diese Prophezeiungen sich bisher verwirklicht hätten. Man wird denn auch kaum bei der Annahme fehlgehen, daß die Säcularfeier der großen Revolution ohne ernsthafte Störungen verlaufen wird, zumal da die Pariser Weltausstellung, von welcher die französische Industrie eine reiche Ernte erhofft, den Franzosen sicherlich den Wunsch nahe legt, nach außen wie im Inneren Frieden zu halten. In dieser Beziehung kommt noch in Betracht, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil der französischen Bevölkerung bei dem Panamacanal-Unternehmen bisher harte Verluste erlitten hat, so daß ein Mißerfolg der Weltausstellung als ein doppelt schwerer Schlag empfunden werden würde. Für die demagogische Taktik Boulanger's bezeichnend ist die Art, wie er den durch ihre Betheiligung an dem Panamacanal-Unternehmen Geschädigten allerlei unbestimmte Versprechungen macht, als ob es nur seiner Intervention bedürfte, um das mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpfte neue „Weltwunder" zu einem glücklichen Abschlusse zu bringen.

Daß der General überhaupt sich als der Vertreter der Interessen aller Unzufriedenen geriren kann, muß hauptsächlich auf die Uneinigkeit der republikanischen Parteigruppen und die daraus sich ergebende Unfähigkeit, ernsthafte Reformen zu erzielen, zurückgeführt werden. Allerdings ist seit geraumer Zeit davon die Rede, daß die früheren Parteigänger Gambetta's, die Opportunisten, mit den Radicalen zu einer compacten Regierungsmehrheit sich zusammenschließen sollen, um gemeinschaftlich gegen die Ultraradicalen und die mit ihnen bei jedem Ansturme gegen die bestehenden Einrichtungen verbündeten Orléanisten und Bonapartisten Front zu machen. Bisher ist es jedoch noch nicht gelungen, diese „Fusion" herbeizuführen, so daß die bisherige Confusion den Anhängern Boulanger's am meisten Vorschub leistet. Andererseits erscheint nicht ausgeschlossen, daß die Opportunisten und die Radicalen in Bezug auf das Wahlsystem für die Deputirtenkammer eine bedeutsame Reform verwirklichen, von welcher nichts Geringeres als die Vernichtung des Boulangismus erhofft wird.

Diese Reform soll in der Aufhebung des gegenwärtig geltenden Listenscrutiniums und in der Wiedereinführung der Arrondissementswahlen bestehen. Es ist eine seltsame Fügung, daß gerade die Opportunisten, die bei Lebzeiten Gambetta's das Listenscrutinium am eifrigsten anstrebten, nunmehr zu den heftigsten Widersachern dieses

Wahlsystems gehören. Freilich sollte das Listenscrutinium, bei welchem alle auf ein Département entfallenden Abgeordneten mittelst einer Wahlliste ernannt werden, dazu dienen, Gambetta an das Staatsruder zu bringen. Damals ließen sich die Opportunisten durch den Gedanken leiten, daß ihr Herr und Meister, sobald sein Name an der Spitze einer ganzen Reihe von Wahllisten figurirte, sich gewissermaßen auf ein Plebiscit berufen könnte, falls er die erste Stellung in der Republik beanspruche. Die Ironie der Weltgeschichte fügt es nun aber so, daß Boulanger das von Gambetta nicht mehr erreichte Ziel mit demselben Mittel anstrebt; auch ist durch eine ganze Reihe von Ersatzwahlen für die Deputirtenkammer erhärtet worden, daß bei den im Jahre 1889 stattfindenden allgemeinen Wahlen der General Aussicht hat, in einer großen Anzahl von Départements den Sieg davonzutragen, so daß er mit einer gewissen Berechtigung sich als „sauveur" geberden könnte. Hängt es doch nur von den Orléanisten und Bonapartisten ab, ob sie das von ihnen bei den Ersatzwahlen beliebte Spiel bei den allgemeinen Wahlen fortsetzen wollen. Gegen eine solche Taktik richtet sich nun der Plan der gemäßigten Republikaner, das Listenscrutinium durch die Arrondissementswahlen zu ersetzen. Jedenfalls machen die Opportunisten ihrem Namen Ehre, wenn sie jetzt mit allen Kräften dahin wirken werden, daß nicht mehr die Départements eine größere Anzahl Deputirte, sondern die Arrondissements je einen Abgeordneten wählen.

Der Unterschied zwischen den beiden Wahlsystemen leuchtet ohne Weiteres ein. Beim Listenscrutinium ist es den zur Wahlurne berufenen Bürgern unmöglich, sämmtliche Candidaten zu kennen und zu beurtheilen. Hieraus ergibt sich, daß das in Paris befindliche Centralcomité regelmäßig in der Lage sein würde, den Parteigenossen die ganze Liste der auf das Département entfallenden Abgeordneten zu empfehlen. Diese Einrichtung bewirkt zugleich, daß die Zahl der in Paris lebenden berufsmäßigen Parlamentarier stetig wächst, während die den Centralcomité's unbekannten, dagegen die wirklichen Interessen des Landes weit besser kennenden Persönlichkeiten in der Provinz zurückgedrängt werden. Allerdings wird nicht ganz mit Unrecht eingewendet, daß bei den Arrondissementswahlen die „Kirchthurmpolitiker" sogleich wieder in den Vordergrund treten werden. Sobald der Wahlkreis wesentlich verringert, das Département als solches durch das Arrondissement ersetzt wird, erhalten die „Localgrößen" Gelegenheit, durch die Verheißung von Secundärbahnen, Vicinalwegen und anderen dem Arrondissement dienenden Verkehrsmitteln sich selbst eine politische Laufbahn zu eröffnen, worauf dann die Deputirtenkamer zum Tummelplatze aller möglichen Sonderinteressen wird, während das allgemeine Staatsinteresse geschädigt werden kann. Andererseits muß jedoch wieder in Erwägung gezogen werden, daß die mittelst des Listenscrutiniums gewählten Mitglieder der französischen Deputirtenkammer es ebenfalls nicht an weitgehenden Versprechungen fehlen ließen, wie denn überhaupt die starren Republikaner, die dem Beispiele eines Cato nacheifern, jetzt und in Zukunft in Frankreich nicht aufgefunden werden können. Es gilt daher, von zwei Uebeln das kleinere zu wählen.

Wie problematisch auch die Parteiverhältnisse in Frankreich sich gestaltet haben, darf doch daran festgehalten werden, daß die Republik selbst keineswegs unmittelbar bedroht ist. Nicht daß die republikanische Regierung von schweren Unterlassungssünden und positiven Mißgriffen sich fernhielte, wohl aber kommt den bestehenden Einrichtungen die Unentschlossenheit der Gegner zu Statten. Wie Boulanger bisher nur die Rolle des miles gloriosus zu spielen vermochte, sind auch die Orléanisten und Bonapartisten über die Redensarten nicht hinausgekommen. Ueberdies bestehen im monarchistischen Feldlager selbst schroffe Gegensätze, die nur deshalb nicht in ihrer vollen Schärfe in die Erscheinung treten, weil der Haß gegen die republikanischen Einrichtungen gewissermaßen die höhere Einheit darstellt. Allgemein bekannt ist der Antagonismus, welcher zwischen dem „rothen Prinzen" und dessen älterem Sohne, dem Prinzen Victor, besteht. Ebenso sind innerhalb der orléanistischen Partei Meinungsverschiedenheiten vorhanden, die sich unter Anderem im Verhalten des Grafen von Paris auf der einen Seite, des Herzogs d'Aumale auf der anderen widerspiegeln. Während der Graf von

Paris dem „Boulangismus“ Zugeständnisse macht, nimmt der Herzog d'Aumale gegenüber dem zu Abenteuern geneigten General eine durchaus ablehnende Stellung ein. Freilich kennt der Herzog den Mann genauer, der in früheren Jahren bei ihm antichambrirte und um seine Protection buhlte, um später bei der Ausweisung der Prinzen in hervorragender Weise mitzuwirken. Es ist denn auch bezeichnend, daß die Opportunisten nunmehr in dem Herzog d'Aumale so wenig eine Gefahr für die Republik erblicken, daß sie selbst in Bezug auf diesen orléanistischen Prinzen die Aufhebung des Verbannungsdecretes empfehlen. Da auch die Académie Française bereits vor einiger Zeit einem ähnlichen Wunsche Ausdruck lieh, darf angenommen werden, daß die Strömung zu Gunsten einer derartigen versöhnlichen Maßregel in Zukunft noch wachsen wird, falls der Herzog d'Aumale seine bisherige maßvolle Haltung nicht aufgibt. Bemerkenswerth ist die Art, wie er jüngst in einem im „Journal des Débats“ veröffentlichten Artikel mit unzweideutigem Hinweise auf Boulanger, den er als modernen Alcibiades geißelte, das unpatriotische Verhalten des Generals charakterisirte.

Wenn es noch eines Beweises dafür bedürfte, daß der Zukunftsdictator, um seine Popularität zu erhöhen, selbst vor Verwicklungen mit dem Auslande nicht zurückschreckt, so darf nur an das bereits erwähnte Verhalten in der Panamacanal-Angelegenheit erinnert werden. Ohne die Schwierigkeiten zu erwägen, welche durch eine Intervention der französischen Republik mit den Vereinigten Staaten sich ergeben müssen, verdammte Boulanger, als er jüngst eine Delegation von Actionären des Canalunternehmens empfing, die „gewissenlose“ Regierung, indem er zugleich den von ihr „geopferten“ kleinen Leuten nicht bloß eine moralische, sondern auch eine materielle Unterstützung zusagte. Obgleich nun die durch den bisherigen Mißerfolg schwer geschädigten Inhaber von Actien und Obligationen des Panamacanal-Unternehmens lebhaft bedauert werden müssen, wäre es doch von Seiten der französischen Regierung ein gefährliches Abenteuer, falls sie thatsächlich interveniren und sich auch nur ein Recht der Controle sichern wollte. Besäße Boulanger staatsmännische Einsicht, so würde er mit der Eifersucht der Politiker in den Vereinigten Staaten von Nordamerika rechnen, welche zäher als je an der Monroedoctrin festhalten, nach welcher keinerlei Einmischung europäischer Mächte in die inneren Angelegenheiten der amerikanischen Staaten geduldet werden soll. Der Senat in Washington hat sich denn auch bereits mit der Angelegenheit beschäftigt. Am 5. Januar begann die Debatte über die von Edmunds, einem der einflußreichsten Mitglieder des Senats, eingebrachte Resolution, in welcher mit Rücksicht auf eine Fortführung des Panamacanals durch die französische Regierung erklärt wird, die Vereinigten Staaten von Nordamerika blickten mit ernster Bekümmerniß und Mißbilligung auf die Beziehung irgend eines europäischen Staates zu der Anlegung oder Controle eines Canals durch die Landenge von Darien oder durch Mittelamerika überhaupt. Die Resolution fügt hinzu, daß eine solche Beziehung oder Controle als nachtheilig für die billigen Rechte und Interessen der Vereinigten Staaten, sowie als eine Bedrohung ihrer Wohlfahrt angesehen werden müßte. Zugleich wurde der Präsident der Vereinigten Staaten ersucht, diese Anschauungen gegenüber den europäischen Regierungen zum Ausdrucke zu bringen. In der Begründung seiner Resolution betonte Senator Edmunds, daß nach seinem Dafürhalten die Ehre und die Aufrichtigkeit der Vereinigten Staaten eine bei aller Freundlichkeit förmliche Wiedergeltendmachung der amerikanischen Grundsätze über diesen Gegenstand erheischten, ehe Frankreich sich dazu entschlossen haben würde, dem Projecte des Herrn von Lesseps officielle Unterstützung zu gewähren. Die Regierung der Vereinigten Staaten sollte deshalb in freundlicher und maßvoller Weise erklären, daß sie die Einmischung Frankreichs oder irgend eines anderen europäischen Staates nicht dulden würde. In demselben Sinne entwickelte der republikanische Parteiführer Sherman, indem er die von Edmunds eingebrachte Resolution unterstützte, er hätte Grund für die Annahme, daß in Frankreich bestimmte Einflüsse dahin wirkten, daß die Regierung die Leitung der Angelegenheiten der Panamacanal-Gesellschaft übernehmen sollte. Der Senat nahm dann laut telegraphischer Mittheilung aus Washington vom 7. Januar in geheimer Sitzung mit

49 gegen 3 Stimmen den Antrag an, welcher dahin lautete, die Regierung der Vereinigten Staaten würde jede Verbindung irgend einer europäischen Macht mit dem Bau oder mit der Controle irgend welchen Schiffscanals durch die Landenge von Darien oder durch Centralamerika überhaupt als den Rechten und den berechtigten Interessen der Union nachtheilig, sowie als eine Bedrohung ihres Wohles ansehen.

Der Präsident der Vereinigten Staaten wurde zugleich ersucht, diese Resolution den europäischen Regierungen mitzutheilen. Obgleich Frankreich in dem Beschlusse des Senates nicht direct genannt wird, vielmehr nur allgemein von „irgend einer europäischen Macht" die Rede ist, geht doch aus dem ganzen Verlaufe der Verhandlungen, sowie aus dem äußeren Anlasse des vom Senator Edmunds eingebrachten Antrages hervor, daß dessen Spitze sich eben gegen die französische Republik richtet. Wiederum ist es ein seltsames Zusammentreffen, daß gerade im Jahre der Säcularfeier der großen Revolution von Seiten der Vereinigten Staaten von Nordamerika der Schwesterrepublik Schwierigkeiten drohen. Auch kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Repräsentantenhaus ebenfalls beinahe mit Einstimmigkeit die vom Senate angenommene Resolution genehmigen und daß der Präsident der Vereinigten Staaten, gleichviel ob Cleveland sich noch im Weißen Hause befindet oder seine Machtbefugnisse bereits an Harrison übertragen haben sollte, die Beschlüsse der beiden Häuser zur Ausführung bringen wird. Wird doch die Panamacanal-Angelegenheit, wie unter Anderem aus dem Stimmenverhältnisse im Senate erhellt, keineswegs als eine Parteifrage, sondern als ein nationales Interesse angesehen.

Dagegen können die Amerikaner sicherlich nicht auf ein nationales Interesse sich berufen, wenn sie auf den Samoainseln den Deutschen Schwierigkeiten bereiten. Die amtliche Meldung, nach welcher ein deutscher Officier und fünfzehn Mann im Kampfe gegen die Insulaner gefallen, zwei Officiere und sechsunddreißig Mann verwundet sind, ist überall, wo deutsche Herzen schlagen, mit tiefer Betrübniß aufgenommen worden. Bei den freundschaftlichen Beziehungen, in denen Deutschland zu den Vereinigten Staaten steht, mußte es nun überraschen, daß die Eingeborenen von einem Amerikaner angeführt wurden, wie denn überhaupt mehrfach von amerikanischen Intriguen auf den Samoainseln berichtet wird, während doch keinem Zweifel unterliegt, daß die deutsche Regierung selbst in loyalster Weise das vertragsmäßig festgesetzte deutsch-englisch-amerikanische Schutzverhältniß auf jenen Inseln respectirt. Andererseits hat auch die Regierung der Vereinigten Staaten zu wiederholten Malen Beweise ihrer loyalen Gesinnung in der Samoa-Angelegenheit gegeben; man darf daher mit Bestimmtheit erwarten, daß Mißgriffe amerikanischer Staatsbürger um so energischer geahndet werden würden, falls letztere sich in amtlichen Stellungen befinden sollten. Die durchaus correcte Haltung der Regierung der Vereinigten Staaten spiegelt sich auch in den Mittheilungen wider, welche der Staatssecretär Bayard in der Samoa-Angelegenheit an den deutschen Gesandten in Washington gerichtet hat. In diesem amtlichen Actenstücke erklärt der amerikanische Staatssecretär ausdrücklich, er habe den Vertreter der Vereinigten Staaten in Berlin angewiesen und werde den Consul auf Samoa anweisen, daß Alles angewendet werden müsse, um jede Reibung oder jeden Conflict der Interessen zwischen Deutschen und Amerikanern in ihren geschäftlichen Operationen auf den Inseln zu verhüten. Hiernach darf im Hinblick auf die freundschaftliche Gesinnung der Regierung der Vereinigten Staaten gehofft werden, daß jeder Anlaß zu einem Conflict mit Deutschland beseitigt werden wird.

Literarische Rundschau.

Neue Romane.

Le rève par Émile Zola. Paris, G. Charpentier & Co. 1888. — Der Trau'm von Emil Zola. Berlin, S. Fischer's Verlag. 1889.

Robert Leichtfuß. Roman in zwei Bänden von Hans Hopfen. Stuttgart, J. Engelhorn. 1888.

Berlin. Romane von Paul Lindau. III. Spitzen. Zwei Bände. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Georg Brandes hat vor Kurzem in dieser Zeitschrift Emile Zola, den großen Naturalisten, als einen heimlichen Romantiker und Symboliker entlarvt. Mit der ganzen berechtigten Einseitigkeit desjenigen, der eine lang zurückgedrängte Beobachtung auszusprechen und zu erweisen hat, zeigte Brandes in Zola's Werken den Hang zu großen, symbolischen Anschauungen, sowie den Trieb, moderne Schicksalsmächte zu schildern, in immer neuen, gewaltigen Verkörperungen, welche das Leben der Individuen bestimmen, verbrauchen und vernichten. Das jüngste Buch Zola's gibt zu der nämlichen Beobachtung Anlaß; und in einem ganz neuen Lebenskreise, unter ganz veränderten Bedingungen schildert doch der Dichter das Eine, wiederum das Eine, wie unter den bestimmenden Einflüssen großer Lebensmächte ein Individuum wird und sich entwickelt. Was im „Germinal" die unterirdische Grube wirkt, im „Assommoir" der Geist des Alkohols, verkörpert im Destillirkolben jener Branntweinschenke, das wirkt im „Traum" die Macht des Katholicismus, welche Gestalt gewinnt in der ragenden Kathedrale von Beaumont l'Eglise.

Mit der vollen Kraft und Kunst seiner Begabung hat Zola, alle Arabesken meidend, sein Thema gestaltet: an einem Kinde aus dem Geschlechte der Rougon-Macquart will er zeigen, wie ererbte Eigenschaften und die Atmosphäre frommer Gläubigkeit, in welche der Zufall es stellt, sich bekämpfen; wie in dem Hause der Sakristeisticker Hubert und Hubertine, unter dem Schatten des ehrwürdigen Domes die kleine Angelique ihres Namens würdig wird, eine reine Jungfrau gleich jener heiligen Agnes drüben an der Kathedrale, unter deren Bilde sie uns im Beginn entgegentritt. Alles, was aus dieser Welt des Katholicismus herausführen könnte, alles Andersgeartete und Unfromme schaltet der Dichter aus seiner Erzählung aus; er gruppirt um den gewaltigen steinernen Mittelpunkt des Domes seine Gestalten mit energischer Kunst und läßt zwischen nur fünf Personen alles Wesentliche des Romans sich abspielen: Angelique, Hubert und Hubertine, ihre Pflegeeltern, Hochwürden der Bischof und sein Sohn sind die Figuren, welche die Handlung führen. Der Sohn von Hochwürden? Auch Angelique wiederholt es fragend, als sie das Wort zum ersten Male hört, und als man ihr erklärt, daß der Bischof, ehe er die Weihen nahm, mit einer geliebten Frau vermählt war, deren plötzlicher Tod ihn erst in den Dienst der Kirche trieb; und in fromm verlangenden Träumen malt sich nun Angelique das Bild dieses Bischofssohnes aus, bis er in leibhaftiger Gestalt, unerkannt noch und doch geliebt, vor ihr steht. Und so bleibt der consequente Dichter, auch als er das große Thema der Liebe in seine Schilderung einführt, fest innerhalb seines Gedankenganges und läßt

die von den Gestalten der Legende und des großen christlichen Traumes umfangene Angelique einem Jünglinge Neigung zuwenden, der ihr erscheint wie die Ritter der heiligen Frauen, St. Georg und seine Brüder: der Sohn von Hochwürden nur vermag das Empfinden der Heldin zu gewinnen, in dieser modernen Legende.

Wie nun aber Zola, der Verfasser von „La Terre“, welcher auf dieser Erde mit beiden Füßen zu stehen scheint, in das Reich des Traumes plötzlich aufsteigen konnte, hat viele Leser Wunder genommen. Sie übersahen, daß der Naturalismus, recht verstanden, alles Seiende zu schildern unternimmt, die ganze Welt der Erscheinungen und der Vorstellungen, die irdischen wie die himmlischen, die heiligen wie die unkeuschen. Alle Mächte, welche das Leben der französischen Menschheit bestimmen, mußten dargestellt werden, wenn das Bild der Zustände unter dem zweiten Kaiserreich, diese „histoire naturelle et sociale“, welche Zola zu entwerfen versprach, vollständig und getreu sein sollte. Und daß unter jenen Mächten die Religion, der Vorstellungskreis des Katholicismus, Wunderglaube und Legenden ihren Platz noch immer behaupteten, war dem Dichter von früh auf bewußt, und so hat er nach verschiedenen Seiten hin, bald so, bald anders gewendet, das Thema erfaßt, und ist von „La Faute de l'abbé Mouret“ bis zu „Le Rève“ hin gelangt. Hatte er in der Erzählung von dem Priester Serge Mouret noch das Christenthum mit dem Heidenthum contrastirt, Cultus des Geistes mit dem Cultus des Fleisches, den Glauben an Maria und das Ueberirdische mit dem Leben im Irdischen und Animalischen, so verbleibt er nun völlig und unabläßig in der Welt des Traumes; und wenn er gleich, sie zu construiren, nicht ohne poetische Fictionen auskommt, so steigert er doch die Eindringlichkeit und Geschlossenheit seiner Wirkungen auf das Höchste, und ganz sind wir in eine Welt von eigenem Leben und Sein gebannt, aus der in die umgebende Wirklichkeit kein Steg zu führen scheint.

Wir erkennen die poetischen Fictionen und die Constructionen leicht, welche dem Dichter helfen müssen, diese Welt aufzubauen; aber wenn wir ihm dennoch den Glauben an seine Schöpfung nicht versagen, so geschieht es, weil die großartige Consequenz seiner Anschauung uns zwingt, zu sehen, wie er sieht, und weil überdies die Methode seiner dichterischen Darstellung die alte, überzeugende geblieben ist: die naturalistische. Wir verbleiben, auch in der Welt des Traumes, in einer genauen, sachlichen Entwicklung voll feiner Psychologie, und sehen Angelique sich zur Heiligen läutern, gerade so deutlich, wie wir Gervaise Coupeau und Nana fallen sahen; Schritt für Schritt, in seiner ruhigen, oft umständlichen Darstellung, mit vielen Beschreibungen der begleitenden Erscheinungen, welche den nach vorwärts strebenden Leser ungeduldig stimmen, mit Excerpten aus der goldenen Legende und kennerhaften Beschreibungen der Kirchenfenster und der heiligen Stickereien, — Schritt für Schritt schildert uns der Dichter das Seelenleben der Heldin, den Kampf in ihr zwischen dem ererbten leidenschaftlichen Begehren und den läuternden Einflüssen der Umgebung, alle die Rückfälle, Schwankungen, zuletzt den Sieg und die Glorie; er findet, selbst in dieser modernen Legende, sein Eigenstes in der Poesie des Kleinen auf, im realistischen Detail des Tages und in den heißen Liebesscenen: allein er weiß seine Wirkungen auch da sicher zu gewinnen, wo er mit phantasievoller Anschauung eine fremde Welt der Träume und der Erscheinungen uns gegenwärtig macht; und so bewährt er auch in diesem jüngsten Werke die ganze Kraft und Stärke seines Könnens und jene folgerechte Kunst, welche den Conceptionen Emil Zola's ihren lang nachhallenden Eindruck schafft.

Eine moderne Legende schildert Zola's „Traum“ uns; ein modernes Märchen nennt Hans Hopfen seine Geschichte vom Robert Leichtfuß. „Die zu meldenden Begebenheiten,“ so sagt der Dichter, oder vielmehr der Chirurg aus Tübingen, welchen er den Roman vortragen läßt, „sind theilweise so wunderlich und unerwartet, daß ich die Geschichte auch ein Märchen hätte nennen können. Ein modernes Märchen, ein Märchen aus unserer Zeit.“

Bei so verwandter Problemstellung ist es interessant, zu beobachten, was der französische Dichter und der deutsche aus ihren Stoffen gemacht haben. Hopfen steht der französischen Kunstübung nahe genug, um den Vergleich vertragen zu können; er

ist gleichfalls, nach seiner Art, ein Realist, er schildert natürliche Dinge mit unbefangenem Freimuth und hat Pariser Leben und Pariser Dichten an der Quelle studirt. Wie Einer „verdorben zu Paris", hat auch er dargestellt; er hat auf Zola's Schilderung von der verheerenden Wirkung des „Assommoir" die Tiroler Branntweingeschichte „Brennende Liebe" folgen lassen, und er führt uns auch diesmal zu den Pariser Boulevards, zum Ball der großen Oper und zum anderen Flußufer, ins Quartier Latin, mit Kennerschaft hin, in lebhafter Darstellung. Aber wenn bei Zola Alles um einen Mittelpunkt mit energischer Kunst gruppirt ist, wenn er aus einem einzigen Grundgedanken mit zwingender Gewalt seine Fabeln herauswickelt, so geht Hopfen's Anschauung ruckweise vor, mit plötzlich geschauten einzelnen Situationen, welche erst nachträglich mit einander in Verbindung zu setzen sind: er folgt seinem Temperament behaglich, wo in Zola die künstlerische Logik arbeitet und eine Art von angewandter Mathematik. Zola componirt, Hopfen plaudert; Zola's Erfindung läuft in einer großen einzigen Linie fort, Hopfen wirft Arabesken und Schnörkel aufs Papier, und sein Grundthema entschwindet dem launenhaften Dichter leicht.

Das gilt von dem neuen Buche zumal, welches eine gut gegriffene poetische Gestalt in der Prosa des Lebens allzubald untertauchen läßt. Robert Leichtfuß — es ist nicht der Name des Helden, sondern sein Beiname, derjenige, welchen er sich „durch seine wunderliche Lebensauffassung und seine Art, das Leben zu führen und zu tragen", erwarb. Eine eigenartige Philosophie nämlich hatte dieser Robert in sich ausgebildet, er, der ein Künstler, ein Tagedieb, ein Zigeuner, Alles in einer Person war: das schöne Trostwort, „Wo die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten", ward ihm oberster Grundsatz aller Moral und Lebensklugheit. Ja, so sehr galt ihm jener Spruch als Regel und Evangelium, „daß er in allen bösen Tagen mit Bewußtsein seine Lage noch mehr verschlechterte, nur um der erlösenden Hülfe, die seiner Ueberzeugung nach auf dem Gipfel der Noth niemals ausblieb, um etliche Tagereisen näher zu kommen, als er sie sonst wähnte." Mit entschlossenen Strichen, und doch behaglich plaudernd, entwickelt der Dichter im Beginn diese Gestalt vor uns; er läßt uns mit ihr den Tübinger Hörsälen entfliehen, er zeigt uns Robert bei seiner zögernden Arbeit im Pariser Atelier, im Verkehr mit den Kunsthändlern und auf dem Opernball, immer Zigeuner, immer liebenswürdiger Leichtfuß. Doch schnell nimmt die Erzählung eine Wendung, welche dem „modernen Märchen" Gefahr droht, und den individuell gestalteten Helden in das stockende Fahrwasser des deutschen Romans bringt: auf dem Maskenball trifft Robert zwei funkelnde schwarze Augen, zu denen sich bald ein capriciöser Kopf und ein ganzes reizendes Geschöpf gesellt, getauft auf den Namen Meyer. Emma Meyer aus Berlin ist es, die Tochter des Commerzienraths Heribert Meyer, welcher „vor dreiunddreißig Jahren mit zerrissenen Stiefeln an den Füßen und fünfzehn Thalern in der Tasche" nach der Hauptstadt kam. Natürlich ist er heute Millionär, wohnt in Berlin W., Thiergartenstraße, und hat alle Eigenschaften eines Commerzienraths aus der Comödie: er ißt und trinkt gern, hat die Manieren eines Parvenu, neigt zur Apoplexie und steht unter dem Pantoffel seiner Frau, genannt Hermine. Nur daß Hopfen, der Schönfärberei abhold, mit entschlossener Schilderung die abstoßenden Seiten dieser Menschen malt, und da, wo die anderen deutschen Autoren nur harmlose Epicuräer zeichnen würden, einen rücksichtslosen, abstoßenden Egoisten hinstellt, im Sinne des Naturalismus. Und in diese Gruppe nun führt er seinen Robert Leichtfuß mitten hinein, und der Gatte Emma Meyer's macht sich's bequem in dem Hause der Thiergartenstraße, zweiter Stock mit Oberlicht.

Die Wendung wirkt überraschend; und wenn etwa Zola seine Angelique, statt sie als die jungfräuliche Braut des Bischofssohnes sterben zu lassen, einem Epicier angetraut hätte, wir hätten nicht erstaunter sein können. Ein Leichtfuß, der sich verliebt — mag sein; und je toller er es treibt, desto besser. Aber einer, der sich verheirathet, mit Emma Meyer aus Berlin verheirathet, der Millionärstochter? Ein Zigeuner, ein Bohémien, der sich wohl fühlt in der Thiergartenstraße bei Commerzienraths? Denn nicht von ihm geht der Gedanke der Trennung aus, welcher nun auf-

steigt: Emma ist es, die capriciöse Frau, die ihn hegt und ausführt, weil die kurze Glanzzeit ihrer Seele verblich und das ehrgeizige Verlangen nach Stellung und Titel sie ergreift: der Freiherr von Wolkenfels-Krümelshausen aus Mecklenburg wirbt um ihre Gunst, und von dem Wohlklang dieses Namens berauscht, hofft Madame Leichtfuß auf nichts Geringeres, als Freifrau von Wolkenfels-Krümelshausen zu werden. Auch daß sie dem Gatten ein Kind geschenkt, kann ihren Ehrgeiz nicht aufhalten; und so trennt sie sich mit schnöder Hast von Robert, da er elend und fiebernd in Venedig liegt und erzwingt die Scheidung. Immer mehr verengt sich nun die Handlung, in deren Vordergrund der Kampf um das Kind tritt, welchen Robert, ein treuer, kein leichtfüßiger Vater, führt; er raubt es am hellen Tage, mitten aus der Thiergartenstraße hinweg und führt es nach Paris, wo er abermals seine Noth am höchsten steigen sieht, und der Blindheit und dem Hungertode nahe scheint, um zuletzt Erlösung zu finden durch eine märchenhafte Transfusion: und ebenso glücklich, berühmt und reich, als er vorher unglücklich war, arm und elend, verlassen wir nun den gebesserten Unverbesserlichen.

So, mit prosaischen Figuren und romanhaften Zufällen, entstellt Hopfen sein glücklich erfundenes Thema, anstatt es durch eine concentrirte Fabel voll herauszuarbeiten; ihm gelingen im Einzelnen viel gute Schilderungen, kräftige und anmuthige, lebenswahre und märchenhafte, er arbeitet bald gewandt nach Modellen der Wirklichkeit, wie in der kecken Gestalt eines kunstliebenden gräflichen Mäcens, bald folgt er dem freien Antriebe eines starken Temperaments und fesselt uns durch die freie Herrschaft über den dichterischen Ausdruck; aber zu einem poetischen Ganzen geht das Werk dennoch nicht zusammen, und so hinterläßt es zuletzt wohl Eindrücke, aber keinen Eindruck.

Eine kräftige Phantasie und die Lust am Fabuliren schlägt in Hopfen's Werk vor; bei Paul Lindau waltet zumeist die Beobachtung und ein gut combinirender Verstand, welcher die Wirklichkeit geschickt umzubilden und aus ihren verschiedenen Elementen einen übersichtlichen Bau aufzuführen weiß, nach vorbedachtem Plan. Französische Muster sind auch für ihn entscheidend, aber nur im Ganzen seines Werkes, in der Gestaltung eines großen Romancyclus „Berlin", dessen einzelne Theile so lose verknüpft sind wie nur die „Rougon-Macquart", lehnt er an Zola's Vorgang sich an; für die innere Form und die Technik seines neuen Buches ist das französische Theater ihm Muster gewesen, das Drama wie die Comödie. Ein rechnender und calculirender Sinn knüpft die Fäden der Handlung in den „Spitzen" geschickt zusammen, etwa nach dem Vorbild der Zickzackstücke der Pariser Possendichter; und diese poetische Arithmetik, für welche die Menschen nur Figuren im Schachspiel sind, hat zur natürlichen Folge, daß die Ausgestaltung der Individuen zurücktritt vor dem bunten Wechsel fesselnder Begebenheiten. Das ständige Motiv der französischen Sittendramen, der Ehebruch, setzt auch die Handlung des Lindau'schen Romans in Bewegung, und auf einer wohlbekannten Situation beruht die ganze Verwicklung: zu nächtlicher Weile kommt Fürst Ulrich zur Gräfin Juliane, während der Gatte verreist ist — er kommt zum letzten Male mit der Absicht, das Verhältniß zu lösen, aber die unglückliche Verkettung der Umstände läßt seinen Besuch bekannt werden und treibt, in ethischer Sühne, die Frau in den Wahnsinn, den Mann in den Tod. Denn gerade in dieser Nacht geschieht der große, lang vorbereitete Einbruch in dem gräflichen Palais, welcher Diamanten und werthvolle „Spitzen" entführt und in der Folge der Ereignisse zuletzt den Fürsten selber vors Gericht stellt: „wegen Meineids". Ein bekannter Proceß hat dem Dichter hier vorgeschwebt, in welchem auf Grund einer Zeugenaussage die Anklage des Meineids erhoben ward; und die ausführlich geschilderte Gerichtsverhandlung, mit der überlangen Rede des Staatsanwalts und dem geschickten Plaidoyer des Vertheidigers gibt ihm die Gelegenheit, die Tendenz seines Buches deutlich auszuprägen: gegen die Härten des Gesetzes, wie sie bei jenem Proceß sich ihm bezeugten, kämpft er mit kluger Beredtsamkeit und verficht das Recht des Einzelnen, ein Geheimniß zu wahren, auch vor der Frage des Richters.

Zweierlei Lebenskreise schildert der Dichter in diesem Werke: die aristokratischen „Spitzen" der Gesellschaft und die verbündeten Diebe, Hehler und Erpresser, welche zu

jenen, einer nach dem andern, in wohlberechneten Gegensatz treten. Die Aristokraten schildert er nicht, wie Ossip Schubin und Frau von Ebner-Eschenbach, mit leichterer oder derberer Satire, sondern in etwas vagen Zügen, in idealen Umrissen, die wohl die äußeren Lebensformen correct abzeichnen, aber die rechte poetische Realität dennoch nicht gewinnen: nicht ein Zugehöriger spricht hier mit unbefangenem Freimuth, sondern ein Zugelassener, der sich in aristokratischer Gesellschaft wohl gefühlt hat, und der im rosigen Lichte die Dinge schaut. Zum Glück blicken die Herren Diebe und ihre weiblichen Genossen ein gutes Theil lebensvoller in die Welt: Wildicke, genannt Humpelfritze, Rosa Moockel, die sich in aufsteigenden Lebenslauf zu einer Rosine de Meamclair entwickelt, und wie sie denn sonst noch weiter heißen, die Typen, in denen der Dichter seine eifrigen Studien aus dem Gerichtssaal und den Verbrecherkneipen gewandt und ergötzlich gestaltet hat. Zwar fehlt es auch hier nicht an idealisirenden Zügen, denen wir den Glauben nur schwer gewähren; etwas von der Romantik und dem Edelmuth des Verbrecherthums, wie es gleichfalls die älteren Franzosen, die Dumas père und Xavier de Montepin geschildert haben, umweht diesen Wildicke, und seine opferbereite Liebe zu der guten Rosa Moockel wird man ein wenig anzweifeln dürfen. Doch sieht der Verfasser scharf genug, um stets in dem Vorstellungskreise dieser Menschen zu verbleiben, und es bildet etwa den Höhepunkt von Wildicke's Liebesgefühl, wenn er bei seiner Verhaftung Rosa die erhabenen Worte zuruft: „Nimm Alles! rück aus!" In dieser Rosa aber hat Lindau eine seiner besten Gestalten geschaffen, und es erhöht die Wirksamkeit der Figur, daß sie mit ihrer Veredlungsfähigkeit — nicht im moralischen, sondern im socialen Sinne — mit ihrem normal ausgebildeten Erwerbssinn und ihren auf Weltreisen, in Wien und London, gewonnenen Manieren der großen Dame so offenbar dem Leben, Zug für Zug, nachgebildet worden ist.

Anziehend, wie stets bei Lindau, ist der Vortrag der Erzählung. Der Verfasser kennt genau den Umfang seiner Mittel und weiß mit ihnen auszukommen, so klug wie ein gewandter Sänger mit seiner nicht großen Stimme: geht es nicht mit der Bruststimme, so wendet man eben Falsett an. Selten sucht Lindau seine Empfindung tiefer oder seine Kraft stärker erscheinen zu lassen als sie ist; er erzählt in ruhigem Tone, mit vollendeter Natürlichkeit, oft mit witzigen Einfällen und einer sehr wirksamen, verhaltenen Ironie. Es stellt sich gewissermaßen ein geheimes Einverständniß her zwischen dem Leser und ihm, und er kann dann selbst das Gegentheil von dem aussprechen, was er eigentlich will, wir wissen doch, wie er es meint; wir lesen es ihm von den leise bewegten Lippen ab. Weil ihm der volle pathetische Ausdruck, Leidenschaft wie Zorn, nicht glücken würde, weiß er, aus der Noth eine Tugend gewinnend, durch discretes Andeuten zu wirken, und in einer ganz eigenartigen Technik stellt er z. B. die Entwicklung des Liebesverhältnisses zwischen dem Fürsten Ulrich und Juliane nur mit starken Sprüngen dar: er erzählt ausführlich viele Einzelheiten, aber das eigentliche entscheidende Factum sich zu construiren, überläßt er dann doch dem Leser. Es ist die unübertroffene Kunst der Russen, in ähnlicher Weise den Genießenden gleichsam zur Mitarbeiterschaft an der Dichtung heranzuziehen; die deutschen Erzähler könnten hier Vieles lernen, sie sagen mit breiter Deutlichkeit Alles heraus (gleich Hopfen's Roman ist ein Beispiel dafür) und überlassen der nachschaffenden Phantasie des Lesers nichts. Aus einem individuellen Bedürfniß ward Lindau zu verwandter Technik hingeführt, und es wirkt gut, wenn das erst nur Vermuthete durch ein scheinbar leicht hingeworfenes Wort sich zuletzt bestätigt: wir ahnen, was zwischen dem Fürsten und Juliane vorgegangen ist, aber erst, als der Dichter schreibt: „Fürst Ulrich bog in den Vorhof ein. Er schuldete Gräfin Juliane seinen Besuch" — wissen wir, daß wir recht vermuthet haben. Zu solchen dem Erzähler nachspürenden Beobachtungen gibt Lindau's Werk oftmals Veranlassung; denn es ist, obgleich dem Stoffe nach dem Gebiet der „Criminalgeschichte" zugehörig, in seiner Form durchaus von literarischem Interesse, und aus den spannenden Vorgängen schält sich zuletzt ein ernster Kern der Dichtung überraschend heraus.

Otto Brahm.

„Halb-Asien" von Karl Emil Franzos.

Aus der großen Ebene. Neue Culturbilder aus Halb-Asien. Von Karl Emil Franzos. Zwei Bände. Stuttgart, Adolf Bonz. 1888.

Dies Werk bildet die Fortsetzung und wohl auch den Abschluß einer umfangreichen Sammlung von Essay's, welche unter dem Gesammttitel „Halbasien, Land und Leute des östlichen Europa" nunmehr in sechs stattlichen Bänden vorliegt. Die einzelnen Arbeiten stehen nicht etwa in systematischem Zusammenhang; gemeinsam ist ihnen nur der Schauplatz. Mit dem Namen „Halbasien" bezeichnet der Verfasser die Länder zwischen Donau und Don: Galizien, die Bukowina, Südrußland und Rumänien. Diese Länder, deren seltsames Völkergemisch und noch seltsamere Culturzustände in der That das ganz besondere Interesse des Ethnographen wie des Psychologen wachrufen, kennt Franzos aus eigener langjähriger Anschauung. Sein Elternhaus war eine kleine Insel deutscher Bildung im östlichen Galizien, hart an der russischen Grenze. Im deutschen Gymnasium zu Czernowitz wuchs er heran. Die ersten Eindrücke des Knaben bestanden in schreienden Contrasten; seine ersten bewußten Blicke fielen auf das bunte Nebeneinander von Civilisation und Barbarei. Kein Wunder also, wenn der angeborenen lebhaften Phantasie eine scharfe Beobachtungsgabe sich beigesellte — früher als bei Denjenigen, welche ihre Jugend in einer ausgeglichenen Bildungsatmosphäre verbringen. Kein Wunder auch, wenn ein feuriges Temperament frühzeitig Partei ergriff in dem großen Kampfe zwischen Licht und Finsterniß und mit heller Fackel dem gequälten und gedrückten Volke den Ausweg zu einem würdigeren Dasein zu offenbaren versuchte.

So trat denn Franzos als Schriftsteller gleich mit einer völlig ausgeprägten Einzelart in die Schranken. Sein literarischer Beruf war ihm durch seine Entwicklung vorgezeichnet; er hatte ein festes Ziel, schon bevor er seinen Weg begann. Und dies gab ihm einen Vorsprung vor solchen Talenten, welche ihr eigentliches Ziel erst nach mühevollen Irrfahrten entdecken. Es drängte ihn, das Geschaute darzustellen; aber es drängte ihn auch, das Erlittene zu überwinden. Seine noch von Schmerz und Mitleid durchzitterte Seele begnügte sich nicht mit der ruhigen Versicherung: So ist es; sie rief dazwischen: So sollte es nicht sein! So darf es nicht bleiben! Seine ersten poetischen Arbeiten gingen dadurch der objectiven Ruhe verlustig; sie waren eben allzusehr einer leidenschaftlichen Kampfstimmung entsprungen. Aber während hier die Persönlichkeit des Autors sich häufig störend neben und vor seine Gestalten drängte, kam es seinen Culturschilderungen zu gut, daß sie die ganze Wärme unmittelbarer persönlicher Bekenntnisse ausströmten.

Franzos ist ein Dichter. In seinen Romanen und Novellen hat er mit fortschreitendem Gelingen eine ungewöhnliche Gestaltungskraft offenbart. Und seinen Culturbildern könnte man unmöglich gerecht werden, wollte man vergessen, daß sie von einem Poeten und nicht von einem Forscher herrühren. Sie sind kein Quellenwerk für den künftigen Historiker; sie machen es sich nicht zur Aufgabe, ihren Gegenstand nach allen Seiten zu erschöpfen. Die Methode des Autors ist keine wissenschaftliche, sondern eine poetische. Er stellt dar, was er erlebt hat, und er stellt es so dar, daß wir es miterleben sollen. Den Werth gibt seinem Werke nicht **was** er gesehen, sondern **wie** er es gesehen — er und kein Anderer.

Zwei Gruppen von Aufsätzen lassen sich sogleich unterscheiden; die einen sind allgemeineren Inhalts und beschäftigen sich mehr referirend mit bestimmten Culturverhältnissen; die anderen greifen einen typischen Einzelfall heraus und verdeutlichen mehr darstellend die Verhältnisse durch einen Charakter, der aus ihnen hervorgeht. Es kann nach dem Gesagten nicht zweifelhaft sein, welcher von beiden Gruppen der Vorzug gebührt. Nur innerhalb der zweiten ist Franzos in seinem Element; nur hier waltet seine Natur ohne künstliche Vermummung. Und es zeugt für die Stärke

dieser Natur, daß er die Vermummung selten bis zum Schluß mit Würde zu tragen weiß. Er verspricht uns eine Abhandlung über die Gerichtsbarkeit des Ostens oder über die Frauenfrage oder über ein anderes weitausgreifendes Thema. Er beginnt auch genau so systematisch und unpersönlich wie der zukünftige Gelehrte, d. h. er fängt mit dem Anfang an. Aber er schließt nicht mit dem Schluß. Nach einer Weile scheint er sich zu sagen: „Ich bin des trocknen Tons nun satt.“ Er thut so, als wollte er seine Darlegung durch ein Beispiel illustriren. Aber zuletzt läuft Alles auf dieses Beispiel hinaus; es wächst empor zu einer sorgfältig angelegten und kunstvoll vorgetragenen Geschichte, in der sich Gestalten von individuellem Leben nach ihren eigenen Gesetzen bewegen. Unsere Kenntniß von den ruthenischen Volksgerichten oder dem Leben der jüdischen Frauen Galiziens ist damit nicht eine lückenlose geworden; aber wir haben einen starken Eindruck mit fortgenommen, der beinahe wie Selbsterlebtes in uns nachwirkt.

Dieser Eindruck ist dann am reizvollsten, wenn der Autor ganz und gar zum Erzähler geworden ist. Dann erheben sich seine Culturbilder zu erlebten Novellen, zu kleinen Dichtwerken, deren Helden bei aller Schärfe der Individualität niemals der typischen Bedeutung entbehren. Auch diese Helden lassen sich in zwei Gattungen sondern. Nirgends liegen die Gegensätze des Erhabenen und Lächerlichen so dicht bei einander, als im Zustande der Halbcultur. Unmittelbar neben dem Tragischen steht das Komische, neben dem Heroischen das Bizarre. Franzos schildert uns Musterexemplare von Beiden. Er zeigt die wunderlichen Verzerrungen des Menschlichen, welche Vorurtheil, Aberglaube, Fanatismus hervorbringt — um so wunderlicher, wenn sie nach außen hin die Maske europäischer Cultur zur Schau tragen. Gleich der erste Aufsatz der neuen Sammlung widmet sich solch' einem seltsamen Heiligen, einem herculischen Mönch, der als „Geistertödter“ rings im Lande ein ungeheures Ansehen genießt. Er bändigt und heilt durch seine Körperkraft und noch mehr durch die Kraft seines Willens die Tobsüchtigen; aber er selbst ist unheilbar gebändigt durch die Trunksucht. Nicht ohne den Schauer des tiefsten Mitleids kann man Studien lesen wie „Nathan der Blaubart“ und „Wunderkinder des Ghetto“. Das widernatürliche und menschenunwürdige Leben der galizischen Juden, in welches wir da einen gründlichen Einblick thun, ist erzeugt durch die doppelte schwere Last fremder Bedrückung und eigenen Irrwahns, und das Furchtbarste ist, daß die gebeugten Nacken diese Last nicht einmal mehr empfinden.

Aber hier und da richtet sich eine gerade gewachsene Natur jählings empor und schüttelt die Bürde kräftig von sich ab. Getroffen vom Lichtstrahl eines sonnigeren Daseins wirft sie sich auf zum Vorkämpfer des Tages gegen die Finsterniß. Ungewöhnliche Zustände erzeugen ungewöhnliche Charaktere. Und so ist das ungewisse Zwielicht einer halben Cultur immer auch die Heimath der Seelengröße und heldenmüthiger Ueberzeugungstreue. Wo Franzos uns diese schildert, da gibt er am meisten von seinem eigenen Wesen; da erschüttert er uns durch den Naturlaut innersten Berufes; da erscheint er selbst als ein Kämpfer, der kühn in die Bresche springt, um die Festung der Barbarei für die Cultur zu erobern. Den „Kampf ums Recht“ hat er zum Gegenstand seines bedeutendsten Romans genommen, und im Kampf ums Recht, um das Menschenrecht stehen die Helden, welche er uns in dieser Stimmung vor Augen rückt.

Franzos ist ein hervorragender Stilist. Seine Prosa ist schlicht, warm und immer charakteristisch. Den Hang zur Rhetorik hat er mehr und mehr überwunden, je weiter er auf dem Wege künstlerischer Selbsterziehung vorgedrungen ist. Denn aus einem künstlerischen Drange heraus hat er auch seine Culturbilder geschrieben. Wenn wir seinen Entwicklungsgang recht verstehen, so können wir wohl prophezeien: aus dem Sittenschilderer von Halbasien wird immer ausschließlicher ein deutscher Erzähler werden.

Ludwig Fulda.

δφ. **Die Philosophie Arthur Schopenhauer's.** Von Dr. R. Köber. Heidelberg, Georg Weiß. 1888.

„Ich widme dieses Buch dem Andenken Arthur Schopenhauer's, dessen hundertsten Geburtstag die gebildete Welt in diesem Jahre feiert. Ich habe nichts Neues über den großen Denker zu sagen; ich will nur mir selbst und meinen Lesern seine Lehre im Zusammenhang nochmals vergegenwärtigen und mich an ihr erfreuen. Meine Arbeit ist ein Compendium der Schopenhauer'schen Philosophie. Bei der Abfassung derselben war ich bestrebt, die Forderungen zu erfüllen, die Schopenhauer an die Darstellungen fremder, philosophischer Lehren stellt, und die sich zurückführen lassen auf die eine: „Rede nie dazwischen, wenn ein Anderer spricht." In diesen Zeilen seines Vorwortes hat der Verfasser die Aufgabe treffend gekennzeichnet, die er sich selbst bei Abfassung des vorliegenden Werkes gestellt. Es erübrigt nur zu sagen, daß er sich an das, was er in diesen Worten verspricht, in seiner Arbeit auch thatsächlich hält. Was er uns gibt, ist Schopenhauer's eigene Lehre, so viel wie möglich sogar in Schopenhauer's eigenen Worten; er stellt sie übersichtlich „im Zusammenhang" dar und läßt uns keinen wesentlichen Zug im geistigen Antlitz des originellen Denkers wie im Charakterbild des reizbaren, schrullenhaften Sonderlings vermissen. Wer es nicht vorzieht, seine Werke selbst zu lesen, der lernt Schopenhauer aus dieser Darstellung so vollkommen, als dies indirect überhaupt möglich ist, kennen.

δφ. **Edita und Inedita Schopenhaueriana.** Eine Schopenhauer-Bibliographie sowie Randschriften und Briefe Arthur Schopenhauer's mit Portrait, Wappen und Facsimile der Handschrift des Meisters, herausgegeben zu seinem hundertsten Geburtstage von Eduard Grisebach. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1888.

Auch eine „Festschrift" — und sogar eine sehr umfangreiche — aber von höchst eigenthümlicher Art. Das Interessanteste an ihr sind die hier zum ersten Mal publicirten Randbemerkungen und Glossen, mit denen Schopenhauer die im Besitz des Herausgebers befindlichen, ehemals ihm selbst gehörigen Bücher versehen, die vielfach sehr drastischen Zeichen der Billigung oder Mißbilligung, mit denen sein Stift unter dem frischen Eindruck des Gelesenen den Text der betreffenden Werke begleitet und „geschmückt" hat. Die Lectüre dieser Marginalien, die für ihren Verfasser ungemein charakteristisch sind, übt ohne Zweifel auf Jeden, der für derlei unmittelbare Wesensäußerungen eines originellen Geistes empfänglich ist, einen gewissen fesselnden Reiz. Was den übrigen Inhalt der „Edita und Inedita" betrifft, so genügt es zu erwähnen, das derselbe aus Verzeichnissen sämmtlicher Originalausgaben Schopenhauer'scher Werke, sämmtlicher Bücher, aus denen seine Bibliothek zusammengesetzt war, sowie sämmtlicher nachweislich geschriebenen Briefe bezw. sämmtlicher Büsten und Bilder des Gefeierten besteht. Ohne Frage steckt in allen diesen mit großem Fleiß zusammengestellten Katalogen ein schätzbares, bibliographisches Material; doch muß man offenbar zu den begeistertsten Anhängern des „Meisters" gehören, um sich an einer „Festschrift", die zum größten Theil aus derlei Aeußerlichkeiten zusammengesetzt ist, zu erbauen.

δφ. **Die Gesetze der Freiheit.** Untersuchungen über die wissenschaftlichen Grundlagen der Sittlichkeit, der Erkenntniß und der Gesellschaftsordnung von Franz Staudinger. I. Band: Das Sittengesetz. Darmstadt, L. Brill. 1887.

Der Verfasser hält an dem Kant'schen Gedanken einer rein formalen Grundlage der Sittlichkeit fest und sucht denselben in dem vorliegenden ersten Theil seines Werkes in durchaus selbständiger Weise zu begründen. Die der Vernunft entspringende Forderung einer „durchgängigen Uebereinstimmung aller Zwecke" ist ihm das höchste Gebot, diese Uebereinstimmung selbst der letzte und höchste Zweck. Gegen den principiellen Standpunkt des Verfassers wird ohne Zweifel von vielen Seiten Einspruch erhoben werden, und wir glauben nicht, daß Staudinger mit seinem „rein formalen" Princip (insbesondere auch dem Princip des Allgemeinwohls gegenüber) durchdringen wird und kann. Hat doch die „Harmonie aller Zwecke" selbst nur um des Allgemeinwohls willen, nicht aber an und für sich selbst Bedeutung und Werth. Im Uebrigen aber enthält das Buch sehr viel Beherzigenswerthes und Ausführungen wie die über den Unterschied zwischen theoretischer und praktischer Freiheit, über wahre und falsche Ideale, über den moralischen Werth der Wahrhaftigkeit und andere verdienen die allseitigste Beachtung. Was wir aber noch höher anschlagen möchten, das sind die allgemeinen Vorzüge des Werkes: die ehrliche Wahrheitsliebe, die sich allenthalben documentirt, die ruhige Sachlichkeit und Unbefangenheit des Urtheils, die Klarheit und Entschiedenheit des Denkens; unter dem Eindruck aller dieser Vorzüge hat man beständig das wohlthuende Gefühl, daß es nicht schwer fallen könne, sich auch über solche Punkte, bezüglich derer man abweichende Ansichten hat, mit dem Verfasser zu verständigen. Wer den Werth eines solchen Gefühls zu schätzen weiß, dem ist das Buch besonders warm zu empfehlen; es wird ihn gleich uns in der frohen Zuversicht bestärken, daß die Vernunft zwar irrt, daß sie sich aber ihrer Natur nach eben durch den Irrthum und den ihm entspringenden Widerstreit der Meinungen auch in schwierigen Fragen langsam und sicher zur Wahrheit erhebt.

β. **Das Wesen der Seele und die Natur der geistigen Vorgänge** im Lichte der Philosophie seit Kant und ihrer grundlegenden Theorien. Historisch kritisch dargestellt von Dr. J. H. Witte, Prof. an der Universität zu Bonn. Halle, C. E. M. Pfeffer (R. Stricker) 1888.

Das vorliegende Werk strebt eine wissenschaftliche Verständigung über die Seelenfrage an auf Grund eines reichhaltigen und werthvollen, kritisch durchgearbeiteten und übersichtlich geordneten, historischen Materials. Der Verfasser, der über ein ausgebreitetes Wissen und eine gründliche philosophische Bildung verfügt, macht den

Leser darin in zusammenhängender Darstellung mit den, sein Thema betreffenden Anschauungen einer Reihe hervorragender Vertreter der neueren philosophischen Wissenschaft bekannt. Die betreffenden Referate sind zwar nicht immer ganz objectiv gehalten (— so scheint uns, beispielsweise, die Darstellung des Kant'schen Transscendental-Idealismus von Witte's eigener Auffassungsweise stark beeinflußt zu sein, und es wird infolge dessen der Kant'sche Erscheinungsbegriff, unseres Erachtens, in viel zu realistischer Weise bestimmt —), doch geben sie, soweit wir aus eigener Kenntniß urtheilen können, das Wesentliche des fremden Gedankenganges in den meisten Fällen zutreffend wieder, ja oft sogar mit glücklicher Prägung. Was freilich den persönlichen Standpunkt des Autors in der Seelenfrage betrifft, so vermögen wir denselben nicht zu theilen; denn wir sind nach wie vor der Meinung, daß der Begriff einer besonderen Seelensubstanz ebenso haltlos in der Luft schwebt wie die Kant'sche Behauptung besonderer „Postulate der praktischen Vernunft"; wir glauben demnach, daß der Verfasser auf einem verlorenen Posten steht, und daß ihm die Vertheidigung desselben trotz allem Scharfsinn und trotz aller Gelehrsamkeit, die er zu diesem Zwecke aufbietet, nicht gelingt. *reg.*

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft i. A. der Historischen Gesellschaft zu Berlin hrsg. von J. Hermann und J. Jastrow. 6. Jahrg 1883. Berlin, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung (H. Heyfelder). 1888.

Selten hat ein wissenschaftliches Unternehmen so rasche und glänzende Fortschritte nach innen und nach außen aufzuweisen, als die historischen Jahresberichte in den zehn Jahren ihres Bestehens. Von Jahr zu Jahr ist mit sichtbarem Erfolg an der Vervollkommnung des Werkes gearbeitet worden. In weitem Umfang sind stets neue Gebiete historischer Forschung oder angrenzender Wissenszweige in den Kreis der Berichterstattung gezogen. Zugleich kommt jeder neue Jahrgang dem vorgesteckten Ziel bibliographischer Vollständigkeit und Genauigkeit näher. Naturgemäß ist auch diesmal die Zahl der besprochenen Publicationen gegenüber den früheren Jahrgängen erheblich angewachsen. Ein flüchtiger Blick auf das im Index zusammengestellte Verzeichniß der Titel gibt besser als jedes Wort eine Vorstellung von der Riesenarbeit, die hier zu bewältigen war. Es ist ein wohlverdienter Lohn, wenn diese Jahresberichte sich nicht nur allgemeine Anerkennung errungen haben, sondern zu einem geradezu unentbehrlichen Hülfsmittel für unsere historischen Studien geworden sind.

Von den verdienten Gelehrten, die im Laufe der Jahre an der mühevollen Leitung des Unternehmens betheiligt waren, hat Jeder nach besten Kräften zu diesem glücklichen Gelingen beigetragen. Wenn in dem vorliegenden Band die Hauptarbeit einem Herausgeber zugefallen ist, dem in der Folge die Redaction allein übertragen werden soll, so tritt Jastrow gewissermaßen ein reiches Erbe an, das seine Vorgänger und Mitarbeiter ihm hinterlassen haben. Es kann aber auch keinem Zweifel unterliegen, daß gerade Jastrow's vielseitiges Interesse und organisatorisches Talent ihn in hohem Grade für die gedeihliche Fortführung des Unternehmens geeignet erscheinen lassen.

Besonders verdient betont zu werden, daß der nun vorliegende 6. Jahrgang, welcher über die Literatur des Jahres 1883 berichtet, dem 5., dessen Erscheinen wir vor einiger Zeit an dieser Stelle erwähnten, in kurzem Zeitabstande folgte. Zwei umfangreiche Kapitel der mittelalterlichen Abtheilung: über die verfassungsgeschichtlichen Studien unter besonderer Berücksichtigung der rechts- und wirthschaftlichen Forschungen, sowie der Abschnitt „Allgemeines", welcher u. A. auf scheinbar entlegene wissenschaftliche Bestrebungen aufmerksam macht, von denen ernstlich Kenntniß zu nehmen, die Historiker alle Veranlassung haben, orientiren den Leser über den Stand der Literatur bis zum Schluß des Jahres 1887. Wie die Vorrede besagt, sind die Berichte für die Jahre 1884 u. 85 im Druck, die für 1886 u. 87 in Vorbereitung. Diese Daten zeigen deutlich genug, wie eifrig bestrebt die Redaction ist, den so oft ausgesprochenen Wünschen nach beschleunigter Berichterstattung zu genügen. Ein wesentliches Verdienst in dieser Beziehung fällt wohl der verständnißvollen Mitwirkung der Verlagsbuchhandlung zu, in deren Besitz das Unternehmen mit dem jetzt vorliegenden Jahrgang übergegangen ist. *v.*

Geschichte der Deutschen in England von den ersten germanischen Ansiedlungen in Britannien bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Von Karl Heinrich Schaible. Straßburg, K. J. Trübner 1885.

Herr Schaible, ein deutscher Arzt, der nach vieljähriger Wirksamkeit in London in die oberrheinische Heimath zurückgekehrt ist, weiß — das hat er schon in früheren Schriften gezeigt — die Eigenart der beiden Länder und Völker zu würdigen wie wenige unter uns, und das vorliegende Buch, in dem sich zu der behaglichen Plauderei des emeritus eine erquickende Freude an dem dargestellten Gegenstande gesellt, bringt manch gutes Wort, manch werthvollen Beitrag zu einer vergleichenden Charakteristik der stammverwandten Nationen. Jahrelang hat der Verfasser für eine Geschichte unserer Landsleute in England gesammelt; seine Belesenheit ist freilich ein bischen bunt und nicht lückenlos, aber doch immerhin recht respectabel. Er geht nicht eben in die Tiefe; eine zusammenhängende Darstellung des deutschen Cultureinflusses auf England versucht er nicht: die Partien, in denen wir so etwas erwarten müßten, gehören zu den schwächeren. Werthlos und für einen historisch und gar noch sprachlich gebildeten Leser vollends ungenießbar ist nur das einleitende Kapitel, in welchem das erste Auftreten der Deutschen in Britannien mit kühnem, aber nicht ganz neuem Griff tausend Jahre vor die Zeit der angelsächsischen Einwanderung zurückverlegt und ein Ragout von etymologischen Spielereien und historischen Hypothesen aufgetischt wird, für das uns der Geschmack längst abhanden gekommen ist. Mit dem deutschen Volksthum ist Herr Schaible überhaupt besser vertraut geblieben als mit der Methode der deutschen Wissenschaft, und am liebsten hören wir ihn von Verhältnissen und Persönlichkeiten plaudern, die etwas abseits vom

Pfade der historischen Forschung liegen. Allerlei mehr oder minder anziehende Gestalten lehrt er uns aus Anlaß ihres englischen Aufenthalts kennen: in langer Reihe ziehen Staatsmänner und Soldaten, Künstler und Gelehrte, Kaufleute und Aerzte, Geistliche und Literaten Gaukler und Sonderlinge an uns vorüber, eine gar bunte Gesellschaft, in der sich alle Stufen, Richtungen und Erscheinungsformen des politischen, socialen und geistigen Lebens von Deutschland und England widerspiegeln. Der reiche Inhalt des Buches ist übersichtlich geordnet — ein englischer Vorzug; die Erzählung kunstlos, aber niemals langweilig.

v. **Sir Gowther.** Eine englische Romanze aus dem 15. Jahrhundert. Kritisch herausgegeben nebst einer literarhistorischen Unterredung über ihre Quelle sowie den gesammten ihr verwandten Sagen- und Legendenkreis mit Zugrundelegung der Sage von Robert dem Teufel von Karl Breul. Oppeln, Franck'sche Buchhandlung. 1886.

Die wenig umfangreiche altenglische Spielmannsdichtung von Sir Gowther — „Herrn Walther" — aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts unterscheidet sich in Form und Darstellungsweise wenig von vielen ähnlichen Erzeugnissen, wie sie die Uebergangsstufe vom Ritterroman zur Bänkelsängerromanze vorstellen. Aber sie behandelt einen anziehenden Stoff, und um seinetwillen ist sie vom Herausgeber zum Ausgangspunkt einer ebenso gelehrten wie interessanten Untersuchung gemacht worden. Gegenstand der Romanze ist nämlich die weitverbreitete Sage von Robert dem Teufel —, von der freilich diejenigen wenig genug wissen, die sie nur aus der Oper Meyerbeer's kennen: denn Scribe und Delavigne haben den Inhalt des alten Volksbuchs gründlich entstellt. Herr Breul zeigt uns sehr hübsch, wie zunächst zwei uralte Märchenmotive, das von den Eltern, die sich um jeden Preis ein Kind wünschen, und das vom Grindkopf oder männlichen Aschenputtel, zu einer einheitlichen volksthümlichen Erzählung verbunden wurden, wie weiterhin geistliche Umformung aus dem Aschenputtel einen strengen Büßer schuf und diese legendarische Dichtung dann unter dem Einfluß der Ritterromane diejenige Gestalt erhielt, in der sie die größte literarische Verbreitung gefunden hat. Zunächst in ihrer Heimath Frankreich, dann in England und den Niederlanden, in Spanien und Portugal, zuletzt auch noch in Deutschland, wo die Sage erst im 19. Jahrhundert in den Kreis der Volksbücher eintritt und daneben von namhaften Kunstdichtern episch (G. Schwab, V. v. Strauß) und dramatisch (Raupach) bearbeitet wird. Die Untersuchung ist lehrreich und überzeugend; etwas durchsichtigere Gruppierung wäre freilich wohl möglich gewesen. Nur mit dem letzten Schritt des Verfassers können wir uns nicht einverstanden erklären: wenn er über das Märchen vom Grindkopf hinaus zu einem Mythus vom Sonnengott vorzudringen versucht, so betritt er damit jenen luftigen Pfad, von dem sich jetzt glücklicherweise unsere Märchenforscher mehr und mehr fernzuhalten beginnen.

σβχ. **Twelve English Statesmen:** William the Conqueror by Edward A. Freeman; Henry the Second by Mrs. J. R. Green; Cardinal Wolsey by Mandell Creighton; William the Third by H. D. Traill. — London, Macmillan & Co. 1888.

Vier Bände liegen uns von einem Werke vor, welches die Biographien der zwölf hervorragendsten Staatsmänner enthalten soll. Die Liste dieser Auserlesenen beginnt höchst bezeichnender Weise mit vier Königen und schließt mit vier parlamentarischen Politikern; der weitere Begriff des englischen Wortes statesmen gestattet es, auch die Königin Elisabeth darin zu befassen. Die Verleger und Verfasser streben darnach, die Bände nicht bloß äußerlich gleichförmig zu gestalten, wie denn in der That die bisher erschienenen genau denselben Umfang haben, sondern auch den Inhalt in einer gewissen schematischen Weise aufzubauen. Nichtsdestoweniger erkennt man leicht, daß unter diesen vier Bänden die Biographie Wilhelm's des Eroberers von Freeman ihre Aufgabe am besten löst. Kein Wunder; Freeman, einer der ersten englischen Historiker der Gegenwart, ist zugleich unbedingt der erste Kenner der Epoche, welche er auch hier beschreibt, nämlich der Eroberung Englands durch die Normannen. Er hat den Auszug aus seinem bekannten großen Werk, welchen er damit vorlegt, in der ihn auszeichnenden klaren und übersichtlichen Weise abgefaßt und ein ungemein anschauliches Bild des Eroberers sowohl als der Eroberung und ihrer Folgen entworfen. Die übrigen Bände stehen nicht auf dieser Höhe, wenigstens dem Wolsey von Creigthon und dem William III. von Traill merkt man es an, daß die Verfasser zwar geschickte Essayisten und gewandt in der Behandlung historischer Gegenstände sind, aber die hier zu schildernde Zeit nicht gerade selbständig durchforscht haben. Doch der Vorzug klarer und angenehm lesbarer Darstellung ist auch ihnen eigen; und so darf man hoffen, daß diese neue Serie von Biographien sich als nützlich und die geschichtliche Erkenntniß fördernd in weiteren Leserkreisen bewähren wird.

σβχ. **Ulysses or Scenes and Studies in Many Lands.** By W. Gifford Palgrave. London, Macmillan & Co. 1887.

Unter dem etwas affectirten Titel sind in diesem Buche zwölf Aufsätze versammelt, welche Reiseskizzen und Geschichten aus sehr verschiedenen Ländern enthalten: Kleinasien, Aegypten, Westindien, die Philippinen, Siam, China, Japan, Arabien liefern die Stoffe. Fast alle Stücke sind schon früher in populären englischen Magazinen gedruckt gewesen, und populär, ohne ernste Ansprüche, sind sie auch gehalten. Von den Gegenden, welche der Verfasser als englischer Diplomat durchstreifte, gibt er leicht gewobene, aber farbige Beschreibungen, die man am liebsten von Illustrationen begleitet sehen möchte. In den erzählenden Abschnitten bekundet sich ein recht hübsches Talent, so z. B. in den Anatolischen Gespenstergeschichten. Sind die Eindrücke nicht eben tief, welche der Autor empfangen hat und

dem Leser mittheilt, so sind sie doch unterhaltend berichtet und machen das Buch zu einer angenehm zerstreuenden Lectüre.

σβχ. **R. W. Church,** Spenser. London, Macmillan & Co. 1888. **R. W. Church,** Bacon. London, Macmillan & Co. 1888.

Die Verlagshandlung hat durch diese saubere und zierliche Ausgabe den bekannten ausgezeichneten Biographien des Dean Church nur ihr Recht widerfahren lassen und wird hoffentlich finden, daß auch manche deutsche Leser die neue Ausstattung der einfachen in den English Men of Letters vorziehen werden.

βχ. **The Feud of Oakfield Creek.** A Novel of California Life by Josiah Royce. Boston, Hougthon, Mifflin and Company. 1887.

Diese Erzählung darf wohl als eine Nachfrucht der Studien betrachtet werden, welche der Verfasser, Professor an der Harvard Universität, betrieben hat, als er seine 1886 erschienene „Geschichte des Staates Californien" vorbereitete. In der That mag gerade die Beschäftigung mit dem letzten Abschnitte dieses historischen Werkes, der von den Processen und Feindseligkeiten handelt, welche im Gefolge strittiger Landansprüche die Bevölkerung der californischen Thäler Jahrzehnte lang nicht zur Ruhe kommen ließen, ihm den Stoff zur Hand gelegt haben, aus dem der Roman erwachsen ist. Dieser Stoff wäre an sich ganz interessant, zumal der Verfasser die Vorgänge in die neueste Zeit (1882—83) verlegt und Bezüge auf wohlbekannte Persönlichkeiten Californiens aus der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit eingeflochten hat. Wir blicken in eine ziemlich bunte Welt von Millionären, Schriftstellern, Politikern, und auch von Farmern, die freilich im Hintergrunde bleiben, obwohl sie wirklich an den Ereignissen am meisten betheiligt sind. Doch ist es Mr. Royce nicht gelungen, seiner Darstellung die lebendige Localfarbe zu geben, ein paar kurze Landschaftsschilderungen genügen nicht zu diesem Zweck. Auch hat er seinem guten Material geschadet, indem er damit eine Liebesgeschichte von blasser und langweiliger Sentimentalität verquickte. Eine gewisse schwerfällige Gewundenheit der Schreibart, welche schon seinem Geschichtswerk anhaftete, äußert sich in dem Roman als arge Unbehüflichkeit der Technik. Die Erzählung kommt nicht recht vom Fleck und endet dann plötzlich zum Erstaunen des Lesers mit einer Katastrophe, wie eine schlecht präparirte Rakete, die erst wunderlich hin und her schießt, und dann zur Unzeit ohne Licht und Funken verzischt. Immerhin sind das Fehler, welche sich bessern lassen, und das Interesse des Stoffes wird, wie wir hoffen, den originell ausgestatteten Band über Wasser halten.

ια. **Aus allen Tonarten.** Studien über Musik. Von Heinrich Ehrlich. Berlin, Brachvogel & Ranft. 1888.

Das Buch ist eine Fortsetzung von des Verfassers „Schlaglichter und Schlagschatten aus der Musikerwelt" und enthält eine Reihe verschiedenartiger Aufsätze, die gleicherweise den Musiker von Fach wie den gebildeten Laien interessiren müssen. Sie sind theilweise auf Anregung neu erschienener Bücher entstanden, heben sich aber sehr vortheilhaft aus der Masse der gewöhnlichen Bücherbesprechungen heraus, die ebenso rasch gelesen wie vergessen zu werden pflegen. Den Aufsätzen der ersten Abtheilung — „Zur Aesthetik und Culturgeschichte" — dienen zur Unterlage: Lazarus' „Psychologische Analyse der Auffassung der Musik", G. Engel's „Aesthetik der Tonkunst", G. Portig's „Christusideal in der Tonkunst", R. Wagner's „Religion und Kunst", dessen nachgelassene „Entwürfe, Gedanken, Fragmente" und Rubinstein's Abhandlung über die „geistliche Oper". Der letzte Artikel: „Eine deutsche Opernschule" will für die Hebung des Operngesanges wirken. Die zweite Abtheilung enthält biographische Studien über Brahms, Franz Liszt (gelegentlich des Erscheinens von Frl. Ramann's Liszt-Biographie, die als „negatives Muster" einer solchen Arbeit bezeichnet wird), Riedel, Gounod, Bülow und Rubinstein, Niemann, J. J. Rousseau (nach A. Jansen's Schrift) und da Ponte (nach der Selbstbiographie dieses Librettisten des „Don Juan" und des „Figaro"). Die dritte Abtheilung bringt unter der (wohl nicht ganz bezeichnenden) Aufschrift „Humoristica" zunächst eine Betrachtung über „Beethoven-Spieler", worin der Verfasser sich gegen diejenigen wendet, welche meinen, daß es zur Wiedergabe Beethoven'scher Werke vor Allem der höheren „poetischen" Auffassung, in zweiter Linie erst der „einigermaßen für das Nothwendigste ausgebildeten Technik" bedürfe, und daß es dem subjectiven Gefühl des Vortragenden gestattet sei, sich im Momente des Aufschwunges über die ausdrücklichen Vorschriften des Componisten hinwegzusetzen. Auf die Betrachtung: „Operette und Gesellschaft" folgen: „Bayreuther Blätter vom Jahre 1746" — so bezeichnet der Verfasser vier in dem genannten Jahre gedruckte Reden über den „Wettstreit der Malerei, Musik, Poesie und Schauspielkunst". Nach den daraus mitgetheilten Proben muß man dem Verfasser darin beistimmen, daß sie gar wohl als Vorläufer der „Bayreuther Blätter" unserer Zeit gelten und daß einzelne Sätze daraus „von einem eifrigsten Wagnerianer geschrieben sein könnten".

μλ. **Nervosität und Erziehung.** Von Dr. C. Pelman, Director der Provinzial-Irrenanstalt zu Grafenberg bei Düsseldorf. Fünfte unveränderte Auflage. Bonn, Emil Strauß. 1888.

Das Erscheinen der fünften Auflage dieser Schrift beweist, daß sie einen allgemein interessirenden Gegenstand in allgemein anziehender Weise behandelt. In der That, wer heutzutage mit ärztlicher Autorität von Nervenleiden redet, wird immer viele Zuhörer finden; denn unser Zeitalter steht im Zeichen der Nervosität, wenn auch weniger — wie es am Schlusse des Schriftchens angedeutet wird — die französische Revolution von 1789, als der Dampf und seine weltumgestaltende Kraft dafür verantwortlich zu machen sein dürfte. Daß an der Nervosität des Einzelnen einerseits Vererbung, andererseits schädliche Lebensgewohnheiten schuld sind, ist nachgerade jedem Gebildeten bekannt. Der als Irrenarzt hervorragende Verfasser, der in seiner amtlichen Stellung

reichste Gelegenheit haben wird, alle Formen von Nervenkrankheiten zu beobachten, verdient Dank dafür, die Schädlichkeiten, welche diese Leiden hervorrufen, in helles Licht gestellt zu haben, soweit das in dem knappen Rahmen seines Schriftchens möglich ist. Will man sich ihrer erwehren, so muß man bei der Jugend, nein bei der frühesten Kindheit anfangen; die Erziehung muß geändert werden, damit für die kommenden Geschlechter die erbliche Belastung sich vermindere, Leib und Seele widerstandsfähiger in den Kampf ums Dasein trete. Die dahin zielenden Ausführungen der Schrift verdienen volle Zustimmung und ernstliche Beherzigung. Wo sie dagegen die Weltstellung der Frauen, die sogenannte Emancipation streift, scheinen den Verfasser alte landläufige Vorurtheile gehindert zu haben, die einschlägigen Verhältnisse unbefangen zu prüfen, und er thut darüber manchen gewagten, unbegründeten Ausspruch. Es ist hier nicht Raum, dieselben im Einzelnen zu widerlegen; zumal das beliebte Schlagwort „Emancipation" ein so vieldeutiges Ding ist, daß man sich über diesen Begriff erst mit ihm auseinandersetzen müßte. Die unleugbare Verkümmerung des Nervensystems unserer jetzigen gebildeten Frauen der gebildeten Stände hängt ohne Zweifel eng damit zusammen, daß sie den größten Theil ihrer häuslichen Thätigkeit, soweit dieselbe mit anstrengender, täglicher körperlicher Arbeit verbunden war, an die Gewerbe haben abtreten müssen, ohne daß, in Deutschland und den romanischen Ländern wenigstens, andere körperliche Uebungen ausreichend an die Stelle getreten wären, wie sich das von England behaupten läßt, und — was vielleicht noch schlimmer gewirkt hat — ohne daß wir als Volk reich genug wären, diesen Ausfall an Arbeitskraft wirthschaftlich unbeschädigt tragen zu können. Den also vertheuerten Haushaltungen entspricht die stets wachsende Ehelosigkeit mit ihren physischen und sittlichen Nachtheilen für beide Geschlechter; den ehelos bleibenden Frauen unserer Zeit aber ist die schwierige Aufgabe zugefallen, ihrem Geschlecht neuen Antheil an der Gesammtarbeit der Menschheit zu erobern, eine Aufgabe, bei welcher sie bis jetzt in Deutschland weniger Förderung gefunden haben, als bei irgend einem anderen Culturvolke. Wenn sie die an sich nicht ans Geschlecht gebundene Arbeit des Lehrens z. B. unter gleich günstigen Bedingungen verrichteten, wie die Männer, so würden unter Lehrerinnen nicht mehr Nervenkranke und Geistesgestörte gefunden werden, als unter Lehrern; bei den obwaltenden Verhältnissen können die Zahlen 10 zu 7, welche die Schrift angibt, noch nicht einmal besonders ungünstig genannt werden, selbst wenn das Jahr 1879, dessen preußischer Irren-Statistik sie entnommen sind, als typisch hingestellt werden darf. — Niemand kann vorhersehen, ob in kommenden Zeiten die Zahl der Eheschließungen sich der naturgemäßen Höhe wieder nähern wird; aber das kann man auf alle Fälle voraussehen, daß, so lange wir nicht zu abgelebten Culturformen wieder zurückkehren, ein immer wachsender Antheil an außerhäuslicher Arbeit den Frauen eröffnet werden muß. Denn — um nur bei unserem Thema zu bleiben — wenn viele Männer, Frauen und Kinder heutzutage durch ein Uebermaß von Arbeit nervenleidend werden, so ist ein Untermaß auf die Dauer ebenso sicher eine Sünde gegen die Gesundheit des Leibes und der Seele, für Frauen nicht minder wie für Männer. Muß es nicht auffallen, daß in den Vereinigten Staaten, wo den Frauen von Gesetzes und Gesellschafts wegen alle Berufszweige offen stehen, nach Herrn Dr. Pelman's eigener Aussage Frauen weniger nervös sind, als Männer? Wer freilich mit Herrn Dr. Pelman und seinem Gewährsmann E. von Hartmann „den einzigen unmittelbaren Beruf der Frauen" darin sieht, „dem Vaterlande möglichst viele und möglichst tüchtige und wohlerzogene neue Bürger zuzuführen, um es im Kampfe ums Dasein der Nationen concurrenzfähig und siegreich zu machen," der wird auch wohl Napoleon's I. Programm für die Erziehungsanstalten der Töchter der Ehrenlegion, welches unmittelbar hinter diesem Ausspruche her mit lobendem Prädicat wörtlich angeführt wird, zu dem seinigen machen, wenn er es nicht etwa vorzieht, auf Lykurg zurückzugreifen, der doch noch zielbewußter zu Werke ging, als der Kaiser der Franzosen. — Indessen verdient trotz dieser Ausstellungen das Schriftchen, namentlich bei Eltern und Erziehern, volle Beachtung, da es eine Menge wichtiger Rathschläge für ihre Aufgabe in verständlicher, ansprechender Form bietet.

ϱ. **Kürschner's Quart-Lexikon.** Ein Buch für Jedermann. Mit 1460 Illustrationen. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Nulla dies sine linea — kein Jahr, daß Professor Joseph Kürschner die literarische Welt nicht durch irgend ein neues Unternehmen in Erstaunen versetzte; von all' seinen encyklopädischen Leistungen ist aber sicher diese neueste, „Kürschner's Quart-Lexikon", die staunenswertheste. Wenn man sehen will, welche Masse von Information in einem zwar gewichtigen, aber immer noch handlichen, gut gedruckten und gut gebundenen Band von nahezu 3000 Seiten, jede zu drei Columnen, gepreßt werden kann, so nehme man diesen Quartanten in die Hand. Das Format selber empfiehlt sich zu bequemer Benutzung und das größte Wunder von allen ist, wie klar und deutlich, trotz des begreiflicher Weise sehr compressen Satzes, die Schrift sich von dem starken, leicht getönten Papier abhebt. Aber mit diesen äußeren Qualitäten sind die Vorzüge dieses bis ins Kleinste durchdachten und durchgearbeiteten Werkes nicht erschöpft, sondern eigentlich erst angedeutet. Die Fülle des Stoffs und die Präcision der Behandlung geben ihm einen Werth, der durch den geschickten Apparat nur um so mehr ins rechte Licht gesetzt wird; und wie denn Kürschner niemals etwas anfassen kann, ohne ihm einen eigenen, originellen Zug zu geben, so hat sein Quart-Lexikon zwar Abbildungen, und in nicht geringer Zahl, doch sie beschränken sich darauf, in wenigen Strichen und im Text selber den Gegenstand zur Anschauung zu bringen, wie denn gleichfalls im Text auch die geographischen Karten erscheinen, die, wenn man ihren minimen Umfang in Betracht zieht, doch wiederum an Vollständigkeit Nichts zu wünschen übrig lassen. Dies Alles war nur durch die äußerste Oekonomie in der Verwerthung des Raumes zu bewerkstelligen, und freilich bedarf es

zum Verständniß der mannigfachen Zeichen und Abkürzungen, die uns zu diesem Zweck unaufhörlich begegnen, einer Fertigkeit, die man sich nur im steten Umgang mit Kürschner's, übrigens sehr verdienstvollen lexikalischen Werken erwerben kann. Denn es ist System in der Sache; der horror vacui geht so weit, daß sogar die Rückseiten der Einbandsdeckel mit den nützlichsten Dingen bedruckt sind, mit einer Uebersicht über das Mineral-, Pflanzen- und Thierreich, sowie mit einem chronologischen Abriß der Weltgeschichte, der ein Muster knapper Zusammenstellung genannt werden darf. Wir zweifeln nicht, daß „Kürschner's Quartlexikon" bald eines der populärsten Bücher sein wird, da es in der That „ein Buch für Jedermann" ist.

ϱ **Hessenland.** Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur. Redacteur u. Verleger F. Zwenger in Kassel. 1889.

Wohl mag Friedrich Oetker Recht gehabt haben, wenn er in seinen „Lebenserinnerungen", bei gelegentlicher Erwähnung des von Franz Dingelstedt und ihm herausgegebenen und bald wieder, nach zweijährigem Bestehen, eingegangenen „Salon" sagt, daß für derartige literarische Unternehmungen kein Boden in Hessen sei. Daß der Fehler aber an den Unternehmungen und nicht an Hessen liegt, beweist die Zeitschrift, die mit der uns eben zugehenden Nummer bereits in ihren dritten Jahrgang eintritt. Das „Hessenland" beschäftigt sich ausschließlich mit hessischen Dingen und Persönlichkeiten, der Vorzeit sowohl als der Gegenwart; es wird vornehmlich von hessischen Schriftstellern geschrieben und wendet in erster Linie sich an hessische Leser. Es ist darum aber auch eine wahre Fundgrube für Alles, was sich auf hessische Literatur und Geschichte bezieht. Es pflegt jene Art von Particularismus, durch welchen allein, zum Heil und Segen für das Ganze, die Eigenart der einzelnen Stämme bewahrt werden kann, ihre Liebe zur Vergangenheit und ihr Festhalten an deren geistigem und sittlichem Vermächtniß. Der Herausgeber, Fr. Zwenger, ist ganz der Mann für eine solche Zeitschrift: Specialist auf seinem Felde, kennt er den Boden, den er bearbeitet, und hängt an ihm, wie kein Zweiter. Ein Kreis von gleichgesinnten Mitarbeitern unterstützt ihn, und immer, zwischen den ernsteren Aufsätzen, klingt ein frisches, hessisches Lied auf, zum Zeichen, daß im „Hessenland" weder die Lust noch die Kunst des Gesanges erstorben ist, mögen die Sänger selber auch theilweise draußen, in der Fremde sein. Die vorliegende Nummer bringt zwei schöne poetische Reliquien, die eine von Eugen Höfling, dem Dichter des Liedes von der Burschenherrlichkeit, die andere von Ernst Koch, dem genialen Verfasser des „Prinz Rosa-Stramin" — beides Hessen. Wir empfehlen die Zeitschrift zunächst Denen unserer Leser, die für Hessen ein heimathliches Interesse haben; dann aber auch dem weiteren Kreise Derer, welche dies Land und seine wackeren Bewohner näher kennen lernen wollen.

ϱ **Wippchen's Gedichte.** Herausgegeben von Julius Stettenheim. Berlin, S. Fischer, 1889.

Wippchen ist eine populäre Persönlichkeit. Man kennt den Mann, der im Schlafrock, den Fez auf dem Kopf, die Cigarrette im Mund und das Bierseidel vor sich, Kriegscorrespondenzen aus Bernau schreibt und stets Geld nöthig hat. Aber, sagt er, „ich bin nicht zum Kriegsberichterstatter geboren. Meine Wiege umstanden die Musen, und früh schon regte sich in mir der Pegasus." Man wird gespannt sein, die Gedichte dieses merkwürdigen Mannes zu lesen, und hier sind sie. Diesmal schwirren über seinem Haupte Versfüße; von seinem Schreibtische herab hängt ein Lorbeerkranz mit der Inschrift: „Die entzückten Damen ihrem lieben Wippchen", und vor ihm, im Tabaksqualm, steht ein Marmorbild, in welchem wir seine eigenen Züge wiedererkennen: „mein Lockenhaupt erhoben halt' ich gedankenvoll geneigt nach oben." Man sieht, er ist reif für die Unsterblichkeit, und Stettenheim hat sich wohl verdient um ihn und um uns gemacht, indem er seine Gedichte der Welt gab. Aber wir fürchten, daß das Entzücken der Damen sich in schmerzliches Staunen verwandeln wird, wenn sie jedes der Liebeslieder mit einem neuen Namen überschrieben und in einem derselben die Verse sehen:

Laß ab von mir, ich will nicht zur Frau
Meine künftige Wittwe nehmen!

Er, den seine kriegerischen Beschäftigungen so häufig in die Länder des Sonnenaufgangs geführt, lebt allzusehr in östlichen Vorstellungen, und unerschöpflich besonders ist seine List im Verhältniß zu dem schönen, aber schwachen Geschlecht. Doch auch ihm kommen Stunden der Einkehr und Selbsterkenntniß, in denen er sich mit Hiob vergleicht und Verse — („meine Verse — o welches Pech! — nennt man Achillesverse . .") — wie die folgenden singt:

„Wo ich lustwandle, lacht keine Flur,
Ist wo ein Abgrund, gähnt er nur,
Wo ich verweile, weilt der Haß,
Wo ich hindichte, wächst kein Gras."

Doch wer könnte Wippchen ernstlich gram sein? Er bleibt doch, der er einmal ist — in Vers und Prosa sich selber, wenn nicht seinen unzähligen Geliebten treu, und bittet demgemäß, am Schluß seiner Gedichte, wie sonst jeder seiner Episteln, um — Vorschuß. Aber nicht von Geld oder Geldeswerth, sondern . . . Doch nein, die Damen mögen in seinem Werke nachsehen, in der letzten Zeile desselben, um welche Art Vorschuß Wippchen als Dichter bittet! — So viel für die Damen. Den Männern empfehlen wir:

Julius Stettenheim, Ein Kistchen Monopol-Cigarren. Die Kunst, eine Cigarre anzubieten. Jour fixe bei Muckenich. Mit 17 Illustrationen. Berlin, S. Fischer. 1889.

Die Raucher, wenn sie dieses in die täuschende Tracht einer Cigarrenkiste gekleidete Büchlein mit Bedacht gelesen haben, werden freilich kaum noch wagen, selbst ihren besten Freunden eine Havannah zu präsentiren; diese möchten sonst, wie Muckenich rufen: „Hannibal. Ante portas zu rauchen", oder: „Boulanger. Schief gewickelt", oder: „Deroulède. Kohlt furchtbar." Indessen, die Freunde können auf jeden Fall nur dabei gewinnen; denn das Rauchzimmer, welches die Probe dieses furchtbaren Strafgerichts in Querfolio bestanden, — „das benedei' und preis' ich laut!"

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alsberg. — Anthropologie mit Berücksichtigung der Urgeschichte des Menschen, allgemein faßlich dargestellt von Moritz Alsberg. Mit zahlreichen Farbendrucktafeln, Karten und Holzschnitten. Lfg. 4—11 (Schluß). Stuttgart, Otto Weisert.

Bernardo. — La pubblica amministrazione e la sociologia. D. Di Bernardo. Vol. I. Torino, fratelli Bocca editori. 1888.

Björnson. — Das Fischermädchen. Norwegische Erzählung von Björnstjerne Björnson. Deutsch von Aug. Peters. Dritte Auflage. Norden, H. Fischer-Nachfolger. 1888.

Bryce. — The american commonwealth. By James Bryce. 3 vols. London, Macmillan and Co. 1888.

Burckhard. — Das Lied vom Tannhäuser. Ein romantisches Gedicht von Max Eugen Burckhard. Leipzig, Julius Klinkhardt. 1889.

Cárdenas. — De la extradición según el derecho internacional moderno. Informe leido ante la Real Academia de Ciencias Morales y Políticas por D. Francisco de Cárdenas. Madrid, Tipografia de los Huérfanos. 1888.

Ciccaglione. — Le chiose di Andrea Bonello da Barletta alle costituzioni sicule. Per Federico Ciccaglione. Milano, Leonardo Vallardi. 1888.

Ciccaglione. — La feudalità. Studiata nelle sue origini, nel suo sviluppo e nella sua decadenza. Per Federico Ciccaglione. Parte I e II. Milano, Leonardo Vallardi. 1888.

Ciccaglione. — Gli sponsali e la promessa di matrimonio nella storia e nel diritto italiano. Per Federico Ciccaglione. Milano, Leonardo Vallardi. 1888.

Cronauer. — Der Burgzwerg von Germersheim. Erzählung aus unserer Heimath schwerer Zeit von Johannes Cronauer. Dritte Auflage. Speyer, F. C. Neidhard's Buchh. 1889.

Döring. — Philosophische Güterlehre. Untersuchungen über die Möglichkeit der Glückseligkeit und die wahre Triebfeder des sittlichen Handelns. Von A. Döring. Berlin, R. Gärtner's Verlag (Herm. Heyfelder). 1888.

Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek. Fünfter Jahrgang. Band 9: Wie in einem Spiegel. Von F. C. Philips. Zwei Bände. Stuttgart, J. Engelhorn. 1888.

Garborg. — Aus der Männerwelt. Von Arne Garborg. Aus der „Landsmaal", dem norwegischen Volksdialekt übertragen von Ernst Brausewetter. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Budapest, G. Grimm. 1888.

Grimm. — The life of Raphael by Herman Grimm, Translated with the author's sanction by Sarah Holland Adams, translator of Grimm's „Goethe" and „Litterature", Meyer's „The Monk's wedding" etc. Boston Cupples and Hurd. 1888.

Hancock. — England und die Maori. Von Charles Hancock. Mit einem Bildnisse der drei nach London gekommenen Häuptlinge: König Tawhiao, Wiremu Te Wheoro und Patara Te Tuhi. Berlin. Puttkammer & Mühlbrecht.

Hanstein. — Kaiser Wilhelms II. Nord- und Südlandfahrten von Adalbert von Hanstein. Reich illustrirt von ersten deutschen Künstlern. Lfg. I. Berlin, Deutsch-nationaler Verlag. Ferd. Lange. 1889.

Hopfen. — Theater von Hans Hopfen. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1889.

Horaz. Auswahl seiner Lyrik. Uebertragen von Joh. Karsten. Dritte Ausgabe. Norden, H. Fischer-Nachfolger. 1888.

Kastner. — Neuestes und vollständigstes Tonkünstler- und Opern-Lexikon, herausgegeben von Emerich Kastner. Erstes Bändchen: Aagesen — Azzoni. Berlin, Brachvogel & Ranft. 1889.

Kreyßig. — Geschichte der französischen Nationallitteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Von Fr. Kreyßig. Sechste vermehrte Auflage in zwei Bänden, gänzlich umgearbeitet von Ad. Kreßner und Joseph Sarrazin. I. Band. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung (R. Stricker). 1889.

Lang. — Von und aus Schwaben. Geschichte, Biographie, Literatur. Von Wilh. Lang. Fünftes Heft. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1888.

Lassar. — Die Cultur-Aufgabe der Volksbäder. Rede gehalten am 18. September 1888 in der I. allgem. Sitzung der 61. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Cöln von Oscar Lassar. Berlin, August Hirschwald. 1889.

Lee. — Faithful and unfaithful. By Margaret Lee. London, Macmillan and Co. 1889.

Lienhard. — Naphtalin. Drama in fünf Aufzügen von Fritz Lienhard. Norden, H. Fischer-Nachfolger. 1888.

Mahaffy-Rogers. — Sketches from a tour through Holland and Germany by J. P. Mahaffy and J. E. Rogers. London, Macmillan and Co. 1889.

Mejer. — Das Rechtsleben der deutschen evangelischen Landeskirchen. Umrisse zur Orientirung für Geistliche und Gemeindeglieder von Otto Mejer. Hannover, Carl Meyer. (G. Prior). 1889.

Melle. — Gustav Heinrich Kirchenpauer. Ein Lebens- und Zeitbild von Werner von Melle. Mit dem Bildniß Kirchenpauer's. Hamburg, Leopold Voß. 1888.

Meyer's Reisebücher. Aegypten, Palästina und Syrien. Zweite Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut 1889.

Münsterberg. — Der Ursprung der Sittlichkeit. Von Hugo Münsterberg. Freiburg i. B., Akadem. Verlagsbuchh. von J. C. B. Mohr. 1889.

Rahmer. — Physiologie oder die Lehre von den Lebensvorgängen im menschlichen und thierischen Körper. populär dargestellt von S. Rahmer. Mit zahlreichen Farbendrucktafeln und Holzschnitten. Lfg. 5—10 (Schluß). Stuttgart, Otto Weisert.

Raven. — Schwanwitt. Ein Märchen in fünfzehn Gesängen von Mathilde Raven. Sechste Auflage. Norden, H. Fischer-Nachfolger. 1888.

Rochholz. — Reichstreu — denkfrei. Gedichte zu Schutz und Trutz aus der Schweiz. Von Ernst Ludwig Rochholz. Leipzig, Rauert & Rocco's Verlag. 1889.

Sittard. — Studien und Charakteristiken von Joseph Sittard. I.: Bunte Blätter. II.: Künstler-Charakteristiken. Aus dem Concertsaal. III.: Alte und neue Opern. Musikalische Gedenktage. Aphorismen. Hamburg. Leopold Voß. 1889.

Stellung, Die, des Reiches zur socialdemokratischen Partei. Schreiben eines nationalliberalen Reichstagsmitgliedes an den ehemal. Redacteur der unterdrückten „Hamburger Rundschau" und Antwort des Letzteren. Hamburg, Hermann Grüning. 1889.

Sterne. — Die alte und die neue Weltanschauung. Studien über die Räthsel der Welt und des Lebens von Carus Sterne. Mit zahlreichen Textabbildungen, Porträts und Tafeln. Lfg. 3—8. Stuttgart, Otto Weisert.

Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte. Unter Mitwirkung von Erich Schmidt und Bernhard Suphan, herausgegeben von Bernhard Seuffert. Erster Band. 3. u. 4. Heft. Weimar, Hermann Böhlau. 1888.

Wenger. — Unglücks-Chronik oder die denkwürdigsten elementaren Verheerungen und Zerstörungen im Natur- und Kunstleben aller Zeiten von J. Wenger. Bern, Rud. Jenni's Verlag (H. Köhler).

Wolff. — Johann Elias Schlegel von Eugen Wolff. Berlin, Robert Oppenheim. 1886.

Wundt. — Philosophische Studien, herausgegeben von Wilhelm Wundt. Fünfter Band. 2. Heft. Leipzig, W. Engelmann. 1888.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Boris Lensky.

Roman
von
Ossip Schubin.

Drittes Buch.

X.

Der folgende Tag war ein Sonntag, und um elf Uhr ging Mascha in die russische Kirche in der Rue Pierre le Grand, die kleine Salonkirche mit ihrem vertretenen Teppich, ihren überladenen byzantinischen Golddecorationen, ihrer langsam und verspätet sich einfindenden, dann plötzlich in fanatische Andachtsparoxismen ausbrechenden Gemeinde.

Träumerisch, wie aus weiter Ferne herüberschwebende Engelsstimmen, klang die ernste, etwas monotone Musik der unsichtbaren Chöre hinter dem die Tiefe der Capelle abschließenden Goldgitter hervor, immer wieder unterbrochen von den mit einander abwechselnden Stimmen der beiden Geistlichen. Maschenka's Nervensystem vibrirte wie eine Aeolsharfe; eine maßlose Exaltation fieberte in ihr; sie dachte an Märtyrerinnen, die für den Glauben gestorben sind. Es gelüstete sie darnach, mit Begeisterung zu leiden. Für den Glauben hätte sie nicht zu sterben vermocht — aber sich opfern für einen Menschen, den man liebt, ihm etwas nützen zu können, und sei's auch, um ganz dabei zu Grunde zu gehen, das müßte schön sein!

Und die Stimmen klagten noch immer hinter dem goldenen Gitter, klagten und weinten und schienen sie zu rufen — wohin — ja, wohin? — — —

Als Mascha aus der Kirche nach Hause kam, war Anna soeben von einem Ritt aus dem Bois zurückgekehrt. Der Marquis von Lusignan hatte sie früh mit seinen Pferden abgeholt und in den Bois begleitet; ein paar Diplomaten hatten sich ihr dort zugesellt, man hatte ihr den Hof gemacht — sie war in bester Laune und so hungrig, daß sie sich nicht Zeit nahm, vor dem Gabelfrühstück ihr Reitkleid abzulegen, sondern sich in demselben zu Tisch setzte.

Das Speisezimmer war voll Sonnenschein, und die alten Porträts, mit denen sich Maschenka bei ihren einsamen Mahlzeiten zu unterhalten pflegte, blickten besonders freundlich von dem braunen Wandgetäfel herab.

Anna erzählte von ihren Reitleistungen, von den Hindernissen, die sie genommen, von dem Enthusiasmus, den sie erregt, und davon, daß sie durchaus ein neues Reitkleid von Wolmerhausen haben müsse. Wolmerhausen sei der Einzige, der ein halbweg anständiges Reitkleid zu fertigen verstehe ꝛc. Und Maschenka hörte ihr mit jenem kindischen, fast ehrfurchtsvollen Staunen zu, welches die ältere Cousine ihr stets einflößte, wenn sie aus der Welt nach Hause zurückkehrte und ihre Triumphe berichtete, nur war sie nicht so aufmerksam wie sonst — die Kirchenmusik zitterte ihr noch immer in den Nerven.

„Hast Du Bärenburg auf dem Balle gesehen?“ fragte Anna plötzlich, sich an sie wendend.

„Ja.“

„Hat er mit Dir getanzt?“

„Nein, ich habe gar nicht getanzt.“

„Das ist auch besser,“ meinte Anna. „Junge Mädchen tanzen nicht auf solchen Bällen — überhaupt ist man bei dergleichen Bacchanalien zu Ehren der Wohlthätigkeit allem Möglichen ausgesetzt. Hast Du eine Ahnung, wer die junge Dame war, der Bärenburg im Continental den Hof machte?“

„Miß Anthropos.“

„Nicht die, die kennt ja Jeder — eine neue Schönheit, die Niemand kennt. Es muß eine seiner österreichischen Cousinen sein — ein ganz junges Mädchen, exquisit gekleidet, weiß, mit einem Kranz von rothen Blüthen auf dem Kopf. Es scheint, daß er einen Auftritt wegen ihr hatte mit Orbanoff, dem er nicht gestatten wollte, mit ihr zu tanzen. Offenbar muß es ein Mädchen sein, das ihm sehr nahe steht, eines, an dem er hängt, sonst hätte er mit dem alten Tiger nichts angefangen um ihretwillen. Wie es scheint, hat ihn Orbanoff gefordert. 's ist heuer eine böse Duellsaison; Montéglin sagte mir, drei Menschen aus unserer Welt seien seit dem Herbst bereits im Duell gefallen. Mir wurde ganz unheimlich zu Muth, besonders da's heißt, Orbanoff sei der gewissenloseste Mensch und der beste Pistolenschütz in Paris. Er scheint sehr gereizt gegen Bärenburg. — Aber was hast Du denn — Du bist ja todtenblaß? Mein Gott, wenn Du Dir das Geschick jedes oberflächlichen Bekannten so zu Herzen nehmen willst!“

XI.

Anna hat sich in ihr Zimmer zurückgezogen und niedergelegt. Sie ist mit ihrer Mutter zu einem Diner geladen und schont ihren Teint. Wieder ein einsamer Abend für Mascha — aber sie denkt nicht daran. Nur an Eines denkt sie, immer an dasselbe! — Er schlägt sich um meinetwillen — schlägt sich meiner dünkelhaften, eigensinnigen Tactlosigkeit halber! Warum wollt' ich ihn denn durchaus nicht verstehen — warum ließ ich's nicht dabei, als er sagte, er sei schon mit mir engagirt. Aber nein, ich wollte ihm nicht gestatten, über mich zu verfügen wie über ein willenloses Kind, und mußte ihm durchaus beweisen, daß mir nichts an ihm läge — mir . . . o! mein Gott! — Ans Kreuz schlagen ließ ich mich lieber, als daß ihm ein Haar gekrümmt würde! Und jetzt stirbt er vielleicht, und ich bin schuld!“

Unruhig geht sie auf und nieder, immer rascher, immer rascher, als ob es gälte, ein Ziel zu erreichen; aber kein Ziel ist da — nichts in der Zukunft als eine ungeheure kalte Leere, wo er nicht mehr sein wird, und in ihrem Herzen von ihm nichts übrig bleibt als das Bewußtsein, daß sie ihn gekränkt, ihn mißverstanden hat, und daß er für sie gestorben ist. Sein Tod hat aufgehört, eine schreckliche Möglichkeit für sie zu sein — er ist jetzt für sie Etwas, das kommen muß, wenn sie's nicht verhindert.

Aber wie kann sie's verhindern! — Ja, wenn Colja da wäre, sie würde ihn bitten, die Sache zu ordnen, mit Bärenburg zu reden, oder mit Orbanoff — o, es müßte irgend einen Ausweg geben für Den, der ihn zu suchen verstände — irgend einen. Aber Colja ist weit! Sie kann's nicht vertragen, ihre Verzweiflung für sich zu behalten, Jemandem muß sie sich anvertrauen, bei Jemandem muß sie Rath, Trost oder wenigstens Mitleid suchen.

Sie geht in den Salon hinab, um mit ihrer Tante zu reden. Die Tante hat den Besuch einer russischen Jugendfreundin bei sich, mit der sie die Veränderungen der Moden bespricht. Sie hält soeben ihren neuen Winterhut auf der Hand, um ihn zu zeigen.

In Mascha's Erinnerungen an diesen gräßlichen Tag wird sich dieser mandaringelbe Sammethut mit seinem grünschillernden Paradiesvogelaufputz bis an ihr Lebensende hineindrängen!

Fast mit einer Art Zorn schließt sie die kaum geöffnete Thür des Salons und eilt in ihr Stübchen zurück.

Eine halbe Stunde vergeht, eine öde, endlos lange halbe Stunde. Mascha sieht, wie an dem gegenüberliegenden Hause der Schatten emporkriecht, den das Hôtel Jeljàgin über die Straße wirft.

Es ist halb vier Uhr. Vor dem Hause befindet sich der Fiaker der Jugendfreundin noch immer. Die langen, schlappen Ohren haltlos hängen lassend, die Vorderbeine auseinander gespreizt, steht der müde Gaul, die Nase im Hafersack vergraben, da und stärkt sich. Der Kutscher mit glänzendem Lackhut, mit rothem Gesicht und rother Weste, liest, auf dem Trittbrett kauernd, den „Rappel".

Mascha hört das Klappern des Theezeugs, das der Diener in den Salon trägt. O, mein Gott! mein Gott! Immer rastloser zerrt Mascha an ihren armen, weichen Kinderhändchen, immer vorwurfsvoller tritt ihr jedes böse Wort, das sie ihm gesagt, ins Gedächtniß zurück, immer schwerer wird ihr Herz — es liegt ihr in der Brust wie eine ungeheuere Last, die sie zu Boden zieht. O! wenn sie ihn nur noch einmal sehen, ihn doch wenigstens um Verzeihung bitten könnte, ehe er stirbt.

Der Kranz von rothen Anemonen, den sie gestern getragen, der heute auf ihrem Toilettetisch liegen geblieben ist, geräth ihr zwischen die Hände; mechanisch spielt sie mit ihm, reißt ihn mit einer kurzen, heftigen Gebärde mitten entzwei, die welkenden, verdrückten Blumen fallen auf den Teppich. Nein, er darf nicht sterben — sie kann's nicht geschehen lassen! Die Abschiedsworte Colja's fallen ihr ein: „Solltest Du Dich in irgend einer Verlegenheit befinden, so wende Dich an Fräulein von Sankjèwitsch."

Ja, mit der will sie reden; Rita ist seine Cousine, sie kennt seine hiesigen Beziehungen, Rita wird Rath schaffen, wird helfen!

„Beeilen Sie sich, Elisa, Sie müssen mit mir ausgehen," ruft sie, in das Zimmer der Kammerjungfer tretend. Aber neben der Jungfer steht Anna, die sich soeben erst aus ihrer Nachmittagsruhe aufgerafft hat. „Mußt denn Du durchaus jetzt ausgehen," ruft sie mißmuthig — „mein Kleid ist nicht fertig. Wohin gehst Du?"

„Zu Fräulein von Sankjèwitsch."

„Elisa hat nicht Zeit — Du kannst die paar Schritte allein gehen."

Und sie geht allein, läuft fast durch die Rue de Cranz, durch den Park Monceau. Ein heller Glanz liegt in der Luft. Trotzdem die erste Hälfte Januar noch nicht vorüber, ist das Wetter warm wie im April, und durch die Atmosphäre zieht sich, herb und süß aufregend, aus dem Boden empor zum Himmel schwebend, der Duft des in der Erde schlummernden Lebens, die Bürgschaft für des Frühlings Wiederkehr. Die Bäume im Park Monceau sind noch schwarz und nackt, aber der Rasen zu ihren Füßen leuchtet smaragdgrün. Auf den Bänken sitzen Menschen — Kindermädchen und auch Frauen aus dem Volk mit weißen Häubchen — einige von ihnen stricken. Ein Geblitz von grauen Stricknadeln, die in der Sonne aufleuchten, fährt an Mascha's Augen vorbei. Sonst sieht sie nichts, bemerkt nichts, weder den grünen Rasen, aus dem die grauen Standbilder emporragen, noch die schwarzen Baumskelette, die sich gegen den saphirblauen Himmel abzeichnen.

Ihr Athem kommt schwer, das Blut hämmert ihr in der Brust, saust ihr in den Ohren. Jetzt hat sie die Nummer 8 der Avenue Murillo erreicht — sie eilt die Treppe hinan, läutet. Die Jungfer öffnet die Thür — „die Damen sind ausgefahren, sie kommen vor Abend nicht zurück."

Ganz vernichtet steht Mascha da in dem hübschen, kleinen Vorzimmer mit seiner Portière von gelben, rothgestickten, römischen Campagnadecken.

Ihr ist's wie Einem, der den Weg ins Freie gefunden zu haben glaubt und plötzlich in eine Sackgasse gerathen ist, und sich aus Verzweiflung den Kopf wund schlagen möchte gegen die kalte, harte Mauer, die er nicht durchbrechen kann.

„Hat Mademoiselle irgend eine Botschaft für die Damen?" fragt die Zofe.

„Nein, nein!" traurig schüttelt Mascha das Köpfchen; sie zittert am ganzen Leibe, stützt die Hand auf ein Tischchen, auf dem eine Schüssel mit Visitenkarten steht. Ihre Augen heften sich mechanisch auf eine, die ganz zu oberst liegt.

Le comte Charles de Bærenburg. Attaché etc. etc.
Avenue de Messine No. . . .

Da plötzlich durchgleitet's ihr Inneres geheimnißvoll singend und klingend in melancholischem, auf- und abwärts steigendem Tonfall, das alte Kirchenlied, das ihr in den überreizten Nerven hängen geblieben ist.

Und wieder ist es ihr, als höre sie von fern unsichtbare Engelsstimmen, die sie rufen: Wohin? . . . wohin? . . .

Ein neuer Gedanke durchblitzt sie. Schroff weist sie ihn ab — das kann nicht sein — das zu thun kann sie nicht über sich gewinnen. Aber warum nicht? Wie feig, wie kleinlich sie ist. Noch vor wenigen Stunden hat sie

eine Gelegenheit herbeigesehnt, ihm ihre Liebe beweisen zu können, durch irgend ein recht schmerzliches ihm dargebrachtes Opfer — und jetzt, aus alberner Angst, die Menschen könnten von ihr reden, zögert sie plötzlich, etwas ganz Einfaches zu thun. Sie schleicht die Treppe hinab, langsam, halb betäubt, wie im Traum. Mit schrecklicher Gewalt zieht sie's nach einer Richtung — und noch immer fühlt sie dieses aufreizende Singen und Klingen des alten Kirchenliedes in allen Nerven, in allen Pulsen — hört die Engelsstimmen, die sie rufen: Wohin . . . wohin?

Die Lästerungen, welche ihr Vater gegen kalte, berechnende Herzensvorsicht auszustoßen pflegte, treten ihr ins Gedächtniß, und der Hohn, mit dem er die Frauen verurtheilte, die sich nicht einmal mit Begeisterung hinzugeben verstehen. Was weiß sie davon, was er darunter meint! Jetzt steht sie auf der Straße. Sonntagsnachmittagsstille herrscht ringsum; ein einziger geschlossener Fiaker rollt in dem saumseligen Tempo eines Miethwagens, der soeben frei geworden ist, über das Pflaster. Der Kutscher sieht sich nach Mascha um. Sie steht unschlüssig, er fährt auf sie zu, öffnet den Schlag, blickt sie, den Hut lüftend, fragend an.

„Avenue de Messine Nr. . . .“ murmelt sie und springt in den Wagen.

Unsere guten Instincte bringen uns häufiger in eine häßliche Lage als unsere schlechten; denn freimüthig überstürzt, hasten sie vorwärts, reißen uns mit sich fort, ohne uns Zeit zur Ueberlegung zu gönnen, während die schlechten, fast immer verschämter, schleppender Natur, uns langsam mit sich zerren, und sehr viel Zeit damit verlieren, auf ihrem Weg nach Illusionen und Sophismen zu haschen, um ihre Blöße dahinter zu verstecken, so daß ein irgendwie fein gearteter Mensch fast immer zu sich kommt, ihre Macht abzuschütteln, ehe sie ihr abscheuliches Ziel erreicht haben.

Es ist keine sündhafte Regung in dem, was das arme kleine Mädchen zu dem jungen Manne treibt, nur Angst und Sorge um ihn — Reue ob ihrer Härte und ihres von so schweren Folgen begleiteten Eigensinns.

Daß sie etwas Unconventionelles, geradezu Unerhörtes thut, etwas, was die Welt anfeinden wird, wenn sie es erfährt, das weiß sie; daß sie Etwas thut, dessen sie sich vor sich selber schämen wird müssen, das weiß sie nicht. Von der Schmach, die sie auf sich nimmt, kennt sie die Tragweite nicht, von der Gefahr, in die sie sich begibt, hat sie keine Ahnung.

Leute, die von Jugend auf in gefährlich versumpften Gegenden aufgewachsen sind, wissen, wo die Gefahr anfängt, die sie zu meiden haben, und weichen ihr aus; aber es gibt Menschen, die gar nicht ahnen, daß Sümpfe existiren — die gehen freudig jauchzend darauf los, dorthin, wo das Gras am grünsten ist, die Blumen am üppigsten blühen, und sind verloren, ehe sie Zeit gehabt, vor einer Gefahr zu erschrecken.

Der Kutscher springt vom Bock, öffnet den Wagenschlag. Blaß, mit finsterer, aber keineswegs verschämter, sondern eher stolzer Entschlossenheit im Blick, steigt Mascha aus und die Treppe hinauf. Sie liest die Karte an der Thür — im

Entresol, ja . . . da ist's. Sie läutet laut, heftig. Ein Diener öffnet. „Ist der Graf zu Hause?"

„Ja, aber er hat Besuch," entgegnet der Diener und mustert sie staunend. Es muß wohl eine Schwester seines Herrn sein, denkt er; für eine Abenteurerin aus der guten Gesellschaft ist sie zu jung, zu unbefangen; sie trägt ja nicht einmal einen Schleier über dem Gesicht.

„Mademoiselle voudrait-elle passer dans la salle à manger, j'avertirai monsieur le comte," sagt er, und führt sie in eines von jenen düsteren Pariser Speisezimmern, die selbst bei Tage künstlich erhellt werden müssen.

Die Vorhänge sind zugezogen. Das Licht einer Hängelampe fällt über einen Tisch, auf dem die malerische Unordnung eines kürzlich verlassenen reichen Desserts steht. Eine große japanische Schüssel, auf welcher Weintrauben und farbenprächtige Südfrüchte durcheinander liegen, nimmt die Mitte des Tisches ein, rund herum gruppiren sich halbgeleerte, geschliffene Glaskrüge mit goldgelbem Tokayer, dunkelgrüne Bordeauxflaschen, und ein Eiskühler, aus dem die silbernen Hälse von zwei Champagnerflaschen hervorragen — Dessertteller, auf denen Mandel- und Melonenschalen liegen, zerknitterte Servietten — die Reste eines Junggesellendejeuners von sechs Personen.

Dieser heiter genußsüchtig aussehende Tisch entheiligt für Mascha den Ernst des Moments; eine große Beklommenheit kommt ihr plötzlich und zugleich eine peinigende Scham. Vielleicht ist Alles nicht wahr! Wie kann man so heiter frühstücken, wenn man in Todesgefahr schwebt! Scheu wendet sie sich zur Thür, sie möchte fliehen — da tritt Bärenburg in das Zimmer.

„Fräulein . . . Sie!" kommt's von seinen Lippen. Aber selbst in seiner zusammenfahrenden Ueberraschung flüstert er.

Sie stottert Etwas; ihre Stimme ist so erstickt vor Scham und Erregung, daß er sie nicht versteht.

Das Licht der Hängelampe fällt auf ihr todtenblasses Gesicht, das kleine, weiche Kindergesicht mit den großen, zärtlichen Augen — Bärenburg wird heiß und kalt. Er ist in der angenehm erregten Stimmung, in die eine reichliche Mahlzeit und ein paar Flaschen vorzüglichen Weins Menschen seiner Art versetzen. Auf sie zutretend, beugt er sich über sie, und ihre Hand gutmüthig in die seine nehmend, sagt er warm: „Sie befinden sich gewiß in einer großen Verlegenheit, in der Sie sich an mich wenden wollen. Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen; Sie wissen, mein Leben steht zu Ihrer Verfügung."

Sie kommt ein wenig zu sich — „Ach, nein! . . ." ruft sie — „es handelt sich um Sie, nicht um mich. Man sagte mir, daß ich Sie durch meinen Eigensinn in eine peinliche Lage gebracht dem Fürsten Orbanoff gegenüber — daß Sie sich duelliren werden mit ihm. Ist das wahr?"

Er schweigt einen Augenblick — dann sagt er ruhig: „Ja, es ist wahr."

„O, mein Gott," ruft sie aus, und dann verstummt sie, wie erstarrt vor Schmerz.

Seine Augen heften sich mit unaussprechlicher Bewunderung auf sie. „Deswegen sind Sie gekommen!" murmelt er warm und küßt ihre Hände wieder und wieder. „O, Sie liebes, herrliches Geschöpf — und Sie haben die ganze Welt

vergessen aus Angst um mich! Ich kenne kein zweites Mädchen, das einer solchen Großmuth fähig gewesen wäre!“

Sie aber achtet kaum auf diese Worte, die sie doch sonst mit Stolz erfüllt hätten. „Also ist es wahr,“ murmelt sie vor sich hin — „es ist wahr! — Aber es soll nicht geschehen — Sie müssen das Duell aufgeben! . . .“

„Das ist unmöglich,“ erwidert er und lächelt ihr zu, wie man einem hübschen Kinde zulächelt, das den Mond verlangt. „Mein Leben steht zu Ihrer Verfügung — meine Ehre nicht!“

„Mein Gott! — mein Gott, und wenn Sie fallen, dann bin ich eine Mörderin,“ ruft sie heftig — „aber nein — ich muß Ihr Leben retten — nur wie thöricht war's von mir, mich an Sie zu wenden — an Orbanoff muß ich mich wenden — ich werde ihm schreiben, ich werde ihn bitten — wann ist das Duell?“

Die Sache fängt an, Bärenburg unheimlich zu werden. Er hat nicht in Betracht gezogen, wessen eine solche warmherzige kleine Barbarin fähig ist, als er ihr zugestand, daß er sich für sie schlagen wolle. Warum hat er ihr das überhaupt gestanden; es war übereilt — es war mehr — war tactlos, geschmacklos. Er hatte eben der Versuchung nicht widerstehen können, ihre zärtliche Verzweiflung bis zum Aeußersten zu reizen. Das ist gelungen. Sie ist außer sich, sie kennt sich nicht mehr. Zugleich geben ihre übermäßig gespannten Nerven nach; sie zittert am ganzen Leibe, und mit einer schwindelnden Gebärde fährt sie sich über die Schläfen. Ihr Pelzkäppchen fällt ihr vom Kopf. Wie wunderschön sie ist!

Sie wankt . . .

„Trinken Sie doch einen Tropfen Wein,“ ruft er aufrichtig besorgt, und einen silbernen Becher vom Büffet nehmend, füllt er ihn mit Champagner. Durstig von innerem Fieber, setzt sie die Lippen daran, ohne in ihrer Aufregung zu wissen, ob sie Wasser trinkt oder Wein. Er legt den Arm um sie, um sie zu stützen — daran, ihr Vertrauen zu mißbrauchen, denkt er noch nicht.

Da hört er ein Flüstern im Nebenzimmer, dann eine Procession von Tritten — die Thüre des Vorzimmers geht auf und zu. Es sind seine Freunde, die sich aus Discretion zurückgezogen haben.

Sein Blut brennt ihm in allen Fingerspitzen. Er hat Sylvia Anthropos vergessen — alle klaren, bestimmten Vorstellungen des Lebens und seiner Pflichten haben ihn verlassen. „Mascha! o mein süßer, kleiner Engel, ahnen Sie's denn, wie ich Sie liebe!“ flüstert er. „Machen Sie sich keinen Vorwurf; selbst, wenn ich für Sie sterben sollte, es dünkt mir schön, mein Leben hingeben zu können für Sie. Aber Mascha, mein Engel, mein Kleinod, gönnen Sie mir noch einen frohen Augenblick, eh' ich zu Grunde gehe — Maschenka, mein Liebstes, mein Theuerstes im Himmel und auf Erden — einen Kuß!“ —

Ohne zu zögern, schluchzend, außer sich, mit einer Vehemenz der Leidenschaft, von der sie wenige Minuten zuvor noch keine Ahnung gehabt, schlingt sie ihre beiden Arme um seinen Hals.

Ein letztes Mal, lauter, mächtiger vibrirt das alte Kirchenlied ihr in allen Nerven — dann verstummt es.

— — — — — — —

Mit verwirrenden Wahnbildern locken die Engel die Menschen zuweilen bis an den Rand des Abgrundes, und verwundern sich dann, daß die Bethörten keine Flügel haben, um gefahrlos hinüber zu schweben über die Tiefe.

XII.

Die Jeljägins waren eben weggefahren, als Mascha nach Hause zurückkam. Mit tief gesenktem Kopf, eilig, ohne sich nach rechts oder links umzusehen, stieg sie in ihr Zimmer hinauf.

Die Lampe brannte. Der Blick der jungen Russin war finster und trotzig, sie hielt den Kopf hoch. Was geschehen war, war geschehen; sie wollte sich nicht schämen dafür. Sie liebte ihn ja — und er schwebte in Todesgefahr!

Warum pochte ihr Herz so laut; warum that ihr das Licht so weh; warum war's ihr, als könne sie nimmermehr die Augen aufschlagen vor irgend Jemandem? Zwecklos, mit müden Schritten, schlich sie in ihrem Zimmer umher — da stolperte sie über Etwas, das auf dem Teppich lag. Sie bückte sich darnach — der Anemonenkranz war's, den sie gestern getragen, den sie heute in ihrer Seelenpein zerrissen hatte. Ihr Herz pochte noch lauter, und ihre Wangen brannten — an was erinnerte sie der Kranz — an etwas Schnödes, Erniedrigendes.

Ja, damals, wo war's denn nur — in einem deutschen Badeorte — ihre Mutter lebte noch, da hatte sie einen welken, zerrissenen Kranz an der Thüre einer Bauernhütte gesehen — und als sie gefragt, was das bedeute, hatte ihr ein Weib aus dem Volke gesagt, den habe man hingehängt, um ein Mädchen zu höhnen, das sich mit einem Burschen vergessen . . . Ihr Mütterchen hatte das Weib mit einem zurechtweisenden Blick in dieser Auseinandersetzung unterbrochen und Mascha weggeführt.

Sie hatte sich keine Gedanken darüber gemacht damals — jetzt aber — — ihre Zähne schlugen aneinander . . .

Sie löschte die Lampe aus und kroch ins Bett und kehrte das Gesicht gegen die Wand.

Und die Stunden schleppten sich und wollten kein Ende nehmen. Wie lang die Nacht war!

Gegen Morgen schlief sie ein. Ihr träumte, ihr Mütterchen träte an ihr Bett im weißen Kleid und mit großen schönen Flügeln und flüstere ihr zu:

„Wach' auf, wach' auf, Langschläfer, hast Du's vergessen, daß heut' Dein Hochzeitstag ist? Ich bin aus dem Himmel herunter gekommen, um Dich zu schmücken und zu segnen!" und da sprang die Kleine aus ihrem Bettchen, und die Mutter kleidete sie an. Ach, wie lieb es war, die zarten, weichen Hände an ihrem Körper hingleiten zu fühlen wie sonst! Mit einem Mal aber wurde die Mutter unruhig. „Ich kann Dein Kränzlein nicht finden," murmelte sie, und irrte unstät in dem Stübchen herum, an den Wänden und zwischen den Möbeln, fast wie ein körperloser Schatten, und suchte das Kränzlein und weinte bitterlich.

„Hier ist's, Mütterchen, da . . .," rief Mascha, und reichte ihr den Kranz, den sie getragen auf dem Ball. — Da erschrak die Mutter und rief: „O, bewahre, das ist Dein Kränzlein nicht, es ist ja zerrissen und roth vor Scham —

versteck's, Maschenka, versteck's. Dein Kränzlein muß weiß sein wie meine Flügel und wie eine Krone, so rund und fest — eine Dornenkrone unter Blüthen versteckt, das ist der Brautkranz, so wie wir ihn für Euch arme Menschen flechten im Himmel! Ich will Dir einen holen von oben und will alle Dornen herausbrechen für Dich, mein Kleinod, mein Liebling!" Und die Mutter wollte die Flügel ausbreiten und emporschweben — aber sie konnte nicht, die Flügel waren gebrochen. — Und sie blickte Mascha an mit so großen, hülflos traurigen, zu Tod erschrockenen Augen — und dann wandte sie sich ab . . .

„Mutter!" schrie Mascha aus dem Schlaf — „Mutter!" — — Sie wachte auf — der Sonnenstrahl, der sie alle Tage weckte, drang zwischen die Gardinen ihres Bettes.

Sie versteckte das Gesicht in ihrem Kissen und wimmerte.

XIII.

Wenn der Eindruck einer moralischen Verwicklung, in der wir uns befinden, bereits dadurch verändert wird, ob wir sie bei Kerzenbeleuchtung oder Tageslicht betrachten: so ist der Unterschied noch um so größer, wenn wir dieselbe Situation nach dem Genuß eines guten Diners und im Affect höchster Leidenschaft oder aber im ernüchterten Zustand und nach einem starken Aderlaß betrachten.

Und wenn es Bärenburg am Abend vor dem Duell geschienen hatte, als ob es überhaupt keine erträgliche Stunde mehr für ihn geben könne ohne Mascha, und als ob die ihm aufgezwungene Verlobung mit Sylvia Anthropos selbst auf Kosten der schroffsten Brutalität gelöst werden müsse: so hatte er den Tag nach dem Duell, als er mit einem Streifschuß in der Schulter im Bette lag, hierüber andere Ansichten.

Die Erinnerung an sein Abenteuer mit Mascha erfüllte ihn mit dem verdrießlichsten Mißmuth, ja beinahe mit Zorn. Wenn Mascha früher für ihn das Reizendste, Eigenthümlichste gewesen, dem er je begegnet, so war sie jetzt in seinen Augen nichts mehr als ein hübsches, schlecht gehütetes, schlecht erzogenes Geschöpf, das, was er in seiner absprechenden österreichischen Weise als eine echte Russin bezeichnete.

Der Gedanke an seine erstaunlichen Erlebnisse mit „jungen Mädchen" in Petersburg kam ihm ins Gedächtniß und trug das Seinige dazu bei, ein verzerrendes Licht auf Mascha's Exaltation zu werfen.

Er ärgerte sich über das, was vorgefallen war, ja mehr als das, er schämte sich dessen, zugleich aber leugnete er sich doch vollständig jede Verpflichtung ab, seine Uebereilung mit einer Heirath büßen zu müssen.

XIV.

Es ist der Empfangstag der Jeljàgin; Mascha macht wie gewöhnlich den Thee. Umsonst hat sie gebeten, man möge sie heute davon dispensiren. Anna, die das Geschäft nur mit Widerwillen besorgt, hat davon nichts wissen wollen.

Acht Tage sind verflossen, seit sie bei ihm war; sie ist gänzlich ohne Nachricht von ihm. Nur durch Fremde hat sie erfahren, daß er verwundet ist — leicht, ungefährlich.

Mechanisch erfüllt sie ihre Pflicht. Sie sieht Niemandem in die Augen; sie hört nicht, wenn man sie anspricht.

Das Oeffnen einer Thür, das Eintreten irgend eines Besuches verursacht ihr jedesmal eine peinliche Erregung. Sie weiß nicht, wer kommt, nicht wem sie Thee einschenkt, nicht was die Leute reden — sie denkt immer dasselbe, hat immer dasselbe Gefühl des Herabstürzens in einen schwarzen, schwülen, dunstigen Abgrund, in dem sie keinen Boden mehr unter den Füßen finden kann.

Sophie und Nita haben sich heute bei dem Empfangstag eingefunden. Nita, die Mascha seit Lensky's Abreise bereits mehrmals aufgesucht hat, erkundigt sich nach ihrer Gesundheit und warum sie sich die ganze Woche nicht mehr habe blicken lassen bei ihr.

„Wie betrübt Du heute aussiehst," flüstert sie, das blasse Gesichtchen des Kindes, mit dem sie sich ein wenig von den Anderen abgesondert hat, zwischen ihre Hände nehmend — „und wie bleich! fehlt Dir Etwas, mein Engel — kränkst Du Dich über Etwas?"

„Nein — nein! Ich weiß nicht, was Du hast," erwidert Mascha gereizt und windet sich von ihr los.

Neue Gäste kommen, die Jeljàgin verlangt Thee für eine Dame. Mascha tritt wieder zu dem Samowar.

Plötzlich hört sie den Namen Bärenburg aussprechen. Ihr ist, als risse man ihr die Haut vom Gesicht. Eine zierliche Amerikanerin, Mrs. Joyce, Frau eines amerikanischen Botschaftssecretärs, hat ihn genannt.

„Haben Sie die Gräfin Bärenburg bereits gesehen, Madame Jeljàgin?" fragt sie.

„Nein, ich dachte gar nicht, daß sie in Paris sei."

„Sie ist auch nur für kurze Zeit hier," berichtet Mrs. Joyce weiter. „Sie ist aus Wien heraufgekommen."

„Um ihren Sohn zu pflegen?" fragt Warwara Alexandrowna; „wie ich höre, ist er im Duell verwundet worden."

„Ach, das war nichts — er ist bereits genesen. Er trägt zwar den Arm noch in der Binde, doch bin ich ihm gestern im Bois begegnet. Die Gräfin ist herauf gekommen zur Verlobung ihres Sohnes. Bärenburg hat sich mit Sylvia Anthropos verlobt."

„Seit wann?" fragt Anna scharf.

„Seit etwa zehn Tagen, erzählte mir Sylvia heute," berichtet Mrs. Joyce. „Sie wissen doch, die Gräfin Bärenburg ist eine Engländerin."

„Ja, die Schwester der Lady Banbury."

„Und die Cousine der Lady Emily Anthropos," plaudert Mrs. Joyce — „sie ist entzückt von der Verlobung — eine außerordentlich passende Partie. Bärenburg hat einen Urlaub genommen. Uebermorgen reist er mit seiner Mutter und den sämmtlichen Anthropos nach England ab — sie gehen auf vierzehn Tage nach Blakefield zu Lady Stanley. Im Juni soll die Hochzeit sein."

Da . . . ein kurzer, klirrender Laut — eine Tasse ist Mascha aus der Hand auf die Erde gefallen und in Scherben zerbrochen.

„Du bist unerträglich ungeschickt," ruft Anna, „glücklicherweise war die Tasse leer."

Mrs. Joyce blickt empor, richtet die Augen auf Mascha, die zum Erbarmen aussieht. Ihre Lippen sind blau; sie zittert am ganzen Leibe.

„Sie haben einen Fieberanfall, armes Kind," meint Mrs. Joyce mitleidig.

Aber heftig erröthend, wendet Mascha das Gesicht von ihr ab.

„Ich habe Dich ja gebeten, mir zu erlauben, oben zu bleiben, Anna," stößt sie heraus — „Du weißt, daß ich krank bin," und schwankend verläßt sie das Zimmer.

„Sie ist lächerlich," murmelt Anna — die alte Jeljägin schweigt verlegen.

Nita und Sophie verabschieden sich. „Armes Kind!" bemerkt Sonja, „wie konnte sie Lensky nur bei diesen Menschen lassen. Sie quälen sie ja toll."

„Warte ein wenig auf mich, ich möchte doch gerne nach ihr sehen!" sagt Nita und eilt die Treppe hinauf bis an die Thür von Mascha's Zimmer. Sie öffnet, ohne zu klopfen. Mascha kauert in einem Fauteuil, die Ellenbogen in den Händen — zähneklappernd, zitternd. „Was willst Du?" fährt sie die Eintretende an.

„Ich war besorgt um Dich, mein Herz," sagt Nita. Sie kniet neben dem Kind nieder und legt die Arme um die wie Espenlaub bebende junge Gestalt. „Mascha!" flüstert sie, das Mädchen eng an sich haltend, „sag' mir's, mit mir kannst Du reden, als ob ich Deine Mutter wäre. Bist Du nur unwohl oder gibt's sonst noch Etwas, das Dich quält?"

Aber Mascha, die sich sonst so zärtlich an Nita anzuschmiegen pflegte, stößt sie schroff und zornig von sich. „Laß mich," schreit sie, „ich bin krank, ich will allein sein — geh'!"

Ohne von der abweisenden Unart Mascha's Notiz zu nehmen, hält Nita das Kind noch fester an ihre Brust. — „Ich kann's nicht sehen, daß Du Dich so stumm in Dich hinein marterst, so ein armer Wurm von siebzehn Jahren, der Niemanden hat, an dessen Herzen er sich einmal tüchtig ausweinen könnte! — Vertrau' Dich mir an — Dein Kummer ist ja gewiß gar nicht der Mühe werth, nur weil Du ihn so heimlich in Dir verschließest, kommt er Dir groß vor, meine hübsche, kleine Maus, mein herziger Käfer!" Und Nita küßt sie auf das krause Haar, küßt sie auf beide Augen.

Mit einem Mal fängt Maschenka an zu schluchzen, aber so krampfhaft, so heiser und röchelnd, wie Nita noch Niemanden schluchzen gehört hat; es geht ihr durch Mark und Bein. „Mein Gott, wie dumm war ich," denkt sie plötzlich; „es ist Carl Bärenburg's Verlobung, die sie kränkt. Ist es wirklich möglich, daß sich dieses feurige, großmüthige, kleine Herz für den oberflächlichen Stutzer wund schlägt? Armer Narr!" Sie drängt nicht mehr in die Kleine, ihren Kummer zu beichten; sie streichelt sie nur stumm, und wie sie sieht, daß ihre Liebkosungen das unglückliche Kind nur aufreizen, anstatt es zu beruhigen, zieht sie sich traurig zurück. Sie hört, wie Mascha hinter ihr die Thüre schließt.

XV.

„Mit mir kannst Du reden, als ob ich Deine Mutter wäre!“ Die Worte klingen in Mascha's Seele nach. Und wenn ihre wirkliche Mutter noch lebte, als ob sie's selbst der zu beichten vermöchte, was sie quält! Welches Grauen, welche Pein! Sie möchte schreien und darf nicht. Sie gräbt sich die Nägel in die Handflächen — ihr Athem stockt. Ihr ist's, als habe sie sich in dumpfen, unterirdischen Katakomben verirrt, das Licht ist verlöscht, und der Faden, der ihr zur Leitung dienen sollte, zerrissen. Wie sie sich auch dreht und wendet, sie kann sich nicht mehr zurecht finden, sie kann nicht! Immer wieder kommt sie an dieselbe Stelle — und die Wände schieben sich rund um sie zusammen und die Luft wird erstickend. Nirgends ein Ausweg, nirgends ein Schimmer von Licht! Es ist nicht möglich! Irgend ein Irrthum muß vorliegen. So schlecht kann er nicht sein — kein Mensch kann so schlecht sein!

Sie setzt sich an ihren Schreibtisch, taucht die Feder ein, aber die Worte kommen nicht. Nein, sie muß zu ihm, ihn sehen, persönlich mit ihm reden! Sie nimmt Hut und Jacke — eilt hinaus . . .

So schnell sie jedoch das erste Mal den Entschluß gefaßt und ausgeführt hat, ihn aufzusuchen, so schwer fällt es ihr jetzt. Sie hat einen dichten Schleier mitgenommen, sie verirrt sich unterwegs; sie nimmt einen Wagen und heißt ihn warten auf der Place Malesherbes. In dem Wagen bindet sie sich den Schleier vor das Gesicht. Jetzt steigt sie aus — sie reicht dem Kutscher fünf Franken und wartet nicht darauf, daß er ihr etwas herausgebe. Sie merkt das seltsame Kopfschütteln, mit dem er sie ansieht und wendet sich ab.

Jetzt hat sie die Nummer * der Avenue Messine erreicht. Ihre Füße haften wie Blei am Boden — fünf, sechs Stufen steigt sie auf der Treppe empor . . . sie bleibt stehen. Ein kalter Schauer rüttelt sie vom Scheitel bis zur Fußsohle — nein, sie kann nicht — sie kann ihm nicht mehr unter die Augen treten . . . Sie kehrt um — ist in der Avenue Wagram zurück, ehe man sie vermißt hat.

Romantik und Leichtsinn, von durchaus verschiedenen Standpunkten ausgehend, führen oft beide zu demselben Ziel. Aber wenn der Leichtsinn nach der Katastrophe sein Opfer wie ein guter Kamerad unter den Arm nimmt und sagt: „Wohlan, laß uns sehen, wie wir nun miteinander und der Welt fertig werden!“ — so verhält sich hingegen die Romantik dem durch sie bethörten Geschöpf gegenüber wie eine grausame Stiefmutter, die, nachdem sie ihm alle Mittel in den Weg gelegt, um es zu Fall zu bringen, es nachträglich verhöhnt und peinigt und mit Fingern darauf deutet und es mit Brennnesseln peitscht.

Um dieselbe Stunde, wo Mascha aus der Avenue de Messine nach Hause schleicht, fährt Lensky von Prag, wo er zwei Concerte gegeben hat, nach Wien zurück.

Herr Braun schläft ihm gegenüber, die Arme auf den Knieen, den Kopf auf der Brust.

Lensky versucht, einem französischen Roman Interesse abzugewinnen, aber er ist unruhig. Aufgeregt wirft er den Roman weg. Er blickt auf die Landschaft hinaus — jetzt erkennt er den Grund seiner Unbehaglichkeit. Thauwetter! — Es wirkt immer böse auf ihn.

Vor acht Tagen hat er dieselbe Landschaft gesehen. Der Schnee lag silberweiß über der Ebene und hüllte die Bäume ein, und die ganze Erde war ein Bild verklärter Reinheit, und kein Lüftchen regte sich und heiliger Frieden war überall — das Leben schlief.

Heute fegt ein schluchzender Sturm über die Felder, die Bäume schütteln sich wie im Fieber, das Wasser läuft in großen Tropfen an ihnen herab — der Schnee ist beschmutzt und verdorben. Große Pfützen stehen überall, schwarze Pfützen mit grauen, verschwommenen Rändern, die sich langsam weiter fressen im Schnee. Es ist ein abscheuliches Bild der Auflösung. Ein starker Sumpfgeruch schwebt durch das offene Coupéfenster.

„Und zu sagen, daß ein paar Sonnenstrahlen das Alles verdorben haben!" murmelt er vor sich hin. „Schleicht sich denn der Schmutz überall ein mit der Wärme? Gibt es nichts Reines auf der Welt ohne die völlige Erstarrung — gibt es keine andere Lösung für die große Dissonanz des Lebens als — den Tod?"

Viertes Buch.

I.

Anfang Februar traf aus Arcachon in Paris die Nachricht von dem Tode Sergej Alexandrowitsch Suworin's ein. Nikolaj geleitete die Leiche des Verstorbenen nach Petersburg, wo die Beerdigung stattfand. Erst im März kehrte er nach Paris zurück, in tiefer Trauer, mit einem sehr breiten Florband auf dem Hut, aber zugleich als reicher, von seinem Vater gänzlich unabhängiger junger Mann. Sein Onkel hatte ihn in einem, freilich stark verclausulirten, das Capital bis auf Nikolaj's entfernteste (anzuhoffende) Nachkommenschaft sichernden Testament glänzend bedacht. Anna Jeljägin und Mascha gingen fast leer aus. Anna gerieth in Verzweiflung darüber. Mascha machte sich nichts daraus. Sie machte sich ja aus gar nichts mehr etwas, die arme, kleine Mascha.

„Wer hat mir denn meinen herzigen Käfer vertauscht!" hatte Nikolaj ausgerufen, als er sie bei seiner Rückkehr nach Paris zum ersten Male wiedergesehen. Anstatt des rundwangigen Kindes, auf das er sich gefreut, war ihm ein müdes, trauriges Geschöpf entgegengekommen, das ihm auch gar nicht jubelnd um den Hals fiel, wie er's von seinem Schwesterchen gewöhnt war, sondern nur matt, fast verdrießlich die Wange zum Kuß reichte. Wie er die Kleine dann über den Grund ihrer Schwermuth ausforschen wollte, fuhr sie zornig auf, unschön erregt, fast kreischend wild, so daß er sich verletzt und erschrocken zugleich abwendete von ihr; und dann — es war um eine halbe Stunde später und in der Dämmerung, er wußte gar nicht, daß sie noch im Zimmer sei — kam sie leise an ihn herangeschlichen und küßte seine Hand, stumm und demüthig. Das schnitt ihm noch tiefer ins Herz als ihre Unart. Er wollte sie in seine Arme schließen und streicheln und liebkosen, sie aber entwand sich ihm, indem sie einen leisen,

wimmernden Schmerzenslaut ausstieß, und verließ das Zimmer. Er erkundigte sich bei seinen Verwandten, ob sie den Grund der großen Veränderung, die mit ihr vorgegangen sei, ahnten. Warwara Alexandrowna schwieg betrübt, Anna aber berichtete ihm mit höhnendem Achselzucken: Mascha habe sich 'mal auf den Grafen Bärenburg Hoffnung gemacht, denn ihre Verstimmung datire seit seiner Verlobung mit Sylvia Anthropos, was freilich von einer großen Ueberspanntheit zeuge, da sie sich keineswegs bemerkenswerther Aufmerksamkeiten seinerseits hätte rühmen dürfen.

Diese Erklärung Anna's beruhigte Nikolaj anfänglich. Solch' ein Herzeleid, das eigentlich kein Herzeleid ist, sondern eher eine eingebildete Krankheit, war ja eine nicht seltene Erscheinung bei etwas überspannten kleinen Frauenzimmerchen, und keineswegs lebensgefährlicher oder auch nur sehr hartnäckiger Natur. Mit ein wenig Zerstreuung und sehr viel liebevoller Geduld würde Alles gethan sein, dachte er. Aber was er auch versuchte, um die Schwester zu zerstreuen, Alles schlug fehl.

Die Kleine wurde täglich elender, blasser; ihr Athem war kurz; sie schleppte die Füßchen kaum. Nikolaj consultirte einen Arzt. Nach ein paar oberflächlichen Fragen, die dieser abwechselnd an Mascha und deren Umgebung richtete, verschrieb er der Kranken Eisen und Chinin. Sie nahm die Medicin geduldig, ohne ein günstiges Resultat zu erzielen. Als aber Nikolaj ihr vorschlug, einen anderen gelehrten Mann um Rath zu fragen, gerieth sie in peinliche Aufregung und sagte: „Wart' bis der Vater kommt." So wurde denn bis dahin Alles in suspenso gelassen. Zu Anfang Juni erwartete man den Virtuosen zurück.

Wenn ihm genügende Muße und Unbefangenheit geblieben wäre, sich mehr mit dem Problem zu beschäftigen, würde der Zustand der Kleinen Nikolaj noch viel tiefere Besorgnisse eingeflößt haben. Aber wie alle Verliebten, war er selbstsüchtig geworden und sein Scharfsinn abgestumpft durch seine Leidenschaft. Das einzig Wirkliche in der Schöpfung für ihn, der feste Punkt, um den sich die Erde drehte, war Nita; alles Andere, Sonja mit ihrer naiv unverhohlenen Zuneigung, Mascha mit ihrer ebenso schlecht verhohlenen, zwischen Wahnsinn und Selbmordgedanken dahinwankenden Seelenpein waren undeutliche Nebensachen geworden für ihn.

Hatte er sich seinem Ziel genähert? Nun, im Ganzen war er zufrieden. Nita hatte ihn freundlich begrüßt, als er sich nach seiner Rückkehr zum ersten Mal in ihrem Atelier präsentirte, und bezeigte ihm seither täglich mehr unbefangene Herzlichkeit.

Er kam häufig in das Atelier, war eine Art Stammgast geworden darin, hatte dort seinen speciellen Fauteuil, von wo aus er seine idealistischen Theorien in die Welt hinauspredigte, seinen Aschenbecher, neben den er, kurzsichtig wie er war, seine Cigarette abstreifte; er machte Besorgungen für die jungen Damen bei den Farbenhändlern, bei Desforges und Giroux, wurde sehr gelehrt in Bezug auf alle technischen Ausdrücke des Handwerks und zeigte sich völlig verläßlich im Aussuchen von Cadmium, Momie, Cinabre vert und im Bestellen von toile de dix, toile de quinze etc. Er holte flanirende Modelle aus dem „rat mort", der „Boule noire" und ähnlichen Localen, in denen sie sich zur Erfrischung oder zum Zeitvertreib aufhalten, und die anständigen Damen schwer zugänglich sind; ja,

er kannte bald alle Modelle beim Namen; sie lachten ihm auf der Straße zu, wenn sie ihm begegneten und sprachen ihn an im Tramway.

Als es zuerst verlautet, daß der hübsche, junge Russe in Nita's Atelier der Sohn Boris Lensky's sei, hatten sich alle Malerinnen nach einander dort eingefunden, um sich Terpentin oder Firniß zu borgen und Nikolaj heimlich anzustarren. Aber die Zeiten waren vorüber; sein Kommen fiel Niemandem mehr auf, man hatte sich an ihn gewöhnt.

Anfangs hatte er Mascha öfters abgeholt, ehe er sich in die Avenue Frochot verfügte; aber immer schwerer war es ihm geworden, die Kleine zu bewegen, sich ihm anzuschließen. Mascha wurde von Tag zu Tag einsilbiger, finsterer, verschlossener. Sie ging fast gar nicht mehr aus; sie nahm ihre Stunden zerstreut, sie, die sonst eine so gelehrige und ehrgeizige kleine Schülerin gewesen; sie aß fast nichts und blieb nach den Mahlzeiten nie mit den Anderen im Salon; sie vernachlässigte ihren Anzug.

Tag für Tag saß sie in der Bibliothek, dem Raum, der am verlassensten und stillsten war im Hause und las — und las — Alles, was sie finden konnte. Sie, die sonst als ein im Innersten durch und durch wohlerzogenes und reingehaltenes Mädchen sich in ihrer Lectüre genau darnach gehalten, was ihr Nikolaj in dieser Richtung vorschrieb, las jetzt Alles, was sie finden konnte, mit einer Art Gier, als suche sie sich dadurch in der Welt zurecht zu finden, die ihr völlig unverständlich und unfaßbar geworden.

Es beschämte sie unsäglich, wenn ihre Tante ihr ein freundliches Wort gab oder eine Liebkosung gönnte. Das Allerärgste aber war, wenn sie am Empfangstage wie sonst den Thee servirte, und die Damen, sobald das Gespräch einen heiklen Punkt berührte, mit einem Blick auf sie abbrachen, um ihre jugendliche Unschuld zu schonen. Das brannte wie Feuer!

Sie schlief schlecht, und jede Nacht schlechter, nie, ohne daß sie schreckliche Träume geplagt hätten. Immer und immer wieder erschien ihr die Mutter, wie sie wimmernd und schluchzend, und mühsam mit den gebrochenen Flügeln schlagend, in dem Zimmerchen herumirrte, um den Brautkranz für ihr Kind zu suchen, der nicht zu finden war! —

Dann erwachte sie aus dieser Traumpein stets mit demselben Hülferuf auf den Lippen, der ins Leere tönte, und sich jedesmal in dasselbe zärtliche Wort kleidete: „Mutter!"

Das war so eine alte Gewohnheit. Sie hatte an bösen Träumen gelitten von Kindheit an, und dann stets nach der Mutter verlangt. Ihr Kämmerchen hatte an das Schlafgemach Natalie's gestoßen. „Aber Maschenka!" hatte dann diese zärtlich neckend dem Kinde zugerufen, und so lang sie stark genug gewesen, war sie aufgestanden und hatte sich an das Bett der Kleinen gesetzt, hatte sie ausgelacht und gestreichelt und ihr allerhand thörichte Kleinigkeiten erzählt, bis das Kind endlich beruhigt eingeschlafen war. Und wie sie dann in der allerletzten Zeit vor ihrem Tode zu elend geworden, um Nachts das Bett zu verlassen, da hatte sie doch noch mit ihrer müden, lieben Stimme dem Kinde zugerufen: „Mascha! Du dummes Täubchen — Maschenka!" Und dann war's Mascha, die aufstand und zu ihr eilte.

Ach, es war gar zu schön gewesen, neben dem Lager der Mutter niederzuknien, den Kopf auf ihr Kissen zu legen und sich von den warmen, lieben Armen umfangen zu lassen! Wie sicher sie sich beschirmt gefühlt hatte in der Hut dieser schwachen, mageren Arme! . . .

Aber jetzt war Alles vorüber! „O, wenn Du nur bei mir gewesen wärst, Mutter! Warum mußtest Du fort!“ schluchzte Maschenka oft. —

Das war der einzige Vorwurf, den sie die langen trostlosen Monate hindurch irgend Jemandem gemacht.

Geduldig schleppte sie auf ihren schwachen kindischen Schultern die ganze Last ihrer Schmach, ohne ihre Schuld auf irgend einen Andern abwälzen zu wollen. Weder gegen den Vater, der sie vernachlässigt, noch gegen den Mann, der ihre Unerfahrenheit und Unwissenheit mißbraucht, hegte sie eine bittere Empfindung. Sie dachte selten an Bärenburg. Nur manchmal fiel er ihr plötzlich ein; dann versteckte sie ihr brennendes Gesicht in den Händen. —

Und Nikolaj, der doch sonst der zärtlichste Bruder gewesen war, begnügte sich jetzt damit, seinem bleichen Schwesterchen von Zeit zu Zeit eine mitleidige Liebkosung zu spenden, und hatte Wichtigeres zu thun, als beständig darüber nachzugrübeln, ob denn die unglückliche Liebe zu einem Menschen, den sie seines Wissens doch nur recht oberflächlich gekannt, wirklich hatte genügen können, sein lebensfrisches Schwesterchen so vollkommen zu verändern und zu Boden zu ziehen. Die Einzige, der die unheimliche, mit ihrem kleinen Liebling vorgegangene Wandlung sehr viel zu denken gab, war Nita. Aber wie sie sich auch an Maschenka heranzuschmeicheln, ihr Vertrauen durch Liebkosungen und herzliches Zureden für sich zu gewinnen suchte, — Alles schlug fehl; ja Maschenka brachte ihr sogar eine gewisse Feindseligkeit entgegen; wenigstens konnte sich Nita ihr Wesen nicht anders auslegen, so heftig und mit solch' gereiztem finstern Eigensinn wehrte die Kleine jede Annäherung von sich ab.

Und endlich wurde es auch Nita müde, an einem Herzen zu pochen, das sich ihr nicht erschließen wollte. Alles ging seinen Gang, die Welt rasselte und tobte und tanzte und lachte weiter, feierte Begräbnisse, Taufen und Hochzeiten wie immer, und der Frühling trieb Blüthen, und die Sonne tauchte ihre Strahlen in die Seine, und Nikolaj ging immer öfter in die Avenue Frochot, so oft es ihm seine nicht allzu drückenden Berufsgeschäfte und auf ein Minimum reducirten socialen Pflichten erlaubten, gerade als ob nicht ein armes, verirrtes kleines Mägdlein sich in Verzweiflung abgequält und gepeinigt hätte in ihrem trostlosen, aussichtslosen Bemühen, die schreckliche Last von Scham, die es mit sich schleppte, und unter der es zusammenbrach, irgendwie von sich zu schleudern.

Ja, die Welt ging ihren Gang, und Jeder sah das Leben von seinem Standpunkte an, und während es Mascha zu Muthe war, als ob die ganze Zeit hindurch eine schwüle, pechschwarze Gewitterwolke über der Erde lagere, kam es Nikolaj vor, als habe der liebe Gott den Sonnenschein in Permanenz erklärt, und Nita und Sophie hatten allerlei zu thun, denn es war eine wichtige Zeit für die Künstler, die Zeit der Beschickung des Salons. Nikolaj, der damals die ganze Existenz der beiden Malerinnen theilte, theilte auch die Aufregungen, die ihnen

die Jury einflößte. Selbst die sonst so phlegmatische Sophie war um diese Zeit nervös. Sie machte sich wenig Hoffnung. Als sie endlich die Gewißheit erlangt, daß der gefürchtete Areopag ihr Bild, ein Stillleben — natürlich (grüne Flasche neben einem rothen Kupferkessel im einträchtiglichen Beisammensein mit einer Stalllaterne und etlichen Zwiebeln) für würdig befunden hatte, irgend ein Plätzchen unter dem Dach auszufüllen, freute sie sich so ehrlich und so bescheiden, daß es für Nikolaj ein wahres Vergnügen war, ihr dabei zuzusehen. „Welch' wohlthuende, gesunde Natur!" sagte er sich oft. „Ja, wenn ich der Andern nicht begegnet wäre — aber neben Nita — nein, neben der hält sich Keine. Das ist etwas ganz Besonderes."

Nita war wirklich etwas Besonderes, und um diese Zeit fingen auch Andere, als die Menschen, die zu ihrem engeren Umgangskreis gehörten, es einzusehen an. Ihr Talent hatte einen unglaublichen Aufschwung genommen. Das Bild, welches sie für die Ausstellung vorbereitet, hatte ihr nicht nur die Glückwünsche all' ihrer Colleginnen eingetragen, sondern auch M. Sylvains veranlaßt, die bekanntesten Kunstliebhaber und berühmtesten Künstler von Paris in Nita's Atelier zu führen, um ihr Gemälde noch vor dessen Abschickung in den Industriepalast zu begutachten.

Alle waren von der Leistung der jungen Oesterreicherin überrascht. Sie schüttelte zu den ihr ertheilten übermäßigen Lobsprüchen fast ärgerlich abweisend den Kopf, — sie hatte sich nie sehr große Gedanken gemacht über ihre Kunst; es kam ihr vor, als wolle man sie verspotten. Es war ihr gar nicht eingefallen, daß sie etwas Außerordentliches geschaffen, es war ja ein so einfaches Bild! Es stellte eine junge Bäuerin dar, neben einem großen Fenster, durch dessen altväterisch kleine Scheiben sie in eine regengetränkte, sich flach hindehnende grüne Landschaft blickte. Eine hohe weiße Lilie, in schwärzlichem Blumentopf stand auf dem Fenstersims. Das Gesicht der Bäuerin war durchsichtig blaß, die weißen Kelche der Blume senkten sich müde. Die Pinselführung war breit und frei, die Farbenskala hell, mit einer wundersam luftigen, durchsichtigen Behandlung der Schatten.

Nikolaj war gerade bei Nita, als ein Bote von M. Silvains ihr eines Nachmittags ein Billetchen brachte, welches sie, nachdem sie es kaum erbrochen hatte, Sophie reichte. Diese las mit erhobener Stimme:

„Vous êtes reçue avec acclamation N. I. Espère une médaille."

Sylvains.

Nita wurde todtenblaß, sie zitterte am ganzen Leib; plötzlich fing sie an zu weinen. Dieser Triumph, den er der Erste gewesen war, zu prophezeihen, und der ihn stolz und froh machte für sie, trieb Nikolaj zugleich ein großes Mißbehagen in das Herz. „Sie ist doch durch und durch eine Künstlernatur," sagte er sich, indem er ihre große Erregung beobachtete, „viel mehr, als sie es selbst weiß," und in der Richtung konnte er sich nicht irren.

Natürlich fehlte er nicht im Palais de l'Industrie, beim sogenannten Vernissage.

Es regnete wie an jedem Vernissagetage, und die Sonne schien dazwischen, auch wie an jedem Vernissagetage, und über das zerrissene graue Wolkengespinnst

spannte sich ein prächtiger Regenbogen, wie eine Triumphpforte von Illusionen, die der Frühling den Pariser Künstlern geschenkt zur Verherrlichung ihres Ehrentages. — Der säuerliche Duft des regengetränkten Frühlingslaubes mischte sich mit dem Geruch von nassem Mörtel, von nassem Wagenlack, nassem Kautschuck, nassem Macadam, — Alles triefte vor Nässe, die schwarzen Dächer der Equipagen und Miethwagen, die sich vor dem Eingangsportal drängten, die weißen Kautschuckmäntel der Kutscher, die Pferde, die tricoloren Fahnen vor dem Industriepalast, die Bäume, das Gras, und auf Allem, das nur widerstandsfähig genug war, ihre Strahlen abprallen zu lassen, glänzte die Sonne, und die Regentropfen funkelten in der Luft und fielen nieder in die Pfützen, auf denen die herabgerissenen weißen Kastanienblüthen schwammen.

Nicht ohne eine gewisse Aufregung wanderte Nikolaj zwischen Malern, Journalisten, Neugierigen und Modellen die große Treppe hinauf. Dreimal machte er die Runde durch alle Säle der Ausstellung, ihr Bild suchend. Die Augen thaten ihm bereits weh von all' den grellen Farbenausschweifungen, welche die Wände bedeckten und mit denen ein Maler den andern zu übertrumpfen sich bemüht hatte, und noch immer hatte er Nita's „malade“ nicht entdeckt. Doch da . . . hatte er nicht eben das Köpfchen des Mädchens erblickt? . . . Da . . . doch schon wieder wurde das Bild durch eine dichte Reihe von Bewunderern, von Kritikern verdeckt. Nikolaj wand sich durch die Menge und versenkte sich in den Anblick des Gemäldes. Es hing in der Mitte einer Wandfläche, an der Rampe, zwischen einer mit Päonien bekränzten Herodias im modernen Ballerinen-Costüm, und einer Selbstmörderin, die sich in einem feuerrothen Schlafrock auf einem großgeblümten Teppich krümmte.

Für Nikolaj war natürlich der ganze Salon nur eine Folie zu ihrem Bild, und wenn auch die Bewunderung der Andern keine so ungeheuerlichen Dimensionen annahm, so war doch der Erfolg des Gemäldes ein großer, durchschlagender.

Und Nikolaj setzte sich auf eines der Rundsopha's, dem Bilde gegenüber, horchte auf jedes Wort, jeden begeisterten Ausruf und prägte ihn seinem Gedächtnisse ein, um ihn ihr mittheilen zu können. Er wartete auf sie. Sie mußte doch kommen, einmal wenigstens im Laufe des Tages, einen Blick werfen auf ihr Werk. Das eintönige Rauschen der vorbeidefilirenden Schritte wurde schwächer, neben Nikolaj lehnten die Menschen, aufgelöst vor Hitze und Müdigkeit, die Füße von sich gestreckt, den Blick nach oben gerichtet oder stumpf in sich hineingewendet.

Vor dem Bilde Nita's hatten sich die Reihen kaum gelichtet — sechs, sieben Rücken versperrten Nikolaj die Aussicht darauf. Ein Kritiker schrieb sich Notizen in sein Taschenbuch, ein Maler machte, die Nase fest an der Leinwand, Gesten, um sein Entzücken über die Pinselführung auszudrücken.

„Et de dire, que c'est une femme!“ darauf kamen sie immer wieder zurück.

„Peste!“ rief einer, und ein Zweiter sagt: „C'est dommage!“

Ein alter Mann war's, mit einer traurigen Geschichte in den Augen.

„Was meinst Du?“ fragten die Andern.

„Ich meine, daß es immer ein Unglück ist, wenn sich ein großes Talent in eine Frau hinein verirrt," sagte er, „schon deshalb, weil der Erfolg einer genialen Frau so viele weibliche Mediocritäten aus ihrer Sphäre heraus- und auf unbefriedigende Irrwege hinlockt. Im Uebrigen . . . aber kennt Ihr sie? . . . ist sie hübsch? . . ."

Da hörte Nikolaj mitten durch das monotone Hinrauschen der laut wiederhallenden Schritte einen besonderen Schritt. Er sah sich um — ja, das war sie. Hoch, schlank, mit ihrer stolzen Kopfhaltung, ihren unvergeßlichen Augen.

Ein neues Licht schimmerte heute darin, ein Licht, das Nikolaj an den Sonnenschein erinnerte, der sich da draußen zwischen schweren Wolken herauskämpfte, denn der düstere Schatten war noch immer in diesen Augen, der Schatten, der nie daraus wich. Nichts desto weniger genoß sie ihren Triumph, und er stand ihr gut. Sie trug ihn bescheiden, aber doch, als ob er sich von selbst verstände.

Nikolaj hatte sie nie so reizend gesehen. Sie trug ein einfaches, weich anschmiegendes Wollkleid, ein unter dem Kinn gebundenes Capotehütchen, die Toilette einer Dame aus dem Faubourg St. Germain, die in die Kirche geht. Er sprang auf. „Ein immenser Erfolg," rief er ihr zu. Sie legte den Finger auf den Mund.

„Schweigen Sie doch, ich habe nicht die Absicht, eine Cour von Journalisten und Collegen um mich zu versammeln!" sagte sie ihm russisch. Sie redete nämlich russisch — irgendwie — und es machte Colja stets Vergnügen, sie seine heißgeliebte Muttersprache verstümmeln zu hören.

Da wandte einer der Herren vor ihrem Bilde sich um. Ein berühmter Kritiker war's, der sie kannte. „C'est elle," flüsterte er den Andern zu — tief grüßend trat er vor sie und bat, ob er ihr einige von ihren besonderen Verehrern vorstellen dürfe.

Sie konnte nicht ablehnen. Sie wurde umringt. Nikolaj hielt sich respectvoll im Hintergrunde und beobachtete sie. Endlich hatte sie sich losgemacht. Er trat von Neuem an sie heran.

„Warum lachen Sie?" fragte sie ihn fast ärgerlich.

„Sie sahen so unglücklich aus," erwiderte er ihr, „ich habe nie Jemanden gesehen, der eine Ovation mit so resignirter Miene hingenommen hätte!"

Sie seufzte und zuckte die Achseln — „Hm! und Sie glauben vielleicht, daß ich über Schmeicheleien erhaben bin, daß sie mir lästig sind?" fragte sie ihn.

„Es hatte den Anschein."

„Wie der Schein trügt," seufzte sie humoristisch. „Kein Mensch ist empfänglicher für Schmeichelei als ich; aber ganz abgesehen davon, daß mir sehr viele von diesen Herren Grobheiten sagten, die sie für Complimente hielten, war mir nur die Ausdrucksweise von zweien oder dreien unter ihnen genießbar. Die Künstler ignoriren, uns Künstlerinnen gegenüber, vollständig die absondernde Atmosphäre, jenes bis hierher und nicht weiter, das eine bequeme Schranke zwischen einer jeden anständigen Frau und einem Mann aufrichtet. Was das sans gêne ihrer Conversation anbelangt, behandeln sie uns als Männer, und das ist unerträglich!"

Nikolaj lächelte noch stärker; er freute sich unendlich an ihrer unüberwindlichen mädchenhaften Empfindlichkeit.

Sie steckte ihre Hände nachdenklich in die Taschen ihres halbanschließenden Jäckchens. „Spotten Sie mich nicht aus," seufzte sie — „aber, wie bequem es ist, mit einem wirklich wohlerzogenen Menschen zu verkehren, wie Sie zum Beispiel, das fühlt man erst, wenn man Künstlerin geworden ist."

„Sie sind eine drollige Künstlerin," sagte er, und lachte jetzt ganz herzlich.

Sie zog die Achseln mit einer komischen Grimasse bis zu den Ohren hinauf und meinte: „Es kommt mir bisweilen selber so vor."

Sein Herz saß ihm auf der Zunge. Wäre das nicht der Moment? . . . Doch eh' er ein Wort hatte herausbringen können, wandte sie das Köpfchen von ihm ab und rief: „Ah, da ist Sonja; — aber wer ist denn die fremde Dame neben ihr? Wissen Sie's etwa?"

Es war Madame Bulatow; sie war sehr ärmlich gekleidet und sah zum Erbarmen aus. Sophie machte ihr mit großer Liebenswürdigkeit die Honneurs des Salons, vermochte es jedoch nicht, die Aufmerksamkeit der armen Componistenfrau zu fesseln. Auf der andern Seite Sophien's ging Fräulein Prix aus Düsseldorf. Zu Ehren der großen Gelegenheit trug sie eine altdeutsche Messingkette über einem Jäckchen von granatrothem Sammt mit mittelalterlichem Aermelschnitt, dazu einen merkwürdigen Federhut auf dem Kopf und Tigerklauen in den Ohren. Des malerischen Effects halber hatte sie sich kürzlich die braunen Haare färben lassen, aber anstatt tizianblond, wie sie's erwartet, waren sie leider rostig violett ausgefallen. Sie war von übelster Laune, vielleicht weil ihr die Jury den Streich gespielt hatte, ihr Bild passieren zu lassen. Zudem hatte man sich noch erlaubt, ihr Bild schlecht zu hängen. Man hatte ihr die Märtyrerkrone genommen und nichts dafür gegeben. Als vierzehnmal refüsirte Malerin war sie zum wenigsten eine Specialität, ein Opfer der Kabalen gewesen, jetzt verlor sie sich in der Menge. Sie hörte nicht auf, abwechselnd sehr laut über Alles, was sie sah, zu schimpfen, und mit Ueberzeugung von einem großartigen Gemälde zu reden, mit dem sie nächstes Jahr dem Publicum „die Augen einstoßen" wollte, — die Augen einstoßen, denn das müsse man thun, um bemerkt zu werden. —

„Eine Collegin," flüsterte Nita und setzte hinzu: „Gott, wie häßlich der Ehrgeiz ein kleines schwaches Frauenzimmerchen kleidet!"

Er lächelte, rückte an seinem Monocle und beobachtete die Gruppe. Wie frisch und lieb und distinguirt sah Sonja doch aus zwischen den zwei abgehetzten Weibern! So oft die Prix Madame Bulatow zu Worte kommen ließ, klagte diese ihrerseits über die Ungerechtigkeit der Pariser und erzählte von dem Martyrium ihres Mannes.

Das war eigentlich auch lächerlich, aber eine Frau, die sich für einen Andern lächerlich macht, hat immer eine Entschuldigung.

So vertieft waren die Beiden, jede in ihre eigene persönliche Unzufriedenheit, daß sie gar nicht merkten, wie Nikolaj und Nita sich ihnen längst genähert hatten. Sonja erblickte die Freundin. „Ah! da bist Du endlich," rief sie freudig; „ich suchte Dich bereits seit einer Stunde — Dein Bild ist prachtvoll, Dein Erfolg unbeschreiblich. Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie stolz ich auf Dich bin!"

Ihre ehrliche, mädchenhafte, selbstlose Begeisterung kleidete sie sehr gut, so daß Nikolaj nicht umhin konnte, ihre ihm so freundlich entgegengestreckte Hand ganz besonders herzlich zu drücken.

Hierauf wendete er sich an die Bulatow und fragte nach ihrem Befinden. Anstatt zu sagen: „Wie soll's mir gehen" sagte sie: „Wie soll's uns gehen." Sie betrachtete sich offenbar nur als den Schatten ihres Mannes.

„Wie soll's uns gehen? Kein Mensch leugnet seine Begabung und keiner will Etwas für ihn thun," rief sie. „Was soll ein Fremder in diesem Pfuhl von Laster und Egoismus, in dem der Künstlerneid, über die Leiche des eigenen Bruders hinüber, seinem Ziele nachrast! Ich habe den Muth nicht verloren, aber meine Kraft reicht nicht aus, um ihn zu stützen; sie reicht nicht mehr — nein, sie reicht nicht . . ."

Ehe Nikolaj ihr Etwas erwidern konnte, verstärkte sich der Schall der Tritte immer mehr und mehr und wurde lauter, brausend.

„Man schließt," sagte Nita, und sie wendeten sich dem Ausgange zu. —

„Ein wirklicher Erfolg, ein großer Erfolg," wiederholte Sophie noch im Hinausgehen der Freundin. „Freust Du Dich denn ein wenig, Du blasse Sphinx?"

„Freilich," erwiderte Nita, „freilich freu' ich mich; aber begreifen kann ich's nicht. Mir ist die ganze Zeit zu Muth, als ob mich irgend Jemand riesig zum Besten hielte. Ich möchte mir einen Spaß gönnen nach all' der überstandenen Angst. Wenn wir einen Ausflug machten irgendwo in der Umgebung von Paris! Sind Sie mit von der Partie, M. Nicolas?"

Und Nikolaj drehte sich der Kopf vor Seligkeit.

Der Plan wurde ausgeführt. Erst hatte man Mascha mitnehmen wollen und Miß Wilmot. Erstere, um ihr ein Vergnügen zu machen, die Zweite weltlicher Anstandsrücksichten halber. Aber Mascha war nicht zu bewegen, einen Schritt vors Haus zu thun, und Miß Wilmot beklagte sich über irgend einen geheimnißvollen Zustand im linken Fuß, der ihr das Gehen erschwere; dann wurde noch ein Weilchen debattirt und endlich beschlossen, zu Dreien hinauszupilgern nach Versailles in das stille, ernste Schloß, das, ehemals das Centrum des ganzen französischen Reichs, zwischen seinen steifen Steinarabesken Alles umfaßt hatte, was in Frankreich nennenswerth war, und heute nichts mehr ist, als das versteinerte Staatskleid eines längst verstorbenen Princips.

Ein leuchtender Frühlingsmorgen war's, an dem sie hinausfuhren, die Luft voll Sonnengeflimmer und Vogelgezwitscher, und mehr Blüthen als Blätter auf der Welt.

Sie hatten sich im Tage geirrt und das Schloß nicht zugänglich gefunden; aber ein bittendes Wort Nita's, ein Trinkgeld Nikolaj's ordnete die Angelegenheit.

Man machte eine Ausnahme für die Ausländer — für Russen, und öffnete ihnen die Säle. So genossen sie den Anblick der verschollenen Pracht und Großartigkeit ganz allein, nur der Führer ging mit und kramte ihnen zu Ehren sein Bischen abgegriffener Weisheit aus. Später gesellte sich ihnen noch ein Pfarrer aus der Provinz zu — ein Pfarrer, wie man deren nur in kleinen, weltvergessenen Städtchen des frivolen Frankreichs findet, ein Mann in langer Soutane und

dreieckigem Hut und mit einer beneidenswerthen heiligen Stumpfheit in den schönen braunen Augen, die sich nie an unlösbaren Räthseln müde geforscht.

Die Fragen, welche er an den Führer stellte, bekundeten eine merkwürdige historische Unwissenheit, aber das machte ihn nicht lächerlich. Er war ja nicht von dieser Welt, und die ehrgeizigen Menscheninteressen, von denen jedes Standbild und Gemälde in den Räumen des Schlosses Zeugniß gibt, schrumpften merkwürdig zusammen neben seiner Einfalt.

Nach einem Weilchen verschwand er, und dann konnten sie den Führer ungestört in die Enge treiben mit indiscreten Fragen darüber, wo sich die Appartements der Maintenon, wo die der Du Barry befunden, wo das Schlafzimmer der Pompadour gewesen, über welchem Richelieu gewohnt, und wo die Treppe, über die Marie Antoinette geflohen am vierten October, als die Megären eingedrungen waren in den Palast.

Und ein dumpfes Echo ihrer Schritte schlug von den Wänden der hohen leeren Gemächer zurück, als grollten ihnen unsichtbare Gespenster mißbilligende Zurechtweisungen zu, ob ihrer, die große historische Vergangenheit entweihenden kleinlichen Feuilletonisten-Neugier.

Sie lachten über die eintönige Verherrlichung Ludwig XIV. beim Passage du Rhin, die ihnen immer wieder aufs Neue von einer großen Leinwand entgegenleuchtete, wenn sie glaubten mit diesem historischen Moment endlich fertig geworden zu sein, und fuhren überrascht zusammen, als ihnen plötzlich der Ruhm des ersten Kaiserreichs in zwei mächtigen Bildern von David entgegentrat — die Krönung Napoleon's und die Weihe der Adler. —

Und übersättigt von allerhand historischen Reminiscenzen und Dissonanzen, bis ins Mark durchfröstelt von dieser nach Moder und todter Weltgeschichte riechenden Luft, verließen sie schließlich das Schloß und durchstreiften den Garten, in dem man noch überall den blauen Frühlingshimmel zwischen dem flaumigen Laube der altväterisch verstutzten Baumkronen hindurchleuchten sah, und fuhren dann in einer kleinen holprigen Droschke durch die lange gerade Allee hinüber nach Trianon.

Es war sehr still im Garten von Trianon, sehr still; nur ein leichter Windhauch spielte durch die Luft, und die alten Baumkronen erzählten den jungen Büschen eine lange Geschichte von der Pracht, die sie noch miterlebt, und der Flieder schimmerte bereits über dem Laub auf, weiß und blaßlila, oder auch dunkel purpurn, halberblüht.

Rita hob den Arm, um einen Zweig zu brechen. Sie konnte ihn nicht erreichen. Sie sprang ein wenig in die Höhe, ärgerlich und begehrlich.

Nikolaj kam ihr zu Hülfe und holte die schönsten Rispen für sie herab. Sie hatte eine Kinderfreude an Blumen; noch nie hatte er ihre Augen so aufleuchten sehen, wie da er ihr die duftigen Zweige reichte einen nach dem andern. Plötzlich rief sie mit nachhumpelnder Gewissenhaftigkeit: „Es ist verboten!“

Er aber fuhr fort zu brechen, was ihm unter die Hand kam.

Sie waren allein miteinander, — Sophie war ein wenig zurückgeblieben, um sich die Fassade des Schlosses gewissenhaft in ihr Skizzenbuch zu zeichnen.

OF CALIFORNIA

Der Flieder duftete süß, weiße und blaue Falter gaukelten neben ihnen. Sein Herz klopfte mächtig in ihm auf, seine Lippen brannten; aber er sprach kein Wort, sondern fuhr fort, blühende Fliederzweige für sie abzubrechen. —

Die Schatten hatten schon begonnen lang zu werden, und die Sonnenlichter, die dazwischen hinhuschten, schimmerten goldiger über den dunkelgrünen Rasen, als sie den Heimweg antraten.

Nita war müde; das Fieber, das jede verwundene starke Erregung mit sich bringt, hatte sie erschöpft. Sie lehnte schweigend in den Kissen des Waggons zurück, den die Drei für sich allein hatten. Die duftige Fliedergarbe lag neben ihr. Ein Sonnenstrahl, der sich an der Glasglocke der Coupélampe gebrochen, blitzte in einem prismirenden Lichtfunken bald da, bald dort in dem Wagen herum. Beide Fenster standen offen, die Quaste des halb hinaufgezogenen blauen Vorhanges baumelte hin und her. Draußen zogen die Wälder von Meudon vorbei in grüner buschiger Wirrniß. Nita hatte ihren Hut abgenommen und die Augen geschlossen. Zum ersten Male fand Nikolaj auf ihrem feinen Gesichtchen den Zug von schwermüthiger Zärtlichkeit wieder, der ihn so sehr an ihr entzückt, als ihr Köpfchen ohnmächtig an seiner Schulter geruht, damals in dem Concert seines Vaters. — Sie schlief.

Trotzdem es ihm schwer fiel, den Blick loszureißen von ihr, fand er es doch indiscret, sie zu beobachten; er zog sich mit Sonja an die entgegengesetzte Seite des Coupee's zurück. Sie plauderten leise.

Als er sich umwandte, begegnete er ihrem Blick, der, schelmisch und gutmüthig beobachtend, auf ihn und Sonja zugleich gerichtet war. Ihm wurde unheimlich zu Muthe. Es war doch nicht möglich, daß sie im Stande wäre, ihn mißzuverstehen?

Mit diesem unangenehmen Gedanken machte er kurzen Proceß. Es konnte nicht so sein, weil er einfach nicht wollte, daß es so sein solle.

Die erste Dämmerung lag bereits über Paris, als sie den Bahnhof von St. Lazare erreicht hatten. Die Luft in der großen Einfahrtshalle war dick und grau, die Farben verblaßten.

Die weiß und lila Blüthengarbe im Arm (sie hatte es ihm durchaus nicht gestatten wollen, den Flieder für sie zu tragen), schritt Nita neben ihm hin. Von Zeit zu Zeit beugte sie ihr liebliches Gesichtchen über die Zweige und athmete langsam genießend ihren Duft. Dann blickte sie zu ihm auf. „Es war doch ein wunderschöner Tag,“ sagte sie, „so einer von den Tagen, die einen hellen Fleck in der Erinnerung zurücklassen.“

Wie melodisch schwebte ihre weiche Stimme über das Stampfen, Rasseln und Scharren des Bahnhofslärmes hin.

„Ich fand ihn reizend,“ murmelte er halblaut zurück.

„Ja, Sie waren sehr liebenswürdig, M. Nicolas,“ versichert ihn Nita treuherzig. „Ich weiß keinen Herrn, den es so bequem und angenehm wäre, bei einem kleinen Ausflug mitzuhaben, wie Sie.“

Er verneigte sich lächelnd und dankte für das Compliment.

„Es ist ein sehr großes Compliment,“ bestätigt Nita; „gewöhnlich sind Herren schreckliche Spaßverderber bei derlei kleinen Vergnügungsveranstaltungen.

Wenn es sich darum handelt, Damen zu chaperoniren, so sind alle Männer Anstandsbonzen. Denken Sie sich, Sir Henry Musgrave, bei so einer Gelegenheit, ja selbst meinen Vetter Carl. Ich halte Carl weiß Gott nicht für gewissenhafter, als Sie es sind, aber . . ." mit einem anmuthigen Kopfschütteln, „er hätte mir nie geholfen, Flieder zu stehlen in Trianon. Sie lassen sich so geduldig ausnützen und ein bischen herumcommandiren, Sie sind so gefällig und geschickt. Wer hat Sie denn dressirt?"

„'s muß wohl meine arme Mutter gewesen sein," sagte Nikolaj, „der hab' ich schon als vierzehnjähriger Junge den Reisemarschall gemacht."

„So!"

Sie haben den Bahnhof durchschritten und sind die breite, nach heißen Steinen riechende Treppe hinabgestiegen; ein offener Fiaker, dem Nikolaj gewinkt hat, rollt zu ihnen herüber.

„Wissen Sie, daß ich mich sehr für Ihre Mutter interessire," sagt Nita, „haben Sie eine Photographie von ihr?"

„Ich besitze alle Bilder, die je von ihr gemacht worden sind."

„So bringen Sie mir sie, aber alle, ich bin sehr neugierig. Bringen Sie sie morgen."

Sie nickte ihm noch freundlich zu über den Flieder in ihrem Arm aus dem Fiaker heraus.

Sein Herz war zum Zerspringen voll, während er dem davoneilenden Wagen nachsah.

Indessen wendete sich Nita zu Sophie und fragte: „Hat er gesprochen?"

II.

Natürlich brachte er den nächsten Tag die gewünschten Bilder ins Atelier.

Nita war allein. „Sophie ist mit ein paar von den Damen ausgegangen, aber sie wird gleich zurück sein," rief sie ihm bei seinem Eintritt zu. Er achtete nicht darauf. Dann erzählte sie ihm, daß sie im Begriff stehe, seinen Flieder zu malen, und er freute sich darüber.

Heute wollte er ihr sein großes zärtliches Geheimniß beichten, dachte er. Ach, warum war es so schwer zu reden! Indeß zeigte er ihr die Bilder. Sie betrachtete sie sehr aufmerksam und hatte über jedes einzelne etwas Liebes zu sagen, das seinem Herzen wohl that. Endlich hatte er seinen Muth bei beiden Händen gefaßt, — das große Wort schwebte auf seinen Lippen. Da wurde sie plötzlich unruhig; „ich begreife nicht, daß Sophie so lange ausbleibt," murmelte sie, dann erhob sie sich, öffnete die Thüre in die anstoßende Malerschule, und die lauten Stimmen der Damen drangen herein.

Diese Kleinlichkeit ihrerseits verdroß ihn unaussprechlich. Er fühlte sich bis ins Innerste beleidigt und verletzt. Er erinnerte sich, daß ihm Bärenburg einmal gesagt, „Nita hat nur einen Fehler, einen wirklich störenden Fehler, — sie ist prüd. — Ich habe mir's mit ihrer Persönlichkeit nie zusammen reimen können," hatte der Attaché hinzugesetzt. Zum ersten Male traten ihm nun auch wieder die längst aus seiner Seele gestrichenen Worte seines Vaters ins Gedächtniß. „Wenn Du irgend Etwas in ihrem Vorleben entdeckst, eine

Enttäuschung, eine unglückliche Liebe, so will ich mich zufrieden geben, dann ist Alles in Ordnung. Wenn Du aber nichts erfährst, dann steht die Sache bedenklich; dann kannst Du überzeugt sein, daß sie irgend eine fürchterliche Erschütterung durchgemacht hat."

Er haßte sich dafür, daß er diese Worte nicht vergessen; es kam ihm wie eine Art Frevel an Nita vor, den bösen Ausspruch behalten zu haben. Zugleich gedachte er dessen, was Bärenburg ihm mitgetheilt: mit achtzehn Jahren habe sie ihre Frische verloren in Folge eines Nervenfiebers, und ihre traurigen Augen habe sie seit der Zeit.

Ob wohl das Nervenfieber einen heimlichen Anlaß gehabt? Ein gewöhnliches Liebesabenteuer war es nicht gewesen, — was aber konnte es sein? Eine fürchterliche Erschütterung — ein Schrecken. Was denn war's? Er gerieth ganz aus dem Gleichgewicht ob dieser Betrachtung und ging mehrere Tage nicht in die Avenue Frochot.

Da begegnete er der jungen Oesterreicherin auf dem Boulevard de la Madeleine beim Blumenmarkt. Sie hatte beide Hände voll Rosen, nickte ihm von Weitem zu, ehe er noch Zeit gehabt, die Hand an den Hut zu legen, ging ihm ein paar Schritte entgegen, machte ihm lustige kleine Vorwürfe wegen seines Ausbleibens und spazierte ein langes Stückchen neben ihm her auf dem Boulevard.

Er verstand sich weniger in sie hinein als je, aber böse bleiben konnte er ihr nicht.

III.

„Adieu Nikolaj, Adieu Mascha, ich danke Euch vielmals; ich habe mich wundervoll, herrlich unterhalten! Gute Nacht!"

So schwirrt Sonja's Stimme munter durch das Treppenhaus in der Rue de Murillo.

Sie war mit Nikolaj und seiner Schwester im Theater. Beide Geschwister haben ihr das Geleite gegeben nach Haus, bis an den Fuß der Treppe. Ein Monat ist vorüber seit der Eröffnung des Salons, der ganze wunderschöne Monat Mai.

Oben auf dem dritten Treppenabsatz steht Nita, welche heute großer Müdigkeit halber den Besuch des Theaters abgelehnt hat, eine Lampe in der Hand. Nikolaj sieht ihr weißes Gesicht, lichtumflossen, körperlos, über einem Abgrund von Schwarz. Es prägt sich ihm in die Seele ein. „Gute Nacht, Fräulein!" ruft er. „Gute Nacht!" wiederholt ein heiseres mattes Stimmchen — das Stimmchen Mascha's.

Dann ziehen sich Bruder und Schwester zurück, und Sonja eilt die Treppe hinauf.

„Hast Du Dich gut unterhalten?" fragt Nita in ihrer theilnehmend mütterlichen Art, indem sie die Freundin umarmt, und dann hinter ihr die Thüre der Wohnung schließt.

„Prächtig, es war entzückend," enthusiasmirt sich Sonja.

„Was wurde denn eigentlich aufgeführt?"

Sonja schweigt einen Moment betroffen . . . „Les deux orphelines,"

murmelt sie suchend, rathend. Dann sich besinnend, verbessert sie sich mit: „Nein, nein, wie dumm ich bin — „Les pillules du diable“.

Und Nita streichelt ihr lachend die erhitzten Wangen und küßt sie auf ihre Augen. „Wie hübsch bist Du, Du wirst täglich hübscher,“ flüstert sie ihr zu.

„Das hat mir Nikolaj heute auch gesagt,“ gesteht Sonja stolz und wird dunkelroth dabei.

„So! hm! und etwas Deutlicheres hat er Dir nicht gesagt?“ fragt Nita lachend.

„Ja, was hätte er denn sagen sollen?“ stottert Sonja verlegen, — „ich weiß gar nicht . . .“

„Was seid Ihr doch für zwei komische Menschen!“ meint Nita kopfschüttelnd, — „zu denken, daß diese Mondscheindämmerung seit dem December dauert! Verzeih' mir, Sonja, aber Nikolaj ist mir ein Räthsel. Wie kann man so nett, so klug und zugleich so täppisch und schwerfällig sein — wie kann man so lange brauchen, um etwas aus dem Herzen bis an die Lippen zu schleppen.“

„Wie kannst Du wissen, was er im Herzen hat,“ erwidert Sonja mit gerunzelten Brauen, aber mit nur anstandshalber unterdrücktem Jubel in der Stimme. „Und nun sag', hast Du nichts für mich zum Essen? — ich bin schrecklich hungrig.“

„Ich war darauf gefaßt — komm in unsern Schmollwinkel.“

Der Schmollwinkel ist ein in den Salon mündendes, schnurriges, dreieckiges Kämmerchen, an das eine große, auf den Park Monceau hinabblickende Terrasse stößt. Ein Pianino, ein unter seiner Notenlast beinah zusammenbrechender Rohrsessel, ein einziges Kanapee, ein Großvaterstuhl und ein zusammenlegbares japanisches Tischchen, Alles um einen pariser Kamin gruppirt, machen die Einrichtung desselben aus. Auf dem Pianino steht ein Glas mit weißen Rosen, die sich hübsch und poetisch gegen den Hintergrund einer mit rothen Blumen und goldenen Arabesken bestickten, japanischen Draperie von lachsrosa Seide abheben. — Die Vasen auf dem Kamin sind ebenfalls mit Rosen angefüllt — Alles Liebesgaben von Nikolaj.

Die große Glasthür nach der Terrasse steht offen. Das träumerische Rauschen des lauen Nachtwindes in den hohen Wipfeln der Bäume im Park Monceau mischt sich mit dem Rollen der Wagen, das von ferne dumpf herüberklingt. — Hie und da, immer seltener, vereinzelter klingt der Schritt eines Passanten bis zu den Freundinnen empor.

Auf dem Miniaturtischchen steht ein kleiner Imbiß vorbereitet, eine Schüssel mit Erdbeeren, Sandwiches, kleine Kuchen und inmitten all' dieser Näschereien eine vernünftige silberne Theekanne.

„Ach, wie lieb Du bist!“ ruft Sonja erfreut, „ja, eine Mutter könnte nicht besser für mich sorgen. Ich mag gar nicht daran denken, wie gräßlich das war, eh' ich bei Dir sein durfte! . . . Ich lebe ja wie im Himmel bei Dir!“

„Hat sich die arme kleine Mascha etwas aufgeheitert im Laufe des Abends?“ fragt Nita, indem sie ihrer Freundin den Thee einschenkt.

„Nein. Mir ist leid um die Kleine. Sie sieht schlecht aus, blaß, so gelb, das Gesichtchen in die Länge gezogen und gealtert. Ich begreife gar nicht, wie

sie sich die Geschichte so zu Herzen nehmen konnte. Sie kannte ja Bärenburg kaum. Jetzt muß bald seine Hochzeit sein." — mit diesen Worten setzt Sonja ihre Theetasse an die Lippen.

„Armer Wurm!" murmelt Nita.

„Nikolaj ist sehr besorgt um sie," erzählt Sonja weiter, „'s ist rührend, ihn mit ihr zu sehen. Bei jeder lustigen Stelle des Stücks heftete er heute die Augen auf ihr Gesichtchen, ob sie wohl lache — aber sie lachte nie."

Der laue Nachtwind dringt herein von draußen, trägt den süßen Athem von Akazien- und Jasminblüthen bis herauf. Ein Nachtfalter ist mit ihm hereingeflogen und umflattert täppisch das Licht der Lampe, die ihren Schein auf die beiden Mädchen wirft, auf Sonja, die, munter und phlegmatisch zugleich, als ginge sie das Alles weiter nichts an, die traurigsten Dinge erzählt, — auf Nita, die jetzt einen Brief in ihrem Arbeitskorbe sucht und ihn Sonja reicht.

„Aus Berlin, es ist die Schrift Deines Vaters," sagt sie.

Sonja erbricht das Schreiben. — „Ja, der Brief ist von Papa; er kommt in den allernächsten Tagen hier an," berichtet sie rasch. „Er könnte morgen da sein."

„Und da wirst Du mir untreu werden," meint Nita lächelnd. „Bist Du fertig mit Deinem Souper? Willst Du nicht schlafen gehen?"

„Nein, nein, ich bin gar nicht schläfrig, und es plaudert sich so entzückend," entgegnet Sonja, „komm noch ein wenig auf die Terrasse."

Schweigend folgt Nita der Voraneilenden. Der Himmel ist wolkenlos. Groß und ernst, vornehm abgesondert inmitten seines Hofstaats von blitzenden, flimmernden Sternen leuchtet der Mond auf den nachtdunklen Garten herab. Die beiden Mädchen sehen den hohen Bäumen gerade auf die mächtigen Häupter — wo nämlich die Bäume ihrem Hause nicht über das Dach ragen. Hier und dort ist eine Lücke in dem Laubmeer — dann zeigt sich ein Stück grellgrün beleuchteten Rasens, über den sich pechschwarze Schatten ziehen, ein blasses Blumenbeet, ein Candelaber mit helllila von elektrischem Licht durchleuchteten Glaskugeln. —

„Denke Dir, wen ich heute im Theater gesehen?" beginnt Sonja. „Da Du die Persönlichkeit nicht kennst, wird meine Mittheilung leider den gebührenden Eindruck verfehlen."

„Nun?"

„Das absonderlichste Frauenzimmer, — eine gewisse Njikitjin."

„Marie Petrowna Njikitjin?" ruft Nita, welche bis dahin träumerisch, beide Ellenbogen auf der Steineinfassung der Terrasse, in das seufzende, rauschende Blättermeer hinuntergeblickt hat. „Ist die in Paris?"

„Ja! Kennst Du sie?"

„Ein wenig," murmelt Nita.

„Ich kenne sie näher," seufzt Sonja.

„Wie so?" frägt Nita brüsk, fast schneidend.

„Papa übergab mich ihr, ehe er Paris verließ," berichtet Sonja.

„Das ist unglaublich!" ruft Nita mit Entrüstung. „Er mußte doch wissen…" sie stockt.

„Nachträglich wunderte auch ich mich über diese Wahl eines Schutzengels," meint Sonja gleichmüthig.

„Anfangs jedoch ging's recht gut; sie kam mir nur ein wenig sonderbar und sehr unordentlich vor. Den ganzen Vormittag vertrödelte sie in einem pelzbesetzten Prachtmantel, den sie statt eines Schlafrocks trug, naschte bald an einem paté de foie gras, bald an Bonbons oder Confitüren, wobei sie sich zugleich frisirte; — das war ihre Art zu frühstücken. — Nachmittags schlief sie, und in der Nacht schrieb sie abwechselnd Briefe und spielte Clavier, am Liebsten die Beethoven'sche Hammersonate. Zur Vollmondzeit aber wurde sie beängstigend abnorm. Die ganzen Nächte lief sie händeringend hin und her, warf sich dann auf mein Bett, forderte mir Freundschaftsversprechen ab, die sie mit den feurigsten Küssen erwiderte, — und schließlich — Du wirst es nicht glauben, Nita, und Du bist auch die Erste, der ich's erzähle ... aber ... nun ich erinnere mich noch heute des erstarrenden Ekels, der mich damals packte ... beichtete sie mir ... haarklein, ... es war umsonst, sie aufhalten zu wollen, — ihr Liebesverhältniß zu Lensky!"

„Schamloses Frauenzimmer!" murmelt Nita zornig.

„Denke Dir meine Lage," fährt Sonja fort — „wie sollte ich sie los werden. Ihre Beichte zu wiederholen, genirte ich mich. Da half sie mir selbst aus der Verlegenheit ... auf welche Art? Drei Tage nach der Mondscheinscene theilte sie mir in höchster Erregung mit, Lensky concertire in Berlin und forderte mich auf, ihm mit ihr nachzureisen. Da ich ihr's abschlug, reiste sie allein ... Gott! wie blaß Du bist — meine Erzählung hat Dich empört — kein Wunder, ich weiß, wie die Sache auf mich wirkte! Und denke Dir nun, die Njikitjin hatte die Unverschämtheit, mich heute beim Ausgang anzusprechen. Sie will mich besuchen, was sagst Du dazu?"

„Ueber meine Schwelle darf sie nicht," braust Nita mit funkelnden Augen auf — „das sage ich!"

„Wo hast denn Du sie kennen gelernt?" fragt Sonja zutraulich.

„Ich? -- als ganz junges Mädchen in Wien — ich war dann eine kurze Zeit bei ihr auf Besuch," sagt Nita tonlos.

„Und bist Du nie bei ihr mit Lensky zusammengetroffen?"

„Ja ... doch!"

„Du hast mir nie davon erzählt," meint Sonja staunend.

„Zu was?" sagt Nita furchtbar herb, „es ist keine angenehme Erinnerung."

Als Sonja sich wieder nach Nita umsieht, ist diese verschwunden. Sie will ihr nacheilen. Da hört sie von unten eine Stimme rufen: „Gute Nacht, gute, gute Nacht!"

„Gute Nacht, Colja," jauchzt Sonja freudig als Antwort.

„Du bist's? ..." ruft Nikolaj, gedehnt, enttäuscht.

„Wer sollte es sonst sein?" fragt sie erschrocken, furchtsam. Und leise zitternd wiederholt sie: „Wer ... wer ..."

IV.

Ja, es ist der vernünftige Nikolaj, der um Mitternacht im Park Monceau schwärmt. Nachdem er seine Schwester nach Hause gebracht, ist er in den Park zurückgekehrt, um zu den Fenstern Nita's hinaufzublicken.

Wenn die beiden Mädchen von ihrem Observatorium oben nur einen abgeschwächten Hauch des Zaubers, der in dieser letzten Mainacht über Paris schwebt und webt, wahrzunehmen vermögen, so genießt ihn Nikolaj unten ganz.

Der Kalenderfrühling stirbt am 21. Juni — der wirkliche Frühling stirbt, wenn die Blüthen sterben, die er ins Leben gelockt hat, die Hoffnungen, die Träume — die Poesie des Jahres.

Und nie wird es Nikolaj vergessen, wie er ihn damals hat sterben sehen in dem stillen, mondbeschienenen Garten, im Herzen von Paris, wie er zum Zeugen der Abrechnung geworden ist zwischen den zwei schönsten Jahreszeiten, zwischen Frühling und Sommer.

Während er da saß unter den alten Bäumen, war's ihm, als höre er, wie der vernünftige Sommer den bezaubernden Verschwender von Frühling anherrschte: „Deine Blüthen fangen an zu welken — deine Zeit ist vorbei, was hast du mir übrig gelassen, auf daß ich es zu hegen und pflegen und zu voller köstlicher Reife zu bringen vermöchte?“ Und dann hörte er rings um sich herum das Zusammenschauern fallender Blüthen, hörte ein leises Schluchzen und Flüstern in den Blättern, im Gras — das Schluchzen des Frühlings, der von der Erde Abschied nimmt.

Ueber den Blüthen der Rhododendron und Fliederbüsche — den Blüthen, die die Sonne krank geküßt, schwebte das Licht des Mondes zärtlich und traurig, wie das Mitleid eines Menschen, der keinen Trost in Bereitschaft hat, und die Blüthen fielen, eine nach der anderen; sie wirbelten noch ein wenig durcheinander und tanzten in dem weißlichen Licht — dann fielen sie langsam, langsam — alle fielen sie! Und ein schwüler Lufthauch schlich klagend durch das Laub, und die Nachtigall sang dazu mit ihrer Zauberstimme, durch deren Wohllaut es wie durch Alles, was am Schönsten ist auf dieser Erde, gleich einer sehnsüchtig um Auflösung flehenden Dissonanz hindurchklingt.

Ja, der Frühling ist vorüber, und Nikolaj sagt sich, daß jetzt auch sein Lebensfrühling seinen Abschluß finden muß, daß es Zeit ist, seine Träume, Hoffnungen und Pläne zu prüfen, zu sichten und ins Klare darüber zu kommen.

„Was bleibt mir übrig von all' der Herrlichkeit? — eine welke Blüthe oder eine herbe, grüne Frucht — eine todte Reliquie, die ich heimlich aufbewahren werde, als stummen beredten Zeugen eines nie besessenen, und dennoch verlorenen Glückes, oder eine liebliche Bürgschaft für die Zukunft . . .“

Er steht vor einem Wendepunkt in seinem Schicksal. Der plötzlichen Erkrankung eines russischen Diplomaten zu Washington halber, hat man ihn dorthin designirt; vom Attaché avancirt er zum zweiten Secretär.

Die Zeit drängt — die Sache muß rasch entschieden werden; vor seiner Abreise muß er mit Nita gesprochen haben!

Während dieser letzten Wochen hat ihn das Glück umschwebt, unsichtbar,

hold, und jetzt soll er die Hand darnach ausstrecken und ihm zurufen: „Wirf den Schleier zurück, tritt näher, bleibe bei mir!"

Und es ist doch ein gar seltsam Ding um das Glück; wie viele große Herren reist es am liebsten incognito auf der Welt und ärgert sich und bleibt aus, sowie man es beim Namen nennt und ihm Triumphpforten bauen will. Ein launenhaft willkürlicher Gast, erscheint es am ehesten ungebeten und meidet bei officiellen Gelegenheiten das Fest.

Wenn es ihm entschlüpfen sollte, jetzt, jetzt im allerletzten Augenblick; wenn er es verscheuchte durch irgend ein plumpes, ungestümes, dummes Wort!

Andererseits aber — wenn sich's an seine Brust schmiegen wollte — wenn sie ja sagte! Sein Herz klopft hoch auf. Er baut die phantastischsten Luftschlösser und von seinen eigenen Märchen entzückt, ruft er sich selber zu: „Wie schön! Ach, wie schön!"

Und rings um ihn stirbt der Frühling, und die Blüthen fallen ... fallen ... alle fallen sie!

V.

In der kleinen Capelle der englischen Katholiken in Paris, Avenue Hoche, sitzen die Menschen enggedrängt. Sich durch verdüsterte Fenster von oben den Weg bahnend, wie durch mystische Schleier niedersinkend, schimmert das Licht der triumphirenden Junisonne in blassen Goldströmen den Andächtigen über die gesenkten Köpfe hin.

Es ist Sonntag und die Messe mit einem musikalischen Hintergrunde ausgestattet. Inmitten der Kirche kniet Rita auf dem schmalen, harten Weidengeflecht ihres Kirchensessels, das Gesicht in den Händen.

Der Moment stummer Andacht, der das große Mysterium der Wandlung begleitet, ist vorüber. — Vom Chor herunter schallen die Stimmen unsichtbarer Sänger, weich, leise, zärtlich, als trügen die Sonnenstrahlen die Musik in die Capelle hinein.

Die Messe ist vorüber und auch das Klingeln der Münzen in dem Sammelbeutel des Ministranten — vorüber das Hin- und Herrücken der Stühle, das psalmodirte „Ita missa est!" des Priesters. Vom Chor herunter — o, über die Kirchenmusik in den katholischen englischen Capellen zu Paris! — tönt triumphirend, jubelnd, wie ein gewaltiges, irdisches Freudenversprechen, welches die Menschen aus der modrigen Kirche hinaus in die sonnenbeschienene Welt zurücklocken möchte, der Hochzeitsmarsch von Felix Mendelssohn. Die Beter treten aus dem Gotteshaus. Vor der Thür sammeln sie sich, zerfallen in Gruppen, begrüßen einander, plaudern ... Rita hält sich nicht auf; den Umweg durch ihren lieben Park Monceau machend, kehrt sie in die Avenue Murillo zurück. Sie sieht blaß aus, hat offenbar schlecht geschlafen. Der Schatten in ihren Augen ist dunkler denn je. Traurig läßt sie den Blick über den Park schweifen. „Der Frühling ist todt," klagt sie. Die ganze, noch gestern so frische Pracht ist wie entweiht durch die gewitterbrütende Schwüle, die heute auf der Erde lastet. Und plötzlich — sie glaubte ja längst darüber hinaus zu sein, aber das Gespräch mit Sonja hat die peinliche Erinnerung von Neuem in ihr ge-

weckt — gedenkt sie dessen, wie damals — sechs volle Jahre ist es her, und sie hat es noch nicht vergessen — wie damals in einer süßträumerischen Mainacht, fast gleich der gestrigen, ein schwüler Orkan den Frühling ihres jungen, reinen Empfindungslebens mit all' seiner poetischen Begeisterung und zum Himmel aufjauchzenden Ueberschwenglichkeit, getödtet hat ....

Und mit dieser Erinnerung, die heute wieder ihr ganzes Sein aufgewühlt, ist auch der alte, nie völlig verwundene Ekel gegen das Leben in ihr erwacht, der gräßliche, Alles verzehrende, Alles erniedrigende Ekel, der sie von jeder, sich süß unbewußt hingebenden Herzensneigung für immer abschließen muß!

Müde schleppt sie sich die breite, teppichbelegte Stiege bis in ihre hübsche Wohnung hinauf.

Miß Wilmot sitzt in ihrem Zimmer, aufgelöst vor Hitze, und damit beschäftigt, Bürger's Lenore frei in Prosa zu übersetzen, und Sonja ist nicht zu Hause.

Nita setzt sich an ihren Schreibtisch, um wie jeden Sonntag, widerwillig, aber pünktlich, die Wochenrechnung zusammenzustellen.

Da läutet's draußen. Die Kammerjungfer meldet: „Herr Lensky!"

„Ich lasse bitten," sagt Nita, und wie Nikolaj eintritt, meint sie gleichgültig: „Nehmen Sie Platz, und unterhalten Sie sich, wie Sie können; da haben Sie ein Carricaturenalbum von Leech; Sonja wird gleich da sein, ihr Vater ist unerwartet gekommen; sie ist mit ihm in der Ausstellung, aber sie frühstückt bei mir mit ihm. Sie sind auch höflichst gebeten, wenn Sie vorlieb nehmen wollen. Indeß erlauben Sie mir wohl, meine Rechnungen fertig zu machen." Die Feder in der Hand, hat sie ihn aus dem Salon, wo der Schreibtisch steht, in den hübschen, dreieckigen Schmollwinkel hineingeführt, will ihn nun verlassen und zu ihrer Arbeit zurückkehren. Mit einem bittenden Blick hält er sie auf.

„Ich bin nicht in der Stimmung, Bilderbücher anzusehen," sagt er; „wenn Sie Ihre Rechnungen nicht warten lassen können, so komme ich ein andermal wieder."

„Wie empfindlich Sie doch sind! Ich hätte geglaubt, daß wir Zwei über das Stadium der gewöhnlichen Höflichkeiten hinaus wären — übrigens meinetwegen!"

Sie legt die Feder weg, und sich auf das kleine Sopha in dem Schmollwinkel niederlassend, weist sie ihm einen Sessel an.

Er setzt sich ihr gegenüber. Das kleine japanische Tischchen steht zwischen ihnen. Die Thür nach der Terrasse zu ist offen, aber die rothweiße Marquise streckt sich schützend vor über die heißen, grauen Sandsteine. Die Vorhänge sind herabgelassen; was man hat thun können, die Sonne auszuschließen, hat man gethan, nur auf Umwegen arbeitet sie sich herein, und malt grellweiße Flecken in das graue Halblicht. Die Rosen auf dem Kamin sind welk — die weißen fangen an, gelb zu werden, die rothen violett. Ihre Kelche sind weit geöffnet.

„Ich habe ein Anliegen an Sie, Fräulein," murmelt Nikolaj halblaut.

„Das dacht ich mir," erwidert ihm Nita. Ueber ihr feingeschnittenes weißes Gesicht zuckt Etwas, wie ein mühsam zurückgedrängtes Lächeln, Etwas, das

Nikolaj an den hinausgesperrten Sonnenschein erinnert, der muthwillig, heimtückisch trotzdem in das Helldunkel des Kämmerleins hineinsprüht. „Es ist so schwer," fährt er fort, „wollen Sie mir nicht ein wenig helfen?"

„Nein," sagt sie energisch — „ich habe nicht die geringste Lust, Ihre linkischen Umständlichkeiten zu unterstützen," und mit wohlwollender Neckerei setzt sie hinzu: „Wie kann man Etwas schwer finden, was so leicht ist!"

Wie freundlich und unbefangen sie ihm gegenübersitzt!

Eine unsichere Empfindung bemächtigt sich seiner.

„So leicht!" ... murmelt er heiser — „finden Sie es so leicht, eine Frage zu stellen, von deren Beantwortung unser ganzes Lebensglück abhängt?"

„Wenn man der Antwort so sicher sein kann," sagt sie noch immer neckend, spöttisch, aber sehr gutmüthig.

„Sicher?" forschend heftet er seinen Blick auf ihr Gesicht.

Wie schwül es ist! Immer weiter öffnen die Rosen auf dem Kamin ihre Kelche, die Blüthenblätter lösen sich ab, fallen nieder auf den Teppich — fallen, fallen ... alle fallen sie! Draußen rauscht es in den Baumkronen, allerhand Wagen rasseln bald dröhnend nah, bald fern verschwindend, und dazwischen tönt das Jauchzen und Zwitschern silberner Kinderstimmen im Park unten. Eine sehr unangenehme Empfindung bemächtigt sich Nikolaj's. Dennoch bringt er es nicht mehr über sich, zu schweigen.

„Ich bin nach Washington designirt," stottert er hastig, die Worte überstürzend. „Morgen Abend reise ich ... darf ich im Herbst wieder kommen, um Sie ... zu holen?"

Sie schnellt empor ... „Mich?" ruft sie außer sich ... „mich?"

„Und wen denn sonst?" fragt er mit verzweifelnder Heftigkeit — „wissen Sie's denn nicht, daß ich Sie liebe."

„Mich?" wiederholt sie stockend und erblassend.

„Glauben Sie denn, daß mir's noch der Mühe werth geschienen hätte, ein anderes Mädchen anzusehen, seitdem ich Sie kenne? O, Sie Liebe, Sie Herrliche, Einzige!"

Das ganze Jahre lang verhaltene Feuer seiner Natur ist erwacht. Ihr Schweigen ermuthigt ihn. Er kniet zu ihren Füßen, zieht ihre beiden Hände an seine Lippen. Er ist nicht mehr der wohlerzogene junge Diplomat, den Nita bis dahin in ihm gekannt hat — er ist der Sohn Lensky's. — Schmaler, zarter im Schnitt der Züge, gleicht sein Gesicht im Ausdruck, in dem gutmüthigen Zug um den Mund, in dem ungestümen Fordern, und doch wieder zärtlichen Flehen des Blickes jetzt fast unheimlich dem seines Vaters. Es ist dieselbe einschmeichelnde Stimme, mit der Lensky in seinen guten Zeiten, wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre, die Engel aus dem Himmel herausgelockt hätte — es sind dieselben vollen warmen Lippen.

Seine Worte hat sie angehört, ohne sich zu regen; wie aber seine Lippen ihre Hände berühren, weist sie ihn mit einer heftigen Bewegung von sich. „Lassen Sie mich," stöhnt sie, „gehen Sie."

Taumelnd richtet er sich auf. Ein solcher Ausdruck von Angst, von Entsetzen malt sich auf ihrem Gesicht, daß sich sein Stolz aufbäumt. „Ich hab'

Ihnen ja doch nichts Beleidigendes gesagt," ruft er heftig und bohrt die Augen in sie, als erwarte er, sie würde ihm etwas erwidern. Wie sie aber stumm bleibt, sagt er, sich mühsam eine Haltung gebend: „daß Sie meine Hand ausschlagen ist Ihre Sache — im Innersten war ich darauf gefaßt — aber Sie schütteln mich ab, wie einen Zudringlichen. Sie löschen die Sonne aus in meinem Leben und sagen mir nicht einmal, daß Ihnen leid ist um mich. Ja, wen hab' ich denn so rasend, so grenzenlos geliebt? . . . Das Mädchen, das einer solchen Grausamkeit fähig ist, das kannte ich einfach nicht!"

Seine Stimme klingt herb, aber seine Augen flehen sie noch immer zärtlich, verzweifelnd an. Er kann's nicht glauben, daß Alles vorüber ist, daß sie ihn so von sich lassen wird! — Ein freundliches Wort wird sie doch noch für ihn finden zum Abschied.

Sie steht stumm, sich mit der Hand an der Kaminplatte haltend, die Augen von ihm weggewendet. Sie will Etwas sagen, aber sie bringt's nicht über die Lippen. Ihre Gesichtsfarbe wird grünlich fahl; sie zittert am ganzen Leibe; schwindelnd tastet sie nach einem Halt.

Alles vergessend, macht er einen Schritt vorwärts, um ihr beizustehen, um sie zu stützen. Mit einer wahren Todesangst weist sie ihn ab. Aus ihrem Gesicht spricht eine Art Grauen.

Ein letztes Mal heftet er den Blick auf sie, sehnend, verzweifelnd — dann geht er.

Als Sophie um Weniges später in die Avenue Murillo zurückkehrte, fand sie Nita todtenblaß auf ihrem Bett ausgestreckt, die Hände über der Brust gefaltet, „wie eine Leiche im Sarg," sagte Sophie, wenn sie späterhin davon erzählte.

Sie wollte sich auf den Fußspitzen zurückziehen, um die Freundin nicht zu beunruhigen. Nita aber hielt sie zurück. Sie blickte ihr ängstlich forschend ins Gesicht. Da beugte sich Sophie über sie. „Ich bin Nikolaj soeben begegnet," theilte sie ihr mit. „Ich weiß, was vorgefallen ist. O Nita! Nita! Du hast ihn aufgegeben um meinetwillen, und jetzt bricht Dir darüber das Herz in der Brust!"

„Mir?" Nita lächelte traurig — „seinetwegen? . . . Mir ist leid, daß er leidet, aber sonst — nein, nein, meine arme Sonja, Du irrst Dich!"

„Also dann begreif' ich nicht," sagt Sophie staunend, „was hat Dich denn so erschüttert?"

„Mich?" Nita hält sich die Hand vor die Augen — „ein leichter Herzkrampf, ich habe das zuweilen. Ich war erschrocken. Es war sehr thöricht, aber ich kann nichts dafür, es packt mich manchmal plötzlich. Arme Sonja! Arme, liebe kleine Sonja! Bist Du mir denn gar nicht böse?"

Sophie hatte sich neben das Bett der Freundin gesetzt; sie war bleich, hielt sich aber sehr tapfer. „Was ist da böse zu sein," sagte sie matt; „ich begreife nicht, daß ich das nicht längst gemerkt habe. Es ist ja natürlich, daß er Dich liebt."

„Ach Sophie, es ist nur eine Verirrung; er kennt sein eigenes Herz nicht, es wird sich Alles geben; er muß zu Dir zurückkehren, Dich lieben lernen," versichert Nita.

„Nie! Wenn Du ihn die Treppe hättest heruntersteigen sehen, langsam, Schritt für Schritt, als ob er etwas Gebrochenes in sich trage, Du würdest das nicht sagen. Armer Colja!“ und plötzlich die Stimme erhebend, mit einer Art Verzweiflung: „Es ist entsetzlich, daß er so leiden muß! Mein Gott, begreifst denn Du wirklich nicht, was die Liebe eines solchen Mannes werth ist?“

Ein Frösteln durchläuft Nita's schlanke Glieder. „Laß mich allein, meine brave, liebe Sonja — nur ein kleines Weilchen,“ murmelt sie, „laß mich allein.“

VI.

Wie er diesen langen, schrecklichen Sonntagnachmittag verbracht, was er während der endlosen Stunden mit sich angefangen, das hat Nikolaj später nie zu sagen gewußt. Er geht — geht immer fort — immer fort, verliert sich in die entlegensten Viertel von Paris — geht — geht, ohne sich umzusehen, geradaus, wie ein Mensch, der kein Ziel mehr hat auf der Welt — der nichts sucht als die Müdigkeit!

Die schwüle Tyrannei des Sommers lastet über Paris, ein trockener Staubgeruch und erstickende Ausdünstungen schweben durch die Luft. Die Bevölkerung ist auf der Straße. Zwischen dem bunten, spießbürgerlichen Sommerputz taucht noch hier und da eine Gruppe weißgekleideter, verschleierter Mädchen auf — Communicantinnen, mit jungen, ernsthaft frommen Augen, die um den todten Frühling trauern. Nikolaj geht und geht! Wo ist er nicht schon gewesen heute! Am längsten hat er sich in den ärmlichen Vierteln aufgehalten, den Vierteln, die man nicht kennt, wo er sicher sein kann, keinem Bekannten zu begegnen.

Ihm ist, als ob ihm Jemand einen Peitschenhieb versetzt hätte. Sein Stolz meldet sich in ihm. Aber mein Gott! wie lahm ist unser Stolz, wenn unser Herz sich auf der Folter verblutet. Er vermag ja doch nichts als höhnend Salz in unsere Wunden zu streuen.

Wenn sie ihm ein freundliches Wort gegeben hätte! . . . aber nein! . . . Sein Kopf wird wirr — er begreift nicht — begreift nicht! Irgendwo steckt ein Geheimniß! — —

Es dunkelt schon, als er in das Hôtel Westminster zurückkehrt. Er findet seinen Diener in der Mitte seines Zimmers auf den Knieen vor einem offenen Koffer. Ein Licht steht auf der Erde, Kleider hängen über allen Sesselrücken — das Reisenecessaire Nikolaj's mit blendenden, frischgeputzten Goldstöpseln liegt auf dem Tisch. Nikolaj erinnert sich dessen, daß er morgen Abend abreisen soll. Anfänglich will er ungeduldig den Diener, welcher gewissenhafte Fragen in Bezug auf die Packerei an ihn richtet, hinausweisen. Dann schüttelt er sich zurecht — das Leben muß ja doch herunter gewürgt werden, wenn's Einem auch keine Freude mehr macht. Er nimmt sich zusammen, hilft sogar mit beim Ordnen, Eintheilen seiner Sachen.

Die Fenster seines Zimmers stehen offen. Ein Wagen hält vor dem Hôtel, da . . . diese Stimme . . . Er beugt sich aus dem Fenster vor, sieht nichts als einen offenen Wagen — von draußen nähert sich ein Schritt, die Thüre

öffnet sich, Lensky tritt ein . . . „Colja!“ Die rauhe Stimme des Musikers drückt eine so herzliche, so ungestüme Freude aus, daß Nikolaj gänzlich seiner Verzweiflung vergißt. Noch nie hat er das Gefühl engster Zusammengehörigkeit mit seinem Vater so warm empfunden wie jetzt. Mit unaussprechlicher Freude ruht sein Blick auf dem alten Künstler. Fast scheint's ihm, als wäre etwas Neues, Veredeltes an ihm. Er ist abgemagert, die Furchen in der Stirn sind tiefer, sein Haar ist grau. Er ist stark gealtert. Aber wie gut ihn dies Alles kleidet! — Der liebenswürdige, wohlwollende Zug um die Lippen, die geduldige, fast möchte man sagen, verzeihende Traurigkeit des Blicks!

„Vater! Du . . . welche Ueberraschung!“ jauchzt Nikolaj geradezu und stürzt in die Arme, die ihm der Vater entgegenstreckt. Und Lensky, so verwöhnt er im Uebrigen ist, freut sich jedesmal von Neuem, wenn seine Kinder ihm ihre Zuneigung beweisen.

„Ich kam auf die Karte hin, in der Du mir Deine Abberufung mittheiltest. Ich wollte doch noch wenigstens vierundzwanzig Stunden mit Dir beisammen sein, eh' Du abreist. Du hast natürlich bereits dinirt, — ich habe dem Kellner aufgetragen, er möge mir mein Abendessen zu Dir herauf bringen, d. h. wenn ich meinem Sohn willkommen bin. Schick' Deinen Schlingel hinaus,“ — mit einem Blick über die Achsel nach Nikolaj's Diener, der sich mit respectvoller Eile bemüht, das durch die Reisevorbereitungen in Unordnung gerathene Zimmer zurecht zu rücken, „wir bedienen uns schon selbst. Wir könnten auch hinunter gehen, aber da kommt Braun hin und legt mir die Reiserechnung vor — und — und — wir wollen doch allein sein, mein Junge, nicht wahr?“

Der Kellner ist gekommen und hat einen kleinen Tisch gedeckt, mit Thee und kaltem Fleisch besetzt, worauf er sich verabschiedet. Lensky schenkt den Thee ein. — „Du nimmst doch eine Tasse, Colja? Thee kann man immer trinken.“

Und Nikolaj, dem heute der Gedanke, irgend eine Nahrung zu sich nehmen zu müssen, bis dahin ein wahres Grauen eingeflößt hatte, setzt seine Lippen an den Rand seiner Tasse.

Uebrigens ist ihm, als habe sich etwas in seinem Zustand verändert seit der Ankunft des Vaters, als habe durch den kalten, feuchten Nebel, der ihn entmuthigend niederdrückte, ein Sonnenstrahl den Weg gefunden bis zu ihm.

„Ich hoffe, daß Du mir viel zu erzählen hast,“ plaudert Lensky gutmüthig — „in Deinen Briefen stand zwar vielerlei, — ich habe Dich auch gehörig ausgefragt, nicht wahr? — aber doch nicht Alles, was ich wissen wollte. Der kleine Racker, die Mascha schrieb gar nicht. A propos, was ist denn mit dem dummen Mädel? Ich fuhr geradewegs zu ihr von der Bahn — sie ist wie ausgewechselt. Ich hatte mich so auf sie gefreut! Sie war frisch und herb wie eine Moosrosenknospe, als ich im Januar abreiste, und jetzt ist sie schlaff, gelb wie eine welke Blume, die man in einem Glas vergessen hat. Sie ist ja gar nicht mehr hübsch, unsere kleine Schönheit! Was hat sie nur?“

Lensky legt Messer und Gabel nieder und blickt Nikolaj unruhig fragend an. „Du hast mir nichts davon geschrieben,“ fährt er fort, „und mußt doch die Veränderung an ihr gemerkt haben.“

„Zu was hätte ich Dir darüber schreiben sollen! Ich habe einen Arzt zu

Rathe gezogen; er verordnete ihr Einiges, was jedoch nichts nützte. Gefährlich ist der Zustand nicht, nur langweilig unangenehm — hochgradige Anämie, weiter nichts. Zu was Dir Sorgen machen!"

„Anämie! Es ist unglaublich, daß ich eine anämische Tochter haben soll! Arme Mascha!" ruft Lensky. „Da laß' ich mich in die Avenue Wagram fahren, freue mich auf meinen lustigen, ausgelassenen Liebling, wie ein rechtes altes Kind, das ich bin — „Mademoiselle Lensky zu Hause", frag' ich. — „Ja, sie befindet sich im Garten." Da sitzt Etwas in ein Tuch eingemummt, fröstelnd und über ihre gefalteten Hände gebückt — ein blasses Ding mit schwarzen Ringen um die Augen. Erst erkannte ich sie nicht, dann — „Maschenka!" ruf ich, „mein Täubchen, mein Seelchen!" — Wenn Du etwa glaubst, daß sie sich mir in die Arme gestürzt hätte mit dem kleinen Vogelschrei, den Du kennst — von aller Musik auf der Welt war mir vielleicht der Schrei doch noch die liebste — bewahre! Sie fährt zusammen, fast als ob ich sie erschreckt hätte — kommt auf mich zu mit ganz kleinen Schritten, reicht mir die Wange . . . Als ich sie ausforschen wollte über den Grund ihrer Veränderung, wurde sie verdrießlich und gereizt, — sie sei nicht wohl, sagte sie, sie habe Migräne, wolle sich niederlegen. Aber wie ich mich dann zum Gehen anschickte, da hing sie sich mir an den Hals und schluchzte — o, so bitterlich, ich konnte sie gar nicht beruhigen. Sie war allein zu Hause, die Jeljägin's dinirten auswärts. Sie müssen sie viel allein gelassen haben."

Er schweigt ein Weilchen; dann den Kopf zurückwerfend, und in einem eigensinnigen Ton, als wolle er den Faden einer Entgegnung abschneiden, die Niemand ausgesprochen hat, ruft er: „Was Anämie? . . . einen Liebesgram muß sie haben — es ist zu albern — gerade so wie jedes erste beste Mädchen! und ich meinte, es müßte wenigstens ein Siegfried dazu gehören, meine Tochter aus dem Gleichgewicht zu bringen. Da hab' ich's nun!" Er streicht sich mit beiden Händen das Haar von den Schläfen zurück und ächzt mit humoristischer Uebertriebenheit. „Weißt Du nicht, wer ihr im Kopfe steckt? Sie wollte mir durchaus nichts beichten."

„Ich wüßte wirklich nicht . . ." stottert Nikolaj unsicher — „wenn sie überhaupt ein Interesse hat, so . . ." er stockt plötzlich.

„So ist's ein einseitiges, offenbar," sagt Lensky — „aber selbst dazu braucht's einen Anlaß. Hat ihr denn Niemand den Hof gemacht?"

„Ich habe nichts gemerkt," sagt Nikolaj immer verlegener werdend; er weiß, welchen tobenden Ausbruch gegen die Aristokraten die Nennung des einzigen Grundes, den er für Mascha's Verstimmung anzugeben wüßte, bei seinem Vater heraufbeschwören würde.

„Armes Ding!" grollt Lensky, „muß man dafür ein paar so hübsche Augen haben, um das zu erreichen!"

„Du darfst es nicht so ernst nehmen," tröstet Nikolaj, „ein bischen Zerstreuung, eine Badecur, — Tante Warwara sprach mir von St. Maurice."

„Ach ja, und sie will sich wahrscheinlich opfern," sagt Lensky mit einem grimmigen Lachen, „aber daraus wird nichts. Ich überlasse mein armes Täubchen keiner fremden Aufsicht mehr; falls die Kleine nach St. Maurice muß, so reise ich mit ihr. Wenn mich nur nicht überall noch immer dieser dumme

weibliche Enthusiasmus verfolgte! Ich habe das schon so satt — so herzlich satt. Du wunderst Dich? Ja . . . es ist plötzlich über mich gekommen — es ist ganz aus — ganz — ich bin alt. Ach, wie ist's angenehm, alt zu sein!" Lensky streckt sich ein wenig — „nicht mehr beständig ein Gewitter in den Adern zu haben, sich ruhig freuen zu können an Denen, die man lieb hat! — Ja, ganz alt bin ich, Colja — nur gerade zu einem Großvater taug' ich noch. Ich hoffe, daß meine Enkel nicht zu vornehm ausfallen werden für mich. Sapperment! Es flößen mir schon meine Kinder Respect ein" — er lacht, und faßt Nikolaj gutmüthig beim Arm — „nun, nun, da wären wir ja bei Deiner großen Angelegenheit. Wann werd' ich meine Schwiegertochter kennen lernen? Du bist nicht der Einzige, der für sie schwärmt. Lady Banbury schwört nicht höher als bei ihr. Ich schrieb Dir's ja, ich wußte, es würde Dir Freude machen. Ich war recht albern mit meinem Mißtrauen. Warum sagst Du denn nichts? . . . Wie steht's zwischen Euch?"

„Wie steht's!" murmelt Nikolaj ausdruckslos, halbverwirrt, wie Einer, der aus einem beruhigenden Traume plötzlich wachgerüttelt worden ist — „wie steht's!"

„Nun?" frägt Lensky ungeduldig werdend, barsch.

Nikolaj fährt langsam mit der Hand über das Tischtuch hin und her, räuspert sich, bringt nichts heraus. Lensky nimmt den Schirm von der Lampe ab, beugt sich vor, zwinkert, — sieht in ein blasses Gesicht mit einem steifen, nichtssagenden Lächeln auf den Lippen.

Er schlägt mit der Faust auf den Tisch, daß Alles klirrt — „Das ist ja nicht zum Aushalten!" schreit er, springt auf und geht im Zimmer auf und ab. Vor dem Fenster bleibt er mit dem Rücken gegen Nikolaj stehen. Er summt irgend ein musikalisches Motiv halblaut vor sich hin, bringt's auch nicht zu Ende, wendet sich dann wieder Nikolaj zu: „Du bist ja nicht um ein Haar besser als Mascha," ruft er grollend, — „also auf Das hab' ich mich gefreut!" Er setzt sich von Neuem Nikolaj gegenüber und schiebt ärgerlich den Teller von sich. „Nichts als Unangenehmes! Kaum steige ich aus in Paris, so begegnet mir ein Bekannter auf dem Nordbahnhof. „Wissen Sie schon, daß sich Ihr Schützling Bulatow erhängt hat?" ruft er, natürlich um mir ein Vergnügen zu machen — und jetzt eine Aufzählung von Einzelnheiten — die absoluteste Noth — er hatte drei Tage nichts gegessen — die Frau ist halb blöd vor Jammer — sie waren zu stolz zum Betteln — ja, ja stolz — mir gegenüber waren sie nicht zu stolz, wenn ich ihm nicht die Thür gewiesen hätte! Ich möchte den Braun prügeln; als ob ich glücklicher wär' um die paar Hundert Rubel, die er für mich erspart! — Dann eile ich zu Mascha, um mich zu erholen, — finde ein hysterisches, bleichsüchtiges, verjammertes Geschöpf, und jetzt . . . . es ist um aus der Haut zu fahren! Heraus damit, warum machst denn Du ein Gesicht, als ob Dir die Hühner das Brot gefressen hätten? Was ist's mit Deiner Liebesgeschichte?" Sein Ton ist in diesem Moment schroff, fast roh. Er gehört zu den Menschen, die bisweilen ihre Umgebung mißhandeln, aus Zorn darüber, sie nicht glücklich machen zu können.

„Sie hat mich abgewiesen — heute — das ist Alles," murmelte Nikolaj, den Kopf abwendend, wie aus Scham.

„Abgewiesen . . . Dich! . . ." braust Lensky auf; dann verwirrt, unruhig, zieht er seinen Sessel näher an den Nikolaj's heran. „Dich abgewiesen . . . ich begreife es nicht!" — plötzlich faßt er den Kopf des Sohnes zwischen beide Hände und ihm mit fast kindischem Vaterstolz in die schönen Augen blickend ruft er aus: „Aber das ist ja dumm! bodenlos dumm! — was will sie denn, die Prinzessin, wenn ihr mein Prachtbub' nicht gut genug ist! — Na, mach' Dir nichts draus, mein Junge. Den Kopf oben — 's war eben ein Mißgriff!"

„Freilich — gewiß! — es ist nur die erste Zeit," murmelt Nikolaj. Das einfältige steife Lächeln steht ihm noch immer auf den Lippen. Dann plötzlich mit einem röchelnden Schluchzen, das seine ganze Gestalt erschüttert, verbirgt er sein Gesicht in die verschränkten Arme auf dem Tisch.

„Colja! Nikolinka! — armer Junge! armer Wicht!" murmelt Lensky, ihm den Kopf streichelnd, sehr sanft — „also so tief geht's. Siehst Du, ich begreif's nicht . . . erst hab' ich mich nur geärgert, hab' auf sie geschimpft, weil sie mich in meinem Vaterstolz gekränkt hatte. Aber, wenn Du wirklich so an ihr hängst, da wollen wir die Sache ein wenig näher betrachten, Du armer Kerl . . . Du bist ja ganz außer Dir — und Alles wegen eines Frauenzimmers! Ich habe nie so Etwas gelitten — ich kann Dir gar nicht nachfühlen. Freilich, wenn mich Deine Mutter damals nicht gewollt hätte in Rom! Aber die war die Einzige — außer ihr waren sie mir alle gleich. Ich sagte immer, eine Frau sei doch nur wie die andere. Du schüttelst den Kopf, Du hast recht, 's ist ein Unsinn, aber man sagt das eben so, wenn man sich ärgert. Herr Gott, wenn sich Einer erlauben wollte, mir zu sagen, daß meine Mascha nicht besser ist als . . . aber das gehört nicht hierher . . . von Deinen Angelegenheiten wollen wir sprechen. Siehst Du, ich vermag's nicht zu glauben, daß ein Mädchen, welches nicht durch irgend eine andere Leidenschaft dagegen gefeit wäre, Dir ihre Neigung versagen könnte, wenn Du Dich um sie bewirbst."

„Es scheint doch der Fall," sagt Nikolaj, der seiner unmännlichen Schwäche Herr geworden, jetzt den Kopf in die Hand gestützt, dem Vater ruhig zuhört.

„Es muß ein Mißverständniß mit unterlaufen," sagt Lensky nachdenklich, „besonders da sie sich, wenn das, was in Deinen Briefen steht, seine Richtigkeit hatte, durchaus nicht ablehnend gegen Dich verhielt, — Dich eher aufmunterte, Deine Besuche in Ihrem Atelier zu wiederholen. Sag' doch, Ihr war't immer zu Dreien . . ." Lensky's Gesicht nimmt einen grübelnden Ausdruck an — „Sonja war mit dabei, — was für eine Rolle spielte die kleine Prüde zwischen Euch?"

„Was für eine Rolle?" Nikolaj erröthet — „gar keine — wir waren immer sehr nett miteinander — wir haben uns lieb, fast wie Geschwister."

„So, und die Andere hängt an der Kleinen?"

„Sie sorgt für sie wie die zärtlichste Mutter."

„Hm! und sie hat Dich abgewiesen — heute hat sie Dich abgewiesen?"

„Ja, wie oft willst Du es denn von mir hören! Mein Gott, wenn sie mir noch ein freundliches Wort gesagt hätte dabei, aber sie hat mich ja förmlich hinausgejagt." Nikolaj's Augen funkeln unheimlich, dann setzt er langsam, schwer,

aber deutlich sprechend hinzu: „Ich habe mich hinreißen lassen, ihre Hand zu küssen, und sie hat mich abgeschüttelt, als ob ihr vor mir graute!“

„So, hat sie das — Du Einfaltspinsel!“ Es klingt jetzt wie mühsam verhaltener Uebermuth aus Lensky's Stimme heraus — „glaubst Du denn wirklich, daß ein Mädchen einen Burschen wie Dich, so — unhöflich abweist, wenn sie ihres Herzens ganz sicher ist? Gräm' Dich nicht weiter, Colja.“

„Vater!“

„Die Sache ist klar, sie opfert sich aus Freundschaft für Sonja! Hübsche Dinge hast Du angerichtet, Du schüchterner Liebhaber, Du!“ Lensky lacht. „Laß' es gut sein, wir wollen schon nach dem Rechten sehen. Morgen im Laufe des Tages werde ich sie sprechen, und, wenn sie mir gefällt — die Bedingung mußt Du eingehen, mein Lieber — wenn sie mir gefällt, so . . . nun wir wollen sehen . . .“ und dem jungen Mann beide Hände entgegenstreckend: „Was krieg' ich, wenn ich Dein Spielzeug für Dich erobere?“

Colja antwortet nicht, vergräbt seine langen schmalen Hände nur gerührt in denen des Vaters. —

„Den ersten Kuß von Deiner Braut, hörst Du — den ersten,“ scherzt Lensky, „unter dem thu' ich's nicht. Du bekommst nur den zweiten.“

„Ja, Vater.“

„Schön.“ Lensky ist aufgestanden.

„Es ist beinahe Mitternacht . . . leg' Dich schlafen. Wann reisest Du ab?“

„Morgen Abend um neun, nach Calais.“

„Wenn ich Dir frohe Botschaft bringe — gibst Du noch vierundzwanzig Stunden zu?“

Nikolaj lächelt nur nachdenklich.

„Nun, sei guten Muths, Du kindischer Querkopf — träume getrost den schönsten Traum, ich will meine Sache schon gut machen, — und ich will ihr nicht sagen, daß ich Dich habe um ihretwillen wie ein kleines Mädchen weinen sehen.“ Dies flüstert er ihm leise ins Ohr, während er ihn noch einmal umarmt vor dem Schlafengehen.

An diesem Abend hätte Niemand wagen dürfen, Nikolaj an irgend eine der Ausschreitungen zu erinnern, die er seinem Vater sonst selber nicht ohne Bitterkeit verübelt. Alles, was ihn je an dem großen Künstler verdrossen, hat er vergessen. Heute begreift er die grenzenlose Liebe, welche seine Mutter trotz aller Kränkungen, die er ihr angethan, für diesen Mann empfunden. „Welch' wundervoller Mensch!“ murmelt er noch im Einschlummern, „welch' goldenes Herz!“ —

(Fortsetzung folgt).

Archive für Literatur[1]).

Von

Wilhelm Dilthey.

Nachdem die deutsche Nation zur politischen Einheit gelangt ist, erscheint von diesem nun gewonnenen Abschluß aus die ganze deutsche Vergangenheit in einer neuen Beleuchtung. Es ist, als sähe man in dieser Geschichte aus der Morgendämmerung das Tageslicht sich entfachen und die Sonne allmälig emporsteigen. So sehen wir jetzt auch unsere Literatur mit anderen Augen an. Unser Volk ist zum Gefühl seines eigenthümlichen Werthes gelangt. Es hat wieder Freude an sich selber gewonnen. Und nun erst empfindet es ganz, was ihm seine Literatur, dieser erste Ausdruck deutschen Geistes, dieses einigende Band in trüben Tagen politischer Zerrissenheit und militärischer Ohnmacht, bedeutet.

I.

Die neueren europäischen Völker bilden eine Einheit. In ihrem Jugendalter ordneten sie sich alle einem theologisch metaphysischen System unter. Als sie aber dann zur Mündigkeit herangewachsen waren, haben diese Völkerindividualitäten jede ihre Culturaufgabe in freiem Zusammenwirken erfüllt: wie selbständige Stimmen in einer Sinfonie zusammenklingen. Manches haben andere Völker vor uns voraus. In heiterem Lebenssinn, in mathematischer und logischer Klarheit, in einem seit den Tagen des Descartes stetig ausgebildeten Studium der Außenwelt sind uns die Franzosen überlegen. In dem Beobachten, dem Sammeln, in einem affectiven Zusatz dazu, der jedem Vers von Shakespeare, jedem Brief von Dickens oder Carlyle einen eigenen excentrischen Reiz gibt, liegt die Stärke englischen Denkens und Dichtens. Unser Volk hat die geistige Continuität der europäischen Entwicklung festgehalten, die bei Franzosen und bei Engländern zerriß. Melanchthon lebte in der Einheit des griechisch-römischen Geistes mit

[1]) Dieser Aufsatz gibt einen Vortrag wieder, der hier am 16. Januar d. J. gehalten wurde und die Zusammenkünfte einer Gesellschaft für deutsche Literatur eröffnete, welche sich Förderung und Verbreitung literarischer Forschung zum Zwecke gesetzt hat.

dem christlichen. Leibniz und seine Zeitgenossen erweiterten diese Einheit durch die Naturwissenschaften. Alterthum, Christenthum, modernes naturwissenschaftliches Erkennen suchten sie zu umspannen und zu verknüpfen. Hier ist die eigenthümliche Universalität des deutschen Geistes begründet. Während andere Völker zu Land und zu Meer sich ausbreiteten, begann bei uns ein Zusammenhalten geistiger Lebensgestalten, ein Verknüpfen derselben in der Tiefe des Bewußtseins. Plato und Aristoteles, Paulus und Thomas von Aquino, Galilei und Newton berührten sich nun und verschmolzen in diesem die ganze geistige Welt umspannenden Bewußtsein. Damit waren die innere Geschichtlichkeit und philosophische Tiefe als eigene Vorzüge deutschen Denkens, Dichtens und Forschens gegeben. Winckelmann konnte durch den bei uns lebendigen Plato die bildende Kunst der Alten verstehen. Herder schienen aus der so erwachsenen geschichtlichen Fühlsamkeit hundert Augen entstanden zu sein, um das historisch Wirksame zu gewahren. Dies Alles ward verstärkt durch die ökonomischen und politischen Bedingungen. Eine bunte Karte von Ländern: in allen dieselbe wirthschaftliche, staatliche und militärische Armseligkeit. Der Sieger von Roßbach weckt ein stolzeres Selbstgefühl, hält aber dessen natürliche Kraftäußerung im politischen Leben nieder: sonst überall Windstille. Das Streben der Mittelclassen eingeengt durch die Herrschaft des Adels. So wendet sich der Wille dieser Menschen nach innen. Dabei durchdringt eine eigenthümliche Harmonie, wie sie mittlere und gebundene Lebensverhältnisse dem Willen geben, all' ihr Dichten, Denken und Forschen. Da aber unser langsam sich entwickelndes Volk zu allerletzt von den großen Culturnationen eine Literatur hervorbrachte, inmitten hoch entwickelter wissenschaftlicher Reflexionen, wie das schon Mirabeau hervorhob: so durchdringen sich nun in dieser Literatur Denken und Dichten, Wissenschaft und Fabuliren, Metaphysik und Poesie. Daher sind ihre eigensten Erzeugnisse Lessing's Nathan, Goethe's Faust und Schiller's philosophische Gedichte. Aus der Vermählung eines großen, männlichen, dramatischen Vermögens mit tiefem Studium des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts entsprang Schiller's historisches Drama, das die großen von Ideen getragenen Bewegungen eines Zeitalters in Spiel und Gegenspiel ringend darstellt. Das Schauspiel erweitert sich hier zur Bühne der geschichtlichen Welt. In Marquis Posa und Philipp, in Tell und Geßler gewahrt man die geschichtlich wirksamen Kräfte, die ein Zeitalter bewegt haben. Alle Idealität des europäischen Denkens und Dichtens von Homer und Plato durch Paulus und Dante, Shakespeare und Calderon bis zu Corneille und Voltaire ist in dem Bewußtsein der großen Menschen versammelt, welche den Höhepunkt unserer Literatur, philosophischen Speculation und Geschichtschreibung bilden. Unsere großen Dichter gehen umgekehrt als die anderer Völker von dem Gehalt aus und bemächtigen sich dann mit rührender Mühsamkeit der Technik. So ist im Nathan, in Herder's Ideen, in Faust und Wilhelm Meister eine befriedigte Harmonie der Weltansicht, ein erhabenes Ideal des Menschen, zugleich ein in sich gesammeltes Bewußtsein der ganzen Vergangenheit und ein frohes Vertrauen auf den fortschreitenden Geist in einziger Art verbunden. Daher hat in dieser Literatur die geistige Substanz, der ideale Lebensgehalt des deutschen Volkes Kraft der Darstellung, redenden Ausdruck, lebenathmende Form erhalten. So

wird dieser ideale Gehalt jeder künftigen Generation überliefert. Aus diesen Fonds schöpfen Unterricht, persönliche humane Bildung und Presse. Aus ihnen fließen auch die nachhaltigen Willenskräfte für den neuen Realismus, mit welchem der jüngste der Nationalstaaten sich heute in der Welt einrichtet.

Für das Studium dieser Literatur ist Vieles seit Danzel und Gervinus geschehen. Mancher sagt: zu viel! Dennoch scheinen mir aus der Pietät gegen unsere Schriftsteller und aus dem Bedürfniß unserer Forschung neue Anforderungen zu entstehen, die sich auf Erhaltung, Sammlung und zweckentsprechende Eröffnung der Quellen beziehen. Die Geldmittel, welche sie erfordern, sind nicht beträchtlicher als die für eine der größeren naturhistorischen Sammlungen, und so wollen wir uns einmal der von den Regierungen den Geisteswissenschaften anerzogenen Bescheidenheit entäußern.

Die Hauptquelle für unsere neuere Literatur sind natürlich die Bücher selber. Einen sehr großen Vorzug haben diese Quellen vor denen der politischen Geschichte voraus: Bücher lügen nicht. Der Genius Goethe's ist ohne Reticenz in seinem Faust enthalten, und der Kant's in seiner Kritik der reinen Vernunft. Und zwar muß dem, der sich mit einem Zeitalter unserer Literatur beschäftigt, der ganze Bücherbestand desselben zugänglich sein; denn der innige Zusammenhang zwischen Glauben, Denken und Dichten zeigte sich uns als charakteristisches Merkmal unserer Literatur. Hier genügt die Einrichtung unserer Bibliotheken immer noch nicht billigen Wünschen. Was sich seit dem Beginne des Buchdruckes von deutschen Büchern erhalten hat, ist an verschiedene Bibliotheken zerstreut. Zuweilen werden kostbare Büchersammlungen wieder zersplittert. Welcher Literaturfreund kennt nicht die Geschichte der Verhandlungen über die berühmte Meusebach'sche Bibliothek: wie nahe war während dieser Verhandlungen die Gefahr der Versteigerung und Zersplitterung dieses Schatzes! Und immer noch fehlt uns eine Centralstelle, die wenigstens einen Katalog der noch vorhandenen Bücher enthält. Für den Literarhistoriker wäre am günstigsten, wenn derselbe im Unterschied von Real- oder Namenkatalogen chronologisch geordnet würde. Man könnte dann in demselben die innerhalb eines Jahres erschienenen Bücher unter bestimmten Sachrubriken überblicken. Aber freilich würden die ohnehin sehr großen technischen Schwierigkeiten und der sehr erhebliche Aufwand an Geld und Zeit durch die Wahl einer solchen besonderen Anordnung erheblich vermehrt.

Diese und andere Einrichtungen, welche der Uebersicht über den noch vorhandenen Bücherbestand und seiner leichteren Benutzung dienen, würden die bisherige Arbeitsweise erleichtern: zugleich würden sie die Anwendung neuer Methoden ermöglichen. Die Geschichte der Literatur, der Philosophie, der Wissenschaften ist von der Betrachtung weniger ausgezeichneter Personen ausgegangen. Sie wird aber die geistigen Veränderungen, die Strömungen in der ganzen literarischen Atmosphäre zu beschreiben und zu messen lernen müssen. Die Zahl der Bücher und Drucke ermöglicht innerhalb gewisser Fehlergrenzen eine messende Betrachtung.

Neben die Bücher treten als andere Quelle die Handschriften. Wohl haben die handschriftlichen Quellen für die Geschichte der Literatur nicht dieselbe Be-

deutung als für die politische Geschichte. In dieser letzteren setzt sich der reale Vorgang aus mündlichen und schriftlichen Verhandlungen, Beschlüssen und Verträgen zusammen. Gewiß unterschätzt man jetzt oft, was uns gleichsam zwischen den Papieren unsichtbar bleibt; dennoch bilden dieselben die wichtigste Quelle, und gedruckte Denkwürdigkeiten, Zeitungen, Darstellungen von Zeitgenossen treten dagegen zurück. Der Vorgang in der Literatur setzt sich hauptsächlich aus Büchern zusammen. Der handschriftliche Nachlaß der Schriftsteller ist trotzdem unschätzbar. Auch Briefe haben oft bedeutsame Wirkungen geübt. Aus dem Nachlaß großer Schriftsteller sind öfter, wie in dem Fall von Leibniz und von Lessing, Arbeiten hervorgetreten, welche den gedruckten an Bedeutung nahe kamen. Vor Allem aber möchte ich nun darauf aufmerksam machen: Genuß und Verständniß unserer Literatur empfängt aus diesen Handschriften eine unberechenbar werthvolle Bereicherung, und die wissenschaftliche Erkenntniß ist an ihre möglichst ausgiebige Benutzung schlechthin gebunden.

Auch die ungedruckten Bestandtheile unserer Literatur gehören neben dem Gedruckten zum geistigen Besitzthum unseres Volkes. Wer kennt nicht die Klage, Erhaltung und Druck solcher Papiere diene nur einem gelehrten Interesse; ja schließlich breche in diesen ungeheuren Papiermassen und ihre Vervielfältigung durch den Druck das neue alexandrinische Zeitalter über uns herein. Die Nation möge sich an die großen Werke selber halten. Diese Klage entspringt in vielen Fällen aus Mangel an Einsicht; sehr oft jedoch auch aus der Verschulung durch einen kühlen Kunstverstand, der den Werth unserer Literatur in die Objectivität eines einzelnen Kunstwerkes verlegt. Jeder Mensch, der nach einem Briefwechsel oder nach einer Biographie mit Interesse und Spannung greift, ist der lebendige Gegenbeweis gegen diese ausschließliche Objectivität des Kunstgenusses. Bücher sind Kräfte in einem abgeleiteten Sinne; wir suchen den Menschen, der hinter ihnen steht. Wir gewahren im wirklichen Leben immer zuerst Personen, die handeln und schreiben. Diese erscheinen uns immer als die Hauptsache; sind sie dann in das Dunkel zurückgetreten und haben nur Thaten und Worte zurückgelassen, dann ist eben dies die Aufgabe der Geschichtsschreibung, diese wirkenden Kräfte wieder sichtbar zu machen. Wir wollen mit unseren großen Schriftstellern an den idealen Sinn des Lebens glauben; dies setzt wie aller Glaube voraus, daß wir diese Menschen kennen, lieben und verehren. Schauspiele und Romane, Philosophien und Historien sind für den natürlichen Menschen Kräfte, die ihm das eigene Dasein erhöhen. Die ideale Mächtigkeit des Mannes, der sie hervorbrachte, geht gleichsam durch diese Werke in den Leser oder Hörer über. Wohl haben die Gestalten, die der Dichter geschaffen hat, nun in sich ein eigenes Leben. Die Handlung eines Dramas verläuft wie eine zweite selbständige Wirklichkeit. Die Begriffe, durch welche die Welt gedacht wird, behaupten ihre Existenz unabhängig von dem Kopfe, in welchem sie entstanden sind. Aber in diesen Gedanken und Gestalten pulsirt das Herzblut eines Menschen, in jedem Worte ist der Athem desselben. Aus der Gesellschaft dieser mächtigen Personen, gleichsam aus deren Aufnahme in das eigene Seelenleben entsteht seinen Hörern oder Lesern eine dauernde Erhöhung des eigenen Lebens, eine Zunahme an innerer Kraft. So liegt die tiefste und dauerndste Wirkung literarischer Werke auf uns eben

darin, daß die Dichter und Denker selber zu einem Theil unseres eigenen Lebens werden. So lebt der heldenhafteste Mensch unter unseren Schriftstellern, Schiller, in einem jeden von uns als ein großer, hoher Wille, der aus wenigen rasch zusammengerafften philosophischen und historischen Materialien in stürmischer Hast, wie im Vorgefühl der Kürze seines Lebens, eine reinere, edlere, seinem Wesen mehr entsprechende Welt aufbaute. Je realistischer der heutige Mensch denkt, desto mehr sucht er hinter den Schleiern der Poesie Auge und Herz des Dichters und hinter den Symbolen metaphysischer Gedanken die Realität wahrhaftiger innerer Erfahrung. Der verständnißvolle Genuß eines heutigen Lesers und die Methoden eines heutigen Forschers sind darin verwandt: sie ergreifen beide hinter jeder Gestalt des geschichtlichen Lebens und hinter jedem Rückstand der geschichtlichen Processe den Menschen selbst als die Realität, in welcher dieses Alles sein Dasein hat. Und darum ist uns nun der Athem der Menschen so lieb, welcher uns aus Entwürfen, Briefen, Aufzeichnungen entgegenkommt. Was würden wir heute darum geben, könnten wir vermittelst solcher directen einfachen Aeußerungen in der Seele des Aeschylus oder Plato lesen!

Zugleich sind Erhaltung, Sammlung und zweckmäßige Anordnung der Handschriften für das wissenschaftliche Studium der Literatur ganz unentbehrlich.

Wir verstehen ein Werk aus dem Zusammenhang, in welchem es in der Seele seines Verfassers entstand, und wir verstehen diesen lebendigen seelischen Zusammenhang aus den einzelnen Werken. Diesem Zirkel in der hermeneutischen Operation entrinnen wir völlig nur da, wo Entwürfe und Briefe zwischen den vereinzelt und kühl dastehenden Druckwerken einen inneren lebensvollen Zusammenhang herstellen. Ohne solche handschriftliche Hülfsmittel kann die Beziehung von Werken aufeinander in dem Kopfe des Autors immer nur hypothetisch, und in vielen Fällen gar nicht verstanden werden. Nach allen Zergliederungen sämmtlicher Werke von Shakespeare ist uns das innere Leben dieses Mannes und der Zusammenhang seiner Werke in ihm dasselbe Räthsel geblieben. Briefe, Entwürfe, Lebensnachrichten würden dies Räthsel lösen, das jetzt aller zergliedernden Arbeit spottet. Die moderne entwicklungsgeschichtliche Methode ist der des Naturforschers analog. Sie will Vater und Mutter des Mannes kennen, die Bedingungen, unter denen er arbeitete, die älteren Personen, die auf ihn wirkten, die mitstrebenden Genossen, ja die Geschichte jedes Werkes von seinem ersten Entwurf ab. Und all' dies, ja darüber hinaus die ganze eine Person umgebende Atmosphäre ist in dem handschriftlichen Nachlaß enthalten.

Die Literaturgeschichte möchte weiter die Causalverhältnisse kennen, welche zwischen diesen einzelnen Personen obwalten. Denn alle Wissenschaft ist Causalerkenntniß. Das Problem der Romantik besteht schließlich darin, wie eine Anzahl von Personen, die in dem Jahrzehnt von 1767 ab geboren sind und so Eine Generation ausmachen, durch die Umstände, unter denen sie lebten, durch die älteren Personen, die auf sie wirkten und durch den Gehalt und das Streben, das sie vorfanden, gebildet worden sind. Wie hülflos ständen wir diesem Problem gegenüber, wenn uns nicht aus einer Fülle von Correspondenzen das Lebensgefühl der Menschen jener Tage und die unzähligen wirkenden Kräfte, von denen die Luft der Zeit gleichsam erfüllt war, entgegenträten. Hier wie überall würde die Analyse

der Werke nur zu Hypothesen führen; aber das handschriftliche Material gibt die quellenmäßigen Belege, es ergießt Farbe, Wärme und Wirklichkeit des Lebens über die unzähligen wirkenden Kräfte, die hier thätig gewesen sind. Dies Leben, das von Handschriften ausströmt, muß uns auch zu Grundvorstellungen führen, durch welche wir den Causalzusammenhang geistiger Bewegungen angemessener zergliedern. So habe ich früher, von der Beschäftigung mit diesen Quellen aus, versucht, die Grundvorstellung der Generation zu entwickeln [1]).

Zu dem Literarhistoriker tritt der Aesthetiker, und auch er macht seine Ansprüche auf diese Handschriften geltend. Er möchte die Natur der Einbildungskraft, ihre Formen, die Regeln des Schaffens und die Entwicklung der Technik erkennen. Das erfordert den intimsten Einblick in das Leben des Dichters: er muß bei ihm in seiner Werkstatt sitzen. Auch diese Räthsel lösen sich nur dem, welcher die Zergliederung der Werke mit der Benutzung der Handschriften verknüpft. Handschriften, wie die Briefe Goethe's und Schiller's, die Tagebücher Hebbel's, die Aufzeichnungen Goethe's und Otto Ludwig's lassen den Aesthetiker das Bilden der Phantasie von ihren Urphänomenen aufwärts verfolgen. Handschriften, wie die Correspondenzen von Goethe und Schiller lassen ihn in die Ausbildung unserer Technik des Dramas und des Romans hineinsehen.

Es kann phantastisch erscheinen, und ich möchte es doch aussprechen. Was wohlgeordnete Sammlungen des Nachlasses von Schriftstellern der literarhistorischen Wissenschaft einmal werden leisten können, zu welchen neuen Methoden sie einst anregen und befähigen werden: das läßt sich von unserem Standorte aus noch gar nicht ermessen. Man denke sich die Lage der Geschichtsschreibung zu der Zeit, als Archivarbeit in unserem Sinne noch nicht bestand, sondern die gedruckten Materialien nur nach Gelegenheit und Gunst der Umstände durch handschriftliche ergänzt wurden. Man denke sich die Leistung so großer Geschichtsschreiber, als Johannes Müller und Spittler waren. Da gab es glänzende Schilderungen des äußeren Verlaufs der Begebenheiten, Erfassen des Kerns der geschichtlichen Erscheinungen im Großen, Verständniß der Motive, der Handlungen und der leitenden Ideen. Aber wer hätte damals ahnen können, durch welche Methoden der Befragung von Archiven der große Tocqueville, der Schöpfer einer Zergliederung des politischen Körpers, das Functioniren der einzelnen Organe dieses Körpers während des ancien régime feststellen würde! Wie er so gleich-

[1]) Auf die Bedeutung des Begriffes der Generation für das Studium geistiger Bewegungen habe ich in der Abhandlung über Novalis (Preußische Jahrbücher, Bd. XV, 1865, S. 596—650) hingewiesen (S. 598). Derselben Grundvorstellung hat dann Rümelin (Reden und Aufsätze, 1875, S. 285 ff.) vom Standpunkte des Statistikers aus und in dessen Interesse seine Aufmerksamkeit zugewandt. Wenn ich in dem citirten und dann in einem späteren Aufsatz über das Studium der Geschichte der Wissenschaften diese Grundvorstellung für die Geschichte geistiger Bewegungen benutze, so kann ich mich doch der Art, wie neuerdings Ottokar Lorenz in seinem beachtenswerthen Buche über die Geschichtswissenschaft (1886) auf diesen Begriff ein natürliches System geschichtlicher Perioden gründen will, nicht anschließen. Einigermaßen fest sind ja nur die Zeitabstände, nicht aber die Zeiteinschnitte selbst. In jedem Jahr beginnt eine neue Generation. Gibt dagegen der Beginn einer geistigen Bewegung das Leben, der Träger derselben einen festen Ausgangspunkt, so ist von diesem aus für den Verlauf derselben die Abfolge der Generationen die natürliche von innen abmessende Zeiteinheit.

sam in pathologisch-anatomischen Präparaten die wahren Ursachen der Krankheitsgeschichte vorzeigen würde, die französische Revolution heißt! Und wer hätte die feinen Methoden ahnen können, durch welche es dann in unseren Tagen der archivalischen Arbeit von Taine gelang, die ganze Maschinerie bloßzulegen, vermittelst welcher insgeheim die Figuranten der großen Revolution wie an Drähten hin- und hergezogen worden sind! Was wir Aesthetiker nun erstreben, ist doch auch, gleichsam den Körper der Literarhistorie zu zergliedern, die Structur der menschlichen Einbildungskraft, ihre Formen und ihre Entwicklung in der Technik zu ergreifen. Auch wir möchten die analytische Kunst Tocqueville's üben.

II.

Diesen Aufgaben genügen die gegenwärtigen Einrichtungen nicht. Nur Archive ermöglichen die Erhaltung der Handschriften, ihre angemessene Vereinigung und ihre richtige Verwerthung. Wir müssen also einen weiteren Schritt in der Organisation unserer Anstalten für historische Forschung thun. Neben die Staatsarchive, auf deren Verwerthung jetzt alle politische Historie beruht, müssen Archive für Literatur treten.

Hier muß wohl zuerst verdeutlicht werden, was unter Archiven der Literatur neben den politischen Archiven zu verstehen sein würde. Der Kern unserer politischen Archive bildete sich, als man sich nicht mehr nach dem alten germanischen Brauch mit der mündlichen Ankündigung der Veränderungen begnügte, die mit Güterbesitz, Land und Leuten vor sich gingen. Klöster sammelten Urkunden über ihren wachsenden Grundbesitz; Fürsten ertheilten in größerer Zahl Stiftungspergamente und Privilegienbriefe. Gerade die politische Zersplitterung vermehrte die Fülle der Urkunden. Und wie die fürstliche Gewalt sich concentrirte, hatte jeder dieser Herren in seinem Archivgewölbe eine Rüstkammer des Angriffes und der Vertheidigung. Daneben entstanden Actenarchive bei den Behörden, und mehrten sich ungemessen durch ein schreibseliges Beamtenthum. Nur vorübergehend haben dann die Aufklärung und die Revolution diese papierne Herrlichkeit bedroht. Vieles wurde damals doch verschleudert und zerstört. Der alte Gerichtsdirector und Rechtshistoriker Wigand erzählte gern, wie unter den Fenstern der fürstlichen Abtei Corvey große Erntewagen standen: aus den Fenstern wurden die Urkunden auf sie heruntergeschüttet, und Wagen auf Wagen kam zu den Händlern. Gerade die Revolutionskriege brachten nun aber jene Besitzveränderungen und Mediatisirungen, welche nothwendigerweise auch das Zusammenlegen der alten klösterlichen, bischöflichen und fürstlichen Archive an Centralstellen zur Folge hatten. Die großen modernen Staatsarchive sammelten in sich beinahe alle archivalischen Schätze; langsam bewältigten sie die durch einander geschobenen Massen; langsamer noch öffneten sie sich der Wissenschaft. Als aber das geschah, als in diese peinlich gehüteten Gemächer voll von Papier und Geheimnissen, Staats- und Familiengeheimnissen, Luft und Sonne hineinkamen: da begann der Tag unserer modernen Geschichtswissenschaft. Und nun ergab sich auch, wie viel günstiger die neue mit weiser Mäßigung gewährte Oeffentlichkeit den Staaten, den fürstlichen Familien und den Ministern war, als Riegel und Geheimniß der alten Zeit mit ihren Brandschriften, ihren abenteuerlichen Anekdoten und über-

triebenen Gerüchten. Von dieser Geschichte der Staatsarchive haben wir Literarhistoriker überall zu lernen. Was hier erreicht wurde, ist unser Ideal. Der Weg, auf dem es erreicht wurde, muß nun auch von uns beschritten werden: Zusammenlegung der Handschriften, systematisches Anordnen, vorsichtiges Eröffnen derselben.

Stehen wir doch noch in den Anfängen. Die einfachste Form, in welcher der Nachlaß eines hervorragenden Schriftstellers aufbewahrt wird, ist das Familienarchiv. So liegt der Nachlaß von Novalis in dem Familienarchiv der Hardenbergs. Im Schloß zu Tegel ist ein reichhaltiges Archiv der Humboldt'schen Familie. In Wiesbaden bewahrt der Kammerherr von Goeckingk in der dortigen Familiensammlung auch den Nachlaß des Dichters. Und die Hinterlassenschaft von Schiller wird in Unterfranken verwahrt. Hieran haben sich dann die dem Nachlaß eines einzelnen Schriftstellers gewidmeten Archive angeschlossen, die sich der Benutzung wirklich eröffnen. So ist zu Halberstadt in dem Hause, das Gleim bewohnte, der Nachlaß desselben zur Benutzung aufgestellt, und wird von einem dortigen Lehrer verwaltet: eine unerschöpfliche Fundgrube für die Literatur in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Mit bescheidenen Mitteln hat man in Quedlinburg auf Pröhle's Antrieb ein Klopstockarchiv herzustellen begonnen. Als nun aber mit dem Tode des letzten Goethe das Familienarchiv in dem Goethehause zu Weimar auf die Großherzogin von Sachsen überging, hat der hohe Sinn dieser Frau dort den ersten bedeutenden Sammelpunkt für deutsche literarhistorische Forschung geschaffen. Was noch von Goethe's Nachlaß zu erlangen war, ist jetzt dort versammelt.

Nun gilt es, den Fortschritt, welchen die Verhältnisse selber den politischen Archiven aufgezwungen haben, für die literarischen aus freier überlegter Entschließung zu thun. Was in Familienarchiven vorhanden ist, was sich auf Bibliotheken gerettet hat, und was Sammler besitzen: von diesem Allen muß so viel als möglich in großen Archiven der Literatur gesammelt werden, deren Charakter dem der Staatsarchive ähnlich ist. Wieder muß sich auf diesem literarischen Gebiet derselbe Vorgang vollziehen, den wir auf dem politischen beobachteten: Zusammenlegen des Zusammengehörigen, Ordnen und mit Vorsicht Aufschließen. Die Entwicklung drängt zu solchen selbständigen, von den Bibliotheken getrennten Anstalten hin. Wie aus der Natur der politischen Papiere das Staatsarchiv seinen Charakter und den besonderen in ihm wirkenden Geist erhielt, so wird in diesen neuen Räumen gleichsam ein genius loci sich ausbilden; aus der Natur des Nachlasses bedeutender Schriftsteller wird der Charakter und das Gesetz der Archive sich entwickeln, die ihnen gewidmet sind. Ein eigener Geist muß in den Räumen wehen, die das vertrauliche und intime Leben der ersten Schriftsteller unseres Volkes umschließen; eine eigene Art von Beamten muß für solche Archive sich ausbilden. Das ist eben der Begriff von Archiven, daß die eigenthümliche Natur der Handschriften, die Lebensbedürfnisse derselben den Beamten, dem Reglement, der Anordnung und Benutzung einen bestimmten Charakter aufdrücken. Archive der Literatur: hier wie überall in dieser Darlegung ist der Ausdruck Literatur im weitesten Sinne genommen. Er bezeichnet alle dauernd werthvollen Lebensäußerungen eines Volkes, die sich in der Sprache darstellen: also Dichtung wie Philosophie, Historie wie Wissenschaft.

Dies ist der Begriff von Archiven der Literatur, wie dieselben mir vorschweben. Ein Hülfsmittel der Geschichtswissenschaft, das den politischen Archiven nicht gleichwerthig, doch aber nahestehend wäre. Ich erweise nun zuerst, daß der jetzige Zustand unerträglich ist. Dann ist zu erörtern, ob durch solche Archive ihm Abhülfe geschafft werden könne.

Unerträglich ist in der That der Zustand, wie er jetzt besteht.

Aus der Natur der Sache folgt für die meisten Fälle das Schicksal des Nachlasses eines bedeutenden Schriftstellers. Schlecht geordnet, dann durch Aufbewahrung im engen Raum noch mehr ineinander geschoben, wird er von den Angehörigen zuweilen besehen, niemals durchgearbeitet. Es besteht ein dunkler Argwohn von vielem Vertraulichen und die verschiedensten Personen Verletzenden darin. Wie möchte man ihn einer Bibliothek übergeben, auf der er für jedes neugierige Auge offen liegt? Die erste Generation bewahrt ihn sorgsam in einem Schrank; jeder folgenden wird er fremder und unbequemer, schließlich wandert er meist in einer Kiste auf den Speicher. In der Unruhe des modernen Lebens können aber auch die sorgsamsten Erben so großer Papiermassen diese nicht durch den Wechsel der Zustände und Wohnstätten hindurch gleichmäßig schützen. Sie müssen dieselben in Erbschaften überweisen. Sie müssen sie von Wohnung zu Wohnung transportiren. Umsiedelungen in andere Städte oder Gegenden sind eine neue Gefahr. Anfragen wißbegieriger Literarhistoriker sind eine Quelle von beständigem Verdruß; ist doch eben die dunkle Erinnerung an das Mißliche und Anstoß Erregende darin immer in der Familie. Und wie ein Mensch einer oder der anderen der Gefahren, die ihn in Wasser und Feuer, in Krieg und Hauskreuz, in Krankheiten und Aerzten beständig umgeben, irgend einmal erliegt, so muß es doch auch schließlich diesen hülflosen Papiermassen ergehen. Familien sterben aus, und ihr Nachlaß kommt unter den Hammer. Sie verarmen und müssen sich der raumbeengenden Maculatur entledigen. Unwürdige Familienmitglieder verschleudern, Wasser und Feuer, Staub und Mäuse zerstören. Und zuletzt erhält sich von all' dem angreifbaren Papier nur das, was in Bibliotheken oder andere öffentliche Räume gerettet ist. So geriethen Handschriften Kant's in die Makulatur einer Verlagshandlung und selbst aus einem so jungen Nachlaß wie der von Eichendorff und Platen verlor sich sehr Bedeutendes in den Speicherraum eines Dresdner Antiquars und wurde dann dort von unserm Stargart aufgespürt und der hiesigen Bibliothek angeboten.

Hieraus wird das Geschick der literarischen Handschriften verständlich. Ich fasse es in folgende fünf historische Sätze zusammen.

Erster Satz. N a c h l ä s s e a u s d e m s i e b z e h n t e n J a h r h u n d e r t h a b e n s i c h i n i h r e r H a u p t m a s s e e r h a l t e n, w e n n S c h r i f t s t e l l e r m i t B i b l i o t h e k e n u n d g e l e h r t e n A n s t a l t e n i n V e r b i n d u n g, o d e r w e n n s i e ö f f e n t l i c h e C h a r a k t e r e w a r e n; d a g e g e n s i n d d i e ü b r i g e n N a c h l ä s s e m e i s t u n t e r g e g a n g e n. So bildet der Nachlaß von Leibniz in Hannover für sich allein ein Archiv. Ebenso ist der ganze Nachlaß von Jungius auf der Hamburger Stadtbibliothek erhalten. Aus dem Nachlaß von Hermann Franke liegen allein auf der hiesigen Universität 2448 Briefe; auch von Spener hat sich viel erhalten. Geht man in die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts

hinein, so ist aus denselben Gründen ein großer Handschriftenreichthum von Christian Wolff, Gottsched und Bodmer bewahrt geblieben. Collegienhefte, ungedruckte Werke und Correspondenzen von Universitätsgelehrten sind auf vielen großen und kleinen Bibliotheken zerstreut. Wie viel enthalten nicht allein in Zürich die 50 Bände des Thesaurus Hottingerianus und die freilich bunter gemischten 200 Bände der Simmler'schen Sammlung. Wie wenig hat sich dagegen von den Dichtern dieses Zeitraums, selbst von so berühmten wie Gryphius und Hofmann von Hofmannswaldau waren, erhalten. So läßt sich der Nachlaß von Gryphius bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein verfolgen, wo er in dem Besitz eines Breslauer Gymnasialprofessors Leubscher war; von da geht seine Spur verloren: Nichts mehr von der Selbstbiographie, alle Entwürfe und halbvollendete Arbeiten verschwunden; kümmerliche Reste sind u. A. auf unserer Bibliothek. Die Durchmusterung der Handschriftenkataloge zeigt erschreckend deutlich, wie wenig von den Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts gerettet ist.

Zweiter Satz. Der Nachlaß von Personen zweiten und dritten Ranges aus dem achtzehnten Jahrhundert ist, sofern er nicht durch deren Stellung geschützt war, zum großen Theil verloren gegangen, ja der von Personen ersten Ranges ist in einigen Fällen sehr zerrüttet. Schon in Fällen, in denen ein in Privathänden verbliebener Nachlaß Gegenstand der sorgsamsten Behandlung gewesen ist, war derselbe doch Gefahren ausgesetzt, die in einem gut verwalteten Archiv ausgeschlossen sein würden. Die Handschriften Goethe's wurden schon zu seinen Lebzeiten mit einer Sorgfalt verwaltet, die vielleicht in der Geschichte der Literatur einzig ist. Ein geräumiges eigenes Haus stand zur Verfügung. Personen, die sich Goethe mit leidenschaftlicher Ergebung widmeten. Diese verehrungsvolle Sorgfalt steigerte sich nach seinem Tode. Dennoch kam nicht Weniges in Verlust, insbesondere aber war der bauliche Zustand des Hauses zuletzt derart geworden, daß den Handschriften hieraus eine sehr ernstliche Gefahr erwachsen war. Wo aber nicht große Verhältnisse und Mittel eine solche Pflege der Handschriften ermöglicht haben, da hat auch bei Schriftstellern ersten Ranges der Nachlaß sehr erheblichen Schaden erlitten. Ich erläutere an dem Schicksal der Handschriften von zwei Schriftstellern ersten Ranges. Schon zu seinen Lebzeiten gab Kant einen Theil seiner Papiere an jüngere Freunde. Aber die Hauptmasse ging nach seinem Tode an drei Personen über. Nach deren Ableben ward dann nur ein Theil der Königsberger Bibliothek übergeben, ein anderer kam zum öffentlichen Verkauf. Wie viel aus den so circulirenden Papieren verloren gegangen, wissen wir nicht. Als die Nachlassenschaft des Verlegers Nikolovius verkauft wurde, war ein Theil der Kant'schen Handschriften in dieser Masse, wurde zufällig durch den Herausgeber der Werke Kant's erkannt und für die Königsberger Bibliothek erworben. Ein Theil war unter die Maculatur des vieljährigen Verlags gerathen, die centnerweise an Gewürzkrämer abgegeben wurde. Im Laden eines solchen fand dann zufällig ein Prediger Andersch die wichtigen Bemerkungen Kant's zu seiner Abhandlung über das Schöne und Erhabene. Aus diesem Schiffbruch des Nachlasses von Kant sind drei kleinere Massen gerettet worden. Auf der Königsberger Bibliothek liegen die berühmten losen Blätter; dann Entwürfe Kant's zu Briefen, Briefe an ihn und biographische

Nachrichten[1]). Dorpat besitzt ebenfalls Briefe an Kant, daneben handschriftliche Bemerkungen zu den von ihm benutzten Lehrbüchern. Und Krause in Hamburg hat kürzlich das letzte leider unvollendete Werk Kant's angekauft. Nur Weniges ist sonsthin zerstreut. Von dem Nachlaß von Klopstock ist eine erhebliche Masse, die zu Hamburg in Privatbesitz sich befand, in dem großen Brande zerstört worden. Das noch Vorhandene ist von Zürich bis nach Hamburg, Kiel und Kopenhagen zerstreut. Ein merkwürdiges Schicksal hatte der Nachlaß von Matthias Claudius. Dieser hatte auf dem Sterbebette seinen Sohn Franz beauftragt, seine ganze Correspondenz zu verbrennen; der Sohn brachte es nicht über das Herz, das Autodafé sofort zu vollziehen, löste dann aber während seiner letzten Krankheit das dem Vater gegebene Wort. So ist eine ganze Reihe von Briefen Goethe's und Lessing's an Claudius unwiederbringlich verloren gegangen. Als ein weiteres Beispiel wähle ich aus den Personen zweiten Ranges Karl Philipp Moritz. Er stand mit Goethe und Herder, mit anderen zahllosen Zeitgenossen in lebhaftem Briefwechsel. Er hatte eine ganze Anzahl von Arbeiten entworfen und begonnen. Nichts von alle diesem aufzufinden. Nur zwei Briefe liegen hier im Herder'schen Nachlaß und andere im Staatsarchiv.

Dritter Satz. Da die Briefe hervorragender Schriftsteller in der Regel nicht zurückgefordert wurden, sondern bei den Correspondenten verblieben, mußte die Gleichgültigkeit gegen Personen zweiten oder geringeren Ranges auch den Untergang vieler Briefe hervorragender Schriftsteller zur Folge haben. Das Gleimarchiv in Halberstadt, die Ring'sche Briefsammlung in Freiburg, die 200 Briefe von Goethe, Herder, Klinger, Lavater u. A., welche aus den etwa 4000 im Nachlaß Soemmering's befindlichen Briefen die Familie auslas und bewahrte, zeigen, welche Schätze ein wohl erhaltener Nachlaß eines Mannes zweiten oder geringeren Ranges unter Umständen birgt. Und der geringe Bestand Kant'scher und Lessing'scher Briefe erweist, welche nachtheiligen Wirkungen die Gleichgültigkeit gegen den Nachlaß ihrer Correspondenten gehabt hat.

Vierter Satz. Aber auch was sich von einem bedeutenden Schriftsteller erhalten hat, ist nur in Ausnahmefällen einigermaßen vollständig vereinigt. Man kann zwei Formen von Zersplitterungen unterscheiden; entweder eine Hauptmasse blieb zusammen und mehr oder weniger splitterte ab, oder die Masse zerfiel in Theile. So sorgsam Herder's, Goethe's und Schiller's Nachlaß zusammengehalten worden ist, so finden wir doch schöne

---

[1]) Eben sendet mir der um Kant's Nachlaß hochverdiente H. Rudolf Reicke das erste Heft der von ihm hergestellten Ausgabe dieser losen Blätter aus Kant's Nachlaß (Königsberg, Beyer. 1889); auch hier findet sich wieder ein interessanter Beleg für die Zerstreuung der Papiere Kant's. Bei Gelegenheit des im Herbst 1878 zu Danzig veranstalteten Bazars zum Besten des Johannisstiftes zu Ohra-Niederfeld, einer Rettungsanstalt für verwahrloste Knaben, wurde unter anderen Gaben auch ein Päckchen mit Papieren, Kantiana enthaltend, zur Verwerthung übergeben. Das Comité beabsichtigte, die verschiedenen Stücke sofort einzeln als Autographen zum Verkauf zu stellen. Der verdiente Germanist Mannhardt rettete diese Papiere vor der Gefahr, in alle Welt zerstreut zu werden, indem er ihren Ankauf für die Königsberger Bibliothek durchzusetzen wußte. Es waren sehr werthvolle Sachen, welche ein Zuhörer und Verehrer Kant's, von Duisburg, auf eine uns nicht bekannte Art an sich gebracht hatte, und die in der Familie verblieben waren.

Sachen von den beiden letzteren auf der hiesigen Bibliothek und anderwärts, und auch von Herder ist Einiges zerstreut. Von Lavater hat sich in die Darmstädter Hofbibliothek ein physiognomisches Schriftchen verirrt, und in die Tübinger Universitätsbibliothek ein Briefwechsel. In der Regel aber ist die Zerstreuung viel größer. In vielen Fällen zerfiel der Nachlaß in einzelne Theile. Hiervon sind die berühmtesten Beispiele der Zerfall des Nachlasses von Kant in drei, und des Nachlasses von Lessing in vier Massen. Lenz zersplitterte in die unzugängliche Privatsammlung Maltzahn's, in die wohlverwaltete von Sievers stammende, Weinhold's, und in die nicht ganz durchsichtige von Falk. Die Handschriften Klinger's sind in Privatbesitz in Hamburg, Darmstadt, Frankfurt und an anderen Stellen zerstreut. Noch mehr sind die Wieland's zersplittert. Und den Philosophen Herbart muß man in Oldenburg, Bremen, Varel aufsuchen. Solche Zerstreuung ist natürlich durch das Verbleiben der Briefe bei den Correspondenten sehr gesteigert. Die großen Sammlungen, wie die erwähnten von Gleim und Ring oder die von Böttiger in Dresden, diese cloaca maxima von Verleumdungsunrath, enthalten die Briefe unzähliger Personen. Und wie Manches ist in Winkel gerathen, in denen Niemand es aufsucht. So findet sich in einer Gymnasialbibliothek zu Frankfurt a. d. O. ein Reisejournal, das die Universitäts- und Kirchenzustände aus den Jahren 1740 bis 1742 beschreibt. Briefe Klopstock's, Herder's und Wieland's haben sich in das britische Museum verloren; bis nach Paris haben sich Herder'sche Briefe verirrt, Anderes bis Brüssel.

Fünfter Satz. Geht man im achtzehnten Jahrhundert weiter und in das neunzehnte hinein, so nimmt der Bestand erhaltener Nachlaßmassen zu, zugleich aber überwiegt immer mehr der Familienbesitz über den Bibliothekbestand, und die Zurückhaltung der Familien nimmt immer zu. Je näher man der Gegenwart kommt, desto mehr ziehen sich die Nachlässe in die Familien zurück. Nur besondere Schicksale geben sie dem Verkauf preis, oder bringen sie durch Schenkung auf die Bibliotheken. Die großen Nachlässe aus der jüngsten Zeit im Besitz der Bibliotheken enthalten in der Regel die Briefe und vertraulicheren Papiere nicht; dagegen entledigen sich die Familien sehr gern der wissenschaftlichen Papiere. So gewähren die Nachlaßmassen von Gottfried Hermann, von den bedeutenden Germanisten, und von Rückert in der hiesigen Handschriftensammlung des Persönlichen und Brieflichen nur wenig. Fichte, Schelling, Schleiermacher, Hegel, Schiller, Novalis, Uhland, Kerner, Mörike, Rückert, Niebuhr, Baur, Strauß, Savigny, Ranke: überall sind die Briefschaften im Familienbesitz. Immer noch kann der Nachlaß von Merk nur unter günstigen Umständen in Darmstadt benutzt werden. Immer noch wird der bedeutende Briefwechsel des tiefsinnigen Dichters Arnim von der Familie gänzlich verschlossen gehalten. Und der Verlauf der Dinge muß auch an diesen Papieren, wie an denen der früheren Jahrhunderte sein Werk thun: bleiben sie in Privatbesitz, so muß dieser überall Zerstörung und Zersplitterung mit sich bringen.

III.

Gewiß, der in diesen Sätzen dargestellte Zustand darf nicht fortbestehen. Ich versuche nunmehr zu zeigen, wiefern ihm die Einrichtung von Archiven abzuhelfen vermag.

Für das siebzehnte Jahrhundert und einen erheblichen Theil des achtzehnten bedarf es darum schon einer zusammenhängenden Archivverwaltung, damit jetzt noch, im letzten Augenblick, die im Privatbesitz befindlichen, zersplitterten Reste wie mit Besen zusammengekehrt werden. Man wird die ganze Findigkeit leidenschaftlicher Sammler hier zur Hülfe nehmen müssen. Dann ist eine Zusammenlegung des auf Bibliotheken Getrennten erforderlich. Der erste Schritt hierfür wäre eine Registrierung der vorhandenen Handschriften. Und zwar in einer Ordnung, welche nicht wie mancher Handschriftenkatalog die Manuscripte nach Folio, Octav und Quart trennt, und welche die Briefe nicht unter die Namen der Empfänger, sondern die der Schreiber sammelt. Dann aber muß zur Zusammenlegung selber geschritten werden. Welch ein Licht wird auf unsern Antheil an dem männlichen und schöpferischen Werk des siebzehnten Jahrhunderts fallen, wenn einmal in denselben Räumen unter den Namen der Schreibenden Handschriften und Briefe vereinigt sein werden. Und was wird ein solches Archiv uns für das achtzehnte Jahrhundert und die Geschichte der Aufklärung sein! Allzu lange hat diese deutsche Aufklärung unter dem Schatten der Romantik und der historischen Schule gestanden. Diese Bewegung, die sich in der Staatsverwaltung Friedrichs, der Gesetzgebung des Landrechts, dem Unterrichtssystem von Zedlitz, der Philosophie Kants und der Kritik Lessing's manifestirt hat, kann erst auf den Standort unserer realistischen Zeit und unseres nationalen Staates gewürdigt werden. Aber ihr Verständniß ist bedingt durch den Einblick in die Cooperation vieler gescheidter, charaktervoller und tüchtiger Menschen. Wir müssen diese in ihrer ganzen Wesenheit, sonach in ihrem vertraulichen Leben kennen lernen. Wir müssen die Atmosphäre um sie her fühlen; wir müssen ihre praktischen Entwürfe aus den Ideen ihrer Zeit entstehen sehen; wir müssen ihre Cooperation in ihren Correspondenzen ergreifen. Der Staat Friedrichs des Großen muß dies grundlegende Zeitalter der Aufklärung durch Sammlung aller Reste desselben sich zur Erkenntniß bringen; und nur hier in Berlin im Mittelpunkte dieser Aufklärungsbewegung, können diese Handschriften vereinigt werden.

Kommt man dann zu den Schriftstellern, die Ende des vorigen und in unserm Jahrhundert blühten, so ergibt sich eine weitere nicht minder bedeutende Aufgabe. Ich habe gezeigt, wie sich in dieser Epoche der Nachlaß durchweg in den Familien verschließt, und welche Gefahren für seine Erhaltung, welche Schwierigkeiten für seine Benutzung hieraus fließen. Hier helfen uns allein öffentliche Sammelstätten, die eine wirkliche Attractionskraft auf diese Schätze üben. Meine ganze Hoffnung ist auf den Archivar der Literatur gerichtet, dessen Bild vor mir steht. Selten hat eine Familie Muße und Geschick, einen umfassenden Nachlaß durchzuarbeiten. Niemals kann sie ihn der Wissenschaft offen halten. Aber Archive, von hervorragenden und mit der Literatur vertrauten Personen geleitet, können dem ernsten Familiensinn alle Garantieen bieten und doch zugleich

der Wissenschaft die Handschriften erschließen. Durchgreifende Maximen, in gedruckten Reglements den Familien zugänglich, müssen feste Rechtsverhältnisse zwischen dem Archiv und den Familienvertretern schaffen. Folgende oberste Regel macht solche Rechtsverhältnisse erst möglich. Das Interesse, den Nachlaß bedeutender Schriftsteller unseres Volkes an öffentlicher Stelle zu sammeln, zu erhalten und einer ernsten Wissenschaft zu erschließen, muß überall durchgreifen, gegenüber dem Interesse an der Zugänglichkeit einzelner dem Familiensinn anstößiger Thatsachen. Ich überlasse dem Einzelnen, wie er solche Thatsachen abschätzen mag. Jede derselben hat für die Induction auf den Charakter einer Person oder ihrer Zeit eine Bedeutung. Aber diese Bedeutung reicht nie an die derjenigen Maximen heran, an welche, dem stets verehrungswürdigen Familiensinn entsprechend, Erhaltung, Sammlung und Offenlegung unserer großen Schriftsteller gebunden ist. Der Archivar dieser Schätze muß der verschwiegene Inhaber vieler Familiengeheimnisse sein. Er arbeitet den neu eintretenden Nachlaß durch. Er setzt sich über Anstößiges oder auch nur Mißverständniß Erregendes mit der Familie in Beziehung. Diese weiß, daß sein scharfes Auge Alles sehen, und seine Rechtschaffenheit ihr Alles vorlegen wird. Sie kann mit ihm besondere Bestimmungen über die Behandlung der Handschriften, ihre nur bedingte, oder nur allmälige Erschließung verabreden. Auch braucht keineswegs das Eigenthum eines Nachlasses von einer Familie aufgegeben zu werden, wenn sie denselben einem Archiv übergibt. Vielmehr bietet sich hier die Deposition eines Nachlasses im Archiv als eine Form, welche das Eigenthumsrecht der Familien oder auch einer Stadt, eines Staates unberührt ließe und doch den Nachlaß eröffnete. Das rechtliche Verhältniß einer solchen Deposition würde entweder durchgreifend durch die Reglements des Archivs oder für jeden einzelnen Fall durch Stipulation geordnet.

Schließlich entsteht die Frage, an welchen Stellen und in welchem Umfang solche Archive zu errichten seien. Natürliche Mittelpunkte sind da. An sie muß alles anknüpfen.

Für die spärlichen Reste unseres deutschen Humanismus ist die Heidelberger Bibliothek der natürliche Mittelpunkt. Ein Centrum für die Handschriften der altprotestantischen Kirche und ein solches für die des siebzehnten Jahrhunderts bis zum Auftreten Wolff's hin, wird sich bei der Concurrenz so bedeutender Handschriftensitze als Hannover, Hamburg, Leipzig und Dresden nur in schwierigen Verhandlungen feststellen lassen. Dann beherrscht vom Auftreten Wolff's ab bis zu den sechziger Jahren und dem Auftreten von Klopstock, Herder, Jacobi, den Sturm- und Drang-Dichtern die Aufklärung Alles, behauptet weiter aber auch noch neben der neuen Bewegung den überwiegenden praktischen Einfluß. Die Handschriften dieses großen Vorganges gehören auf ein Archiv in der Stadt Friedrich's des Großen. Man könnte sich denken, daß im Staatsarchiv, an das ja viele Handschriften von Beamten und Militärs abgegeben sind, eine ganz selbständig verwaltete Abtheilung für die Handschriften der Schriftsteller geschaffen würde, oder die Leitung eines solchen Archivs stünde mit der Berliner Akademie der Wissenschaften in einem ähnlichen Verhältniß wie die Leitung der Monumenta Germaniae. War das doch die historische Position der Akademie im vorigen Jahrhundert, trotz des

Ausschlusses von Lessing und Mendelssohn aus ihr, daß sie den Geist der Aufklärung repräsentirte. Treten dann Herder, Goethe und Schiller auf den Plan, um sie her die Namen: Klinger, Lenz, Heinse, Jacobi, dann ist auch hier nur Ein Handschriftenmittelpunkt möglich: Weimar und sein Goethearchiv. Mit dem, was dort Hochsinn und Einsicht der Großherzogin vereinigt haben, muß zuerst unser hiesiger Herdernachlaß verbunden werden. Ich habe diesen Wunsch schon bei einer anderen Gelegenheit ausgesprochen. Probleme, wie das von der Entstehung des neuen Stils in Lyrik und Prosa oder das von der Ausbildung der neuen Naturansicht könnten so vielleicht der Lösung etwas näher geführt werden. Möchte dann bald die Familie Schiller's diesem Archiv ihre Schätze überlassen und dort beide Freunde vereinigen. Sie erwäge, wer ohne Zögern gibt, gibt doppelt. Dann wird die in Weimar vereinigte Masse auch kleinere Nachlässe an sich ziehen.

Für die spätere Romantik, die historische Schule, und die nachkantische Speculation bis auf Lotze ist das Archiv in Berlin wieder der natürliche Mittelpunkt. Und wahrscheinlich würde die Leitung des Archivs durch die Akademie bei deren Stellung zu diesem Theil unserer Geschichte, bei dem Vertrauen der Familien in den betheiligten Kreisen zu der Akademie den Zutritt der Papiere erleichtern. Möge Jeder dies Phantasiebild weiter ausmalen! in Stuttgart oder Tübingen die Handschriften der schwäbischen Dichterschule und der so hoch bedeutsamen Tübinger Theologie; in Wien ein österreichisches Literaturarchiv, in der ersten deutschen Kunststadt, München, Handschriften der Künstler: ein unschätzbares Material für eine künftige empirische Aesthetik und urkundliche Kunstgeschichte.

Phantasien! Es bedürfte der Geldmittel und der Zeit. Die Bibliotheken müßten im Bewußtsein ihrer eigenen, immer wachsenden Aufgaben neidlos den neuen Schwesteranstalten Aufgaben überlassen, für deren Abtrennung von den ihren nun einmal die Zeit gekommen ist. Die einzelnen Staaten müßten im Austausch der Handschriften das Interesse an unserer Literatur über das an ihrem Handschriftenbesitz stellen. Wie wenig oder viel aber auch von diesen patriotischen Phantasien verwirklicht werden mag: es wird zugleich die Lösung einer vor unseren Füßen liegenden Aufgabe erleichtern. Wir haben keine würdige Ausgabe von Hans Sachs, von Winckelmann, von Justus Moeser, von Hamann, von Wieland, ja von Kant.

Man wird sagen: Papier und wieder Papier! Bricht nicht doch der neue Alexandrinismus herein? Daß die literarische Betrachtung der Alten in solcher Sterilität verkam, das war die Folge ihrer Einschränkung auf Formbetrachtung und auf Classification. Die moderne Wissenschaft hat ein solches Schicksal nicht zu befürchten, mögen auch einzelne Literatoren demselben verfallen. Denn sie schreitet voran unter dem Zeichen der Causalerkenntniß, der Erkenntniß von Gesetzen. Das Unscheinbare und Kleine ist hier ein Glied in einem Causalzusammenhang, ein Fall für ein Gesetz. Jene Andacht zum Unbedeutenden, welche so bezeichnend für Jacob Grimm's Arbeitsweise ist, hat doch diesen ehrwürdigsten und tiefsten Gelehrten gerade zur Auffindung durchgreifender, die Sprache beherrschender Gesetze und großer geschichtlicher Zusammenhänge geführt. So oft

wir durch die entsprechenden Einrichtungen ein Object dem Begriff wissenschaftlicher Methoden zugänglich machen, entziehen wir es der Mikrologie und der Neubegier. Zugleich aber würden Sammlungen von Handschriften das Bedürfniß des Druckes derselben erheblich einschränken. Ich endige wie ich begann. Mit dem Interesse der zeitlosen Wissenschaft verknüpfte sich in diesen Vorschlägen das an der Pflege unseres nationalen Bewußtseins. Stätten, an denen die Handschriften unserer großen Schriftsteller erhalten und vereinigt lägen, die erhaltenen Büsten und Bildnisse darüber, wären Pflegestätten der deutschen Gesinnung. Sie wären eine andere Westminsterabtei, in welcher wir nicht die sterblichen Körper, sondern den unsterblichen idealen Gehalt unserer großen Schriftsteller versammeln würden.

Die älteste Faust-Oper und Goethe's Stellung zur Musik.

Von
Philipp Spitta.

I.

Bekanntlich hat Spohr im Jahre 1813 eine Oper „Faust" geschrieben. Sie gilt Vielen als der erste Versuch, den Stoff musikalisch-dramatisch zu behandeln, und bei sonst vorzüglich unterrichteten Schriftstellern kann man lesen, daß der Text eine Nachbildung des Goethe'schen Faust sei. Das Eine ist so wenig richtig wie das Andere. J. K. Bernard, ein Wiener Literat, welcher für Spohr das Gedicht lieferte, hat Goethe fast gar nicht berücksichtigt, sondern sich unmittelbar an das Volksschauspiel oder andere ältere Bearbeitungen der Sage, ein wenig auch an „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt" von F. M. Klinger angelehnt. Faust hat dem Mephistopheles seine Seele verschrieben mit dem Hintergedanken, daß es seiner Klugheit im Laufe der Zeit schon gelingen werde, sich den höllischen Banden zu entziehen. Die ihm verliehene Macht will er nun verwenden, um auf Erden Gutes zu thun, das Elend der Menschheit zu lindern, die Unschuld zu schützen, den Frevler zu strafen. Aber der Geist ist willig, das Fleisch ist schwach. Bei jedem Versuche triumphiren seine Selbstsucht und Sinnlichkeit, von Mephistopheles angestachelt, über die edlen Vorsätze. Zwischen großen Worten und kläglichem Thun auf- und niedergezogen, gelangt diese Puppe endlich an das Ziel ihrer Bestimmung. Die „Grundidee" des Stückes ist die Moral, daß man gute Zwecke nicht mit schlechten Mitteln verfolgen soll. An diesem Faden ist eine Anzahl von sehr anziehenden und ergreifenden Situationen aufgereiht. Die Unabhängigkeit vom Goethe'schen „Faust" kommt dem Bernard'schen eher zu Nutzen, als daß sie ihm schadete. Jeder Vergleich ist von vornherein ausgeschlossen. Wenn die gebildete Welt allgemeiner zu der Einsicht gelangt sein wird, daß das alte Volksschauspiel, welches hinter Goethe's „Faust" steht, auch ohne diesen noch seinen Werth behalten hat, wird es, wie ich glaube, möglich sein, die Oper von Bernard und Spohr wieder mit Erfolg aufzuführen, wie solches geschah in der Zeit, ehe Goethe's Dichtung sich ihren Platz auf der Bühne

eroberte. Wir würden damit ein Tonwerk zurückgewinnen, das, wenn auch die eigentlich dramatische Ader in ihm nicht stark pulsirt, doch durch Adel, Reichthum und Eigenart auf einen hervorragenden Platz unter den deutschen Opern Anspruch machen kann.

Die erste Faust-Oper aber ist schon im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts entstanden, zu einer Zeit also, da der erste Theil von Goethe's „Faust" noch gar nicht erschienen war, und dennoch steht sie mit Goethe's Gedicht in einem engen und sonderbaren Zusammenhange. Die geschriebene Partitur der Oper ist seit Jahren in meinem Besitz, und es könnte leicht sein, daß nur dies einzige Exemplar derselben noch existirt. Im Jahre 1799 war sie bei dem Musikalienhändler Meyn in Hamburg käuflich zu haben, ebenso der Text mit vollständigem Dialog[1]), Alles sicher nur abschriftlich. Trotz langen Suchens ist es nicht gelungen, die vollständige Dichtung wieder zu finden. Ein gedrucktes Textbuch, üblichermaßen ohne den gesprochenen Dialog, besitzt Herr Albert Schatz in Rostock; es ist bis jetzt ebenfalls ein Unicum. Partitur und Textbuch ergänzen und erläutern sich in manchem Punkte; dennoch kann man an mehreren Stellen den Zusammenhang der Handlung nur errathen. Vermuthlich wegen der großen Seltenheit ist das Werk den Goethe-Forschern bisher entgangen; nur von Wilhelm Creizenach und Carl Engel[2]) wird es erwähnt. Es besitzt aber seinen Werth nicht allein als Curiosum, ich darf daher wohl annehmen, daß auch weitere Kreise gern seine Bekanntschaft machen und den Betrachtungen folgen werden, die sich daran knüpfen lassen.

Der Textverfasser ist Heinrich Schmieder, der Componist Ignaz Walter. Beide wirkten mit einander von 1788 bis 1792 am Nationaltheater zu Mainz, Schmieder als Theaterdichter, Walter als Tenorist. Als das Nationaltheater geschlossen wurde, ging Schmieder nach Hamburg; Walter schloß sich der Großmann'schen Truppe in Hannover an und nahm für die Jahre 1799 bis 1802 deren Leitung selbst in die Hand. Später hat er das städtische Theater in Regensburg geleitet. Die Partitur des „Doctor Faust" nennt ihn „Churfürstlich Maynzischen Hofsänger", danach müßte er die Oper spätestens 1792 componirt haben. Allein er behielt jenen Titel auch später noch bei, und da das Hamburger „Journal für Theater und andere schöne Künste" 1797 berichtet, daß eine Oper Schmieder's „Doctor Faust" von Walter in Hannover componirt werde und der Vollendung nahe sei, da diese Oper am 28. December 1797 in Bremen, wo Walter's Truppe eine Zeit des Jahres zu spielen pflegte, aufgeführt worden ist, und das gedruckt vorliegende Bremer Textbuch mit dem Text der Partitur übereinstimmt, so kann kein Zweifel sein: die Oper wurde im Laufe des Jahres 1797 in Hannover geschrieben. Hier kam sie dann am 8. Juni 1798 zur Aufführung, und zu diesem Zwecke werden auch die Kürzungen und Zusätze vorgenommen sein, welche die Partitur dem Bremer Textbuch gegenüber zeigt.

---

[1]) Neues Journal für Theater und andere schöne Künste. Hamburg. 1799. S. 263.

[2]) Wilhelm Creizenach, Die Bühnengeschichte des Goethe'schen Faust. Frankfurt a. M. 1881. S. 12. — Carl Engel, Das Volksschauspiel Doctor Johann Faust u. s. w. Oldenburg. 1874. S. 87. — Derselbe, Zusammenstellung der Faust-Schriften vom sechzehnten Jahrhundert bis Mitte 1884. Oldenburg. 1885. S. 214.

Am Beginn der vieractigen Oper finden wir Faust's Famulus, Christoph Wagner, beschäftigt, das Treiben seines Meisters nachzuahmen und, in einem Zauberkreise stehend, mit Hülfe von „Hexenbüchern“ die höllischen Geister zu beschwören. Es muß angenommen werden, daß dies Nachts im Walde geschieht. Alsbald zeigt sich ein erschrecklicher Spuk: ein Feuerballen fällt herab und zerplatzt, das wilde Heer jagt mit feurigen Rossen und Wagen im Sturm durch die Lüfte[1]). Wagner springt aus dem Kreise: „Ich dank' euch schön — auf solche Weise Bewahr mich Gott vor eurer Reise . . . Ich entsag' allem bezauberten Glück. Ich kehr' zum Famuliren zurück.“ Nun tritt Faust herzu; er singt mit Wagner ein Duett, welches beginnt:

Die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln.
Die Zukunft ist zu fern und weit,
Ist uns verwahrt mit hundert Riegeln.

Wagner soll ihn verlassen, da er sich „seinem Geiste weihen“ müsse. Dies Stück ist nach der Bremer Aufführung entfernt, und es folgt sogleich eine große Scene, aus Recitativ, Arie und Chor bestehend. Die Verbindung muß durch den gesprochenen Dialog hergestellt worden sein. Faust, allein in nächtlicher Wildniß, hebt an (ich citire genau):

Recitativ.

Wo faß ich dich, unendliche Natur,
Wo dich, des Urlichts helle Spur?
Wo euch, ihr Quellen alles Lebens,
An denen Erd' und Himmel hängt,
Wohin die welke Brust sich drängt —
Ihr quellt, ihr tränkt — ich schmacht vergebens.
(Er schlägt ein Buch auf; es bricht eine Flamme hervor.)

Arie.

Ha, mächtig wirkt dies Zeichen auf mich ein;
Schon seh', o Geist, ich deinen Feuerschein.
Ich fühle Muth, Unmöglichkeit zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herum zu schlagen,
Und in des Schiffbruchs Toben nicht zu zagen.

Drei Erdengeister (aus der Tiefe).

Die Geisterwelt ist nicht verschlossen,
Sieh', wir gehorchen dem Gebot.
Auf! bade, Kühner, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenroth.

Der Leser ahnt, was vorgegangen ist. Wirklich hat Herr Schmieder einen großen Theil des 1790 erschienenen Goethe'schen Faust-Fragments scrupellos in

---

[1]) In einem Puppenspiele von Doctor Faust, das Wilhelm Hamm 1850 durch Druck bekannt machte, erscheint Mephistopheles als Jäger. Es ist nach dem Obenerwähnten nicht nöthig, hierin mit Wilhelm Creizenach eine Reminiscenz aus dem „Freischütz“ zu sehen (Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels von Doctor Faust. Halle. 1878. S. 144). Auch das von Christoph Winters bearbeitete Cölner Puppenspiel (Scheible, Das Kloster. Fünfter Band. Stuttgart, 1847. S. 805 ff.) scheint sich an Schmieder's Oper anzulehnen.

seinen Operntext eingeschlachtet. Die Erdgeister, aus der Tiefe herauf citirt, stellen sich dem Faust als Diener zur Verfügung. Er befrägt sie ob ihrer Eigenschaften: des Einen Kraft ist Schnelligkeit, der Zweite ist Herr des Goldes, der Dritte ist der Dämon der Zerstörung. Faust nimmt die Dienste der ersten Beiden an; dem Dritten ruft er zu:

Hinweg! — wer liebt, zerstöret nicht.
. . . .
Erscheine mir, mein Genius!
Mir ekelt, was ich sah,
Der Trug studirter Mienen.
Verschaffe mir Naturgenuß,
Des reinsten Mädchens ersten Kuß.

Die beiden zurückgebliebenen Geister verkünden, daß die schwarze Pforte sich aufthue und der Meister heraufsteige. Der Mephostophiles des Volksschauspieles, hier unter Anlehnung an Klinger's „Faust" Leviathan genannt, erscheint, und schickt sich mit den Geistern an, Faust zu folgen, wohin sein Wunsch ihn rufe. Von einem Vertrage zwischen ihnen ist nicht die Rede; kaum dürfte auch ein so wichtiges Moment nur im Dialog untergebracht worden sein. Schmieder verließ sich wohl darauf, daß die Sage allgemein bekannt war, und in der That versteht es sich von selbst, daß man sie als den Grundriß ansieht, in welchen das Stück mit all' seinen Besonderheiten eingezeichnet ist. Wenn nun freilich diese an sich schon summarische Scene in der Partitur noch wesentlich gekürzt erscheint, so ist hier auf ein recht starkes Maß guten Willens beim Publicum gerechnet, sich die kaum angedeuteten Vorgänge zu ergänzen. Etwas wesentlich Neues, was aus der Sage nicht bekannt wäre, ereignet sich allerdings nicht. Trotzdem hat Schmieder nicht einmal hier in der Behandlung des Einzelnen aus eigenem Vermögen gewirthschaftet. Von dem Momente an, da die Geisterbeschwörung beginnt, ist die Stelle aus Maler Müller's „Faust's Leben" zum Theil wörtlich entnommen. Auch der Name „Cacal", welchen der erste Erdgeist trägt, stammt daher.

Nun kommen wir in Gretchen's Behausung, welche sich singend mit Goethe's vollständiger „Romanze" einführt „Es war ein König in Thule." Auch der weitere Verlauf bis zum Ende der Gartenscene ist aus Goethe beibehalten. Gretchen findet das Juwelenkästchen, kommt damit zu Marthe und läßt sich von ihr anputzen (Duett). Leviathan bringt den Bericht von Herrn Schwerdlein's Tode (Arie), kirrt die Marthe (Arie derselben) und verschafft Faust Gretchen's Bekanntschaft. Im Finale gehen sie im Garten spazieren, die Musik hebt bei dem Blumenorakel an. Hier ist wieder Goethe wörtlich ausgeschrieben. Aber mit der Trennung der Liebenden ist der Act noch nicht aus. Als die Frauen gegangen sind, tritt ein Verhüllter mit Musikanten auf, um Gretchen ein Ständchen zu bringen. Faust kehrt mit Leviathan zurück, geräth in Eifersucht, und es entwickelt sich eine gründliche Prügelei, welcher Gretchen und Marthe vom Fenster aus zusehen. Als die Musikanten vertrieben sind, schlüpfen Faust und Leviathan ins Haus. Diese Scene ist großentheils vom Maler Müller entlehnt, namentlich auch die Worte des Ständchens; die Prügelei aber ist Schmieder's geistiges Eigenthum.

Den Zusammenhang der Scenen des zweiten Actes getraue ich mir nicht überall mit Sicherheit zu deuten. Doch wird Folgendes wohl das Ziel nicht zu weit verfehlen. Faust lebt in Herrlichkeit und Freuden; alle seine Wünsche werden erfüllt. Eine wohlige Musik auf dem Theater am Anfang des Actes scheint die Feier eines Bankets begleiten zu sollen. Der Famulus Wagner ist ein armer Schlucker geblieben. Wie Leporello dem Don Giovanni, so empfindet er dem Faust gegenüber das Verdrießliche seiner Lage. Dies in einer Arie auszudrücken, fand der nie verlegene Schmieder wieder in Goethe's Fragment höchst einleuchtende Worte. Wagner singt also: „Ich habe weder Gut noch Geld, Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt; Es möcht' kein Hund so länger leben, Drum hab' ich mich auch der Magie ergeben" u. s. w. Ungeachtet der im ersten Acte gemachten üblen Erfahrungen beschwört er abermals die Geister. Auf sein Necro acrum catschinischi Captro manca hydrolitschi etc. hört man ihrer Sieben zunächst von unten durch Sprachrohre heraufbrüllen: „Uha! hi ho! laß uns los!" Da er aber fortfährt, erscheinen sie endlich, werfen ihn zu Boden, geben ihm eine Ohrfeige, lassen aber dann mit sich reden. Mit den ersten sechs muß im Dialog verhandelt worden sein. Der siebente antwortet ihm ohne Begleitung singend: „Ich bin so schnell, als wie der Uebergang vom Guten zum Bösen," womit uns zur Abwechslung eine Anleihe von Lessing's Faustfragment geboten wird. Daher dürfte die vorhergehende Unterhaltung auch wohl wesentlich mit Lessing's Worten geführt worden sein. Wagner singt nun ebenso:

„Du sollst mein Teufel sein, mein Narr, mein Attaché,
Der Sehnsucht goldner Sporn, der Wünsche Panacée."

Die Alexandriner verrathen, daß diese Worte gleichfalls entlehnt sein müssen; vermuthlich aus einer der volksthümlichen Dramatisirungen der Sage. Die anderen Geister sind abgedankt und stieben davon; Wagner hat jetzt ebenfalls einen höllischen Diener wie sein Meister. Diese Scene ist übrigens nicht von Schmieder, sondern von dem Schauspieler Grüner verfaßt. Der Theaterzettel der ersten Bremer Aufführung nennt noch einen Eremiten und Faust's Vater, die nur sprechende Personen gewesen sein können. Letzterer wird, wie im „Faust" des Maler Müller und in dem allegorischen Drama von 1775, versucht haben, Faust von seinem gottlosen Leben zurückzubringen. Ob aber an dieser Stelle, oder ob nur an dieser und nicht auch im letzten Act, läßt sich nicht ersehen. Die Einführung eines Eremiten dagegen verräth, daß hier eine Scene aus Klinger's „Faust" eingelegt ist. Faust und Leviathan auf ihren Fahrten durch die Welt übernachten bei einem Einsiedler. Faust glaubt an dessen Tugend und Frömmigkeit, Leviathan vermißt sich, ihn zu Fall zu bringen. Den Lockungen der Schwelgerei widersteht der heilige Mann. Nun zaubert Leviathan einen Dämon in Gestalt einer jungen, üppig schönen Pilgerin herein. Sie nimmt am Mahle theil; Faust und sein Begleiter stellen sich trunken (Duett) und schlafend; dem Reiz der Pilgerin gelingt es nicht nur, den Einsiedler zu verführen (Arie der Pilgerin), sondern ihn auch zur Ermordung seiner scheinbar schlafenden Gastfreunde anzustacheln, um sich ihrer Schätze zu bemächtigen. Die Pilgerin verwandelt sich in eine Furie und verschwindet; der Einsiedler wird mit seiner Hütte verbrannt. Faust und Leviathan beschließen nun, daß sie „von hier nach Spanien

ziehn", und zwar nach Aragonien, woran wieder der Maler Müller Schuld ist. Zuvor jedoch, damit er „sieht, wie leicht sich's leben läßt" und „seine Skrupel ihm entfliehn", muß ihn Leviathan noch „vor allen Dingen in lustige Gesellschaft bringen". Das heißt, es folgt die Scene in Auerbach's Keller zu Leipzig als Finale. Es spielt sich fast durchaus in Goethe's Worten ab. Des musikalischen Effects wegen ist das Gaudeamus igitur eingefügt; prüde gemildert der Liedanfang „Es war einmal ein König, Der hatt' einen Scorpion"; geändert aus demselben Grunde und um dem Geist einer revolutionär gestimmten Zeit zu schmeicheln der Chorgesang „Uns ist ganz kannibalisch wohl, Wenn so der Becher vor uns steht Und Freiheitsluft uns rund umweht." Und so noch Einiges. Als aber Faust und sein Begleiter verschwunden sind, wird Wagner tanzend von zwei Teufelchen hereingeleitet. Unter den Klängen eines lustigen Ländlers sucht er seinen Herrn und rennt ihm nach.

Im dritten Act ist Faust am Hofe der Königin von Aragonien. Obwohl er sich den mächtigsten der Sterblichen nennen darf, dem jeder Wunsch erfüllt wird, der „Fortunen's allregierend Rad nach seinem Willen dreht", fühlt er sich dennoch unbefriedigt. Er ruft den „Geist," worauf Leviathan „aus Rauch und Dampf heraufsteigt":

Wer ruft mir?
In Lebensfluthen,
In Thatensturm
Wall' ich auf und ab,
Wog' ich hin und her
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben
Ein glühend Leben —
Was soll ich dir geben?

Da er sich dergestalt mit den Worten des Goethe'schen Erdgeistes vernehmen läßt, wäre unsere frühere Unterstellung unrichtig, daß er der Mephostophiles der Volkssage sei. Allein bei solchem Lappenwerk darf man nicht genau hinsehen, ob alle Flickstücke auch die gleiche Farbe haben. Faust erwidert geschmackvoll compilirend:

Der du die weite Welt umschweifst,
O sage mir, warum mein Herz
Sich bang in meinem Busen klemmt?
Warum ein nie gefühlter Schmerz
Mir alle Lebensregung hemmt?

Diese Frage beantwortet Leviathan einfach: Du liebst die Königin von Aragonien. Er verspricht auch, daß er sie besitzen soll. Jubel-Arie Faust's.

Wagner mit seinen „zwei schwarzen Genien", die ihn begleiten, wie in der „Zauberflöte" die drei Knaben den Tamino, kommt herbei und singt Heisa! über das lustige Leben am Hofe von Aragonien. Seines Meisters getreuer Affe spielt er zugleich die Rolle des Hanswursts.

Vor dem Hofe läßt Faust seine Zauberkünste sehen. Auf sein Geheiß trägt der Rosenstock Datteln, der Citronenbaum Rosen und Veilchen. Er citirt den Geist Karls des Großen, als des Ahnherrn der Königin. Er läßt Sturm und Gewitter auf- und abziehen und einen Regenbogen sich über das Firmament

spannen. Das Herz der Königin neigt sich ihm in Liebe entgegen. Leviathan hält es nun endlich an der Zeit, uns in einer Arie zu enthüllen, wer er ist, und welch' endlichem Schicksale Faust entgegengehe. Wenn er zugibt, daß ein „Mächtiger voll Seraph's Macht mit ihm streite," so verstehen wir, daß Schmieder bei diesen Worten an den guten Genius Faust's im Volksschauspiel gedacht hat. Von dem Wirken dieses Genius wird aber in unserer Oper selbst nichts bemerkbar. Faust wird der Liebe der ihm bald ganz hingegebenen Königin schnell überdrüssig. Sie veranstaltet ihm zu Ehren ein glänzendes Fest mit Kampfspielen zwischen Menschen und wilden Thieren. Aber ihn „ekelt dieser Grausamkeiten", die Erinnerung an das von ihm verführte Gretchen wird wieder in ihm lebendig. Er singt rasch noch einige Goethesche Verse („Ich bin der Flüchtling, stets der Unbehaus'te, Der Unmensch ohne Zweck und Ruh" u. s. w.) und jagt mit Wagner über den Häupten der entsetzten Königin und der Hofleute auf seinem Zaubermantel durch die Luft davon.

Der letzte Act hält uns nicht mehr lange auf. Gretchen ist sehnsuchtsvoll daheim; sie singt „Meine Ruh' ist hin, Mein Herz ist schwer." Marthe sucht sie in einer Arie zu trösten, aus welcher geschlossen werden kann, daß Schmieder auch Mozart's Cosi fan tutte gekannt hat. Die letzte Scene spielt auf einem Kirchhof. Gretchen klammert sich an Faust und will ihn nicht verlassen. Er mahnt sie, von ihm abzustehen, da er einer höheren Macht verfallen sei. Furiengeheul aus der Tiefe. Faust trägt das ohnmächtige Gretchen auf einen Leichenstein. Die Glocke schlägt zwölf. Leviathan und die Höllengeister singen: „Fort, Frevler fort! Erzittre tief! Wir halten dich beim Wort"; was sie, da er unseres Wissens kein Wort gegeben hat, vielleicht nicht thun würden, wenn Schmieder diese Verse nicht beim Maler Müller gefunden hätte. Ein dämonischer Chor umbraust den Verlorenen, der mit den Worten (Gretchens!): „Mir wird so eng, Graun fasset mich, Posaunen tönen" u. s. w. zur Hölle fährt.

Man weiß nicht, ob man über die Unverfrorenheit, mit welcher in diesem Text das klingende Gold Goethescher Poesie und das Blech der damaligen Opernphrase zusammengeschüttet worden ist, lachen soll oder sich entrüsten. Dazu die Dreistigkeit des literarischen Diebstahls. In solchen Dingen hatten allerdings manche Theaterdichter ein weites Gewissen; aber unter den Hunderten von Operntexten des 18. Jahrhunderts, die ich kenne, ist doch nicht einer, in dem die Freibeuterei so weit getrieben wäre. Für Goethe's Faust-Fragment wird durch dieses Vorkommniß aufs Neue bewiesen, wie gering verhältnißmäßig der Eindruck gewesen war, den sein Erscheinen in weiteren Kreisen gemacht hatte. Denn die Frechheit, ein Machwerk wie das seinige ausdrücklich noch als „Original-Oper" zu bezeichnen (so thut er wirklich), hätte sonst gewiß selbst ein Schmieder nicht gehabt. Sehen wir jedoch von den Forderungen des Geschmacks und der Moral ab, so hat die Sache noch eine dritte Seite, die der genaueren Betrachtung wohl werth ist. Hiervon nachher.

II.

Daß Ignaz Walter sich den Schmieder'schen Text gefallen ließ, ist zu begreifen. Ihm kam es auf die theatralische Brauchbarkeit an, und diese war vorhanden. Man darf selbst vermuthen, so unglaublich es klingt, daß er von der

Plünderung des Goethe'schen Gedichts gar keine Kenntniß gehabt hat. Denn in der „Euphrosyne für 1800", einer von dem Rechtscandidaten L. Wilhelm Werner in Göttingen herausgegebenen Sammlung von Gesängen mit Clavier, welche planmäßig neben den Componisten auch die Dichter der Gesänge anführt, findet sich der „König von Thule" mit Walter's Musik nur als Romanze aus der Oper „Doctor Faust" bezeichnet. Da die Oper nicht gedruckt war, konnte Werner das Stück doch nur vom Componisten selber haben, und einer Liedersammlung, wie die „Euphrosyne," hätte der Name Goethe eine willkommene Empfehlung sein müssen. In späteren Jahren war Walter über Goethe's „Faust" wohl unterrichtet. Er hat sich dann zum zweiten Male an einer Faust-Oper versucht. Es muß in seiner Regensburger Zeit gewesen sein, doch gibt die handschriftliche Partitur, welche in Regensburg erhalten ist, über das Jahr der Entstehung eine genaue Auskunft nicht. Der Verfasser des Textes, C. A. Mämminger, war gewissenhaft genug, anzugeben, daß sein „romantisch-allegorisches Schauspiel mit Gesang in 4 Aufzügen" — so nennt er das Werk, obschon es mit größerem Rechte eine Oper hieße — „nach Goethe" gemacht sei. In der That ist Goethe's „Faust" für einige Situationen (Scene in Auerbach's Keller, Gretchen-Scenen) benutzt, aber in viel geringerem Maße als von Schmieder. Der Anlage des Ganzen haben vielmehr Klinger's „Faust" und das allegorische Drama von 1775 gedient, letzteres insofern namentlich, als der gute Genius Faust's, der auch hier Ithurias heißt, eine stark hervortretende Rolle spielt, und endlich einen, wenn schon ernsten, so doch versöhnenden Ausgang bewirkt. Walter hat mehrere Stücke seiner älteren Faust-Oper benutzt, den größeren Theil aber neu componirt, so daß das jüngere Werk dennoch im Wesentlichen als ein neues anzusehen ist.

Ignaz Walter ist in den weiteren Kreisen der gebildeten Welt bis auf den Namen vergessen; er ist, wie so manche tüchtige Künstler, in dem Strom von Licht untergegangen, das stärker und stärker von unseren größten Meistern ausstrahlte. Aber zu den Tüchtigen gehört er unbedingt. An dem in Wien gebildeten Opernsänger wird die angenehme Stimme und vollendete Gesangstechnik gerühmt; als Theaterdirector hat er sich Jahrzehnte hindurch unter verschiedenen Verhältnissen behauptet; der Componist zeigt eine vollständige Beherrschung der Mittel, eine leicht und sicher gestaltende Hand, auch an Erfindung fehlt es nicht. Das ergibt eine Summe von Begabung, die in keiner Zeit häufig sein wird. Als er auf der Höhe seines Wirkens stand, war Mozart schon todt, und dessen Werke hatten es mit Ausnahme der „Zauberflöte" noch zu keiner großen Volksthümlichkeit gebracht. Ein anderer annähernd ebenbürtiger Operncomponist war in Deutschland nicht vorhanden. Der Musik Cherubini's konnte es gelingen, für zwanzig Jahre in Deutschland den Ton anzugeben. Unsere Romantiker, die Cherubini später zurückdrängten, verdanken ihm sehr viel, ja so mächtig war sein Einfluß, daß selbst Beethoven in seiner einzigen Oper sich ihm nicht hat entziehen können, während von Mozart's Geist in ihr sich keine Spur zeigt. Es ist darum besonders anerkennenswerth, daß Walter zu den sehr wenigen deutschen Operncomponisten gehört, die sich gänzlich im Bannkreise Mozart's befanden. Große Componisten haben selten Schule gemacht. Um verstanden zu werden, bedurften sie ebenbürtig begabter Schüler, und solche pflegen bald eigene Wege

einzuschlagen. Als einen Schüler Mozart's, wenn auch nur dem Geiste nach, darf man auch Walter nicht bezeichnen, wohl aber als einen fähigen Bewunderer, der das eigene Schaffen, so weit es reichte, durch Mozart's Kunst bestimmt werden ließ. Bedenkt man, daß er in den achtziger Jahren des Jahrhunderts in Prag angestellt war, der Stadt, welche die erste Aufführung des Don Juan hörte, Mozart's Musik zu dessen Lebzeiten am meisten bewunderte und am besten verstand, so erräth man auch, durch welche äußere Eindrücke Walter's begeisterte Hingabe an Mozart veranlaßt wurde.

Mit der „Zauberflöte" hat Mozart die Gattung der Märchenoper geadelt, deren Erscheinen man von dem „Oberon" Wranitzky's an zu rechnen pflegt. Die Rechnung ist auch richtig, sofern man sich diese Märchen- und Zauberopern als Ausstattungsstücke denkt. Im Uebrigen waren Stoffe, in welchen das Wunderbare ein stark hervortretendes Moment bildet, schon früher, selbst schon vor dem Don Juan in den Opern deutscher Componisten beliebt. Bei Walter's „Faust" erkennt man leicht, daß er seine Entstehung größtentheils dem mächtigen Eindrucke von Mozart's eben genanntem Werke verdankt, woneben dann aber auch Spuren der modischen Zauberoper zu Tage treten. Wie man weiß, fühlte sich Goethe durch den „Don Juan" (1797) tief ergriffen; er erklärte ihn für ein einzig dastehendes Werk; die „Zauberflöte" interessirte ihn gar so, daß er eine Fortsetzung versuchte. Es ist ein curioses Spiel des Zufalls, daß dasjenige von Goethe's Werken, welches er mit vollem Rechte, ebenso wie den „Don Juan", für „incommensurabel" hielt, unter der Feder eines von dieser Oper gewaltig gepackten Componisten zu einer Art von Verschmelzung beider herhalten mußte. Freilich, wie Goethe's Dichtung darin nur fragmentarisch und gemißhandelt erschien, so trat Mozart's Geist in Walter's Musik abgeblaßt und verflacht zu Tage.

Die Mozartismen einzeln nachzuweisen, ist hier unthunlich. Von den ersten Takten der Ouverture an erscheinen sie fast in jeder Nummer; man findet sie in den Melodien, im Bau der Ensemblesätze, in der Instrumentation. Das Duett, in dem Marthe das Gretchen mit den Juwelen schmückt, würde nicht existiren, ohne die Scene des „Figaro", wo Susanne den Cherubin als Mädchen verkleidet. Natürlich ist im Kunstwerth zwischen beiden ein großer Abstand; immerhin hat Walter ein so fröhliches, liebenswürdiges und bühnenmäßiges Stück geliefert, daß man es auch heute noch mit ungetrübter Freude genießen könnte. Wer nach Mozart's Muster reich und kunstvoll ausgeführte Finales verlangt, wird sie in Walter's „Faust" finden; wer nach der Art der Actschlüsse das bühnentechnische Verständniß des Autors zu bemessen pflegt, wird auch in dieser Beziehung zu einem günstigen Ergebniß gelangen. Die ersten beiden Finales (Gartenscene, Ständchen, Prügelei und nächtlicher Tumult; Scene in Auerbach's Keller) haben einen heitern, ja ausgelassenen Charakter; das erste ist feiner und lebendiger, das zweite derber und breiter, an Fluß und unausgesetzter Steigerung bietet namentlich jenes, das nach der Bremer Aufführung noch bedeutend zusammengedrängt ist, wahrhaft Vorzügliches. Im dritten Acte ist die wachsende Ungeduld Faust's, die steigende Aufregung der Königin und Höflinge, während eine schrille Musik auf der Bühne zu den Kampfspielen stetig weitergeht, zu bemerkenswerther

Wirkung gebracht. Das letzte Finale ist sogar ein geschickt fugirter Chor der Höllengeister, der eine gewisse feierliche Wirkung hervorbringt und durch eine wilde — freilich der Don Juan-Ouverture entlehnte — Violinfigur davor geschützt wird, pedantisch zu erscheinen. An den Melodien Walter's ist vor allem ein stark hervortretender deutscher Zug zu loben. In den deutschen Singspielen hatte sich ein solcher seit einigen Jahrzehnten entwickeln und zu der italienischen Melodik in Gegensatz bringen können. Mozart war es gewesen, der in der „Zauberflöte" die deutsche Opernmelodie mit vollendeter Vornehmheit ausstattete, ohne ihr von ihrem volksthümlichen Wesen das Geringste zu nehmen. In seinen Wegen zu wandeln, sehen wir Walter bemüht. Da die Grundlage der deutschen Melodie das Lied bildet, so ist es natürlich, daß uns diese Form im „Doctor Faust" häufig begegnet, und Schmieder wußte, was er that, wenn er mit einer Ausnahme alle Lieder aus Goethe's Fragment sich aneignete. Selbst das „Riegel auf! in stiller Nacht," hat er zu einer vierzeiligen Strophe erweitert, welche von Frosch vorgesungen und vom Chor der Studenten mit großer Lungenkraft wiederholt wird. Die Melodie dazu ist so eingänglich und von so scharfem nationalen Gepräge, daß man glauben könnte, Walter habe sie sich aus dem Liederschatz der deutschen Studentenwelt von damals geholt. Entnahm er diesem doch auch das Gaudeamus igitur, dessen Melodie durchaus nicht uralt ist, wie behauptet wird, sondern kaum früher als um 1750 entstanden sein wird, jedenfalls in der Zeit, da der nationale Liedgesang bei uns sich von Neuem zu entwickeln begann. Ausgezeichnet ist ferner die Composition des „Es war einmal ein König." Die Gretchenlieder freilich können uns nicht mehr befriedigen, seit erlauchtere Geister als Walter sie mit ihren besten Tönen geschmückt haben. Nur darf man bei allen Liedern dieser Zeit nicht vergessen, daß sie, mochte ihr Inhalt sein, welcher er wollte, zunächst als Mittel geselliger Unterhaltung gedacht waren. Dieser Zweck verwehrte es dem Componisten, in die Tiefe der Empfindung hinabzugreifen; er durfte nur angenehm erregen, höchstens rühren, aber nicht erschüttern; er mußte sich durchaus auf einem mittleren Niveau halten. Unter dieser Voraussetzung wird uns Vieles in der Liedmusik des vorigen Jahrhunderts verständlich und annehmbar, wovon wir uns sonst einfach abwenden würden. Auch Walter's Composition des „Königs von Thule" gehört dazu: sie hat ungefähr den Charakter, wie wenn Jemand beim Nachmittagskaffee in der Gartenlaube seinen Hausgenossen eine „curiöse" Geschichte erzählt. Die Fülle der Empfindungen und Stimmungen von Grund aus zur Darstellung zu bringen, war damals Aufgabe der dramatischen Musik, welche hiervon noch nicht, wie heute, das beste Theil an das Lied — ich meine in Deutschland — abgegeben hatte. Nun stehen zwar jene Lieder Walter's in einer Oper, aber ihren ursprünglichen Charakter hat die Gattung damit noch nicht verändert. Selbst in der „Zauberflöte" ist jener Ton gemüthlicher Gesellschaftsmusik noch nicht ganz überwunden, wie das Duett „Bei Männern, welche Liebe fühlen" beweist. Erst Weber hat das Lied im höheren Sinne ganz dramatisch gemacht.

Im Ausblick auf die Geschichte der deutschen Oper ist es der Beachtung werth, daß im „Doctor Faust" von der Erscheinung des wilden Heeres Gebrauch gemacht wird. Es geschieht hier nicht zum ersten Male; schon 1786 hatte

J. Ch. Kaffka eine Oper „Das wüthende Heer" componirt, in welcher dieses ein noch viel stärkerer dramatischer Factor ist, als bei Walter. Das Interesse für die deutsche Sagenwelt war unter den Gebildeten wieder im Wachsen begriffen, und von der Darstellung solcher Spukgestalten versprach man sich immer auch auf die Menge eine starke Wirkung. Betrachten wir aber die zu solchen Schauererscheinungen gemachte Musik, so finden wir meistens nicht viel mehr als gewöhnlichen Opernlärm. Ob ein Palast einstürzt, ein Schiff strandet, oder ob im nächtigen Walde „sturmbewegt die Eichen sausen" — die Componisten halten sich ans Prasseln und Krachen, und malen Alles mit denselben Mitteln. Sie verstehen offenbar noch gar nicht, um was es sich handelt. Wenn wir den Gespensterzug Walter's mit der Wolfsschlucht Weber's vergleichen, so ist es, als befänden wir uns in einer andern Welt. Oder besser: es ist nicht nur so, wir befinden uns wirklich darin. Zwischen 1790 und 1820 liegt die Zeit, in welcher eine tiefgreifende Umstimmung in Gemüth und Phantasie der Musiker vor sich ging. Sie haben in dieser Zeit gelernt, die Stimme der elementaren Natur zu verstehen.

Sie befinden sich in diesem Betracht den Dichtern gegenüber in einer sonderbaren Stellung, und damit kommen wir auf Goethe zurück. Ich sagte, die Mißhandlung seines Faust-Fragments durch Schmieder biete Stoff zur Betrachtung noch nach einer andern Seite hin, als der des Geschmackes und der Moral. Schmieder war gewiß kein Sohn Apolls. Aber er war, als er den „Doctor Faust" zusammenleimte, ein sehr routinirter Theaterdichter. Er wäre über das Goethe-Fragment sicherlich nicht wegen dessen Tiefsinn, Lebensfülle und schöner Sprache hergefallen. Er sah mit dem Auge des Praktikers, daß hier die prachtvollsten Opernscenen vorlagen. Das haben nach ihm noch viele Andre gesehen, mehr als ein halbes Jahrhundert später zwei Librettisten des bühnenkundigsten Volkes der Welt: Michel Carré und Jules Barbier, welche für Gounod den Text seiner Faust-Oper zurecht machten. Wir Deutsche haben uns über diesen französischen „Faust" anfänglich stark erbost; nachher sind wir des Protestirens müde geworden gegen ein Werk, das nun schon dreißig Jahre auf allen Theatern der Welt gegeben wird. Wir haben einsehen müssen, daß es nicht begründet ist, von Schändung eines Werkes zu sprechen, welches man, wenn schon unter Zerstörung eines Theiles seines rein poetischen Zaubers, durch nichts als eine gewandte Zusammenfügung all' seiner Hauptsituationen zu einer der wirksamsten Opern herrichten konnte. Daß dies möglich war, setzt voraus, daß in der Originaldichtung ein starker opernhafter Zug vorhanden sein mußte. Wenn z. B. sowohl Schmieder wie die Franzosen fanden, daß in dem Vorgang, wie Gretchen den Schmuck entdeckt und ihrem kindischen Entzücken darüber Ausdruck gibt, der Stoff zu einer tief charakteristischen Opernscene enthalten sei, so ist es wohl richtiger, anstatt über Verwelschung und coquette Entstellung des keuschen Deutschthums der Dichtung sich zu entrüsten, nach den Gründen dieser Uebereinstimmung zu sehen. Ein Meisterstück der Kunst äußert sein Wesen auch in den Anregungen, welches es für die Kunstproduction späterer Geschlechter gibt. Was aus ihm entsteht, und sei es auch befremdender Art, wird man um so ruhiger prüfen dürfen, da es selbst ja immer doch bleibt, was es ist.

Ein Vorurtheil freilich wird aufgegeben werden müssen: daß ein Operntextbuch die privilegirte Schuttstätte für theatralischen Unsinn und leere Phrasen sei, an denen die wahre Dichtkunst keinen Theil habe. Eine Goethe'sche Dichtung und ein Opernbuch — die Zusammenstellung allein erscheint auch heute noch Vielen als lächerlich oder entweihend. Aber dies Vorurtheil zu besiegen ist wohl Keiner geeigneter als Goethe selbst. Hat er doch selbst eine beträchtliche Anzahl von Opern geschrieben, ganz abgesehen von der Opernhaftigkeit des „Faust" in seinen beiden Theilen, und des „Egmont", die nicht unbemerkt bleiben konnte. Und hat er doch, um dem Fürsten Radziwill die Composition des „Faust" zu erleichtern, Zusätze zu seiner Dichtung nicht nur selbst gemacht, sondern auch Andern zu machen gestattet.

III.

Wer opernmäßig schreiben will, muß musikalisch sein. Ueber Goethe's musikalische Begabung ist in den letzten zwanzig Jahren viel gehandelt worden, und man ist dabei zu recht widersprechenden Ergebnissen gelangt. Mir scheint, daß man vielfach sich nicht ganz deutlich gemacht hat, was hier allein in Frage kommen kann. Goethe hatte als Kind und junger Mann etwas Clavier, Violoncell und Flöte gespielt, auch etwas gesungen, es aber in keiner Richtung weit gebracht und daher die Versuche bald eingestellt. Mit der Composition hat er sich nicht beschäftigt. Daraus darf geschlossen werden, daß ihm das Talent für die technische Seite der Musik gefehlt hat. Weil er nun vom Handwerk des Tonkünstlers wenig verstand, verhielt er sich, wie er an Rochlitz schreibt, „gegen Musik nur empfindend und nicht urtheilend". Da aber hundert Beweise vorliegen, daß er sein Leben lang der Musik in Liebe zugethan war und Eindrücke von ihr erhielt, die ihm nach seiner eigenen Aussage keine andere Kunst gewähren konnte, so wird ihm ein erhebliches Maß von Empfänglichkeit für die Schönheit der Musik nicht abgesprochen werden können. Hiermit könnte man sich wohl zufrieden geben, da es immer noch viel mehr ist, als von andern großen Dichtern, z. B. Lessing und Schiller, mit Grund gesagt werden kann. Manche versuchen nun aber, diese Empfänglichkeit allein aus Goethe's harmonisch gearteter Natur abzuleiten, die ihn gedrängt habe, sich allem Menschlichen liebend zu nähern. So habe er auch gesucht, zu der Musik ein Verhältniß zu gewinnen, aber mehr auf Verstandeswegen und philosophirend, als durch Intuition. Daß ein Geist, wie der seinige, auch mit dieser Methode zu manchem tiefen Einblick in die Musik gelange, sei natürlich. Aber der instinctive, sympathetische Zug, der zur Poesie und bildenden Kunst bei ihm vorhanden gewesen, jenes ahnende, naive Verständniß habe ihm der Musik gegenüber gefehlt. Als Beweis wird dann angeführt, daß Goethe sich gegen große Tonmeister seiner Zeit, wie Beethoven, Schubert, Weber, die ihrerseits seinen Dichtungen voll Bewunderung zugethan gewesen sind, gleichgültig oder ablehnend verhalten habe, aber Männern, wie Kayser, Zelter, Reichardt eine weit über ihr Verdienst hinausgehende Anerkennung zugewendet. Ich bezweifle sehr, daß diese Ansicht richtig ist, glaube vielmehr, daß Goethe auf Grund natürlicher Begabung von dem Urelement der Musik vielleicht mehr erfüllt gewesen ist, als irgend ein anderer großer Dichter, und

daß das Problematische, was etwa hier entgegentritt, in anderen Verhältnissen begründet lag.

Dichtkunst und Musik gehören ursprünglich zusammen, können sich aber in ihrer Entwicklung trennen, so weit trennen, daß es ihnen, wenn sie sich später doch einmal begegnen, schwer fällt, einander wiederzuerkennen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war dies in Deutschland so. Ich glaube, die Meisten, welche über Goethe's Verhalten zur Musik nachdenken, haben über deren damalige Beschaffenheit unrichtige Anschauungen. Die Meinung beherrscht immer noch die weitesten Kreise, daß die Blüthe der Musik in Deutschland mit Haydn und Mozart, also mit Zeitgenossen Goethe's beginne. Dann bildet sich wie von selbst die Vorstellung, daß Musik und Dichtkunst damals wie Zwillingsäpfel auf einem Aste gewachsen sind, und wenn nun ein wesentlich verschiedener Geschmack bei ihnen gefunden wird, ist man geneigt, den Grund in einer organischen Verkümmerung der einen Frucht zu sehen. Die Sache lag aber wesentlich anders. Als Goethe geboren wurde, war die Musik längst groß und stark, und einsichtsvolle Männer meinten, sie sei zu einem Grade der Vollkommenheit erwachsen, welcher nicht mehr überboten werden könne. Es ist gar nicht nöthig, zur Prüfung der Berechtigung solcher Urtheile an Händel und Bach zu denken, ich meine auch gar nicht die deutsche Musik allein. Die Tonkunst war damals in viel höherem Sinne kosmopolitisch als heute; es gab keinen deutschen Componisten, der nicht auch von italienischem und französischem Wesen berührt gewesen wäre, keinen Musikliebhaber, der neben vaterländischer Musik nicht ebenso bereitwillig die fremdländische genossen hätte. Große Talente in beispielloser Fülle brachte Italien hervor, aber auch in Deutschland und Frankreich folgte Generation der Generation in rastloser schöpferischer Bethätigung. Dabei hatte die Musik den Vortheil, sich in allgemein anerkannten, traditionell erstarkten Formen zu bewegen, die der individuellen Bewegung hinreichende Freiheit ließen, aber auch vor unnützer Kräfteverschwendung schützten. Sie stellte eine Macht im Leben dar, von der es schwer fällt, sich heute eine ausreichende Vorstellung zu machen, alle Verhältnisse durchdrang sie mit ihrem feinen Aether, und im Reiche der Künste war sie unbestrittene Herrscherin. Am meisten unterthan in Italien und in Deutschland war ihr die Dichtkunst; wo diese eindringlicher wirken wollte, konnte sie es nur noch im Dienste der Musik: kein Wunder, daß sie — wenigstens bei uns — auch nur noch den Werth einer Sklavin besaß. Als nun endlich wahrhaft dichterische Kräfte anfingen, sich zu regen, mußten sie in der Musik ihre natürliche Gegnerin sehen. Die ganze deutsche Dichtergeneration wuchs auf im Zustande der Opposition gegen die bisherige Tyrannin. Die Befreiung von ihr war so sehr eine Lebensfrage, daß selbst ein Gottsched ihre Nothwendigkeit begriff und mit dem Dreschflegel drein schlug, um die Oper zu Falle zu bringen; er hat dadurch den genialen Köpfen der nachfolgenden Generation die Bahn frei gemacht, aber durch die blinde Wuth, mit der er sich auch gegen das Singspiel kehrte, den Dank verscherzt, der ihm sonst gebührt hätte. Ergriffen von der geistigen Bewegung, deren Ziel war, der Dichtkunst verloren gegangene Rechte zurückzuerobern, ist Goethe herangewachsen. Er und das ganze damalige junge Deutschland um ihn, Herder theilweise aus-

genommen, waren Antimusiker. Den vollen Gegensatz zu ihnen bildet Friedrich der Große, der ein Bewunderer der damaligen Musik war, aber die deutsche Literatur gering achtete.

Vom richtigen Instincte ihrer Führer geleitet, setzte die Bewegung dort ein, wo die einzige schwache Stelle der Musik war, im Liede; hier fand sie auch die Unterstützung des wieder auflebenden Volksgeistes. Das weltliche deutsche Lied — nicht das durch kirchlichen Gebrauch geweihte geistliche — wurde noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts von den Musikern mit der äußersten Geringschätzung angesehen. Die Beschäftigung mit ihm galt eines Künstlers für unwürdig, und höchstens für Dilettanten geeignet. Aber die weltliche Musik war auch nur zum geringen Theile heimischen Ursprungs und somit volksthümlich. Sie beruhte zumeist auf der Opern- und Kammermusik der Italiener und trug das Wesen einer vornehmen, für feingebildete Kreise bestimmten Kunst scharf genug ausgeprägt. Mit dem deutschen Singspiel der fünfziger Jahre tritt eine vom Volke ausgehende Gegenströmung hervor. Unter englischem und französischem Beistande hebt sich in ihm die, längst ebenfalls mit Liedern ausgestattete, deutsche Volkscomödie auf eine höhere Stufe. Als Goethe in Leipzig studirte, stand hier das deutsche Singspiel in erster frischer Blüthe, und er wandte ihm die lebhafteste Theilnahme zu. Wie die empfangenen Anregungen in ihm gewirkt hatten, zeigten einige Jahre später „Erwin und Elmire", „Claudine von Villa Bella" und — die Gretchengesänge im „Faust". Gesänge! Denn das sind außer dem „König von Thule" auch Gretchens eigene lyrische Monologe. Goethe kann auf diese Formen nur durch die Vorstellung gesungener Dichtungen gekommen sein, und auf ihre Einmischung in den gesprochenen Dialog nur durch das deutsche Singspiel. Derartige Beschäftigungen sind also nicht als Librettistenarbeiten zu verstehen, sondern als Theaterstücke, die den nationalen Geschmack und den volksthümlichen Gesang zu höherer Ehre bringen und auch der Dichtkunst ihr gebührend Theil retten sollten. „Erwin" und „Claudine" waren nach maßgebender italienischer Auffassung schon ihrer Form nach gar keine Opern, wie eben so wenig Weiße-Hillers Singspiele als solche gelten konnten. Goethe dachte damals, es würde möglich sein, die Gattung in ihrer anfänglichen einfachen Art, wie einen wohlgepflegten kleinen Hausgarten, zu erhalten. Hierin irrte er sich. Der zierliche Nachen ließ sich nur unter dem Schutze des Ufers eine Zeit lang gemächlich schaukeln; weiter hinausgelangt riß ihn der mächtige Strom der Musik mit sich fort und trug ihn zum fernen Ziel. Das war die Wirkung, welche Mozart's „Entführung aus dem Serail" in der Geschichte des Singspiels gemacht hat. „Sie schlug alles nieder," schrieb Goethe später an Zelter, und seit der Zeit gab er es auf, deutsche Singspiele älterer Art zu dichten.

Diese Dinge müssen wohl in Acht genommen werden, um die Stellung zu verstehen, welche Goethe zeitlebens der deutschen Liedcomposition gegenüber eingenommen hat. Das Lied war es gewesen, das ihn zuerst mit der Musik in innerliche Berührung gebracht hatte, und mit dem Liede hatte er gegen die damalige Musikübung Front gemacht. Sich der Ueberfluthung durch die Musik erwehren, mußte der Wahlspruch des Dichters sein; er hat in seinem langen Leben keinen Grund gehabt, dies als einen unberechtigten Anspruch zu erkennen.

Was ihm in den Jahren, wo unsere Eindrücke am tiefsten gehen, als die allein mögliche Verbindung von Wort und Ton im Liede erschienen war, daran hat er festgehalten. Für die Oper war damit nichts präjudicirt. Er hatte nicht Gelegenheit gehabt, an den Hauptpflegestätten derselben, also in Wien, München, Dresden, Berlin, sich mit dieser Kunstgattung bekannt zu machen. Das Wesen der italienischen Oper lernte er zuerst annähernd durch die Bellomo'sche Gesellschaft in Weimar, dann vollständig in Italien kennen. Hier wurde ihm die Berechtigung klar, mit welcher der Italiener die Musik vorwalten ließ, „die wie ein himmlisches Wesen über der irdischen Natur der Dichtung schwebt", und diese nur ganz leichthin und oft nachlässig behandeln durfte. Hier erst dichtete er wirkliche Operntexte und fand er auch, wie ich nicht zweifle, das volle Verständniß für die Opern Mozart's, mit dem er seiner Zeit vorangeeilt ist. In den Liedcompositionen Beethoven's und Schubert's aber konnte er von seinem Standpunkte aus keinen Fortschritt sehen. Sie machten aus den Dichtungen etwas Anderes, als Goethe beabsichtigt hatte. Die alte Uebermacht der Musik schien hier rücksichtslos wieder hervorzubrechen, welcher das Werk des Poeten nicht viel mehr als Rohmaterial bedeutete. In der That darf, was wie ein Goethe'sches Gedicht als selbständiges Kunstwerk entstanden ist, den Anspruch erheben, daß es auch in Verbindung mit einer anderen Kunst immer noch als ein solches respectirt wurde. Wir haben alle Ursache, auf das deutsche musikalische Lied, wie es im neunzehnten Jahrhundert gedieh, stolz zu sein; es ist eine Erscheinung, deren Eigenart und Fülle kein andres Volk etwas Aehnliches zur Seite setzen kann. Aber der gerechte Beurtheiler muß doch zugeben, daß zwischen den beiden Factoren, die hier zusammenwirken, nicht Alles in Ordnung ist. Daß die moderne Liedbichtung glaubt, der Unterstützung der Musik überhaupt entrathen zu können, mag man eine Ueberhebung über ihr natürliches Wesen nennen. Der Dichter wird dagegen geltend machen, daß er in Rhythmus und Reim, im melodischen Steigen und Fallen der Silbenreihen selber ein Stück Musik zur Erscheinung bringe. Ist dieses nun auch noch etwas Anderes, als der Aufbau geordneter Reihen von festbestimmten Tönen, so hat der Dichter doch immer dem Musiker eine gewisse Form deutlich genug vorgezeichnet. Erscheint aber dem Musiker die Form zu eng, überspringt oder zerbricht er sie, so zerstört er einen lebendigen Organismus. Auf diese Weise mag er nach rein musikalischen Gesetzen etwas Schönes zu Stande bringen, dem Ideal des Dichters wird er sich nicht nähern. Nicht nur Goethe mußte ein solches Verfahren unbehaglich empfinden, es ist, so weit ich sehe, auch bei allen späteren Liederdichtern der Fall gewesen und wird immer so sein. Die Liedcomposition seit Beethoven zeigt einen so starken Ueberschuß an Musik, daß von harmonischem Zusammenwirken mit der Poesie — manche schöne Ausnahme abgerechnet — nicht wohl die Rede sein kann. Wir haben uns allmälig an die Anomalie gewöhnt, wegen der überaus reizenden Kehrseite, welche dies Verhältniß hat. Aber dem Dichter sollte man nicht verdenken, daß er auf sich hält, und den, der unter gewissen Umständen Antimusiker sein mußte, deshalb nicht für unmusikalisch halten. Die Musiker selbst standen hier ganz anders. Sie schalteten über ein altes, fest fundirtes Besitzthum. Ihnen konnte es nur angenehm sein, wenn sie durch Einbeziehung gehaltvollerer Poesie ihr Werk

reizvoller machten. Sie haben sich deshalb ausnahmslos, Beethoven und Schubert voran, die Dichtungen Goethe's mit Freuden gefallen lassen. Aber sie würden es wahrscheinlich gar nicht verstanden haben, wenn ihnen der Dichter zugemuthet hätte, ihn auf gleichen Fuß mit sich zu stellen. Dennoch bleibt die Forderung zu Recht bestehen, daß, wenn zwei Künste sich zur Darstellung eines Ideals verbinden, nicht die eine zuvor ihre Arbeit für sich abthut und diese dann in der Mache der anderen ihrem Schicksale überläßt, sondern daß sie von Grund aus die Bedürfnisse der andern berücksichtigt. Die vollkommene Gesangscomposition entsteht nur da, wo entweder eine und dieselbe Person „sagt und singt", wie in alter Zeit, oder wo der Dichter sich beschränkt, stets nur unter der Vorstellung musikalischer Ergänzungsbedürftigkeit zu schaffen, wie die italienischen Madrigalisten. Diesen höchsten Grad der Vollkommenheit kann man der modernen, symphonischen Liedcomposition, die unter dem Banner der Instrumentalmusik auszog, nicht zusprechen. Freilich ist er auf der andern Seite, auf die sich Goethe stellte, auch nicht erreicht, weil hier die geringere Talentkraft war. Aber so gering waren ihre Leistungen doch nicht, daß es unbegreiflich gewesen wäre, wie sie Goethe gefallen konnten. Man hält Schubert's „Erlkönig" mit dem der Corona Schröter zusammen, und lächelt bedauernd, daß ihm dieser gefiel, während ihm jener nicht gefiel. Was kannte denn Goethe von Liedcompositionen, die ihm überhaupt als solche erscheinen konnten? Was war in seiner Jugend vorhanden? Die Lieder von Doles, Hiller, Breitkopf, Herbing, allenfalls die Odensammlung Gräfe's, etwas später die Lieder André's, Neefe's und ähnliches kaum Gleichwerthige. Daß von hier zu den Liedern Reichardt's und Zelter's ein großer Schritt aufwärts war, wird Jeder zugeben, der sie kennt. Zelter's Liedcompositionen namentlich werden zur Zeit stark unterschätzt. Der Geist, der in ihnen lebte, war doch kräftig genug, um in norddeutschen Kreisen das Wesen des Liedes noch auf lange zu bestimmen. In Berlin hat er noch zu Mendelssohn's Zeiten und darüber hinaus erkennbar nachgewirkt.

Das Lied also, das wollte ich nur sagen, muß ganz ausgeschieden werden, wenn man Goethe's Verhältniß zu den großen Musikern prüft. Was aber die übrigen Gattungen betrifft, so dürfte es schwer halten, einen Mangel an naivem Verständniß nachzuweisen. Von der Oper ist schon die Rede gewesen. Mit welcher überzeugenden Wärme er von dem „Messias" sprechen konnte, kann man im Briefwechsel mit Rochlitz lesen. Vielstimmige unbegleitete Gesänge aus der älteren Zeit der Kirchenmusik gaben ihm, wie er durch den Mund der „schönen Seele" bekennt, einen Vorschmack der Seligkeit. Zu welcher tief verständnißvollen Aeußerung ihn das Anhören Bach'scher Claviermusik veranlaßte, weiß Jedermann. Immer muß man auch bedenken, daß er wenig gute Aufführungen in seinem Leben gehört hat, und daß auch Andere und Jüngere als er sich in den Instrumentalwerken Beethoven's nicht gleich zurechtfanden, der ihm überdies, wie es scheint, persönlich nicht sympathisch gewesen ist. Dazu kommt, daß ihn die Gesangsmusik überhaupt tiefer berührte, als die instrumentale. „Melodien, Gänge und Läufe ohne Worte und Sinn," läßt er Wilhelm Meister sagen, „scheinen mir Schmetterlingen oder schönen bunten Vögeln ähnlich zu sein, die in der Luft vor unsern Augen herumschweben, die wir allenfalls haschen und

uns zueignen möchten; da sich der Gesang dagegen wie ein Genius gen Himmel hebt, und das bessere Ich in uns ihn zu begleiten anreizt." Er hätte nicht der Dichter sein müssen, der er war, wäre es ihm anders erschienen.

Aber es ist Zeit, endlich zu sagen, daß man Goethe's Verhältniß zur Musik ganz einseitig ansieht, so lange man sich beschränkt, nur die Empfänglichkeit zu beobachten, die er fremder Musik entgegenbrachte. Goethe componirte nicht, und war dennoch musikalisch productiv als Dichter. Ich meine hier weniger den melodischen Reiz seiner Sprache, auch nicht jenes leicht Componirbare, das Beethoven an Goethe's Versen lobte und das immer schon ein Maß latenter Musik im Gedicht voraussetzt. Es ist vielmehr das Erschließen einer neuen Art von Kunstideen, die ihre volle Verwirklichung nur durch die Musik, nicht durch die Dichtkunst erhalten können. Der Begriff: musikalisches Stimmungsbild ist unserer Zeit einer der geläufigsten und erscheint dem Wesen der Musik so sehr zu entsprechen, daß es schwer halten mag, sich vorzustellen, er sei einmal nicht dagewesen. Aber das musikalische Stimmungsbild war in der That, wenn man Vieles aus den Werken Sebastian Bach's ausnimmt, bis um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nicht nur seinem Namen, sondern auch seinem Wesen nach etwas Unbekanntes. Und diejenigen, welche es alsdann entdeckten, gingen nicht etwa aus den Reihen der Musiker hervor; die Dichter waren es und Goethe als der kräftigste und vordringendste unter ihnen. Mit jenen zuständlichen Gedichten, in denen die Seele wie still athmend daliegt — der Mehrzahl nach sind es Naturlieder — hat er ein neues Gebiet erobert, das viel mehr noch für die Musiker als für die Dichter fruchtbringend werden sollte. Es geschah nicht sogleich, daß jene von dem Gebiet Besitz ergriffen. Auch jetzt wiederholte sich eine Erscheinung, die man häufig in der Kunstgeschichte beobachten kann. Treten neue Culturideen auf, so ist die Poesie voran, sie zu gestalten. Die bildende Kunst pflegt ihr zu folgen. Aber erst dann, wenn diese Ideen die geistige Sphäre bis in die äußerste Peripherie erfüllt und alle Lebensformen durchdrungen haben, pflegt die Musik ans Werk zu gehen. Da ihr „Naturschönes" nur die allgemeinen Lebensbewegungen sind, entspricht dies ganz ihrem Wesen. Ich sagte oben, erst zwischen 1790 und 1820 sei die Zeit gewesen, da die Musiker gelernt hätten, die Stimme der elementaren Natur zu verstehen. Mozart noch hat ihr kaum gelauscht. Haydn in den „Jahreszeiten" hört und sieht in Naturerscheinungen mehr nur den Segen oder Unsegen, welcher aus ihnen der Menschheit erwächst. Aber wenige Jahre weiter noch, und in Beethoven's Pastoralsymphonie strömt uns die ganze Fülle pantheistischen Naturgefühls entgegen, das in der Brust unserer Dichter seit fast einem halben Jahrhundert schon wach war und durch sie in die Gemüther des deutschen Volkes tief eingepflanzt. Nun beginnt die Zeit, da der Reichthum neuer Anschauungen, den das achtzehnte Jahrhundert hervorgebracht hatte, für die Musik verwendbar wird. Als ihr eigentlichster Verkündiger unter den Musikern erscheint Weber. In seinen Opern kommt denn auch jenes Naturgefühl zum schönsten und treffendsten Ausdruck.

Die Dichter waren hier die Pioniere für die Musiker. Sie versuchten mit ihren Mitteln nach Möglichkeit zu leisten, was vollständig doch nur die erfüllen konnten, die nach ihnen kamen. Aber immerhin gingen sie diesen auf ihren

Wegen voran; Goethe war also wirklich musikalisch schöpferisch. Lieder, wie „Ueber allen Gipfeln ist Ruh'" und „Füllest wieder Busch und Thal still mit Nebelglanz", sind im tiefsten Grunde der schaffenden Phantasie als eine Art von musikalischen Symphonien empfunden. Als Gedichte tragen sie an der ihnen innewohnenden Stimmungsfülle zu schwer. Man mag sie mit der größten Sammlung und Versenkung lesen oder sprechen, immer gehen doch Wort und Gedanken zu schnell vorüber. Auch das Hinzutreten der Musik in der Weise, wie es sich Goethe beim Liede vorstellte, genügt hier nicht. Bei den angeführten Liedern ist hierfür der thatsächliche Beweis geliefert. Keinem Componisten, selbst einem Schubert nicht, ist es gelungen, ihnen eine auch nur annähernd ausreichende musikalische Interpretation zu geben. Es steht fest, daß es Lieder gibt, die zu musikalisch sind, um componirt werden zu können. Auch die nachgoethesche Zeit hat deren gebracht; Lenau's „Weil auf mir, du dunkles Auge", ist solch' ein Lied. Der Barbar will keiner sein, diese kleinen, grade in ihrem hülflosen Stammeln so wunderbar ergreifenden Dichtungen zu zerstückeln und die Stücken beliebig zu wiederholen, bis der Raum ausgefüllt ist, den die Musik zur Darstellung einer Stimmung braucht. Und wenn es doch Jemand unternähme, so müßte er wenigstens auch, wie Natalien's Oheim, für unsichtbare Aufstellung der Sänger und Spieler sorgen. Aber dem menschlichen Organ an sich haftet etwas Individuelles an, das der völligen Auflösung in eine allgemeine Stimmung widerstrebt. Verse wie diese:

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit

können für das, was sie — nicht sagen, aber sagen wollen, nur in der wortlosen Instrumentalmusik das ausreichende Mittel finden.

Goethe wußte selbst ganz genau, daß er sich mit solchen Poesien auf dem Gebiete der Musik bewege. Lotte spricht und singt eine Melodie, welche Werther jedesmal wunderbar lösend und sänftigend berührt. In verstörtem Seelenzustande, der das Bevorstehen der Katastrophe ahnen läßt, sitzt er bei ihr; sie spielt wieder. „Und auf einmal fiel sie in die alte himmelsüße Melodie ein, so auf einmal, und mir durch die Seele gehn ein Trostgefühl und eine Erinnerung des Vergangenen, der Zeiten, da ich das Lied gehört, der düsteren Zwischenräume, des Verdrusses, der fehlgeschlagenen Hoffnungen, und dann — Ich ging in der Stube auf und nieder, mein Herz erstickte unter dem Zudringen." Was er hier als Wirkung der Musik schildert, ist genau dasjenige, was er in den oben angeführten Zeilen andeutet. An die schöne Stelle aus dem Ende des ersten Buches von „Wilhelm Meister's Lehrjahren", wo Wilhelm wandernde Musikanten vor dem Fenster Marianens eine Nachtmusik bringen läßt und selbst in einiger Entfernung träumerisch lauscht, erinnere ich hier nur; sie beweist dasselbe. Man könnte sie einen Commentar nennen des Liedes „O gieb vom weichen Pfühle träumend ein halb Gehör".

Aber daß es eben neue Ideale waren, deren völlige Ausgestaltung der Tonkunst einer späteren Generation vorbehalten blieb, zeigt sich überall,

wo Goethe in solchen Fällen die Musik praktisch beschreibt. Mit dem ihm eigenen Sinne für das Wirkliche und Anschauliche geht er nirgends über das hinaus, was er selbst beobachtet und nach seiner Gewohnheit scharf beobachtet hatte. Heine, Eichendorff sprechen vom Lautenspiel zu einer Zeit, wo Niemand mehr eine Laute in die Hand nahm. Dergleichen wird man bei Goethe niemals finden. Angenommen einmal, es wäre gänzlich unbekannt, wann er seine Romane geschrieben hätte, so würde der Musikhistoriker aus der Art, wie in ihnen die Musikübung beschrieben wird, ihre Entstehungszeit sicher bestimmen können. In den „Wahlverwandtschaften" (1. Theil, 3. Capitel) ist eine Stelle, wo erzählt wird, wie Eduard, Charlotte und der eben angekommene Hauptmann in der Mooshütte an der Felswand, dem Schlosse gegenüber, sitzen und das Glück einer ruhigen Freundschaft voll Behagen genießen. „Waldhörner ließen sich in diesem Augenblick vom Schlosse herüber vernehmen, bejahten gleichsam und bekräftigten die guten Gesinnungen und Wünsche der beisammen verweilenden Freunde." Das Horn hat seit dem Erscheinen des „Freischütz" einen ganz eigenen, romantischen Charakter bekommen, dessen Verwendung an jener Stelle ausgeschlossen ist. Aber Goethe hat sich in der Wahl des Instrumentes nicht vergriffen. Im vorigen Jahrhundert wurde das Waldhorn in der Kunstmusik in der That anders benutzt, wenn es nämlich einen heiteren wohligen und doch festlichen Klang galt. Wenn Werther erzählt, Lotte habe eine Melodie, die sie auf dem Clavier spiele, und hinzufügt, sie sei ihr Leiblied, so läßt sich dieses nur von jenen kleinen, in der Mitte des Jahrhunderts beliebten Liedern verstehen, die zugleich Spielstücke waren und sich häufig in der Form eines der damaligen Tänze bewegten, demnach auch ganz wie Clavierstückchen aufgezeichnet waren. Die Instrumente der Spielleute unter Marianens Fenster sind Clarinetten, Waldhörner und Fagotte, ganz genau eben diejenigen Instrumente, die man in den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts zu Serenadenmusik gebrauchte. Wenn Goethe die Musikanten einige Zeilen weiter unten „Sänger" nennt, so ist dies gleichfalls keine poetische Licenz, sondern in Wahrheit begründet, denn die deutschen Spielleute des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts pflegten in der That auch den volksthümlichen Gesang. Vergleichen wir nun aber die Beschaffenheit der Musik, welche Goethe allein gemeint haben kann, mit dem, was sie ihm offenbart, so steht es in keinem Verhältniß. Einfache Innigkeit der Empfindung ist nicht das Merkmal der damaligen liedhaften Melodien, sie sind eher spielend und geziert oder spießbürgerlich und trocken; auch war der Ton des Clavichords, das damals allgemeines Familieninstrument war, heiser, schwach und schüchtern, so daß man sich wundert, wie dies Alles zusammen solch' gewaltige Eindrücke hervorbringen kann. Wir kennen auch die Musik zur Genüge, welche bei Serenaden gemacht zu werden pflegte, um behaupten zu können, daß sie den Stimmungen nicht entspricht, in welche Goethe den Wilhelm versinken läßt. Der Einwand, es könne bei einer Musik Jeder empfinden, was er wolle, wäre nicht stichhaltig; eine gewisse Uebereinstimmung zwischen dem Charakter des Musikstücks und der Qualität seines Eindrucks wird immer vorhanden sein, nur bei dem Versuch, ihn in Worte umzusetzen, werden die Divergenzen beginnen. Man kann auch bestimmt annehmen, daß die Musiker selbst jene Arten von Musik ganz

anders verstanden. Diese Bemerkungen, welche vielleicht pedantisch scheinen, werden nur gemacht, um zu zeigen, daß Goethe, wo er die praktische Seite der Musik berührte, natürlich die Dinge nehmen mußte, wie er sie fand, daß aber die musikalische Kraft, welche er als Ingredienz seines dichterischen Genies besaß, ihn weit über sie hinaustrug. Und zwar nicht in ein Wolkenkuckucksheim, wie dies bei Jean Paul manchmal geschieht, sondern in eine Zukunft, wo die Ideale, die er vorempfand, zu musikalischen Wirklichkeiten geworden waren. Denn eine Melodie Schubert's und das Adagio aus Beethoven's Septuor, dieser Krone aller Serenadenmusik, könnten mit ihrem Zauber allerdings jene Wunder wirken.

Anfang unseres Jahrhunderts hatte sich die Luft mit neuen poetisch-musikalischen Stimmungen so sehr erfüllt, daß die Musiker sie, ohne zu wissen, einathmeten. Weber hat nie eine Zeile von Goethe componirt und steht doch in der ersten Reihe Derjenigen, die seine Anregungen in Werke umsetzten. Weil sich unberechenbare Zufälligkeiten zwischen sie schoben, haben sie sich auch persönlich nicht näher berührt. Dies darf man bedauern. Den von Goethe mehrfach mit Nachdruck ausgesprochenen Gedanken, daß die Gebärdensprache des Schauspielers durch nichts wirksamer unterstützt werde, als durch eine analoge Musik, hat Weber zuerst, und zwar schon in der „Silvana“, genial verwirklicht. Wer sich den gemeinsamen Zug recht anschaulich machen will, der durch beide Künstler hindurch geht, lese den Geistergesang im „Faust“: „Schwindet, ihr dunkeln Wölbungen droben!“, dies wunderbarste musikalische Phantasiestück in Worten, und höre dann die Gesänge und Tänze der Meerjungfrauen und der Elfen im „Oberon“. Damit will ich nicht sagen, daß Weber jenen Gesang in vollendeter Weise hätte componiren können, obwohl er gewiß der Erste dazu gewesen wäre. Er ist überhaupt nicht zu componiren. Er gehört zu den obengenannten Dichtungen, die dafür zu musikalisch sind. Sie nehmen dem Componisten zuviel vorweg, er müßte wesentlich reduciren und entstellen, um sie überhaupt nur möglich für sich zu finden. Auf der andern Seite erreichen sie, allein auf die Mittel der Poesie gestellt, doch wieder nicht genug. Sie sind wie zwischen Himmel und Erde schwebende zauberische, aber heimathlose Geschöpfe. An ihnen treten die Folgen der getrennten, ja zeitweilig oppositionellen Entwicklung von Dichtkunst und Tonkunst zu Tage. Aber nicht nur an ihnen, auch an der Musik, die endlich in ihre Sphäre eintrat, offenbaren sie sich. Wo Goethe einmal, wie in seinen Cantaten, sich der Musik praktisch anbequemte, hat es sich gezeigt, welche Ergebnisse das Zusammenwirken mit ihr haben konnte. Gewiß ist die „Erste Walpurgisnacht“ mit Mendelssohn's Musik die vollendeteste weltlich-oratorienhafte Composition unseres Jahrhunderts. Aber häufig finden beide Künste den Punkt nicht mehr, in dem sie sich vereinigen können. Die Instrumentalmusik sucht sich zu helfen, indem sie sich poetische Anschauungen durch eine äußerliche Manipulation unterschiebt, anstatt sie durch das Mittel des Gesanges organisch mit sich zu vereinigen. Das geschieht schon durch Beethoven's Pastoral-Sinfonie, die auch in dieser Beziehung ein geschichtliches Denkmal ist. Es geschieht in Mendelssohn's Concertouverturen, und alsdann in der ganzen sogenannten Programm-Musik. Man sieht, wie es zu dieser hat kommen können. Wenn nun die Tonkünstler mit Leidenschaft den Standpunkt vertheidigen, daß die appercipirten poetischen Vorstellungen auf den Bau des

Musikstückes keinen ausschlaggebenden Einfluß ausüben dürfen, so haben sie ganz Recht: sie würden sonst die selbständige Existenz ihrer Kunst verneinen. Aber daß dieses nicht nur eine Nothwehr, sondern auch ein Nothbehelf ist, sieht ein jeder.

In dem Vorbericht der von der Berliner Singakademie veranstalteten Partiturausgabe der Faustmusik des Fürsten Radziwill wird gesagt, dem Componisten habe die ganze Handlung vorgestanden „wie vom lauschenden Geiste der Musik stets nahe umschwebt". Damit hat dieser gezeigt, daß ihm eine wesentliche Eigenschaft des Goethe'schen Faustgedichts voll verständlich geworden war; wirklich kann man sagen, daß es, ähnlich vielen kleineren Gedichten Goethe's, ganz und gar im musikalischen Aether schwimmt, und dies wird es auch gewesen sein, was Beethoven anreizte, wie er an Rochlitz sagte, „den Faust zu componiren". Aber darin irrte meiner Meinung nach der Fürst Radziwill, daß er glaubte, jenes musikalische Element vor Allem durch melodramatische Begleitung ausdrücken zu können. Beim Melodram wird die Aufmerksamkeit zwischen zwei unverbundenen Elementen getheilt; es kann daher niemals einen harmonisch befriedigenden Eindruck machen, wennschon es manchmal als Zwischenstufe zwischen Rede und Gesang in der Oper gute Wirkung thut. Und auch das war ein Irrthum, daß Fürst Radziwill die Musik dort mit ihrer vollen Körperlichkeit eintreten ließ, wo der Dichter sie gradezu zu fordern scheint. Der Schein trügt. Das Musikelement, das Goethe in sich trug, zeigt sich hier in poetischer Verkleidung; will man zu ihm selbst durchdringen, so muß man die Verkleidung abthun. Das gilt, wie schon gesagt, von dem Geistergesang „Schwindet, ihr dunkeln Wölbungen droben", auch von dem dem späteren „Weh! Weh! du hast sie zerstört"; sie sind in dieser Form an den ihnen zugewiesenen Stellen uncomponirbar, wenn man nicht dem von Goethe beabsichtigten Eindruck gradeswegs entgegenarbeiten will. Aber auch von andern Stellen muß man es behaupten, von den Chorgesängen in der Osterfrühe zum Beispiel. Was Goethe gemeint hat, ist vielmehr nur ein elementarisches Klingen („Welch' tiefes Summen, welch' ein heller Ton"), dazu vereinzelte, wie herübergewehte Worte und Melodietheile; dies weckt die Erinnerung in Faust an Jugendglück und Jugendunschuld, aber der Inhalt der ihm von Kindheit auf bekannten Ostergesänge soll nur wie ein frommer Schatten segnend nebenhergehen. Werden die Chöre vollständig gesungen, so dauern sie zu lange, und es drängt sich die materielle Wirkung der Musik an sich viel zu sehr hervor, da das Ganze doch nur wieder eine jener unvergleichlichen Symphonien ist, die nur innerlich empfunden werden sollen. Ebenso liegt die Sache in der Domscene; sie strömt Musik aus allen Poren aus, aber man kann ihr nicht beikommen, wenn man sie nur so, wie sie dasteht, ganz oder theilweise in Musik setzt; alle Versuche haben das bewiesen. Der Chor, welcher das Dies irae singt, ist es, woran sie scheitern müssen, also grade der Theil der Dichtung, welcher die Hülfe der Musik direct zu fordern scheint. Was Goethe beabsichtigte, war nur, daß sich die Stimmung eines erhabenen, furchtbaren Ernstes über die Scene legen sollte; solches muß aber der Musiker auf einem andern, als dem hier vorgeschriebenen Wege erreichen. An andern Stellen wieder rechnet der Dichter scheinbar nicht auf musikalischen Beistand, obwohl er sich zur Ausgestaltung seines Idealbildes gar nicht entbehren läßt. Jeder wird das beleidigend Ernüchternde am Aus-

gange der Schlußscene empfunden haben, wenn dem Ausruf des Mephistopheles „Sie ist gerichtet!“ die „Stimme von oben“ vom Schnürboden herunter oder sonstwoher in dem trocknen, prosaischen Sprechton ihr „Ist gerettet!“ entgegenschreit. Einem richtigen Gefühle folgend hat der Fürst Radziwill an dieser Stelle einen kurzen Engelchor „Gloria in excelsis Deo! Gerettet! Gerettet!“ singen lassen. Aber damit dies künstlerisch überhaupt nur denkbar ist, muß wenigstens jene melodramatische Behandlung vorausgesetzt werden, welche die ganze Scene dort auch erfahren hat; ein plötzliches Einfallen der Musik in den gesprochenen Dialog würde dessen ganze Wirkung vernichten. Will man also diesen, so kann der Chor nicht sein. Der Vorgang ist undarstellbar. Die Scene ist ein leidenschaftliches, düsteres Allegro, das sich mehr und mehr steigert und zu den schneidendsten Dissonanzen zusammenballt, die sich plötzlich in reine, lichtflimmernde Harmonien lösen und so leise verzittern. Daß Goethe's Phantasie gar nicht beim Theater war, als er dies schrieb, sieht man auch aus der letzten Bemerkung: „Stimme von innen verhallend“. Wenn die Stimme von „innen“ kommen soll, so muß der Zuschauer auf der Bühne bereits das „Draußen“ sehen, was nicht zu machen ist. Dem Dichter kam es aber auf das „verhallend“ an, und damit dies logisch begründet erschien, mußte Gretchen schon weit entfernt sein, „drinnen“ zurückgelassen von dem davonjagenden Faust; er hört auch nicht mehr sie, er hört nur undeutlich noch „eine Stimme“. Alles Vorgänge im Reiche der Musik. Undarstellbar ist ferner, auf der Bühne sowohl wie in jeder andern bildlichen Weise, der Vorüberritt am Rabenstein; die stürmische Bewegung der Idealvorstellung ist mit der bildhaften Ruhe unmöglich zu vereinigen. Gelesen und nur innerlich vorgestellt, geht die Scene vorüber, ohne daß man zum Bewußtsein kommt. Die Musik ist die einzige Kunst, welche die volle Ruhe einer Stimmung auch in der wildesten Bewegung wahren kann, also eben das vollbringen, was hier nöthig ist. Aber nur Instrumentalmusik wäre möglich, Worte würden nicht mitkommen. Und da uns die Instrumentalmusik keine Begriffe und Gedanken vermitteln kann, so stehen wir hier wieder an den Grenzen dessen, was die Künste zu leisten im Stande sind.

Ich habe Beispiele angeführt und nichts weiter. Eine erschöpfende Darstellung der hier vorliegenden Erscheinung würde viel weitere Verhältnisse erfordern. Aber indem wir wie unwillkürlich auf den „Faust“ zurückgekommen sind, mag zum Schluß unser Blick auch noch einmal auf Schmieder und seine „Original-Oper“ fallen. Wir wissen nun, was ihn gelockt hat, das Faustfragment so unbarmherzig zu plündern. Eine Dichtung, wie diese, die zu klingen anfängt, sowie der Leser nur hineinsieht, dazu die Menschen von unvergleichlicher Naturwahrheit und Schärfe der Zeichnung — daran mit ungefüllten Taschen vorüberzugehen, war für einen Librettisten wie er eine zu starke Zumuthung. Wenn ein literarisches Tribunal ihn der ärgsten Freibeuterei für schuldig befinden wird, so möchte ich vom Standpunkte der Musik aus zwar nicht für Freisprechung, aber doch für mildernde Umstände plaidiren. Schmieder hat in Goethe etwas erkannt, was in seiner Zeit Vielen verborgen blieb, und was unserm Nachdenken auch heute noch, wie man sieht, ernstlich zu schaffen macht.

Zur Vorgeschichte des deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs.

Ein Capitel aus der brandenburgisch-preußischen Rechtsgeschichte.

Von

Alfred v. d. Leyen (Charlottenburg).

IV.

Seine Gedanken über die Beseitigung der Nothstände in dem Justizwesen legte Friedrich der Große in einer Instruction an den Großkanzler nieder, welche er am ersten Weihnachtstage 1779 seinem Cabinetsrath selbst in die Feder dictirte. Diese bisher unbekannte Instruction wird von Stölzel zum ersten Male nach den Acten des Justizministeriums veröffentlicht. Friedrich verlangt Vorschläge über die Neubesetzung der frei gewordenen Richterstellen, klagt über die Beamten, welche vielfach, „wie Se. Majestät absunderlich gefunden haben," zu jung seien, und gibt zahlreiche ins Einzelne gehende und meist an die im Proceß Arnold gemachten Erfahrungen anknüpfende Vorschriften über die Behandlung der Processe und die Bestrafung untauglicher Richter. Carmer ließ diese Ordre schleunigst durch Svarez — es ist dies seine früheste, nachweisbare Berliner Arbeit — in eine „allgemeine Instruction für die Justizcollegien" umarbeiten und brachte sie drei Tage später, am 28. December, zur Vorlage. An demselben Tage erhielt er vom Könige eine zweite Ordre, betr. die Behandlung der Pupillensachen, welche gleichfalls sofort in eine Instruction für die Pupillencollegien zur Verhütung des übermäßigen Sportulirens umgeformt wurde. Am 17. Januar 1780 folgte ein Reglement über die Behandlung der Processe, in welchem Carmer seine schlesischen Erfahrungen verwerthete. Nachdem er auf diese Weise die erste Ungeduld des Königs befriedigt, ließ Carmer sich die nöthige Zeit und Ruhe, bis er in einer Denkschrift vom 4. April 1780 dem Könige seine Pläne über die gesammte Justizreform vorlegte, dieselben, welche Coccejі sein Leben lang verfolgt hatte, Schaffung tüchtiger Justizcollegien, einer neuen Proceßordnung und eines Landrechts. Schon am 6. April antwortete Friedrich in einer Ordre, in welcher er diese Vorschläge „admirable" nennt, und Carmer, falls er sie durchführe, einen unsterblichen Namen weissagt. Es folgt nunmehr die berühmte Ordre vom

14. April 1780, welche das vollständige Programm für die weitere gesetzgeberische Thätigkeit ausführlich entwickelt.

Der Großkanzler hatte sich inzwischen auch in Berlin häuslich eingerichtet. Das Justizministerium besaß damals noch kein Dienstgebäude; das jetzige in der Wilhelmstraße ist erst 1799 erworben worden. Carmer bezog daher eine Privatwohnung in dem du Trossel'schen Hause vor dem Königsthore, welches heute noch, bis auf die im Erdgeschoß befindlichen Läden, unverändert dasteht und die Bezeichnung Alexanderstraße 70 führt. Eine Abbildung des Hauses, in welchem Svarez und später sein Arbeitsgenosse Klein gleichfalls wohnte, ist in der Biographie von Svarez veröffentlicht. Daß hier die Arbeitsstätte der Allgemeinen Gerichtsordnung und des Allgemeinen Landrechts gewesen, ist durch Stölzel erst wieder in Erinnerung gebracht; selbst den jetzigen Eigenthümern, deren Familie das Haus seit einem halben Jahrhundert besitzt, war diese Thatsache unbekannt, sie wußten nur, daß in dem ersten Stock einst die gefeierte Henriette Sontag gewohnt habe. Carmer hatte sich außerdem im Jahre 1784 das Rittergut Steglitz, den heutigen Schloßpark, gekauft. Er pflegte bei seinen vielen Ausfahrten, auch nach Steglitz, seine Räthe mitzunehmen und sich unterwegs von ihnen Vortrag halten zu lassen.

In der Kabinetsordre vom 14. April 1780 verlangt der König aufs Neue die Besetzung der Richterstellen mit geeigneten Personen, sodann eine Umarbeitung der Proceßgesetze. Die Parteien sollen in Zukunft vom Richter selbst gehört werden und ihre Sache nicht durch Advokaten vortragen. Jeder Partei solle der Beistand eines vom Staate besoldeten Rechtsfreunds (Assistenzrath genannt) beigegeben, auch solle stets zunächst ein Vergleichsversuch gemacht werden. Von diesen Maßnahmen verspricht sich der König eine wesentliche Abkürzung und eine sachgemäßere Entscheidung der Processe. Als dritten Punkt erörtert die Ordre den Plan, die Provinzial- und die Statutarrechte der verschiedenen Provinzen zu sammeln und statt des recipirten römischen Rechts ein allgemeines subsidiarisches Gesetzbuch für den gesammten Umfang der königlichen Staaten anzufertigen.

Die Proceßordnung, welche zunächst im August in Angriff genommen wurde, war schon im December 1780 fertig. Sie wurde als erster Theil des Corpus juris Fridericianum (den zweiten Theil sollte das Landrecht bilden) am 26. April 1781 veröffentlicht. Der Aufforderung, Monita in Bezug auf dieses Gesetz einzureichen, wurde vielseitig entsprochen, und unter Benutzung dieser Einwendungen die Proceßordnung umgearbeitet und unter dem 6. Juli 1793 als Allgemeine Gerichtsordnung publicirt, in welcher allerdings viele der wichtigsten Grundsätze Carmer's aufgegeben waren. Die Allgemeine Gerichtsordnung hat ihrerseits wieder mehrfach wesentliche Veränderungen erfahren. Ganz beseitigt ist sie erst durch die Reichsjustizgesetze des Jahres 1877.

Die Arbeit an dem Landrecht wurde wesentlich auf Svarez' Schultern gelegt; doch erwies es sich sofort nöthig, auch Mitarbeiter zuzuziehen. Der Erste, mit welchem Svarez zu diesem Zwecke in Verbindung trat, war Niemand anders, als Goethe's Schwager, der damalige badische Oberamtmann Joh. Georg Schlosser. Er hatte sich durch eine im Jahre 1777 veröffentlichte Schrift „Vorschlag und Versuch einer Verbesserung des deutschen und bürgerlichen Rechts

ohne Abschaffung des römischen Gesetzbuchs" bekannt gemacht, in welcher er u. A. als Probe, wie sich ein solches Gesetzbuch gestalten würde, einen von ihm ausgearbeiteten Abschnitt aus dem Obligationenrecht mittheilte. Noch von Breslau aus im Mai 1780 fragte Svarez brieflich bei Schlosser an, ob er die Anfertigung eines systematischen Auszugs aus den Quellen übernehmen wollte. Schlosser war bereit, aber er wollte die Arbeit in seinem Wohnort ausführen und verlangte sechs Jahre Zeit. Das konnte Svarez nicht zugestehen. Er meinte, wenn man die Sache so lange hinausschiebe, so werde sie überhaupt nicht zu Stande kommen. Er redete Schlosser sehr warm und herzlich zu, mit zweijährigem Urlaube und vorbehaltlich des Rücktritts in den badischen oder des Eintritts in den preußischen Staatsdienst, nach Berlin zu kommen und dort die Arbeit zu vollenden. Das wies Schlosser mit Rücksicht auf sein Amt und seine persönlichen Verhältnisse in einem ausführlichen, von Stölzel mitgetheilten Briefe rund ab. Der Arbeitsplan, wie er ihn sich dachte, würde dahin gegangen sein, daß zunächst in sechs Jahren er das Corpus juris und gleichzeitig in Berlin ein oder mehrere Arbeiter das gesammte Provinzialrecht ausgezogen und zusammengestellt hätten. Die nächsten zwei Jahre sollten darauf verwandt werden, diese Arbeiten zu verschmelzen. Den hieraus hervorgehenden Entwurf sollten dann die Gerichte mit dem Auftrage erhalten, vier Jahre lang die Processe zwar noch nach dem bisherigen Rechte zu entscheiden, in jedem einzelnen Falle aber zu prüfen, ob in dem neuen Entwurf die Sache auch klar entschieden sei. Nach den Aeußerungen der Gerichte wäre dann der Entwurf noch einmal umzuarbeiten. „Da würde dann nach zwölf Jahren etwas Vollständiges und Solides gethan worden sein." Eine allzu große Uebereilung könne der Sache nur schaden. Falls sein Vorschlag keine Zustimmung finde, erbietet sich Schlosser, *einen Theil* der ihm angetragenen Arbeit in zwei bis drei Jahren zu übernehmen. Auf seinen Brief erfolgte aber eine ablehnende Antwort. Man hatte es in der That damals viel eiliger, und doch sind noch *zwei Jahre* mehr, als die von Schlosser in Aussicht genommenen zwölf Jahre ins Land gegangen, ehe das Allgemeine Landrecht Gesetz wurde.

Mit der Anfertigung der von Schlosser abgelehnten Arbeit wurde nunmehr ein Dr. Volckmar unter Leitung des Breslauer Generalfiscals Pachaly betraut. Der Erstere war der Sache nicht gewachsen; er verschwand, nachdem er etwa ein Jahr thätig gewesen war. Im Juli 1781 trat der *Assistenzrath Klein aus Breslau* ein. Dieser war mit Svarez persönlich befreundet. Er ist ein volles Jahrzehnt hindurch sein beinahe ebenbürtiger Mitarbeiter am Landrecht geblieben. Später wurde er Professor in Halle, als welcher er auch eine außerordentlich fruchtbringende wissenschaftliche Thätigkeit entfaltet hat. — Neben den fünf Breslauern war der einzige aus dem Ministerium Fürst verbliebene Mitarbeiter der Kammergerichtsrath *Baumgarten*, ein intriguanter Mann, mit welchem bald ein Zusammenarbeiten nicht mehr möglich war. Er trat im November 1783 aus; an seine Stelle kam der Kammergerichtsrath *Goßler*. In der späteren Zeit wurden noch *Kircheisen*, *Grolmann* und *Beyme* — damals der jüngste Kammergerichtsassessor — zu den Arbeiten hinzugezogen.

Das Leben, welches Svarez amtlich und außeramtlich in den ersten Jahren seines Berliner Aufenthalts führte, wird von Stölzel ungemein anziehend geschildert, unter Anderm auch seine Thätigkeit in der im Jahre 1783 begründeten, bis 1800 bestehenden Berliner Mittwochsgesellschaft (daß Svarez dem noch jetzt bestehenden Berliner Montagsclub angehört habe, ist ein Irrthum), in welcher eine Anzahl befreundeter, verschiedenen Berufsclassen angehöriger Personen regelmäßig zusammenkamen, wissenschaftliche Vorträge hielten, darüber mündlich sich aussprachen und sie später auch schriftlich beurtheilten. Manche wichtigen, durch das Landrecht entschiedenen Fragen sind zuerst in diesem Kreise abgehandelt worden. In der Oeffentlichkeit trat Svarez, welcher Anfangs 1787 zum Geheimen Oberjustizrathe befördert wurde, wenig hervor. Daß seine Persönlichkeit gleichwohl im Vordergrunde der Tagesereignisse gestanden, beweist seine mehrfache Erwähnung in den bekannten, in den Jahren 1786 und 1787 in Berlin verbreiteten handschriftlichen Zeitungen[1]).

Die Arbeit an dem „Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuch" — dies war der ursprüngliche Titel des späteren Allgemeinen Landrechts — schritt nach den Mittheilungen von Svarez und Klein in folgender Weise fort: Es wurden zunächst von den Hülfsarbeitern die Materialien aus dem römischen und den sonst in Preußen geltenden Rechten gesammelt. Sobald ein Abschnitt fertig war, wurde dieser unter unmittelbarer Leitung des Großkanzlers durchgesehen, geprüft und ergänzt, und hiernach ein erster Entwurf aufgestellt. Dieser ging an die Mitglieder der am 29. Mai 1781 gebildeten, aus sieben hervorragenden Richtern und Svarez bestehenden Gesetzescommission, zuweilen auch an andere Sachverständige. Nach ihren Bemerkungen wurde, wiederum unter Oberleitung des Großkanzlers, der Entwurf geändert und ergänzt, und sodann erst zur eigentlichen Fassung des Gesetzes übergegangen. Den Vortrag über die Sache hatte Svarez unter Anwesenheit Klein's, welch' Letzterer Gelegenheit haben sollte, seine Vorschläge zu vertheidigen, sich über Aenderungsvorschläge zu äußern, und infolgedessen über die ganze Angelegenheit unterrichtet blieb. Die erste Abtheilung des Entwurfs wurde mittelst Berichts vom 24. März 1784 Friedrich dem Großen vorgelegt, welcher sich in der Ordre vom 11. Mai 1784 äußerst befriedigt darüber aussprach und zugleich den lebhaften Wunsch nach baldiger Vollendung des Werkes kundgab. Der erste Band wurde denn auch sogleich veröffentlicht und einer Anzahl von Rechtsgelehrten zur Begutachtung zugeschickt. Für die besten Gutachten wurde die Verleihung von Preismedaillen ausgesetzt, auf welche der König sein Bildniß mit der Aufschrift: Fridericus legislator solvit aenigma hatte prägen lassen. Es folgte der zweite Band am 20. März 1785, der dritte am 30. März 1786. An dem zweiten Bande machte der König eigenhändig die Randbemerkung: „es ist aber Sehr Dicke und gesetze müssen kurtz und nicht Weitläuftig seindt." Der dritte Band veranlaßte den König, sich über einige Grundsätze bei Aufstellung des Strafrechtes zu äußern.

[1]) Vergl. hierüber den Aufsatz „Berliner geschriebene Zeitungen aus dem vorigen Jahrhundert", von Fr. Kapp. Deutsche Rundschau. 1879. Bd. XX, S. 107 ff., und besonders S. 120, wo, wie Stölzel richtig bemerkt, Suarez statt Juarez zu lesen ist.

Er verlangte u. A. strenge Strafen gegen Mord, Todtschlag und Raub, dagegen eine möglichst milde Bestrafung von fahrlässiger Tödtung. Die drei letzten Bände wurden erst unter Friedrich Wilhelm II. vollendet, der vierte und fünfte am 30. April und 20. December 1787, der sechste am 15. Juni 1788 überreicht.

Ungemein zahlreich waren die Gutachten, die über die Entwürfe eingingen. Die erste öffentliche Besprechung in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" rührt von dem berühmten Pütter her. Er war voll Lobes über den ersten Band, billigte durchaus die Methode seiner Verfasser, und schon in dieser ersten Beurtheilung findet sich die merkwürdige Stelle: „Wird nicht jeder Patriot mit uns wünschen, daß daraus ein ähnliches Gesetzbuch für jeden anderen deutschen Staat erwachsen möchte? oder warum nicht selbst für ganz Deutschland?" Als Endtermin für die Einreichung der Erinnerungen war der 1. April 1789 angenommen. Noch im Jahre 1789 veröffentlichte Schlosser eine recht abfällige Kritik, in welcher er sich überhaupt gegen die Zweckmäßigkeit einer Codification in der damaligen Zeit aussprach und den Entwurf überdies wegen seiner Fassung, seines großen Umfangs, seiner ganzen Anordnung verurtheilte. Klein antwortete auf diese Einwürfe öffentlich. Gerade diese Kritik brachte aber weiter den Entschluß zur Reife, alle gegen den Entwurf, insbesondere auch von den auf Befehl Friedrich Wilhelms II. noch befragten Ständen, eingesandten Erinnerungen einer gründlichen Prüfung und den Entwurf hiernach einer gänzlichen Umarbeitung zu unterziehen. — Die Erinnerungen füllen achtunddreißig Bände von den Materialien vom Landrecht; der nach Svarez' Anweisung hauptsächlich von Grolmann angefertigte Auszug daraus acht Bände. Sämmtliche Monita wurden von Svarez Punkt für Punkt begutachtet in der berühmten, zwei Bände füllenden, für die Auslegung des Landrechts unschätzbaren Revisio monitorum. Gleichzeitig arbeitete er einen neuen Entwurf aus, welchen die Gesetzcommission zur Prüfung erhielt. Diese hatte nur wenige, unbedeutende Ausstellungen zu erheben, so daß der neue Entwurf sofort in Druck gegeben werden konnte. Das Publicationspatent, welches Svarez gleichfalls entwarf, vollzog der König am 20. April 1791; im Juni war der Druck von zehntausend Exemplaren vollendet. Das Gesetzbuch sollte am 1. Juni 1792 in Kraft treten.

Aber das Schicksal des Gesetzes war hiermit nicht entschieden. Ganz plötzlich, und für die Nächstbetheiligten unerwartet, erschien auf einen Bericht des Nachfolgers von Carmer in Schlesien, des schlesischen Justizministers Frh. von Danckelmann, unter dem 18. April 1792 eine an Carmer gerichtete königliche Ordre, das Gesetzbuch einstweilen — ohne Angabe eines Zeitpunktes bis wann — zu suspendiren. Als Grund wurde angegeben, das Publicum habe sich mit dem Inhalt des Gesetzbuchs noch nicht genügend vertraut machen können. Sofortige Vorstellungen Carmer's dagegen waren fruchtlos. Eine Ordre vom 3. Mai 1792 bestätigte lediglich die vom 18. April. Nach nochmaliger Durcharbeitung, bei welcher auch auf ausdrücklichen Befehl des Königs der Titel „Gesetzbuch" in den Titel „Landrecht" umgeändert wurde, erfolgte mittelst Patents vom 4. Februar 1794 eine neue Publication, in welcher als Zeitpunkt des Inkrafttretens der 1. Juni 1794 festgesetzt wurde. Ueber die wahren Gründe

dieser eigenthümlichen Erscheinung hat erst Stölzel nach den urkundlichen, insbesondere den in den Acten des Justizministeriums vorliegenden Materialien volles Licht verbreitet. Seine Darstellung bildet zugleich einen ungemein lehrreichen Beitrag zu der wenig erfreulichen inneren Geschichte Preußens unter der Regierung Friedrich Wilhelm's II.

Gleich nach dessen Regierungsantritt hatte sich eine Gegnerschaft gegen die beabsichtigte Gesetzgebung in der Partei gezeigt, als deren Häupter Wöllner und Bischofswerder hervortreten, beide Mitglieder des mystischen Ordens der Rosenkreuzer, der seine Hauptaufgabe im Kampf wider die „Aufklärung" erblickte. Schon als Kronprinz war Friedrich Wilhelm durch Bischofswerder diesem Orden zugeführt. Das Allgemeine bürgerliche Gesetzbuch aber war in den Augen jener Herren eine That der Aufklärung, welche nicht geduldet werden durfte, damals aber noch nicht vereitelt werden konnte. Wöllner war ursprünglich Geistlicher gewesen, dann Landwirth geworden und später in den Staatsdienst getreten, 1787 als Geheimer Oberfinanzrath im Finanzministerium beschäftigt. Unter Friedrich dem Großen hatte er einmal um Verleihung des Adels nachgesucht. Der König hatte das Gesuch abgelehnt und auf dem Rande bemerkt: „Der Wöllner ist ein betriegerischer und Intriganter Pfaffe." Als am 3. Juli 1788 der Minister von Zedlitz seines Amts als Chef des geistlichen Departements enthoben wurde, trat Wöllner, welcher sich beim Könige mehr und mehr einzuschmeicheln verstanden hatte, an dessen Stelle. Seine erste Handlung war der Erlaß des Religionsedicts vom 9. Juli 1788[1]). Im folgte am 15. December desselben Jahres das Censuredict, beides Maßnahmen, welche in den Kreisen aller Gebildeten das äußerste Mißfallen erregten und denn auch die unerquicklichsten Folgen hatten. Carmer und Svarez hatten sich gleichwohl einer wenigstens formellen Mitwirkung bei Erlaß beider Edicte nicht entziehen können, wenn sie nicht ihre ganze Stellung aufs Spiel setzen und damit ihr großes Gesetzgebungswerk gefährden wollten. Nun traf es sich, daß bald nach Publication des Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuchs ein Proceß die Gemüther beschäftigte, der gegen den Prediger Schulz in Gielsdorf angestrengt war. Dieser war schon mit Mißtrauen angesehen, als er im Jahre 1781 in der gewöhnlichen bürgerlichen Haartracht (mit dem Zopfe) statt in der üblichen Amtstracht (der Perrücke) die Kanzel bestiegen hatte. Nach Erlaß des Religionsedicts gelangten einige seiner nachgeschriebenen Predigten durch Vermittlung zweier Schullehrer in Wöllner's Hände, worauf er wegen Verbreitung von Irrlehren durch Wort und Schrift und damit Verletzung der §§ 7 und 8 des Religionsedicts belangt wurde. Nach Beendigung der Untersuchung überwies eine Ordre vom 25. December 1791 die Acten dem Kammergericht mit dem Auftrage, das Erkenntniß in dieser Sache möglichst zu beschleunigen. Der Vertheidiger des Schulz war der angesehene Advocat Criminalrath Amelang, der seine Vertheidigungsschrift — worüber der König höchst ergrimmt war — durch den Druck veröffentlichen ließ.

[1]) Vergl. zu der nachstehenden Darstellung auch: Friedrich Kapp, Actenstücke zur Geschichte der preußischen Censur- und Preßverhältnisse unter dem Minister Wöllner. Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels, Bd. IV (1879), S. 138—214 und Bd. V (1880), S. 256—306.

Die Grundsätze aber dieser Schrift waren die gleichen, welche Svarez, wie Wöllner wohlbekannt, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm in den Vorlesungen einprägte, die er ihm damals über die Rechts- und Staatswissenschaften hielt. Die Mißstimmung Wöllner's über Svarez äußerte sich zunächst darin, daß er, als die königliche Akademie am 3. Januar 1792 beim Könige dessen Ernennung (die Wahl war erfolgt wegen Svarez' hervorragender Verdienste „um die Rechtswissenschaft, die Philosophie, besonders aber auch die deutsche Sprache, in welcher er mit großem Geschick zahlreiche juristische Kunstausdrücke übertragen habe") zu ihrem ordentlichen Mitgliede beantragte, die Bestätigung dieser Wahl trotz wiederholter warmer Befürwortung durch den Curator, Minister Graf Hertzberg, zu hintertreiben wußte.

Wenige Tage darauf gelangten die Acten des Schulz'schen Processes an den, mit Svarez eng befreundeten damaligen Vorsitzenden der Criminaldeputation des Kammergerichts, von Kircheisen. Der Zufall wollte es, daß um die gleiche Zeit ein Besuch des Kronprinzen beim Kammergericht angekündigt wurde, welcher seine theoretischen Rechtsstudien damit abzuschließen gedachte, daß er einer Gerichtsversammlung selbst beiwohnte. Kircheisen begrüßte ihn am 6. März mit einer Ansprache über das Thema, ob der Landesherr das Recht habe, sich mit Entscheidung der Rechtsstreite unmittelbar zu befassen, eine Frage, welche er verneinte auch unter Bezugnahme auf die in dem neuen Gesetzbuche ausgesprochenen Grundsätze. — Das Kammergericht aber hatte sich in dem Schulz'schen Proceß inzwischen dahin schlüssig gemacht, zuerst dem Consistorium fünf Fragen vorzulegen, deren erste vier sich auf rein religiösem Gebiete bewegten, während die fünfte lautete: ob der Prediger Schulz bei seinen Lehren von den Grundwahrheiten der christlichen Religion überhaupt, oder der lutherischen Confession abgewichen sei?

Das Zusammentreffen aller dieser Umstände genügte, als nun noch der oben erwähnte Bericht Danckelmann's eintraf, den Gegnern als Material zu einem entscheidenden Schlage gegen das Allgemeine bürgerliche Gesetzbuch. Mit der Ordre vom 18. April 1792 hatten sie ihr lange verfolgtes Ziel erreicht. Gleichzeitig mit der Suspension des Gesetzbuches unternahm der König auf Wöllner's Rath einen Eingriff in den Schulz'schen Proceß. Sein Machtspruch legte aller Welt vor Augen, daß das in dem Allgemeinen Gesetzbuch ausgesprochene Verbot solcher Machtsprüche für ihn nicht gelten solle. In einer sehr scharfen Ordre vom 27. April sprach er Carmer gegenüber sein größtes Mißfallen über die wunderliche Aufführung des Kammergerichts aus, welches, anstatt nach dem Religionsedicte zu erkennen, allerlei unnütze Fragen an das Consistorium gelangen lasse. Der König verlangte Spruch des Urtheils binnen vier Wochen; er befahl dem Consistorium, nur die *fünfte* Frage zu beantworten. Die Antwort ging dahin, daß Schulz zwar für keinen protestantisch-lutherischen, aber für einen christlichen Prediger zu halten sei, worauf das Kammergericht erkannte, daß Schulz als *christlicher Prediger zu dulden*. Am 21. Mai 1792 „bestätigte" der König dies Erkenntniß dahin: „daß der Schulz für einen protestantisch-lutherischen Prediger nicht zu achten und seines *Amts zu entsetzen*." Auf das Rechtsmittel der weiteren Vertheidigung erkannte der

Appellationssenat des Kammergerichts am 5. September 1793, daß das statt eines Urtheils ergangene Rescript vom 21. Mai 1792 zu bestätigen sei.

Damit war die Sache für Schulz vorläufig — unter Friedrich Wilhelm III. wurde das Verfahren wieder aufgenommen — zu Ende, nicht aber für das Kammergericht. In einer dem „Confirmationsrescripte" beigegebenen, wiederum von Wöllner verfaßten Ordre an Carmer nannte der König den Spruch des Kammergerichts einen wahren Schandfleck; er verbot, daß die betheiligten Kammergerichtsmitglieder jemals befördert würden, und nahm sie in eine Geldbuße in Höhe ihres Vierteljahrsgehaltes. Das Geld sollte an das Armendirectorium gezahlt werden, welches angewiesen sei, „solches zum Besten des Irrenhauses zu verwenden". Dieser Vorgang erregte das äußerste, peinlichste Aufsehen in Berlin und im ganzen Lande. Aber damit nicht genug. Auf eine sehr demüthige Vorstellung des Kammergerichts erging eine nochmalige Ordre vom 3. Juli 1792, welche noch dazu sogleich durch die Zeitungen veröffentlicht wurde. Den Kammergerichtsräthen wurde hierin zwar die Strafe erlassen, sie wurden aber — öffentlich — auf das Ernstlichste verwarnt, künftig anders zu verfahren, widrigenfalls sie zu gewärtigen hätten, „daß ein solches Vorgehen für einen frevelhaften Eingriff in die königlichen Gerechtsame und gesetzgebende Macht angesehen und am Urheber mit unfehlbarer Cassation nach den Vorschriften der Landesgesetze geahndet werde."

Für Svarez waren alle diese Vorgänge besonders niederdrückend, weil er wiederum nicht vermeiden konnte, auf Anordnung seiner Vorgesetzten auch in diesem, seiner innersten Ueberzeugung widersprechenden Verfahren mitthätig zu sein, und sein Verhalten vielfach mißdeutet wurde, sowie längere Zerwürfnisse mit seinen besten Freunden nach sich zog. Der eigentliche Führer in diesem Kampfe gegen ein ehrenhaftes, unabhängiges, selbstbewußtes Richterthum und gegen die aufklärenden Gedanken der neuen Gesetzgebung war Wöllner allein und ausschließlich.

Nachdem aus diesem und keinem anderen Grunde das Allgemeine Gesetzbuch beseitigt schien, ist es in der That eine beinahe wunderbare Schickung, daß dasselbe Gesetzbuch mit Aenderungen, welche uns heute nicht übermäßig wichtig erscheinen, schon zwei Jahre nach dem ursprünglich bestimmten Zeitpunkt in Kraft getreten ist. Den ersten Anstoß hierzu gab die zweite Theilung Polens. Für die neue Provinz war ein vollständiges subsidiäres Recht zu schaffen, und als solches wurde das Allgemeine Gesetzbuch in Vorschlag gebracht. Hierüber entwickelte sich eine längere Correspondenz zwischen Carmer und Danckelmann, in deren Verlaufe Letzterer dann auch die eigentlichen Gründe der Suspendirung, welche Carmer immer nur hatte ahnen können, verrieth. Endlich hatte dieser nun festen Boden unter den Füßen und machte sich unter Theilnahme Svarez' daran, sein Werk gegen die Feinde zu vertheidigen. Das hatte zur Folge, daß auf Antrag des Staatsministeriums, durch Ordre vom 17. November 1793, Carmer beauftragt wurde, die bedenklichen Stellen — welche, verschwieg man — aus dem Gesetzbuch zu entfernen, damit dasselbe alsdann in Südpreußen (den neu erworbenen polnischen Gebieten) und in den übrigen Provinzen eingeführt werden könne. Erst nach und nach gelang es Carmer, zu erfahren, welche einzelnen Stellen als

anstößig befunden worden seien. Der spätere Großkanzler von Goldbeck, auch ein Rosenkreuzer und Freund wie Gesinnungsgenosse Bischofswerder's, war in die An- und Absichten Wöllner's eingeweiht. Ihn suchte Carmer als Mitarbeiter zu gewinnen, und nun kam die Sache in Gang; die Arbeit der Schlußrevision aber ruhte wieder beinahe ausschließlich auf Svarez' Schultern. Sechs Wochen hatte der König für die Revision bestimmt. Nur um vier Tage wurde diese Frist überschritten. „Carmer und Svarez hatten ihre Aufgabe mit Anstrengung aller Kräfte gelöst."

„Mit Recht," sagt Stölzel, „gilt im Munde der preußischen Juristen Svarez als die Seele der ganzen Schöpfung. Nur die Vorarbeiten rührten von Andern her; er war es, welcher auf Grund ihrer den ersten Entwurf für die Gesetzkommission feststellte; er war es, welcher denselben auf Grund der Monita für den Druck umschuf; er war es, welcher auf Grund der nach dem Druck eingegangenen Monita einen dritten Entwurf als die nächste Unterlage des zur Publication gelangten Gesetzbuchs herstellte. Ihm fiel ferner vor und während der Bearbeitung jedes der drei Entwürfe die schriftliche Begutachtung aller auftauchenden Fragen zu und daneben alle amtliche Correspondenz, sowie die Concipirung aller Verfügungen bis herab zur Anweisung der Buchhändler- und Buchbinderrechnungen, ja bis zur Anweisung des Feuerungsbedarfes für den Hausdiener. Wie ein leitender Faden ziehen sich durch sämmtliche Materialien vom ersten bis zum letzten Folianten die Arbeiten seiner Hand." Welch' hervorragenden Antheil er auch an der Gerichtsordnung gehabt, ergibt die Thatsache, daß von den fünfundzwanzig Folianten der Materialien des ganzen Werkes sechs aus Svarez' Feder stammen, „alle mit derselben feinen, sorgsamen Perlschrift geschrieben, welche seine sämmtlichen Arbeiten in der Berliner Periode auszeichnet. Wie klein diese Schrift ist, und welche wahrhaft erstaunliche Kraft in jenen sechs Bänden sich verkörpert, mag daraus entnommen werden, daß ein von Svarez geschriebener Foliant sieben Folianten von Schreiberhand darstellt." Daneben war er an allen anderen gesetzgeberischen Arbeiten mitbetheiligt, und in der verhältnißmäßigen Ruhepause zwischen der Zeit von der Publication bis zur Suspension des Allgemeinen Gesetzbuchs wurde er, wie oben bereits bemerkt, von Carmer dazu ausersehen, den Kronprinzen, späteren König Friedrich Wilhelm III., durch Vorlesungen in die Rechtswissenschaft einzuführen, eine Aufgabe, welche er, wie Stölzel in einem besonderen Capitel eingehend darstellt, mit ebensoviel Sachkenntniß als männlichem Freimuth im Jahre 1791 bis zum Frühjahr 1792 löste.

Mit der Vollendung des großen Werkes waren des Kanzlers Kräfte nahezu erschöpft. Er verfiel in eine lange lebensgefährliche Krankheit, übernahm im December 1794 wieder die Geschäfte, reichte indessen schon im Januar 1795 seine Entlassung ein, welche ihm am 12. Februar mit der Maßgabe ertheilt wurde, daß er Sitz und Stimme im Justizdepartement, das Präsidium der Gesetzcommission und die Leitung der zur Vollendung der Codification noch erforderlichen Arbeiten behielt. Am 17. Juni 1798 wurde er auf seinen Antrag auch von diesen Geschäften entbunden und bald darauf in den Grafenstand erhoben. Am 23. Mai 1801 ist er an völliger Entkräftung gestorben.

Auch seinem Mitarbeiter waren nur noch wenige Lebensjahre vergönnt. Svarez behielt seine bisherige amtliche Stellung freilich unter Carmer's Nachfolger, dem Großkanzler von Goldbeck, bei und hatte Gelegenheit, sich an der weiteren Regelung der Verhältnisse in den neu erworbenen polnischen Landestheilen erfolgreich zu betheiligen. Mit Goßler zusammen arbeitete er die „Unterweisung der Parteien zu ihrem Verhalten bei den Processen" aus und nahm die Criminalordnung in Angriff, von welcher er aber nur einige Abschnitte vollendet hat. Im Jahre 1796 zog er mit seinem Chef in das Rohdich'sche Haus[1]) am Pariser Platz, in die ehemals Vossische Wohnung im Erdgeschoß. Er kränkelte indessen schon lange an einem Unterleibsleiden und starb am 14. Mai 1798, Mittags 12 Uhr, nach sechswöchentlichem Krankenlager. Wenige Tage vor seinem Tode erhielt er noch ein höchst schmeichelhaftes Schreiben des neuen Königs Friedrich Wilhelm's III., welcher darin u. A. auch seiner Gattin eine lebenslängliche, auskömmliche Pension aussetzte. Seine Gattin hat ihn beinahe dreißig Jahre überlebt. Mit ihr trug man am 20. Juni 1827 den Namen Svarez zu Grabe. Beide Eheleute liegen auf dem Louisenstädtischen Kirchhofe in Berlin begraben. Svarez' Grabstätte war fast verschwunden, als im Jahre 1876 die Berliner juristische Gesellschaft beschloß, auf seinem Grabe ein Denkmal zu stiften. Es gelang indessen, sie aufzufinden, und es wurde daselbst eine Eisenplatte mit seinem in Relief ausgeführten Bildniß in Goldbronce angebracht, welche die Inschrift trägt:

> „Dem Gedächtniß des ruhmreichen Mannes Suarez, welcher den Gedanken des großen Königs, seinen Landen ein Allgemeines Landrecht zu geben, mit schöpferischer Kraft ausführte, weiht dieses Denkmal die juristische Gesellschaft zu Berlin. 1876."

V.

Mit dem Inkrafttreten des Allgemeinen Landrechtes war das Königreich Preußen in die Reihe der wenigen Staaten getreten, welchen es bisher im Laufe der Geschichte beschieden gewesen ist, ein geschriebenes, das gesammte, nicht allein das bürgerliche Recht umfassendes Gesetzbuch zu besitzen. Das älteste und wohl für alle Zeiten großartigste Gesetzbuch dieser Art sind die römischen Zwölf Tafeln, ein bisher unerreichtes Muster, insbesondere auch dadurch, daß es der freien Entwicklung und Weiterbildung des Rechtes durch Wissenschaft, Rechtsprechung und Uebung vollen Spielraum ließ. Fast ein Jahrtausend später folgt die Justinianische Gesetzgebung, das Corpus juris civilis, diese eigenartige, unübertroffene Sammlung und Verarbeitung des damaligen geltenden Rechtes des römischen Weltreiches, welcher es, nachdem sie Jahrhunderte lang als Gesetz außer Uebung gekommen, bestimmt war, für ganz andere, weit umfassende Gebiete wieder als gemeines Gewohnheitsrecht angenommen und Jahrhunderte lang bis auf den

[1]) Das sogenannte Rohdich'sche Legatenhaus, in welchem viele Jahre lang der Generalfeldmarschall Wrangel lebte. An Stelle des alten erhebt sich jetzt ein prächtiger Neubau, dessen Erdgeschoß eine Gedenktafel trägt mit der Inschrift: „Hier wohnte vom Jahre 1796 bis zu seinem am 14. Mai 1798 erfolgten Tode der Schöpfer des Allgemeinen Preuß. Landrechts, Carl Gottlieb Svarez. Seinem Andenken die Stadt Berlin."

heutigen Tag angewandt zu werden. Wir haben gesehen, wie sich unter Brandenburg-Preußens Herrschern das deutsch-nationale Rechts- und Staatsbewußtsein gegen das römische Recht aufbäumte und zur Schöpfung des preußischen Landrechtes führte, dieses ersten deutschen Gesetzbuches in deutscher Sprache. Denn das im Jahre 1756 entstandene, wesentlich von einer Privatperson verfaßte „Neu verbessert und ergänzt churbayrische Landrecht" (der sogenannte Codex Maximilianeus bavaricus civilis) erkennt das gemeine Recht noch weiter als subsidiäres Recht an und ist also mehr als ein Provinzialrecht anzusehen. Auf Preußen folgte Frankreich mit dem Code civile (später Code Napoléon) vom Jahre 1804, diesem genialen, dem Landrecht in vielen Beziehungen überlegenen Werk von Portalis und Cambacérès. Oesterreich besitzt ein „Allgemeines bürgerliches Gesetzbuch für die gesammten Erbländer der österreichischen Monarchie", welches am 1. Juni 1811 veröffentlicht und am 1. Januar 1812 in Wirksamkeit getreten ist. Der Versuch einer Codification des gesammten bürgerlichen Rechtes ist seitdem meines Wissens mit Erfolg nur noch im Königreich Sachsen mit dem am 2. Januar 1863 veröffentlichten, am 1. März 1865 in Kraft getretenen „Bürgerlichen Gesetzbuch für das Königreich Sachsen" gemacht. Der Code Napoléon hat Eingang gefunden in Frankreichs Nachbarländern lateinischer und zum Theil deutscher Bevölkerung, Belgien, den Niederlanden, Rheinpreußen, Baden, Theilen der Schweiz und Italiens. Staatsgebiete, wie Großbritannien, Rußland, das Königreich Italien, die Vereinigten Staaten von Amerika, entbehren noch heute eines einheitlichen geschriebenen Rechtes. Das Deutsche Reich ist — hoffentlich! — auf dem besten Wege, ein solches zu gewinnen.

Man hätte nun erwarten sollen, daß, nachdem das große Werk in Preußen vollendet, und die Schöpfung eine allgemeine und fast übereinstimmende Anerkennung gefunden, ja von vielen der hervorragendsten Geister wieder als ein erster Schritt zu einem deutschen Gesetzbuch begrüßt wurde, die gesetzgeberische Thätigkeit des Staates auf einige Zeit zur Ruhe gekommen wäre. Weit gefehlt! Kaum war das Gesetzbuch da, so faßte man eine „Revision" ins Auge. Es zeugt für die Güte des Gesetzbuches, daß diese Revision nach einer über mehr als fünfzig Jahre sich erstreckenden Arbeit zahlreicher der bedeutendsten Rechtsgelehrten Preußens ohne Resultat geblieben, und seitdem — allerdings wohl unter der Einwirkung anderer Einflüsse — gänzlich aufgegeben worden ist. Nicht als ob das Allgemeine Landrecht heute noch unverändert so fortbestände, wie es am 1. Juni 1794 in Geltung trat. Abgesehen von Aenderung einzelner Bestimmungen, von Hinzufügung einzelner kleinerer Ergänzungen, sind ganze Abschnitte durch spätere preußische und deutsche besondere Gesetze aufgehoben worden: von größeren das Wechselrecht durch die deutsche Wechselordnung vom 15. Februar 1850, das Strafrecht mit dem Preußischen Strafgesetzbuch vom 14. April 1851, das Handelsrecht mit dem Deutschen Handelsgesetzbuch von 1859, das Grundbuch- und Hypothekenrecht seit den preußischen Gesetzen vom 5. Mai 1872, das Vormundschaftsrecht seit der preußischen Vormundschaftsordnung vom 5. Juli 1875. Die staatsrechtlichen Bestimmungen haben durch die preußische und später die deutsche Verfassung wesentliche Aenderungen erfahren. Die Darstellung dieser Rechtsentwicklung liegt in der Hauptsache außer-

halb der Grenzen, welche Stölzel sich für sein Buch gesteckt hat. Aus der Zeit, welche er behandelt, entstammt noch die Criminalordnung von 1804; die Allgemeine Gerichtsordnung ist in ihren Grundlagen umgestaltet durch die beiden Novellen vom 1. Juni 1833 und 21. Juli 1846; außerdem verdient noch etwa Erwähnung das Gesetz vom 28. Juni 1844 über das Verfahren in Ehescheidungssachen. Die gesammte Gerichtsorganisation ist neu geregelt durch die Verordnung vom 2. Januar 1849, das Verfahren in Strafsachen durch die Verordnung vom 3. Januar desselben Jahres, mittelst welcher die Geschworenengerichte auch für die altländischen Provinzen eingesetzt wurden. Die beiden letztgedachten Verordnungen, von langer Hand vorbereitet, traten ebenso wie die Verfassung vom 31. Januar 1850 ins Leben unter dem unmittelbaren Einfluß der Bewegung des Jahres 1848.

Das einzige praktische Ergebniß der Bestrebungen zur Revision des Landrechtes war der sogenannte Anhang, welcher im Jahre 1804 dem Gesetzbuche eingefügt wurde. Er enthält diejenigen Ergänzungen, welche sich bis dahin seit dem Inkrafttreten des Gesetzes als nothwendig erwiesen hatten.

Als nach Beendigung der Freiheitskriege Preußen seine unter der Fremdherrschaft gewesenen Landestheile zurück- und durch die Rheinlande neuen Zuwachs erhielt, schritt man ohne Bedenken dazu, das Landrecht in denjenigen Gebieten wieder einzuführen, in welchen es vor den napoleonischen Kriegen in Geltung gestanden hatte. Es lag in der Absicht, auch in den Rheinlanden den Code Napoléon durch das altländische Recht zu ersetzen, und gleich in die Jahre 1814 und 1815 fallen die ersten Versuche in dieser Richtung. Aber diese Pläne sind, soweit das Privatrecht in Betracht kommt, bis heute unausgeführt geblieben. Ebenso hat man in den an Preußen übergegangenen neuvorpommerschen Landestheilen und Rügen, sowie in den 1867 angeschlossenen Gebieten das dort geltende gemeine Recht bestehen lassen, so daß ein einheitliches bürgerliches Recht im Staate Preußen nur zwanzig Jahre, von 1794 bis 1814 bestanden hat. Seit dieser Zeit bis heute gilt neben dem Landrecht das französische und das gemeine bürgerliche Recht, ein Zustand, welcher erst mit dem Deutschen bürgerlichen Gesetzbuch sein Ende erreichen wird.

Gleichwohl ist auch die preußische Rechtsgeschichte in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts nicht arm an interessanten Vorgängen, namentlich, wenn dieselben, wie dies auch in dem betreffenden Abschnitte unseres Buches geschieht, vielfach zum ersten Mal aus ganz neuen, dem größeren Publicum bisher unzugänglichen Quellen mitgetheilt werden. Die Persönlichkeiten, welche während dieser Zeit im Vordergrunde der Rechtsverwaltung und Gesetzgebung stehen, sind hauptsächlich der Großkanzler von Goldbeck und Reinhardt, der Großkanzler und spätere Justizminister von Beyme, die Justizminister von Kircheisen, von Kamptz und (1842 bis 1848) von Savigny. Außer Savigny (dem Minister für die Gesetzgebung) und seinem Amtsgenossen Uhden (dem Minister für die Justizverwaltung) bescherte das Jahr 1848 dem preußischen Staat nicht weniger als vier, aufeinander folgende Justizminister, die Herren Bornemann, Märker, Kisker und Rintelen, welche alle nur wenige Wochen die Stellung einnahmen und alsbald von den Stürmen der Revolution

wieder hinweggefegt wurden. Auch der Justizminister, Dr. von Friedberg, hat schon während dieser Zeit begonnen, eine ebenso bedeutsame, als ersprießliche Thätigkeit auf dem Gebiete der Gesetzgebung zu entfalten. Als Kammergerichtsassessor wurde er 1845 von dem damaligen Ministerialdirector Bornemann behufs Bearbeitung der nothwendigen Prozeßnovelle in das Justizministerium berufen. „Ihm sollte es," sagt Stölzel, „— bis jetzt ein einziges Beispiel in der Geschichte des Justizministeriums — nicht bloß vergönnt sein, mit bedeutsamen, für die Zukunft grundlegenden legislativen Arbeiten seine Laufbahn zu beginnen, sondern auch dem Justizministerium bis auf eine kurze Unterbrechung unausgesetzt sich zu widmen, um schließlich an dessen Spitze zu treten." Im Januar 1889 ist er aus seinem Amte geschieden.

Alle diese Minister auf dem Felde ihrer Thätigkeit zu begleiten, würde hier zu weit führen, zumal diese Thätigkeit sich auch auf Gebiete erstreckt, welche, so eingehend sie Stölzel behandelt, in unsere Darstellung nicht hineingezogen werden konnten. Die Gesetzesrevision ist von Beyme, Kircheisen, vor Allem von Kamptz und, in geringerem Umfange, Savigny gefördert worden. In die letzten Jahre des Ministeriums Kircheisen fällt der weit über die Grenzen Preußens hinaus bekannt gewordene Proceß Fonk; gleichzeitig einer der ersten und bedeutendsten Fälle, welcher zu einer öffentlichen Erörterung der Vorzüge und Mängel der Geschworenengerichte Anlaß bot. Im Jahre 1822 waren der Kaufmann Fonk aus Crefeld und sein Weinküfer Hammacher der Ermordung des Kaufmanns Cönen vom Schwurgerichtshofe zu Trier schuldig gesprochen, und Fonk zum Tode, Hammacher zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt worden. Der von Fonk eingelegte Recurs war vom Berliner Revisions- und Cassationshofe durch Urtheil vom 14. August 1822 verworfen und die Acten mit einem 172 Blatt langen Berichte vom 23. Januar 1823 waren dem Justizminister Kircheisen vorgelegt. Für diesen entstand die große Schwierigkeit, wie er sich nunmehr zu verhalten habe; ob der König in der Lage sei — staatsrechtlich berechtigt sei — die Entscheidung über die Thatfrage selbständig zu prüfen; ob das Urtheil der königlichen Bestätigung bedürfe; ob der König berechtigt sei, es aufzuheben, oder ob er bloß die Befugniß habe, die Verurtheilten zu begnadigen. Es war zunächst schon die Schuldfrage, welche damals allgemein öffentlich in den Zeitungen, in Flugschriften, in Gesprächen erörtert wurde. Während von einer Seite die Schuld Fonk's als zweifellos hingestellt wurde, war außer Anderen ein Mann, wie der berühmte Kenner und Lehrer des Strafrechtes Anselm Feuerbach, von seiner Unschuld überzeugt. Er sprach dies in einem in den Acten befindlichen Briefe vom 16. Januar 1823 an einen der Geschworenen, Professor Benzenberg aus, welcher dem Geheimen Cabinetsrathe des Königs vorgelegt wurde. Am folgenden Tage, dem 17. Januar, schrieb Feuerbach an den Criminalrath Hitzig in Berlin über denselben Gegenstand. Dieser Brief befindet sich in der ausgezeichneten, von seinem Sohne Ludwig Feuerbach herausgegebenen Lebensbeschreibung Anselm Feuerbach's [1]). Er sagt darin u. A., daß „der Fonk'sche Proceß nicht nur eine abscheuliche Ungerechtigkeit an einem rein un-

[1]) Zwei Bände. Leipzig, 1852; vergl. Bd. II, S. 201—206.

schuldigen Menschen, sondern auch die gründlichste Erbärmlichkeit der französischen Geschworenengerichte und der französischen Criminalprocedur an das Tageslicht gefördert habe". „Ich darf behaupten," fährt er fort, „Alles über jenen Proceß studirt zu haben, was nur des Lesens werth war. Indessen steht die Ueberzeugung von Fonk's Unschuld so fest und klar vor meiner Seele, daß, wenn mir zugemuthet würde, jene Unschuld sogar de veritate zu beschwören, ich keinen Augenblick Anstand nähme, die Finger zum Schwur aufzuheben." Feuerbach legt dann die Gründe für seine Ansicht ausführlich dar und ermächtigt den Empfänger ausdrücklich, von dem Briefe beliebigen Gebrauch zu machen. Die Aeußerungen eines so angesehenen Juristen verfehlten denn auch nicht ihre Wirkung. Kircheisen sprach sich schließlich nach langem Bedenken in seinem Bericht auch aus sachlichen Gründen dahin aus, daß nicht etwa Begnadigung geboten sei, sondern daß das Urtheil mit Fug und Recht nicht bestätigt werden könne. Und zu dieser Ansicht ist er, wie Stölzel vermuthet, wesentlich durch das Gewicht der Stimme Feuerbach's gekommen. Der König verfügte im Sinne des Berichts seines Ministers, und die Angeklagten wurden freigelassen. — Dies ganze, ihren Rechtsanschauungen nicht verständliche Verfahren hat wesentlich dazu mitgewirkt, das Mißtrauen der rheinischen Bevölkerung gegen das altländische Recht zu steigern und seine Einführung auch in die Rheinlande zu verhindern.

Kircheisen's Nachfolger war Graf Danckelmann, von 1825—1831 Justizminister. Sein Hauptmitarbeiter war der von ihm in das Justizministerium einberufene, bisherige Director im Polizeiministerium Carl Albert von Kamptz, dieser viel genannte und, wie wenige preußische Beamte, gehaßte und verachtete Mann, welcher durch seine leitende Stellung bei den Demagogenhetzen der Jahre 1819 und der dreißiger Jahre unsagbares Elend über zahlreiche Familien Deutschlands gebracht hat. Kamptz war ein geborener Mecklenburger. Wie so viele seines Gleichen war er in seiner Jugend ein ganz Anderer gewesen; seine Erstlingsschrift, von der Göttinger Facultät im Jahre 1790 mit einem Preise gekrönt, beschäftigte sich mit der Reform des Deutschen Rechts. An die Spitze, führt er aus, „sei zu stellen die Reform des Verfassungsrechts; sie werde den Weg für die anderen Theile des Rechts schon öffnen. Der Nerv der Sache sei, daß Alles schon gehörig vorbereitet erscheine, um gelegentlich die Flamme ausbrechen und die Waffen der Kämpfer gegen die Tyrannei sich wenden zu lassen." Stölzel macht zuerst wieder auf diese Schrift aufmerksam, welche in vollem Umfange das Wort Schön's bestätigt, daß Kamptz, wenn er um 1790 in Frankreich gelebt hätte, wahrscheinlich ein Werkzeug der Jakobiner geworden wäre. — Er trat zunächst in den mecklenburgischen Staatsdienst, nahm dann verschiedene Stellungen in anderen Ländern ein und wurde 1805 Reichskammergerichtsassessor in Wetzlar. Nach Auflösung des Reichskammergerichts beschäftigte er sich in Wetzlar einige Jahre lang mit wissenschaftlichen Arbeiten, in deren einer er u. A. wiederum mit heftigen Kraftworten die Cabinetsjustiz bekämpfte und für die Einsetzung eines Bundesgerichts „als starkes constitutionsmäßiges Palladium gegen die Wiederkehr jener Cabinetsjustiz" sich ausspricht. Seine sonstigen Arbeiten bewegten sich auf dem Gebiet des bürgerlichen Rechts, vor allem des preußischen Particularrechts, in dessen Kenntniß er von keinem vater-

ländischen Juristen übertroffen wird. Im Jahre 1811 wurde endlich sein sehnlichster Wunsch erfüllt: er wurde als Mitglied des Oberappellationssenats des Kammergerichts nach Berlin berufen, und 1812 zum vortragenden Rath in der Polizeiabtheilung des Ministeriums des Innern ernannt. In dieser Stellung hat er seine unheilvolle Thätigkeit als Demagogenverfolger entfaltet.

Nach seinem Eintritt in das Justizministerium stellte er sogleich ein vollständiges Programm für die Gesetzesrevision auf, dessen Ausführung unter Danckelmann begonnen, aber nicht sehr weit gefördert wurde. Nach dem Tode des Ministers konnte sich Friedrich Wilhelm III. zuerst nicht entschließen, Kamptz zu seinem Nachfolger zu ernennen. Es geschah dies erst nach einem längeren als einjährigen Provisorium am 9. Februar 1832, und nunmehr ging Kamptz mit einem ganz ungewöhnlichen Schaffenseifer an die Fortsetzung des Werkes. „Ein wahrhaft ungeheures Material hohen wissenschaftlichen Werthes ist durch ihn zusammengebracht. Staunend steht man vor den Actenrepositorien, welche die Ausarbeitungen von Gesetzentwürfen und ihren Begründungen zu allen Theilen des Rechts und die Sammlungen der so mannigfaltigen provinziellen Normen des großen Staatsgebiets enthalten. Welche Masse geistiger Thätigkeit ist in ihnen aufgehäuft! Aber der Werth dieser Thätigkeit besteht, da sie keine Früchte reifen ließ, für die Gegenwart nur darin, daß sie schätzbaren Aufschluß über die Vorgeschichte und die Ziele des preußischen Landrechts gibt."

Beim Tode Friedrich Wilhelm's III. war ein sehr bedeutender Theil der Revision vollendet, welchem sich in den anderthalb Jahren, die Kamptz unter Friedrich Wilhelm IV. in seiner Stellung verblieb, noch ein tüchtiges Stück anschloß. Mit Ende des Jahres 1842 hatte Kamptz gehofft, die Gesetzesrevision, soweit sie vom Ministerium abhing, abzuschließen. Aber schon vor diesem Zeitpunkt hatte seine Stellung als Justizminister ihr Ende erreicht. Am 28. Februar 1842 hatte König Friedrich Wilhelm IV. Carl Friedrich von Savigny, den berühmten, hochgefeierten Rechtslehrer, zum Justizminister ernannt. Auf Grund einer am 8. Januar 1842 dem Könige überreichten, von Stölzel zum ersten Male veröffentlichten Denkschrift, in welcher er seine Vorschläge zu einer zweckmäßigen Einrichtung der Gesetzrevision entwickelte, wurde Savigny in die höchste Stelle der preußischen Justizverwaltung berufen, gestützt durch das hingebende volle Vertrauen des Königs, begrüßt von der jubelnden Zustimmung seiner Zeitgenossen, unter inneren und äußeren Verhältnissen, wie sie kaum jemals günstiger einem neuen Minister gegenübergestanden haben. Eine freie Bahn fand er vor sich, um nach seinen eigenen Gedanken sein eigenstes Werk auszuführen. Ausgestattet war er mit dem gesammten Rüstzeug der Wissenschaft; hatte er doch soeben die ersten fünf Bände seines größten Werkes, des „Systems des römischen Rechts," der bewundernden Welt vorgelegt. „Waltete aber über dem, was Kamptz' Nachfolger mit glückverheißenden Auspicien unternahm, ein besserer Stern?"

Wer die Geschichte von Savigny's Ministerium für Gesetzgebung — 28. Februar 1842 bis 18. März 1848 — in Stölzel's Buch gelesen hat, wird diese Frage nur mit aller Entschiedenheit verneinen können. Es ist eine wahrhaft traurige Geschichte, die uns hier erzählt wird. Der große Lehrer des

Rechts hat eine geradezu erstaunliche Unfähigkeit an den Tag gelegt, als er berufen wurde, seine Gedanken zu verwirklichen, als er freie Hand hatte, mit Hülfe der besten, selbst ausgewählten Mitarbeiter seine eigenen Theorien in die Praxis zu übersetzen. Nicht nur, daß er keinen einzigen seiner großen eigenen Pläne der Ausführung auch nur näher brachte — selbst die wenigen Gesetze, welche während seines Ministeriums ins Leben traten, sind nicht durch ihn, sondern, man möchte sagen, trotz seiner durch Andere vorbereitet. Die Deutsche Wechselordnung, an deren Entwurf Savigny als Vorsitzender der Staatsrathscommission in den Verhandlungen vom Januar bis März 1847 wesentlich mitgearbeitet hat, ist das „einzige Gesetz, bei welchem von einer fördernden Mitwirkung Savigny's die Rede sein kann."

Nur ein paar Einzelnheiten aus dem reichen Material zur Begründung eines so harten Urtheils mögen auch hier ihre Stelle finden. Friedrich Wilhelm IV. beabsichtigte, gleich nach seiner Thronbesteigung, den Erlaß eines liberalen Preßgesetzes. General Radowitz, damals Militärbevollmächtigter in Frankfurt a. M., hatte im Jahre 1841 die Gedanken zu solch einem Gesetz ausgearbeitet und dem Könige vorgelegt. Der König hatte hierüber Gutachten der betheiligten Minister, darunter auch Savigny's, eingefordert. Dieser ließ zunächst überhaupt nichts von sich hören. Erst als ihn der König erinnerte, machte er sich an die Begutachtung und übersandte sie den übrigen Ministern. „Es ist dies eine der wenigen von Savigny selbständig ohne Vorbereitung durch einen seiner Räthe gefertigten Arbeiten," sagt Stölzel ein wenig boshaft und fährt dann fort: „Nur mit einer gewissen Resignation kann man darin aus einer Feder wie der Savigny's u. A. folgende Stelle lesen: „Der (Radowitz'sche) Aufsatz schlägt vor, unter den Civilbeamten (deren Schriften der Censur nicht unterworfen sein sollen) nicht weiter herunter zu gehen, als zu den Räthen zweiter Classe, im Militär zu den Regimentscommandeuren, neben beiden aber die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften und alle ordentlichen Professoren der Universität aufzunehmen. Diese letzten nun sind so sehr die activsten Schriftsteller, die erwähnten hohen Beamten und Officiere aber so selten in der Lage, Bücher schreiben zu können, daß es einen fast illusorischen Eindruck machen würde, wenn man nicht daneben noch Alle aufnehmen wollte, welche mit den ordentlichen Professoren gleichen Rang haben, also alle Stabsofficiere; ja, es würde kein Bedenken haben, auch alle Compagnie- und Schwadronchefs mit einzuschließen." — „In wie kleinlichen Seitenwegen verirrt sich hier der große Geist, welcher den Beruf der Gesetzgebung in sich fühlte und die Ausübung dieses Berufes als seine Aufgabe betrachtete!"

Ein besonderes Mißgeschick verfolgte Savigny bei all' seinen Versuchen, die Proceßreform weiterzuführen. Keiner der in seinem Ministerium ausgearbeiteten Entwürfe, ja keine seiner Gedanken, fanden Gnade vor den Augen seiner Collegen, der Verwaltungsminister, zuerst Mühler's, dann Uhden's. Es entspannen sich über alle diese Pläne weitläuftige Schriftwechsel. Savigny fand sich meist gänzlich außer Stande, seine Vorschläge zu vertheidigen; in dem Verwaltungsministerium wurden schließlich andere Entwürfe ausgearbeitet, und es blieb nach langem Hin- und Herreden und Schreiben, nach monatelangen Verhandlungen,

dem Gesetzgebungsminister Savigny nichts Anderes übrig, als die im Verwaltungsministerium ausgearbeiteten Gesetzentwürfe anzunehmen. „Der Mann, welchem die gesammte Juristenwelt bisher zu Füßen lag, sobald er nur die Feder ansetzte, mußte sich von einigen Praktikern seine Entwürfe durchstreichen lassen, als wäre er ihr Schüler, nicht ihr Meister.“ So ging es mit der Civilproceßnovelle vom 21. Juli 1846, mit dem ersten Strafproceßgesetz vom 17. Juli 1846, mit einer Verordnung betr. die Bildung eines Ehrenraths unter den Anwälten vom 30. April 1847.

Die Proceßgesetzangelegenheit war von Savigny um keinen Schritt gefördert. Einen Anlaß, auf diese Sache zurückzukommen, gab dem König der Proceß gegen den Dr. Lüning in Paderborn; dieser hatte im Jahre 1845 einen Band politischer Gedichte veröffentlicht, die zu einem strafrechtlichen Einschreiten gegen ihn führten. Lüning wurde vom Criminalsenat des Oberlandesgerichts in Paderborn wegen frechen Tadels des Deutschen Bundes verurtheilt, in der Berufungsinstanz aber freigesprochen. Die Gründe, mit welchen diese Freisprechung gerechtfertigt wird, berühren allerdings heute höchst eigenthümlich. Der König war darüber so zornig, daß er mit dem Gedanken umging, durch einen Ministerrath unter seinem persönlichen Vorsitz die Paderborner Erkenntnisse zu vernichten, sowie die betheiligten Richter zu bestrafen. Also wieder ein Proceß Arnold in Sicht, welchen diesmal der Minister Uhden glücklich abzuwenden vermochte. Der König beruhigte sich dabei, dem Paderborner Gerichte in einer Ordre sein „ernstes Mißfallen über die Art und Weise zu erkennen zu geben, in welcher es seine Entscheidung zu begründen für gut befunden.“ Ein Preßgesetz versuchte man jetzt mit Hülfe des Deutschen Bundes zu Stande zu bringen. Der Bearbeiter des neuen Entwurfs war Friedberg. Die preußischen Anträge wurden aber in Frankfurt hingeschleppt. Preußen knüpfte daher Sonderverhandlungen mit Sachsen an; als diese, nach anfänglicher Verzögerung, einen günstigen Verlauf zu nehmen begannen, war es zu spät. Es kamen die Märztage von 1848. Am 18. März vollzog der König das auf den Tag vorher zurückdatirte Gesetz — man wollte den Eindruck vermeiden, als sei es vom Volke der Regierung abgedrungen —, welches noch die Unterschrift Savigny's trägt, obgleich er nichts an dem Gesetz gethan hat. Am 18. März erfolgten die bekannten weiteren Versprechungen, nachdem die Revolution ausgebrochen war. „Als Savigny unter dem Schloßportale am 18. März einen Mann aus dem Volke belehren wollte, der König habe mehr bewilligt, als man verlangte, erhielt er die Antwort: „Alter, das versteht Du nicht, man hat nichts bewilligt!“

Mit diesem schrillen Mißklang schließt die Ministerlaufbahn Savigny's. Das Gesammturtheil Stölzel's [1]) über ihn ist als ein recht mildes zu bezeichnen. „Kaum gibt es ein lehrreicheres Beispiel in der Geschichte, wie wenig räthlich es ist, das Katheder mit dem Ministersessel zu vertauschen und von der Gelehrtenstube aus die Rechtsgesetzgebung eines Großstaats leiten zu wollen, als das Ministerium Savigny. Seine vorbereitenden Arbeiten waren Meisterleistungen von Gründlichkeit, Ideenreichthum und echt wissenschaftlichem Geiste. Aber über

---

[1]) Bd. II, S. 625—628.

Grundzüge und wieder Grundzüge, Denkschriften und wieder Denkschriften kam er nicht hinaus. Die Gesetze wurden von jüngeren, allerdings hervorragend tüchtigen Praktikern ausgearbeitet; sein ganzes Ministerium versank mehr und mehr in Unthätigkeit; er selbst zog sich verstimmt in den Schmollwinkel zurück und begann die Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Arbeiten. Savigny's Entschluß ist es wohl zunächst zuzuschreiben, daß der Gedanke, ein verbessertes Landrecht, ein neues Civilgesetzbuch auszuarbeiten, auf Jahrzehnte von der Tagesordnung verschwunden ist. Aber er vermochte auch nicht, sein eigenes Programm auszuführen, bald dieses, bald jenes Gesetz zu erlassen. Savigny war eben ein zu wissenschaftlicher, zu systematisch verfahrender Geist, als daß er aus theoretischen Gründen nicht hätte davor zurückschrecken sollen, dem Bedürfnisse des Augenblicks seine Wissenschaftlichkeit und Systematik dienstbar zu machen." Das hohe, bleibende Verdienst Savigny's findet Stölzel ausschließlich in seiner Hebung und Förderung der Rechtswissenschaft, wodurch seine Schüler in den Stand gesetzt wurden, so bedeutende Erfolge auch auf dem Gebiete der Gesetzgebung zu erzielen. Und dieser Umstand rechtfertigt es, „daß unter den Namen sämmtlicher preußischer Justizminister kein einziger einen weitertönenden Klang hat, als der Name Savigny."

Die Entwicklung der modernen Pilzforschung.

Zur Erinnerung an Anton de Bary[1]).

Von

M. Büsgen.

Wenn wir, ausgerüstet mit den durch die moderne Forschung erworbenen Kenntnissen, die Pilze betrachten, so stellen sie sich uns als eine zwar eigenartige Gruppe von Organismen dar, die aber mit anderen Gliedern der organischen Welt in engem Zusammenhange steht. Wir sehen heute in ihrer unendlichen Formenmannigfaltigkeit, in ihren Entwicklungserscheinungen und in ihrer Lebensweise nur Specialfälle, welche sich den aus dem übrigen Gewächsreiche bekannten Erscheinungen anschließen. Die Pilze sind für uns Pflanzen wie andere auch. Wir wissen, daß jede einzelne Form einem geschlossenen Entwicklungskreise von Samen zu Samen angehört; wir wissen, daß diese Entwicklungskreise in den unserer Beobachtung zugänglichen Zeiträumen in immer gleicher Weise stets von Neuem ablaufen, und wir sind überzeugt, daß enge Blutsverwandtschaft sie zu einer natürlichen Gruppe vereinigt, welche mit den übrigen Pflanzen morphologisch eng zusammenhängt. Deshalb befremdet es uns auch nicht, daß der Mangel an Blattgrün und die dadurch bedingte schmarotzende Lebensweise auf Kosten von anderen Pflanzen gebildeter organischer Substanz hier der ganzen Classe zukommt, während er sich unter der Masse der übrigen Pflanzen nur in vereinzelten Beispielen findet. Die physiologische Eigenthümlichkeit tritt zurück gegenüber der morphologischen Verwandtschaft.

Diese Erkenntnisse sind vorwiegend das Resultat der letzten vierzig Jahre. Sie klingen heute sehr selbstverständlich, und doch mußten Jahrhunderte vergehen, ehe nur die Fragestellung gefunden wurde, welche endlich zu ihnen hinleitete.

Es war ein weiter Weg vom Herausspinnen naturwissenschaftlicher Anschauungen aus dem eigenen Geiste ohne gehörige Berücksichtigung der Thatsachen bis zu eingehender Erforschung und Beschreibung der letzteren; und nicht minder

---

[1]) Gestorben am 19. Januar 1888 zu Straßburg i. E.

weit von der Beschreibung bis zu einem genetischen Erfassen. Seine drei Stationen entsprechen drei Fragestellungen und drei Methoden, vermittelst deren die Forscher in verschiedenen Perioden zur Erkenntniß ihres Objectes zu gelangen glaubten. Durch Untersuchung mit bloßem Auge war über die Pilze wenig Aufschluß zu gewinnen. Ihre ersten Beobachter suchten daher nothgedrungen durch Speculation ihr Wesen, speciell ihre Herkunft zu erfassen. Später, mit besseren Hülfsmitteln versehen, ging man zu genauer anatomischer Untersuchung und Beschreibung der fertig vorliegenden Verhältnisse über. Daraus entsprang schließlich das Bedürfniß nach entwicklungsgeschichtlicher Erkenntniß und Methode.

Wir wollen versuchen, uns eine Uebersicht über die Art und Weise zu verschaffen, wie die Pilzforschung den bezeichneten Weg zurückgelegt hat. Es ist in abgekürzter Form derselbe, welchen im Wesentlichen die gesammte Botanik gegangen ist, und welchen, abermals verkürzt, unter unseren Augen die Bakterienforschung wandelt. Die Männer, welche zuerst über die Natur der Pilze nachdachten, fanden sich rathlos einer fremden Welt gegenüber. Ihre Begriffe von Thier und Pflanze waren bereits fertig; aber sie waren an verhältnißmäßig wenigen Beispielen gebildet, deren Formen einem ziemlich engen Kreise angehörten. Die bekannten Pflanzen zeigten ordnungsmäßig Wurzel, Stamm und grüne Blätter und trugen Samen, aus welchen man im Laufe einiger Monate oder Jahre der Mutterpflanze ähnliche Exemplare wieder erziehen konnte. Wie sollte man ihnen die bleichen, rothen, gelben, blauen, schwarzen, nur niemals grünen Geschöpfe zuzählen, welche in den sonderbarsten Formen am liebsten aus dem Moder des Waldbodens oder sonstigen faulenden und verderbenden Substanzen über Nacht hervorschossen? Samen schienen sie nicht zu besitzen, und doch fanden sie sich überall verbreitet. Ihre Entstehung mußte also ebenso sonderbar sein wie ihr Aussehen. Ihr auffallendes Erscheinen kurz nach Regenschauern oder Gewittern gab Anlaß, ihnen einen überirdischen Ursprung zuzuschreiben. Sogar als Kinder der Götter werden sie bezeichnet. Andererseits freilich auch weniger vornehm als „ζύμωμα κακὸν χθονός“, als ein schlechtes Gährungsproduct der Erde. Auch die Kräuterbücher des 16. Jahrhunderts, welche in ihren Beschreibungen nutzbarer Pflanzen die ersten Anfänge der wissenschaftlichen Botanik enthalten, behandeln die Pilze recht verächtlich, obgleich ihr Werth als Nahrungsmittel damals bereits bekannt war.

Je weniger man von ihnen wußte, um so weniger war man geneigt, sich mit so unsauberen Gegenständen näher zu befassen, und um so weniger scheute man davor zurück, die abenteuerlichsten Ansichten über ihre Herkunft auszusprechen.

Noch lange Zeit galt es für selbstverständlich, daß die Pilze nicht Eltern ihrer eigenen Art entstammten. Sie sollten der Heterogenesis, der Erzeugung aus andersartigen Wesen oder Substanzen, ihren Ursprung verdanken, obgleich bereits gegen Ende des 16. Jahrhunderts die staubförmigen Sporen der Hutpilze gesehen und richtig als Samen beurtheilt worden waren, und Tournefort hundert Jahre später allen Pilzen aus philosophischen Gründen Fortpflanzung durch Samen zugesprochen hatte.

Einen nachhaltigeren Einfluß übte erst Micheli, Director des botanischen Gartens in Florenz, durch sein 1729 unter dem Titel „Nova plantarum genera juxta Tournefortii methodum disposita“ erschienenes Werk. Von ihm rühren die ersten genaueren Sporenbeschreibungen her.

Von besonders weittragender Bedeutung aber sind seine Angaben über die Keimung von Pilzsporen gewesen. Alle Ansichten über den Samencharakter dieser Gebilde schwebten in der Luft, solange ihre Keimfähigkeit nicht nachgewiesen war. Mit gleichem Recht wie für Samen, durfte man sie bisher für Pollenkörner oder für Zellen halten, die überhaupt mit der Fortpflanzung nichts zu thun hatten. Micheli säete sie aus und sah sie einem Fadengeflecht den Ursprung geben, aus welchem sich der Mutterpilz wieder entwickelte. So primitiv der Versuch Micheli's gewesen ist, und so viel seine Aeußerungen im Einzelnen zu wünschen übrig lassen: er war der Erste, welcher Unbefangenheit genug besaß, die Erziehung eines Pilzes aus Sporen zum Gegenstande eines Experiments zu machen. Das Experiment gelang, und damit war einerseits den extravaganten Speculationen der Heterogenesisten eine Grenze gesetzt und andererseits Denjenigen, welche zu gewissenhafter Untersuchung geneigt waren, ein weites und dankbares Feld eröffnet. Ein großer Theil des Räthselhaften, welches bisher von eingehender Beschäftigung mit der Pilzwelt abgeschreckt hatte, war weggefallen. Man sah die Möglichkeit vor Augen, sie begreifen zu können, und ging nun ungesäumt ans Werk. O. F. Müller, Hedwig, Bulliard und andere Autoren fanden in den folgenden Jahrzehnten die Sporen einer großen Anzahl von Pilzen. Ebenso Persoon, der in seinem Versuch einer systematischen Eintheilung der Schwämme am Ende des 18. Jahrhunderts die vorhandenen Kenntnisse zusammenfaßt und erweitert.

Die Periode der rein speculativen Betrachtung der Pilze ist mit Micheli abgeschlossen.

Es hat eine neue Epoche begonnen, welche sich durch das Bestreben charakterisirt, das Object, so wie es sich der einfachen Betrachtung darbietet, in seinem fertigen Zustande kennen zu lernen. Das Interesse wendet sich, unter stets zunehmender Zahl gewissenhafter Beobachter der Pilzwelt, vorwiegend zur Erforschung des vorhandenen Formenreichthums, während die bei dem damaligen Stande der Kenntnisse unfruchtbare Frage nach der Entstehung der Pilze in den Hintergrund gedrängt wird. Es gilt, möglichst viel zu beschreiben, abzubilden und passend aneinander zu reihen. In kurzen Intervallen folgen sich die systematischen Werke von Link, Nees von Esenbeck und Brongniart, in welchen eine Menge neuer Beobachtungen mitgetheilt wurde.

Bei Nees von Esenbeck macht sich der Einfluß der Naturphilosophie auch in der Pilzforschung geltend. Im Einzelnen reich an Beschreibungen neuer Formen, ist sein System ganz von den träumerischen Anschauungen seines Autors über den Zusammenhang der Natur durchsetzt. Er ergeht sich in Phantasmen, welche zur Genüge zeigen, was Alles möglich war, solange die Systematik des Leitsterns der Descendenztheorie entbehrte.

Die wichtigste Erscheinung der Epoche sind die systematischen Werke von Elias Fries in Upsala, welche in Verbindung mit den Pilzabbildungen, die der

unermüdliche Corda herausgab, noch heute werthvolle Hülfsmittel beim Studium der Pilzformen darstellen. Die Leistungen von Fries namentlich dürfen den Diensten, welche Linné der Systematik der Phanerogamen erwies, an die Seite gesetzt werden.

So wurde allmälig ein überreiches Material an einzelnen Formen zusammengetragen und mit bald mehr, bald weniger Tact nach äußerer Aehnlichkeit gruppirt. Die Fächer und Kästen der Herbarien füllten sich. Dabei blieb es in vielen Fällen. Man freute sich der gefundenen Formen, bildete sie ab, stritt über die Abgrenzung dieser oder jener Gruppe, über falsch oder richtig bestimmte Species und dergleichen mehr. Dazwischen tauchten auch rein anatomische Arbeiten auf, welche uns namentlich mit dem feineren Bau der Hutpilze und ihrer Verwandten bekannt machten.

Von allgemeinerer Bedeutung war ein Aufsatz Ehrenberg's, welcher die für eine große Anzahl von Pilzgruppen immer noch stillschweigend oder ausdrücklich angenommene Lehre von der Heterogenese der Pilze einer näheren Beleuchtung unterzog. Der Verfasser brachte damit den Heterogenesisten einen schweren Schlag bei, indem er eigene Beobachtungen über Keimung und Bau der Pilze mittheilte und zugleich durch eine Zusammenstellung der bisher über Entstehung und Wachsthum der Pilze ausgesprochenen Aeußerungen recht augenfällig zeigte, auf wie schwachen Füßen jene Lehre stand.

In der That war man nach Ehrenberg selten naiv genug, eine Entstehung der Pilze durch Urzeugung ohne Weiteres zu behaupten; man suchte wenigstens nach Gründen, welche sie beweisen sollten. Eine besonders starke Stütze schien die Lehre bei den Arten zu finden, die als Parasiten lebende Pflanzen bewohnen. Das nähere Studium dieser Pilze sollte einen der beiden Uebergänge von der beschreibenden zur entwicklungsgeschichtlichen Methode vermitteln.

Die vorhandenen Kenntnisse beschränkten sich im Wesentlichen auf die auffallenden Formen, wie die Arten, welche den Rost und Brand des Getreides, der Bohnen und anderer höherer Pflanzen verursachen. Die Fruchtlager dieser Pilze brechen, indem sie die Epidermis sprengen, aus dem Gewebe der befallenen Pflanzen hervor und erscheinen dann dem Auge als die sporenerfüllten Becher der Aecidien oder als die Gruppen der bald langgestielten, bald fast stiellosen Uredo- und Teleutosporen. Andere bilden nur ein dunkelgefärbtes Pulver, welches die zerstörten Gewebe der Wirthspflanze erfüllt. Die Wirthspflanze durchwuchernde Pilzfäden, ihre Vegetationsorgane sind in vielen Fällen auch mit unseren heutigen Mitteln nur schwer nachzuweisen; um so eher blieben sie denen verborgen, welchen ihre Entdeckung theoretisch nur unbequem sein konnte.

Kein Wunder, daß es lange dauerte, bis jene Gebilde überhaupt als Pilze angesprochen wurden. Die Naturforscher des Alterthums und eine ganze Anzahl späterer Autoren hielt sie für Symptome krankhafter Zustände, die durch ungünstige Witterungsverhältnisse oder mangelhafte Ernährung oder Befruchtung hervorgerufen würden.

Andere, wie Unger, erblickten in ihnen die Krankheit in Person, d. h. in den Ausschwitzungen der Pflanzen entstandene Afterorganismen, deren Lebensproceß den ihrer Träger beschränkt. Eine dritte Gruppe von Beobachtern endlich sah

die Brandpilze als wirkliche Parasiten an, als selbständige Organismen, welche die betreffenden Krankheiten verursachen.

Wissenschaftlich begründet war keine der drei citirten Auffassungen, da keiner genügende Beobachtungen zu Grunde lagen.

Hier greift zum ersten Male der Forscher entscheidend ein, dem, um mit Sachs zu sprechen, die Mykologie ganz vorwiegend ihre heutige Gestaltung verdankt, Anton de Bary.

In einer im Jahre 1853, seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre, erschienenen Arbeit über die Brandpilze theilte er eine Fülle neuer Beobachtungen mit, welche die Pilznatur jener Organismen gegen jeden Zweifel sicher stellten. Weiter zeigte er, daß diese Beobachtungen in Verbindung mit der Gesammtheit der bei den Botanikern und namentlich den Landwirthen vorhandenen Kenntnisse wohl hinreichten, die zuletzt erwähnte Ansicht, welche die Brandpilze als Krankheitserreger anspricht, wahrscheinlich zu machen. Gleichzeitig aber machte er mit vorurtheilsfreiem Blick darauf aufmerksam, daß der strikte Beweis dafür nur durch die genaue Beobachtung des Eindringens des Parasiten geliefert werden könne. Alles Uebrige konnte trügen. Unzweideutig war nur der genau controlirte Infectionsversuch. Erst wenn man die Keimung der Pilzsporen auf einer sicher gesunden Pflanze, das Eindringen der Keimlinge, ihr Fortwachsen im Inneren der Gewebe des Wirths und die damit verbundenen Veränderungen der letzteren Schritt für Schritt wirklich gesehen hatte, durfte der Parasitismus für bewiesen gelten.

Für die Rostpilze lieferte diesen Beweis de Bary selbst in einer späteren Arbeit, für die Brandpilze Kühn, der 1856 in einem anderen Falle zuerst das Eindringen eines Parasiten in eine Landpflanze genau beschrieben hatte.

Es ist hinreichend bekannt, wie der Lehre von der Heterogenesis auf diese Weise immer mehr Terrain entzogen ward, wie sie mit der Vervollkommnung der Untersuchungsmethoden auf immer kleinere und schwerer zugängliche Organismen beschränkt wurde, bis sie namentlich Schwann's und Pasteur's Forschungen ganz aus dem eigentlichen Pilzreich verbannten. Ihre Ausschaltung aus der Bakterienwelt ist nach den heute vorliegenden Thatsachen ebenfalls schon so gut wie vollzogen. Aller Bemühungen ungeachtet hat man nicht aus anorganischem Materiale, nicht aus todtem und nicht aus lebendem Protoplasma anderer Organismen je einen Pilz oder ein Bacterium entstehen sehen. Das „omne vivum ex ovo" gilt nach unseren heutigen Kenntnissen auch hier in aller Strenge.

Ich wies vorhin darauf hin, daß das Studium der parasitischen Pilze einen Uebergang von der anatomischen zu einer neuen Methode vermittelt habe. Die letzterwähnten Arbeiten de Bary's und Kühn's gehören schon der damit inaugurirten neuen Periode der Pilzforschung an. Sie fallen bereits in die Zeit der entwicklungsgeschichtlichen Fragestellung.

Einen zweiten Uebergangspunkt bildet eine Schrift, welche Tulasne im März des Jahres 1851 in den Berichten der französischen Akademie erscheinen ließ.

Die Systematiker der verflossenen Epoche hatten ihre Systeme in der Ueberzeugung aufgebaut, daß jede einzelne Pilzart nur eine Form von Fortpflanzungs-

organen besitzen könne. Viele Pilze bildeten ihre Sporen in Ketten oder Haufen an einzelnen Zellfäden, andere in geschlossenen Behältern, noch andere in offenen Bechern, stets aber ward festgehalten, daß jede Species durch eine einzige dieser Formen charakterisirt sei. Einem Pilz, welcher in Schläuchen entstandene Sporen besaß, durften nicht gleichzeitig Sporen zuerkannt werden, welche an Fadenenden abgeschnürt wurden.

Diese Ansicht warf Tulasne in der genannten Arbeit über den Haufen. Er zeigte durch genaue anatomische Untersuchung einer Anzahl von Pilzen, daß mehrere ganz verschiedenen Typen angehörige Sporenbehälter in den Entwicklungsgang einer und derselben Art gehören können.

Durch diese Entdeckung erfuhr vor Allem die Systematik eine vollständige Umwälzung. Hatte man bisher jede einzelne sporenbildende Pilzform als Art angesehen und dementsprechend benannt, so mußte nun jedesmal die Entwicklungsgeschichte derselben auf allen ihren, manchmal sehr absonderlichen Umwegen verfolgt werden, um festzustellen, welche Gestalten unter einem Namen zusammengehörten. Ein auf so erhaltene Resultate begründetes System konnte allein eine höhere Bedeutung gewinnen als die einer mehr oder minder geschmackvollen Uebersicht zu mnemotechnischen Zwecken.

Es blieb nicht aus, daß die Ansichten des Franzosen, obwohl sie auf sorgfältige Beobachtungen gegründet waren, von Seiten der Systematiker lebhaften Widerspruch erfuhren. Begreiflicher Weise waren die letzteren nicht geneigt, aus ihren zum Theil erst kurz vorher erschienenen Systemen Dutzende von Gattungen zu streichen.

Gefährlicher aber als der Widerspruch derartiger Gegner Tulasne's war für den Fortschritt der Wissenschaft der Uebereifer derjenigen, welche seine Lehre mit Begeisterung aufnahmen.

Tulasne hatte seine Resultate mit Hülfe einer Methode gewonnen, welche sich an die seiner Vorgänger eng anschloß. Er begnügte sich meist damit, rein anatomisch den Ursprung der verschiedenen Sporenträger und Sporenbehälter von einem und demselben Mycel nachzuweisen. Selbst solange dies Verfahren mit äußerster Vorsicht und innerhalb bestimmter Grenzen angewandt wurde, ließ sich Manches dagegen einwenden. Beispielsweise ist es in vielen Fällen fast unmöglich, auf dem genannten Wege zu entscheiden, ob man in einer einem bestimmten Pilze vermuthlich zugehörenden zweiten Fruchtform wirklich eine solche und nicht vielmehr einen Parasiten vor sich hat, und Tulasne selbst ist unter solchen Umständen in Irrthümern verfallen. Ferner bietet das thatsächlich häufige Zusammenwohnen mehrerer Arten Anlaß zu Verwechselungen.

Viele der Anhänger Tulasne's ließen diese Rücksichten gänzlich außer Acht. Gelockt durch die Aussicht auf reichen Gewinn, welche die neue Fragestellung eröffnet hatte, übersahen sie die Gefahren, die sich einem Betreten des noch so dunkeln Gebietes entgegenstellten, und combinirten Entwicklungsgeschichten, welche an Vielseitigkeit wenigstens nichts zu wünschen übrig ließen. Wo immer zwei Formen nebeneinander standen, wurde ihre Zusammengehörigkeit verkündigt.

Auch Culturversuche wurden angestellt; aber in einer Weise, daß sie, anstatt eine werthvolle Ergänzung der anatomischen Untersuchung des in der Natur vorgefundenen zu liefern, nur Verwirrung anrichteten. Die erste Sorge eines jeden Gärtners, der seine Pflanzungen vor Unkraut schützen will, ist die, reines Aussaatmaterial zu verwenden, eine Vorsicht, welche der Pilzzüchter am wenigsten außer Acht lassen durfte. Wachsen doch viele Pilze so schnell, daß im Laufe einer einzigen Nacht eine Art durch eine andere völlig überwuchert werden kann, wenn die Sporen beider gleichzeitig ausgesät sind. Diese Thatsache zog man nicht in Rechnung. Man beachtete keineswegs, wie gering die Wahrscheinlichkeit ist, bei der großen Verbreitung der staubförmigen Pilzsporen in der Luft und bei dem häufigen Neben und Untereinanderwachsen verschiedener Arten, in der Natur reines Aussaatmaterial zu erhalten. Große Sporenmengen wurden ausgesät und die Culturen sich selbst überlassen. Dann erst schritt man zur Untersuchung. Fanden sich unter den inzwischen gewachsenen Pilzen nun andere als die, von welchen das Aussaatmaterial herstammen sollte, so durften nur, wenn sie nicht zu den vorgefaßten Ansichten des Experimentators paßten, ihre Sporen von außen, aus der Luft, zufällig in die Culturen gelangt sein. Paßten sie dagegen in den Gedankengang des betreffenden Forschers, so war auch ihre Zugehörigkeit zu den angeblich rein ausgesäten Formen bewiesen.

Die Verwirrung ward noch vergrößert durch die gleichzeitige Neubelebung der Descendenztheorie durch Darwin. Nicht erleuchtend, nur verblendend wirkte sie auf die Vertreter der bezeichneten Forschungsrichtung. Lieferten doch ihre Culturresultate die besten Beispiele für die Inconstanz der Arten. Zum Ueberfluß lag bei ihnen sogar ein handgreiflicher Grund vor für die Verwandlung eines Pilzes in einen anderen. Man brauchte die Sporen nur auf verschiedene Nährböden auszusäen, um verschiedene Producte zu erhalten. Der formumwandelnde Einfluß des Substrats schien ganz außer Zweifel. Bei der Consequenz, mit welcher man sich der Erkenntniß aller Fehlerquellen verschloß, trat Niemanden die Möglichkeit vor Augen, daß aus einem Gemenge der Sporen mehrerer Pilze auf verschiedenen Nährsubstraten auch verschiedene Formen die Oberhand gewinnen und die anderen über Nacht verdrängen konnten. Die Versuche waren eben nur dem Namen nach Culturversuche. In Wahrheit repräsentiren sie eine falsche Anwendung der anatomischen Methode. Man säte zwar die Sporen aus und ließ sie sich entwickeln; aber man beobachtete nicht die Entwicklung, sondern ausschließlich einen in einem späten Momente vorhandenen fertigen Zustand.

Die hierher gehörigen Arbeiten enthalten zwar im Einzelnen manche werthvolle Thatsache, dienten aber im Ganzen nur dazu, die Nothwendigkeit einer rationelleren Untersuchungsmethode recht ins Licht zu setzen.

Gleichzeitig traten übrigens anderwärts die absoluten Grenzen der Tulasne'schen Methode hervor. Im Jahre 1866 wurde der Berliner Akademie eine ausführliche Arbeit vorgelegt, in welcher de Bary den strengen Beweis dafür lieferte, daß die seit mehr als hundert Jahren von den Landwirthen vertretene, oft als Aberglaube bekämpfte Behauptung, daß durch Berberitzensträuche das Auftreten des Rost's in ihnen benachbarten Getreidefeldern veranlaßt werde, ihre volle

Richtigkeit habe. Durch mit Infectionsversuchen verbundene entwickelungsgeschichtliche Untersuchung that er dar, daß der den Getreiderost verursachende Rostpilz mit dem auf der Berberitze lebenden Becherpilz (Aecidium) in den Entwicklungsgang einer Species gehöre. Die keimenden Rostpilzsporen entwickelten sich nur auf der Berberitze weiter und erzeugten hier jene Becher, deren Sporen wieder auf Getreide gelangen mußten, wenn sie von Neuem den Rostpilz hervorbringen sollten.

Damit war der erste Fall der Metoecie, des Wirthswechsels, bekannt geworden und ein Punkt gezeigt, an welchem die Tulasne'sche Forschungsmethode gänzlich versagen mußte. Hier handelte es sich um Formen, deren Zusammenhang auf anatomischem Wege schlechterdings nicht zu erweisen war. Sollte hier ein Fortschritt ermöglicht werden, so mußte man einen Weg finden, der mit Sicherheit einerseits zur Entdeckung aller einer Species zukommenden Entwicklungsformen hinleitete und andererseits vor dem Hereinziehen fremder Formen schützte.

Ein solcher Weg war in den früher erwähnten sogenannten Culturversuchen angedeutet. Aber nur ein Mann von der kühlen logischen Denkweise und der unermüdlichen Ausdauer de Bary's konnte, von derartigen Andeutungen ausgehend, zum Schöpfer der entwicklungsgeschichtlichen Methode werden, welche der jüngsten Periode der Pilzforschung ihr Gepräge verleiht. Ihm genügte es nicht, aus dem Zusammenvorkommen oder der constanten Aufeinanderfolge zweier Fruchtformen auf ihre Zusammengehörigkeit zu schließen. Er verlangte, daß man die Spore der einen keimen, den Keimling wachsen und schließlich der anderen den Ursprung geben sah. Dann erst überließ er sich der Ueberzeugung, daß die beiden in den Entwicklungscyclus einer Species zu stellen seien.

Der Weg zur Erfüllung dieses Postulats liegt in sorgfältig geleiteten Aussaatversuchen, welche die Entwicklungsproducte der verschiedenen Sporenformen unter geeigneten Bedingungen durch alle Stadien verfolgen; eine Methode, welche im Grunde keine andere ist als die, mit deren Hülfe man die Zugehörigkeit irgend eines Samens zu irgend einer Pflanze erweist, nur daß die Schwierigkeiten, welche ihre Anwendung auf die Pilze dem Forscher in rein technischer Beziehung darbietet, ungemein groß sind. De Bary zeigte indeß in einer Reihe classischer Untersuchungen, daß sie nicht unüberwindlich seien. Es gelang ihm, eine große Anzahl vollständiger Entwicklungsgeschichten festzustellen und damit der Lehre von der unendlichen Wandelbarkeit der Pilzformen ein Ende zu machen.

Eine Menge weiterer Fragen wurde nun der Bearbeitung zugänglich. Von besonderem Interesse war die nach der Sexualität der Pilze. Sie wurde nach langen und vielgestaltigen Controversen von Pringsheim, de Bary, Stahl a. A. für eine Anzahl von Familien in positivem Sinne beantwortet.

Mit der Entdeckung der Sexualität gewann Tulasne's Lehre von der Pleomorphie der Fructificationsorgane erst ihren wahren Sinn. Nun erst ließen sich die Pilze wissenschaftlich streng mit Erscheinungen des übrigen Pflanzenreichs in Verbindung setzen. Es zeigte sich, daß von den verschiedenen Fruchtformen einer Pilzart nur eine nach vorheriger Bildung von Sexualorganen entsteht. Sie entspricht der sexuell erzeugten Frucht der höheren Pflanzen. Die übrigen

sind den rein vegetativen vielgestaltigen Knollen- und Brutknospenbildungen vergleichbar, welche in so großer Verbreitung im ganzen Gewächsreich vorkommen.

Von vielleicht nicht geringerer theoretischer Bedeutung als die Entdeckung der Sexualität war der Nachweis des sog. Zeugungsverlustes, welcher ebenfalls von de Bary zuerst für eine Pilzgruppe wirklich geführt wurde. Die Feststellung der Thatsache des Verschwindens vorhanden gewesener Sexualorgane aus dem Entwicklungsgange einer Art hat die Auffindung natürlicher Verwandtschaftsbeziehungen der Pilze untereinander ganz wesentlich erleichtert. Sie ist die Grundlage des von de Bary aufgestellten natürlichen Systems der Pilze geworden.

Die Resultate de Bary's und seiner Schule erwarben der Methode schnell Verbreitung in weiten Kreisen. Naturgemäß war mit der damit verbundenen Erweiterung des Forschungsgebietes eine stetige Verbesserung der von der Methode geforderten Technik verknüpft. Namentlich Brefeld hat in dieser Beziehung viel geleistet. Seine Untersuchungen über Schimmelpilze enthalten neben einer Menge neuer Thatsachen die werthvollsten Angaben über die Gewinnung reinen Aussaatmaterials und über die Cultur der Pilze unter Bedingungen, welche, wenn nöthig, die Verfolgung ihrer ganzen Entwicklung unter dem Mikroskop gestatten. Auch Brefeld hat ein Pilzsystem aufgestellt. Die weitere Detailforschung wird zu entscheiden haben, ob das seine oder das de Bary's die natürlichen Verwandtschaftsverhältnisse am besten zum Ausdruck bringt.

Das unvergängliche Verdienst de Bary's bleibt es, die wahre entwicklungsgeschichtliche Methode in die Pilzforschung eingeführt zu haben.

Mehr indirect als direct hat die Bakterienkunde großentheils ihm ihre schnellen Fortschritte zu danken. Sie hat es verstanden, sich die Ergebnisse der Schwesterdisciplin zu Nutze zu machen und darauf segenbringend weiter zu bauen.

Das russische Interregnum vom Jahre 1825.

Auf Grund neueren russischen Actenmaterials.

Die Geschichte des vierwöchentlichen Interregnums, das vom 19. November (1. December) bis zum 14. (26.) December 1825 in dem ausgedehntesten Staate der modernen Welt bestand, ist ihren Grundzügen nach bekannt. Daß der zweite Sohn Kaiser Paul's I., der Großfürst und Cesarewitsch Constantin dem Anspruch auf die Erbschaft seines kinderlosen Bruders, des Kaisers Alexander I., im Jahre 1822 entsagt hatte, — daß diese Entsagung den Inhalt eines am 16. August 1823 erlassenen, geheim gehaltenen Manifestes Alexander's bildete — daß der auf Grund desselben zum Thronfolger gewordene Großfürst Nikolaus von der Thronentsagung seines älteren Bruders nichts wußte, und daß die Folgen dieser Geheimhaltung nach dem Tode Alexander's in einer für das gesammte Staatswesen verhängnißvollen Weise zu Tage traten, war bereits vor Veröffentlichung der im Jahre 1857 erschienenen documentarischen Darstellung des Baron M. A. Korff („Die Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus I.") als feststehend angesehen worden. Man wußte ferner, daß das Ableben Alexander's mit der Entdeckung einer ausgedehnten Militärverschwörung zusammengefallen sei, und daß die Verschwörer die rücksichtlich der Thronfolge bestehende Unsicherheit zu den revolutionären Ausbrüchen vom December 1825 ausgenutzt hatten, die als „Dekabristen-Aufstand" in der neueren Geschichte Rußlands Epoche gemacht haben. — Rücksichtlich der Einzelheiten bestanden aber auch nach Publication des Korff'schen Buches empfindliche Lücken: daß dieselben im Verlauf des letzten Jahrzehntes vollständig ausgefüllt und daß insbesondere der wichtige, während des Interregnums geführte Briefwechsel Diebitsch's mit den beiden Großfürsten veröffentlicht worden, scheint außerhalb Rußlands nicht bekannt zu sein, zumal man die Summe desselben auch in Rußland nicht gezogen hat. Von dem aus dem Nachlaß des Geheimrathes Peter von Goetze deutsch herausgegebenen Buche „Fürst A. N. Galyzin und seine Zeit" (Leipzig 1882 bei Duncker & Humblot) hat die deutsche Presse nur beiläufig, von Karnowitsch's „Cesarewitsch Constantin" (1878) und der im Juli 1882 von der Zeitschrift „Russkaja Starina" veröffentlichten Briefsammlung („Das Interregnum in Rußland") gar keinen Act genommen. Das hohe, geradezu dramatische Interesse der

durch diese Publicationen an das Licht gezogenen Vorgänge wird einen summarischen Bericht über die Sache rechtfertigen.

I.

Die Umstände, unter denen Kaiser Paul I. das Leben verloren, waren den beiden erwachsenen Söhnen dieses unglücklichen Fürsten, dem damals vierundzwanzigjährigen Thronfolger Alexander und dem zweiundzwanzigjährigen Cesarewitsch Constantin kein Geheimniß geblieben. Bereits unter dem ersten Eindruck der ihnen am Morgen des 23. März 1801 gewordenen Schreckenskunde hatte der letztere den festen Entschluß ausgesprochen, nie und unter keinen Umständen von dem Rechte Gebrauch zu machen, das ihm im Falle fortgesetzter Kinderlosigkeit seines älteren Bruders zufallen könne. Auf diesen Entschluß war der Großfürst in der Folge wiederholt zurückgekommen. Offen und unumwunden hatte er bei sich darbietender Gelegenheit das Bekenntniß abgelegt, daß die Heftigkeit seines Temperaments und die Unfähigkeit, dasselbe zu zügeln, ihm die Uebernahme der verantwortlichen Stellung eines souveränen Beherrschers von Millionen unmöglich machten, und daß er allein zum Soldaten, nicht zum Regenten tauge. — Während der ersten zwanzig Jahre von Alexander's I. Regierung hatte sich zur Ausführung dieser Entsagungsabsichten keine Veranlassung geboten; weder erschien die Möglichkeit der Geburt eines directen Thronerben ausgeschlossen noch lag Grund für die Annahme vor, daß Großfürst Constantin den um nur zwei Jahre älteren Bruder überleben werde. Anders lagen die Dinge, als Constantin sich im Jahre 1820 von seiner Gemahlin, einer koburgischen Prinzessin, nach mehrjähriger kinderloser Ehe scheiden ließ, und als Kaiser Alexander um dieselbe Zeit (20. März) ein Gesetz veröffentlichte, nach welchem Kinder, die aus unebenbürtigen Ehen kaiserlicher Familienglieder geboren worden, von den ihren Eltern zustehenden Ehrenrechten und insbesondere von der Thronfolge ausgeschlossen sein sollten. Eben damals war der Großfürst im Begriffe, sich mit einer polnischen Dame, der Gräfin Grudzinska (späteren Fürstin Lowicz), zu verheirathen, von dem Kaiser aber verlautete um dieselbe Zeit, daß er sich mit Gedanken an die Niederlegung der Regierung trage. Früh gealtert, zur Schwermuth neigend, von der Pracht und Lust des Hoflebens übersättigt, äußerte der Monarch wiederholt, daß er sich für den Rest seiner Tage in das Privatleben zurückziehen und am Rhein oder in der Schweiz sterben wolle. Daran nahm der Großfürst Veranlassung, seine Verzichtleistung in Ausführung zu bringen und bei Gelegenheit einer im December 1821 unternommenen Reise nach St. Petersburg (sein beständiger Aufenthalt war Warschau) dem Kaiser eine Urkunde vorzulegen, in welcher er erklärte, „daß er weder die Gaben noch die Kräfte, noch den Wunsch hege, jemals zu der Stellung erhoben zu werden, auf welche er seiner Geburt nach einen Rechtsanspruch besitze".

Alexander nahm diese Verzichtleistung an — zu einer Veröffentlichung derselben konnte der eigenthümlich geartete, peinlichen Erörterungen stets abgeneigt gewesene Fürst sich indessen nicht entschließen. Die Nothwendigkeit, über die wichtige Angelegenheit einen Staatsact aufnehmen zu lassen, entging ihm nicht: dieser Act sollte indessen geheim bleiben und nur drei Mitwisser haben. Zu

solchen erwählte der Kaiser seinen intimen Berather, den Präsidenten des Ministercomités, Grafen Araktschejew, den Unterrichtsminister Fürsten Galyzin und den Erzbischof Philaret, späteren Metropoliten von Moskau. Philaret redigirte ein vom 16. August 1823 datirtes Manifest, in welchem der Kaiser seinen Unterthanen kund thut, daß, zufolge freiwilliger Entsagung des Großfürsten-Cesarewitsch Constantin, Sr. Majestät zweiter Bruder, der Großfürst Nicolaus als Erbe der russischen Kaiser- und polnischen Königskrone anerkannt worden sei. Das Original dieses Actenstückes und die Entsagungsurkunde wurden in dem Archiv der Moskauer Himmelfahrtskirche versiegelt niedergelegt und das Couvert mit der nachstehenden eigenhändigen Notiz Alexander's versehen:

„Aufzubewahren bis zu meiner Zurückforderung und im Fall meines Ablebens durch den Moskauer Erzbischof und den Moskauer General-Gouverneur in der Kathedrale zu entsiegeln — vor jeder andern Handlung."

Abschriften von der Hand Galyzin's und mit der Aufschrift „im Fall meines Ablebens zu eröffnen" wurden in versiegelten Kistchen den Archiven des Reichsrathes, des Synods (der Oberkirchenbehörde) und des Senats übergeben, von dem Dasein, dem Inhalt und der Bestimmung dieses wichtigen Depositums indessen Niemandem, nicht einmal den beiden nächst betheiligten Großfürsten, Mittheilung gemacht. Seiner Mutter, der Kaiserin Maria Feodorowna, gab Alexander von der Verzichtleistung Constantin's Kenntniß; die übrigen Mitglieder der kaiserlichen Familie erfuhren nur gerüchtweise, daß eine mögliche Aenderung der gesetzlich vorgeschriebenen Thronfolgeordnung in Frage stehe.

Ueber die Unzweckmäßigkeit dieses Verfahrens haben verschiedene Meinungen niemals bestanden. Wie Alexander dazu gekommen, eine hochwichtige, für die Zukunft des gesammten Staates entscheidende Angelegenheit geheim zu halten — die Art der Behandlung derselben, von der Kenntniß die beiden Nächstbetheiligten auszuschließen — ein Document von weltgeschichtlicher Bedeutung nicht am Sitze der Regierung, sondern in einem Moskauer Kirchenarchiv niederzulegen und die erste Kundmachung desselben einem Geistlichen und einem Provinzial-Statthalter zu übertragen, erscheint geradezu unbegreiflich. Das empfanden auch die drei Mitwisser des Geheimnisses, die sämmtlich älter als der Kaiser waren. Einige Tage vor Alexander's letzter Abreise von St. Petersburg, zu Ende des Sommers 1825, machte Galyzin den ihm befreundeten Herrscher auf die gefährlichen Folgen aufmerksam, welche im Falle eines unvorhergesehenen Unglücks ein geheim gehaltener und nicht öffentlich bekannt gemachter Act wegen der veränderten Thronfolge nach sich ziehen könne. Alexander schien von der Richtigkeit dieser Bemerkung betroffen, — er schwieg eine Weile, erhob alsdann aber die Hand zum Himmel und sagte leise: „Remettons nous en Dieu. Il saura mieux ordonner les choses, que nous autres pauvres mortels."

Wenige Tage darauf reiste der Kaiser in Begleitung seiner Gemahlin nach Taganrog ab; elf Wochen später (19. November 1825 n. St.) war er dem Fieber erlegen, das er sich bei einem Ausfluge in die Krimm geholt hatte. An seinem Sterbebette standen die Kaiserin, die Leibärzte Baronet Wyllie, Dr. Stoffregen, die Aerzte der Kaiserin, Tarassow und Reinhold, der Staatssecretär Longinow, sowie die General-Adjutanten Fürst Wolkonski und Baron (später Graf)

Diebitsch: von den Mitwissern des Thronfolgergeheimnisses war keiner anwesend. Araktschejew lebte auf seinem im Gouvernement Nowgorod belegenen Gute Grusino, der Erzbischof Philaret in Moskau, Fürst Galyzin war in St. Petersburg zurückgeblieben. — Dort verweilte auch der Großfürst Nikolaus, während die beiden anderen männlichen Mitglieder des Kaiserhauses, die Großfürsten Constantin und Michael, sich in Warschau aufhielten, — der Erstere als Militäroberbefehlshaber von Polen, der Letztere als Gast seines Bruders. Obgleich Alexander wußte, daß er sterben werde, und obgleich das Bewußtsein ihn erst wenige Stunden vor seiner Auflösung verließ, hatte er jede Andeutung über das, was nach seinem Tode geschehen solle, unterlassen. Vergebens durchsuchten die beiden General-Adjutanten die in dem Schreibzimmer des Verstorbenen vorhandenen Papiere, vergebens öffnete die Kaiserin das versiegelte Couvert, welches ihr Gemahl beständig in der Tasche seiner Uniform zu führen pflegte. Dasselbe enthielt lediglich zwei Gebete und einige Bibelsprüche; von einer Verfügung auf den Todesfall fand sich nirgends die Spur.

Die Krankheit, welche das Ende des Monarchen herbeigeführt hatte, war weder in St. Petersburg noch in Warschau Geheimniß geblieben. Diebitsch, der den Großfürsten Constantin für den designirten Thronfolger hielt, hatte seit dem 12. November, dem Tage der Erkrankung des Kaisers, nahezu täglich über das Befinden desselben nach Warschau berichtet und bereits am 15. angedeutet, daß die Aerzte das Schlimmste befürchteten. Seine an den Großfürsten und an dessen Vertrauten, den General Kuruta (einen Griechen) gerichteten, trotz ihrer Kürze vielsagenden Briefe liegen ebenso vor wie Constantin's Antworten, die zärtliche Besorgnisse für das Leben des geliebten Bruders, aber keine Silbe über die Folgen einer etwaigen Katastrophe aussprechen. Trotz der Eile, mit welcher die Träger dieser Nachrichten reisten, vergingen regelmäßig sechs bis sieben Tage, bevor die weiten Entfernungen von Taganrog nach Warschau und St. Petersburg zurückgelegt werden konnten. Die erste, vom 12. November datirte Kunde über Alexander's Erkrankung traf erst am Todestage des Kaisers (19. November), die Todesnachricht am 25. November in Warschau, und sechsunddreißig Stunden später (am Morgen des 27. November) in St. Petersburg ein. So vergingen Tage und Wochen peinlicher Ungewißheit, bevor Diebitsch über die Vorgänge unterrichtet wurde, welche die schließliche Entscheidung über die Thronfolge herbeiführten. Die auf ihm und dem Fürsten Wolkonski ruhende Verantwortlichkeit für schleunige Erledigung der an der bisherigen Centralstelle unerledigt gebliebenen Geschäfte aber wurde dadurch gesteigert, daß während der letzten Lebenstage Alexander's Nachrichten eingelaufen waren, welche die gesammte Zukunft des Staates in Frage stellen konnten[1]).

Bereits während des Aufenthaltes, den der verstorbene Monarch im Juni 1818 zu Moskau genommen, war demselben die erste Kunde von den geheimen Gesellschaften geworden, die sich in den Officiercorps der Armee und insbesondere der Garde gebildet hatten. Trotz des tiefen und schmerzlichen Eindrucks, welchen diese Meldung auf den Kaiser gemacht, hatte derselbe unterlassen, der Sache

---

[1]) Die hier angeführten Zeitangaben sind sämmtlich nach *altem* Stil gemacht.

weiter nachzugehen und eine Untersuchung gegen die Schuldigen einzuleiten. Er begnügte sich damit, der Geheimpolizei verschärfte Wachsamkeit über die Verdächtigen anzuempfehlen, hüllte sich im Uebrigen aber in tiefes Schweigen. Die Gründe dieses eigenthümlichen Verhaltens sind niemals vollständig aufgeklärt worden. Daß Alexander das Treiben der exaltirten jungen Gardeofficiere für ungefährlich gehalten haben sollte, ist, mit Rücksicht auf dieses Monarchen mißtrauische Art, wenig wahrscheinlich. Mit gutem Grunde vertritt der genaueste Kenner neuerer russischer Geschichte die gegentheilige Meinung. In dem dritten Bande seiner „Geschichte Rußlands und der europäischen Politik" (p. 679) sagt Theodor v. Bernhardi das Folgende: „Die Erklärung liegt in einigen Aeußerungen des Kaisers, von denen Gentz (Depêches inédites III, 72) berichtet. Daß Alexander, wie das durch seine lebhafte Phantasie bedingt war, vom ersten Augenblick an eine sehr großartige Vorstellung von diesen geheimen Verbindungen hatte, das ist gewiß, — es geht aus mehreren seiner Aeußerungen sehr entschieden hervor. Er dachte sich Mitglieder der bedeutendsten Familien Rußlands in die Sache verwickelt und fürchtete ... streng sein zu müssen, wenn Alles rücksichtslos an das Licht gebracht wurde: ein Gedanke, vor dem er allerdings aus mehr als einem Grunde zurückbeben konnte."

Wie dem immer gewesen — Thatsache ist, daß während der nächsten auf die Entdeckung folgenden Jahre nichts zur Verfolgung der Geheimbündler geschah, und daß manche derselben sich mit dem Gedanken entschuldigten, Vereinigungen, um deren Dasein der Kaiser wisse, könnten nicht allzu strafwürdig sein. Erst als die Denunciationen sich häuften und als über eine gegen den Kaiser selbst gerichtete Verschwörung berichtet wurde, begann Alexander die Sache ernster zu nehmen. Kurz vor seiner Abreise nach Taganrog hatte er das nachstehende, anscheinend aus Odessa datirte Schreiben des Chefs der südrussischen Militärcolonien, Generals Grafen Witte, erhalten:

„Da die beiden aus St. Petersburg nach Odessa an das Richelieu-Institut versetzten Wilnaer Professoren an der in Litthauen vorgefallenen Angelegenheit betheiligt gewesen sind, so habe ich dieselben durch meine geheimen Agenten streng überwachen lassen. Im Auftrage des Herrn Unterrichtsministers mußte ich den Genannten einige Zeit darauf eröffnen, daß sie in Odessa nicht bleiben könnten, sondern im Innern Rußlands ihren Wohnsitz zu nehmen hätten. Da sich in Erwartung weiterer Nachrichten eine Anzahl von Bewohnern der polnischen Gouvernements in Odessa versammelte, so mußte ich das Verhalten derselben genau beobachten lassen; dasselbe ist indessen unanstößig gewesen. Indem meine Agenten der Unzufriedenheit da nachzuforschen suchten, wo der Sitz derselben zu sein schien, wurden sie durch einen glücklichen Zufall einer sehr viel wichtigeren und ernsthafteren Angelegenheit auf die Spur gebracht — einer Angelegenheit, die die traurigsten Folgen haben könnte, da sie sich auf die Ruhe Ew. Kaiserl. Majestät bezieht.

„In einem Brief, den ich dem General Diebitsch nach Warschau schrieb, berührte ich diese Angelegenheit, über welche derselbe Auskunft wünschte. Damals war ich selbst erst auf dem Wege zur Entdeckung der thatsächlichen Lage — jetzt bin ich genau unterrichtet und mit dem Ziel bekannt, dessen Erreichung es gilt. Da es sich um Dinge handelt, welche brieflich nicht wohl verhandelt und nur Ew. Kaiserl. Majestät mitgetheilt werden können, so erlaube ich mir, um eine Audienz zu bitten.

„Um die Absicht meiner Reise nicht zu verrathen und ausschließlich Ew. Majestät von derselben Kenntniß zu geben, beabsichtigte ich, einen achtundzwanzigtägigen Urlaub zu erbitten. Da indessen hier verlautet, daß Sie, Sire, in einigen Tagen nach Taganrog aufbrechen wollen, so bitte ich um die Erlaubniß, mich an diesem, in der Provinz unserer Colonie belegenen Orte vorstellen zu dürfen u. s. w."

Zu dem mündlichen Bericht, den Graf Witte dem Kaiser in Taganrog hatte erstatten wollen, kam es nicht. Ruhe sollte dem Monarchen darum aber nicht gegönnt sein. „In der Nacht vom 10. auf den 11. November," so schreibt der Leibarzt der Kaiserin, Tarassow, in seinen Memoiren, „erschien der von dem Corpscommandeur General Roth entsandte Unterofficier Sherwood mit einem geheimen Bericht. Der Kaiser empfing denselben in seinem Cabinet, sprach eine halbe Stunde lang mit ihm und befahl ihm, sofort und ohne daß Jemand von seiner Anwesenheit in Taganrog Kenntniß erhalte, wieder abzureisen. — Noch in derselben Nacht ließ Se. Majestät den Commandeur der bei dem kaiserlichen Hofquartier stationirten Gardekosacken, Obrist Nikolajew, und den Stadtcommandanten und Gardeobristen, Baron Frederiks, kommen; es wurden ihnen geheime Aufträge ertheilt, mit welchen sie in tiefstem Geheimniß abreisten. Selbst der Stabschef Sr. Majestät, Baron Diebitsch, erfuhr nichts von diesen Entsendungen."

Diese letzte Notiz des im Uebrigen durchaus zuverlässigen Tarassow'schen Berichts beruht auf einem Irrthum. Diebitsch wußte nicht nur, daß der bereits fieberkranke Monarch durch das Erscheinen des nächtlichen Boten in große Aufregung versetzt worden, er war auch über Inhalt und nächste Folge der von Sherwood überbrachten Meldungen genau unterrichtet. Die erste Warnung vor einem im Schoße der zweiten (südrussischen) Armee gesponnenen Complot war von diesem in russische Dienste getretenen Engländer ausgegangen, der jetzt berichtete, daß ein wegen frecher Reden aus der Chevaliergarde in das Neshin'sche Infanterieregiment versetzter Fähnrich Wadkowski der Conspiration dringend verdächtig geworden sei und mit dem Commandeur des Wjätka'schen Infanterieregiments, Obersten Pestel, in geheimem Briefwechsel stehe. Ebenso genau war Diebitsch darüber unterrichtet, daß der Obrist Nikolajew nach Charkow entsendet worden sei, um die Briefe der Verräther aufzufangen und genauere Nachrichten über die Verschwörer und deren Treiben einzuziehen.

So lagen die Dinge, als Alexander acht Tage nach der Entsendung Nikolajew's und noch vor Eingang der ersten Berichte dieses Entsendeten starb. — Von der schwierigen Lage, in welcher Diebitsch und Wolkonski sich befanden, wird man sich darnach eine Vorstellung machen können. Auf ihnen lastete die Verantwortlichkeit für alle in Sachen der Verschwörung zu treffenden Maßregeln; auf Hunderte von Meilen von dem ahnungslosen Thronerben entfernt, durften sie denselben doch nicht aufsuchen, weil die Pflicht sie bei der erkrankten Kaiserin und bei der Leiche ihres Herrschers zurückhielt.

II.

Alexander's I. Ableben war am Morgen des 19. November (a. St.) um zehn Uhr siebenundvierzig Minuten erfolgt. Noch an demselben Tage sendete Diebitsch Feldjäger ab, welche die Trauerkunde nach Warschau und nach St. Petersburg bringen sollten. Der nach Warschau entsendete, in französischer Sprache abgefaßte Bericht war: „Sr. Majestät dem Kaiser Constantin" überschrieben und lautete wie folgt[1]):

[1]) Der gleichzeitig abgesendete Privatbericht enthält Mittheilungen über die letzten Stunden Alexander's, welche zu dem hier erörterten Gegenstande außer Beziehung stehen.

„Sire! Da mir keinerlei Instructionen auf den Fall des unglücklichen Ereignisses vorliegen, welches ich Ew. Kaiserl. Majestät habe berichten müssen und da ein derartiges Ableben außerhalb der Hauptstadt niemals früher vorgekommen ist und da dennoch ein Beschluß rücksichtlich des Ew. Majestät zu erstattenden formellen Berichtes gefaßt werden mußte, so haben Fürst Wolkonski und ich die Sache berathen und mit Rücksicht auf die hohe Wichtigkeit derselben ein förmliches Protocoll über den stattgehabten Todesfall in russischer und sodann in französischer Sprache aufgenommen. In dem letzteren Actenstück haben wir den in diplomatischen Verhandlungen üblichen Titel „König von Polen" angewendet; je ein Exemplar beider Ausfertigungen füge ich meinem Bericht hinzu; die Doubletten habe ich bis auf weiteren Befehl Ew. Kaiserl. Majestät zurückbehalten.

„Gleichzeitig habe ich die Ehre gehabt, einen (abschriftlich beifolgenden) Brief an Ihre Majestät die Kaiserin-Mutter zu schreiben und den dienstthuenden General Potapow beauftragt, denselben mit der nöthigen Vorsicht Ihrer Majestät zu übergeben. Da Ew. Majestät von St. Petersburg abwesend sind, habe ich eine derartige Nachricht Niemandem sonst mitzutheilen gewagt. Als die Krankheit Sr. Majestät gefährlich zu werden begann, habe ich indessen dem Reichspräsidenten Fürsten Lopuchin, den Generalgouverneuren von Moskau und Petersburg und dem General Woynow darüber geschrieben, damit die eventuelle Katastrophe ihnen nicht etwa unerwartet mitgetheilt würde. Ebenso habe ich die Grafen Wittgenstein und Sacken[1]) (Letzteren durch den General Kisselew) noch vor Eintritt der letzten gefährlichen Wendung durch geheime Privatbriefe Mittheilung gemacht.

„Fürst Wolkonski und ich haben die im Schreibzimmer Sr. Majestät des Kaisers befindlichen Papiere versiegelt. Dieselben werden bis zum Eintreffen von Befehlen Ew. Majestät in dieser Verfassung aufbewahrt werden; ohne solchen Befehl wage ich keinerlei Anordnung betreffend die Bewegung der Truppen und die Bestimmung der Generale und Officiere zu treffen, an denen es hier selbst für den herkömmlichen Ceremonialdienst fehlt.

„Diese Depesche habe ich durch den Feldjäger-Lieutenant Petrowski, einen Officier von erprobter Treue, absenden zu müssen geglaubt, indem ich hoffe, daß dieselbe auf diese Weise so schnell wie möglich befördert werden werde. Ich werde außerdem einen zweiten Feldjäger ohne besondere Depesche absenden, damit derselbe für Petrowski eintreten könne, falls diesem unterwegs etwas zustoßen sollte; für den unwahrscheinlichen Fall, daß Ew. Majestät eine Reise unternommen und den Lieutenant Petrowski gekreuzt haben sollten, führt der zweite Feldjäger Abschriften meines Berichts und des erwähnten russisch und französisch ausgefertigten Actenstückes mit sich.

„In ähnlicher Weise werde ich fortfahren, einen Tag um den andern Feldjäger an Ew. Majestät abzusenden, aus St. Petersburg eingehende Papiere werde ich dagegen hier behalten, so lange ich nicht weiß, ob Ew. Majestät Warschau verlassen haben und so lange mir Befehle von Ihnen nicht zugegangen sind.

„Ich glaube, auf Ew. Kaiserl. Majestät großmüthige Verzeihung rechnen zu dürfen, falls ich Ihren Absichten nicht entsprochen haben sollte. In einem so neuen und so schmerzlichen Falle habe ich nach bestem Ermessen handeln müssen, indem ich die bestehenden Gesetze beobachtete und in Allem die Rathschläge des Fürsten Wolkonski einholte.

Genehmigen Sie, Sire, u. s. w."

Wie bereits erwähnt, traf dieser am späten Abend des 19. November abgesendete Bericht des Generals Diebitsch am Abend des 25. November (7 Uhr) in Warschau ein, wo Niemand etwas von der schweren Erkrankung des Kaisers ahnte; die bezüglichen, ihm gewordenen Mittheilungen hatte der Großfürst Constantin selbst seiner Gemahlin, der Fürstin Lowicz, und seinem Bruder, dem Großfürsten Michael, verschwiegen. In einem vom 23. November datirten Briefe an Diebitsch heißt es darüber wie folgt:

„Ce qui augmente à la pénible situation dans laquelle je me trouve ici, c'est qu'outre mon vieil ami Kourouta, mon médecin et moi, tout le monde ignore la maladie de l'Empereur et rien n'a transpiré sur ce sujet . . . . Ma femme et mon frère ne doutent de rien

[1]) Wittgenstein war Commandeur der zweiten, Sacken der ersten Armee.

et j'ai été obligé de faire un conte sur le compte de l'arrivée de Votre premier feldjäger et j'en ferai de même sur celui d'aujourd'hui."

Ueber Constantin's Verhalten beim Eintreffen der Trauerkunde aus Taganrog liegen verschiedene von Augenzeugen hinterlassene Aufzeichnungen vor. Der ausführliche Bericht des Senators Danilow bestätigt die in dem Buche des Geheimraths von Goetze (a. a. O. 343 ff.) enthaltene, nachstehend wiedergegebene Darstellung in allen Punkten:

„Der Großfürst ließ sogleich den an der Spitze der Civilverwaltung stehenden Nowossilzow zu sich berufen, um ihm die schmerzliche Nachricht mitzutheilen. Der bestürzte Nowossilzow fragte: „Was werden Ew. Majestät befehlen?" „Ich bitte," erwiderte Constantin, „mir nicht diesen, mir keineswegs zukommenden Titel zu geben," und erklärte, daß er schon seit Jahren dem Erbfolgerechte zu Gunsten seines Bruders Nikolaus entsagt habe. Als Nowossilzow ihn im Laufe des Gesprächs aus Zerstreutheit wiederum Majestät anredete, verwies der Großfürst ihm dies zornig. „Zum letzten Male," rief er aus, „erinnere ich Sie, daß Nikolaus Pawlowitsch Ihr legitimer Kaiser ist." Darauf las der Großfürst Nowossilzow und seinen nächsten Vertrauten seine mit dem seligen Kaiser geführte Correspondenz und das Rescript vom 22. Februar 1822 vor, durch welches der Kaiser seine Thronentsagung genehmigte."

Sehr viel drastischer und ausführlicher wird derselbe Vorgang von einem Herrn Kolsakow auf Grund von Aufzeichnungen geschildert, die dessen Vater, der dem Großfürsten nahe befreundet gewesene Admiral Kolsakow hinterlassen hatte[1]):

„Als die Nachricht vom Ableben des Kaisers in Warschau eintraf, hielt sich der Großfürst Michael daselbst bei seinem Bruder auf. Beide Großfürsten verbrachten die folgende Nacht in Thränen und im Gebet, Constantin Pawlowitsch aber berief andern Morgens die ihm am nächsten stehenden Personen zu sich; zu diesen gehörte mein Vater.

„Mit verweinten Augen aus seinem Cabinet tretend, gab er ihnen von dem traurigen Ereigniß Kenntniß, das ihn und ganz Rußland betroffen habe. Während er mit dem Taschentuch seine Thränen trocknete, sprach er mit tiefem Gefühl, indem er wiederholt ausrief: „Unser Engel ſt von uns geschieden — in ihm habe ich meinen Freund und Wohlthäter, hat Rußland seinen Vater verloren." Dann fuhr er noch erregter fort: „Wer wird uns jetzt zu Siegen führen? Wo ist unser Führer? Rußland ist verwaist und verloren." Und das Gesicht mit dem Taschentuch bedeckend, überließ der Großfürst sich abermals dem leidenschaftlichsten Schmerze. — Gesenkten Hauptes und schweigend standen die Anwesenden da. Wahrnehmend, daß Niemand den neuen Monarchen begrüßte, und mit der Thronentsagung desselben unbekannt, brach mein Vater endlich das Schweigen, indem er sagte:

„Kaiserliche Majestät! Rußland ist nicht verloren, es begrüßt" — aber noch bevor dieser Satz beendet worden, stürzte der Großfürst sich im höchsten Zorn auf den Sprecher, packte ihn an die Brust und rief zornig: „Werden Sie wohl schweigen! Wie können Sie sich unterfangen, solche Worte auszusprechen? Wer gibt Ihnen das Recht, Dingen vorzugreifen, die Sie nichts angehen? Wissen Sie, wem Allem Sie sich ausgesetzt haben? Wissen Sie, daß man dafür in Ketten nach Sibirien geschickt werden kann? Gehen Sie gefälligst sogleich in Arrest und geben Sie Ihren Degen ab." Verwundert und nicht wissend, was er denken solle, übergab mein Vater seinen Degen dem anwesenden Grafen Kuruta, dem er in dessen, in einem Flügel des Palais befindliches Zimmer folgte. — Eine halbe Stunde später kamen Kuruta und die übrigen Zeugen des Auftritts zu meinem Vater, um ihm wegen seiner Worte Vorwürfe zu machen.

„Wie konnte Dir nur in den Sinn kommen (hieß es), in einem solchen Augenblick die Stimme zu erheben? Du gingst hinaus und hast darum nicht gehört, was der Großfürst uns Alles gesagt hat.

„Ihr seid ohne Herz," rief S. K. H. „all' Eure Ergebenheit ist bloße Maske. Nur um Eures persönlichen Interesses willen wollt Ihr mich auf dem Throne sehen! Euer scheinbarer

[1]) Russkaja Starinà, 1870, Bd. I, S. 254 ff.

Eifer ist nichts weiter als Berechnung; Ihr dient nur, um Kreuze und Bänder zu erlangen." Auch Kuruta stimmte in diesen Chorus ein, indem er mit seiner piependen Stimme hinzufügte: „Mon chèr, mir ist unbegreiflich, daß Sie, der Sie seit so langer Zeit in der Umgebung des Großfürsten lebten, ihn noch immer nicht kennen. Wissen Sie denn nicht, daß Se. Hoheit nicht unterbrochen zu werden liebt? Und was wollen Sie überhaupt?„

„Aber, Dimitri Dimitritsch," gab mein Vater zur Antwort, „ich habe ja abgewartet, ob nicht Jemand von Ihnen ihn als Kaiser begrüßen werde — Sie aber schwiegen Alle. Sein Kummer und seine Verzweiflung gingen mir nahe — ich wollte ihn für einen Augenblick von seinem Gram abziehen und damit ermuthigen, daß Rußland noch nicht gefallen sei."

„Was geht das Sie denn an, mon chèr?" rief Kuruta; „wenn Rußland fällt, so mag es in Christi Namen fallen! Sagen kann man Alles — wozu ihn widerlegen?"

Trotz der betrübten Stimmung, in welcher sie sich befanden, begannen die Anwesenden über diese Aeußerung zu lachen. Schließlich lachte der schlaue Grieche (Kuruta) selbst mit, dann aber sagte er: „Mon chèr, hier ist Ihr Degen, den der Großfürst Ihnen zurücksendet — Sie können frei nach Hause gehen" — und damit verabschiedete er sich, um dem an diesem Tage nach St. Petersburg abreisenden Großfürsten Michael das Geleit zu geben."

Auf Kolsakow's Mittheilungen über die weiteren Warschauer Vorgänge wird in der Folge einzugehen sein. Zunächst kommt die Antwort in Betracht, welche der Großfürst auf den Brief Diebitsch's ertheilte:

„Warschau, den 25. November. Baron Iwan Iwanowitsch! Eine traurigere Nachricht als die von dem Tode unseres vergötterten Kaisers und Herrn, unseres Gönners und Wohlthäters kann es nicht geben. Meine Betrübniß hat keine Grenze; ich bin von einem Kummer erfüllt, für den es keine Worte gibt. In Beantwortung des Briefes aber, in welchem Sie Anordnungen und von mir zu treffende Entscheidungen verlangen, beeile ich mich, Ihnen mitzutheilen, daß ich in meinem kameradschaftlichen Verhältniß zu Ihnen verharre. Ich habe Ihnen demgemäß keine Befehle zu ertheilen, Sie werden dieselben, von wem gehörig, aus Petersburg erhalten, worüber ich gleichzeitig dem Fürsten P. M. Wolkonski schreibe. Wollen Sie übrigens bei dieser Gelegenheit einen freundschaftlichen Rath von mir annehmen, so halte ich dafür, daß Sie sich in allen, eine Allerhöchste Entscheidung erheischenden Angelegenheiten nach Petersburg zu wenden, mir aber keine bezüglichen Unterlegungen zuzusenden haben. Genehmigen Ew. Excellenz u. s. w."

Genau dasselbe besagte ein zwei Tage später (27. November) an Diebitsch gerichtetes ferneres Schreiben des Großfürsten. Unter Vermeidung jedes Eingehens auf die Thronfolgefrage und auf die Person des an die Stelle des Erstberechtigten tretenden Erben, wiederholt dieser Brief den Rathschlag, „alle etwa nothwendigen Entscheidungen aus St. Petersburg zu erwarten oder von dort zu erbitten". Nicht einmal des einzigen in dieser Angelegenheit gethanen Schrittes geschieht in den Diebitsch gewordenen Mittheilungen die leiseste Erwähnung: erst sehr viel später erfuhr der General, daß Constantin seinen Bruder Michael am 26. nach Petersburg entsendet habe, um den im Jahre 1822 ausgesprochenen Thronverzicht zu wiederholen und den Großfürsten Nikolaus zur Uebernahme der Regierung und des Kaisertitels zu bestimmen.

Diesem seltsamen Verfahren entsprach die Haltung, welche der Großfürst während der folgenden Tage und Wochen der Stadt Warschau und dem Königreich Polen gegenüber beobachtete. Jede officielle Kundgebung über den Tod des Kaisers und Königs unterblieb; der Großfürst verließ das Brühl'sche Palais nicht, war ausschließlich für gewisse Personen seiner nächsten Umgebung, nämlich Nowossilzow, den Grafen Kuruta, den Ober-Polizeimeister, den Senator Danilow und den Leiter der diplomatischen Angelegenheiten, Baron Mohrenheim, sichtbar — sonst ließ er nichts von sich hören.

„In Warschau,“ so heißt es in den Kolsakow'schen Aufzeichnungen, „war unterdessen privatim bekannt geworden, daß Kaiser Alexander verstorben sei. Die Bewegung in der Stadt war außerordentlich lebhaft, militärische und bürgerliche Würdenträger, Geistlichkeit und Armee, Russen und Polen erwarteten stündlich, zur Eidesleistung einberufen zu werden; höhere Beamte aus den verschiedensten Theilen des Reiches trafen in Warschau ein. Schließlich war die ganze Stadt auf den Beinen, von allen Seiten strömten Boten, Adjutanten, Staatsdiener, die nach Befehlen und Nachrichten fragten, dem Brühl'schen Palais zu — vorgelassen wurde indessen Niemand. Der Großfürst ließ sich krank melden — alle Welt aber erhielt den Bescheid: „Befehle würden ihrer Zeit erlassen werden; bis dahin aber solle Alles beim Alten bleiben.“ Die Thüren des Grafen Kuruta wurden im buchstäblichen Sinne des Wortes von russischen und polnischen Beamten belagert; der Graf aber ließ Niemanden vor, und der grobe, vor seiner Thür postirte Lakai gab Jedermann die nämliche Antwort: „Der Graf schläft“ oder „der Graf ist nicht zu Hause“ und ließ sich trotz aller ihm zugesteckten Goldstücke auf keinerlei Erörterungen ein. Am dritten Tage erschien der Statthalter des Königreichs[1]), der greise Graf Zajonszek in Paradeuniform und mit Ordenssternen geschmückt bei Kuruta; als man ihm sagte, daß der Graf schlafe, befahl er, denselben zu wecken und ihm zu melden, daß Staatsrath und Senat des Königreichs in Pleno feierlich zur Eidesleistung versammelt seien. Aber auch er mußte unverrichteter Sache abziehen, denn Kuruta hatte sich durch eine Hinterthür in die Gemächer des Großfürsten begeben und blieb unsichtbar.“

Dieser Schilderung ist noch hinzuzufügen, daß bereits in den letzten Novembertagen in Warschau bekannt geworden war, St. Petersburg, Moskau und die übrigen Städte Rußlands hätten dem neuen Kaiser Constantin den Huldigungseid geleistet.

Mit dieser Huldigung und den auf dieselbe bezüglichen, in St. Petersburg gepflogenen Verhandlungen aber war es auf höchst eigenthümliche Weise zugegangen.

III.

Die von Diebitsch an die Kaiserin-Mutter abgesendete Nachricht von dem Tode des Kaisers war in der Nacht vom 26. auf den 27. November (nicht wie Goetze angibt vom 25. bis 26. November) in St. Petersburg angelangt; gleichzeitig hatte Fürst Wolkonski dem Generalgouverneur von St. Petersburg, Grafen Miloradowitsch, eine Mittheilung zugehen lassen, die indessen erst einige Stunden später eingetroffen zu sein scheint. Der Großfürst Nicolaus empfing die verhängnißvolle Kunde in der Schloßcapelle, wo er dem Dankgebet für eine angeblich eingetretene Besserung im Gesundheitszustande des Kaisers beiwohnte. Ohne Verzug leistete er seinem Bruder Constantin den Huldigungseid, den er sodann Namens desselben den anwesenden Officieren und den Mannschaften der im Winterpalais dienstthuenden Truppe abnahm. Unmittelbar nach Beendigung dieser Ceremonie —, nach Angabe des „Dekabristen“ (Baron Rosen) noch vor derselben — traf der einzige Mitwisser des Geheimnisses vom Jahre 1823, Fürst A. N. Galyzin, im Palais ein. „Schon auf der Treppe,“ so berichtet Goetze (a. a. O. S. 339) „erfuhr er, was vorgefallen sei. Außer sich ..... theilte er dem Großfürsten den Inhalt des Manifestes vom 16. August 1823 mit, warf ihm

[1]) Zum Statthalter des Königreichs wurde der damals als Militär-Oberbefehlshaber in Warschau anwesende Großfürst erst vom Kaiser Nikolaus ernannt. — Zajonszek war General in der Armee Napoleon's gewesen und hatte bei dem Uebergang über die Beresina (1812) ein Bein verloren.

den übereilten Huldigungseid vor und forderte ihn auf, dem Willen des hochseligen Monarchen Folge zu leisten."

Nicolaus' ablehnende Antwort, seine Berufung darauf, daß das Manifest von 1823 ihm Geheimniß geblieben, und seine Erklärung, daß er die Unerschütterlichkeit der Erbfolge durch sein Verhalten habe bestätigen wollen, sind aus dem officiösen Korff'schen Buche („Die Thronbesteigung des Kaisers Nicolaus I.") ebenso bekannt, wie die Vorgänge im Schoße des unmittelbar nach dieser Unterredung versammelten Reichsrathes. — Von den Mitgliedern dieser (wie man weiß, ziemlich zahlreichen) Körperschaft waren im Augenblick zweiundzwanzig in Petersburg anwesend. Mehrere der der Versammlung angehörenden Minister, insbesondere diejenigen des Unterrichtes und der Justiz, verlangten sofortige Ablegung des Huldigungseides auf den Namen Constantin's, weil derselbe jedem andern Act vorausgehen und die Continuität der Kaiserschaft sicher stellen müsse. Nur mit Mühe bestimmte Galyzin den Präsidenten, Fürsten Lopuchin, zur Hervorsuchung und sofortigen Verlesung des Manifestes von 1823. Von dem Inhalt dieses Actenstückes unterrichtet, begaben die Reichsrathsmitglieder sich in corpore zu dem Großfürsten; erst nach anfänglicher Weigerung ließ derselbe sich durch Galyzin's dringende Bitten zur Kenntnißnahme des Manifestes bestimmen, beharrte aber nichtsdestoweniger auf der Erklärung, daß sein Bruder Constantin Kaiser sei und daß diesem gehuldigt werden müsse.

Seltsamerweise sprach sich auch die mit der Thronentsagung ihres zweiten Sohnes wohlbekannte Kaiserin-Mutter in gleicher Weise aus: daß dieselbe dabei hervorhob „allerdings sei nach dem Willen des hochseligen Kaisers und *ihrem eigenen* (?) ein Testament im Sinne des Verzichtes Constantin's abgefaßt worden," läßt diesen Vorgang noch unbegreiflicher erscheinen, als derselbe an und für sich schon ist. — Jetzt blieb den Reichsräthen nichts übrig, als dem Beispiel des Großfürsten zu folgen und dem Kaiser Constantin den Eid der Treue zu leisten. Eine noch an demselben Tage veröffentlichte Kundmachung des Oberpolizeimeisters der Residenz, Obristen Schulgin, brachte den stattgehabten Thronwechsel zur Kenntniß der Bewohner St. Petersburgs, die gleichfalls zur Ableistung des Huldigungseides „an den Kaiser Constantin Pawlowitsch" aufgefordert wurden. Die Beeidigung der anwesenden Gardetruppen geschah noch an dem nämlichen Abende und wurde während der folgenden Tage und Wochen von den sämmtlichen Militär- und Civilbeamten des gesammten russischen Reiches widerspruchslos vollzogen, das einzige Königreich Polen ausgenommen, in welchem Constantin jede Huldigung untersagt und (wie wir wissen) das Losungswort „Abwarten" ausgegeben hatte.

Noch im Laufe des 27. sandte Nicolaus seinen Adjutanten Lasarew (den späteren General) nach Warschau, der dem neuen Kaiser das von seinem Bruder unterzeichnete Exemplar des Huldigungseides und die folgenden Zeilen überbringen sollte.

„Lieber Constantin! Ich stehe vor meinem Herrscher mit dem ihm schuldigen Eide der Treue, den ich sammt allen mich Umgebenden in der Kirche in demselben Augenblick geleistet habe, in welchem die schrecklichste aller Unglücksbotschaften uns niederschmetterte. Wie leide ich um Dich, und wie unglücklich sind wir Alle! Um Gottes Willen, verlasse uns nicht und lasse uns nicht allein. — Dein Bruder, Dein getreuer Unterthan in Tod und Leben, Nicolaus."

Am folgenden Tage schrieb der Großfürst eigenhändig den nachstehenden, sofort durch einen Feldjäger an seinen Bestimmungsort abgesendeten Brief:

„Sr. Exc. dem Baron J. J. Diebitsch. St. Petersburg, Sonnabend den 28. November.

„Nach dem Schlage, der uns getroffen, blieb uns nichts übrig, als Demjenigen die letzte Pflicht zu leisten, der unser Glück ausmachte, so lange er am Leben war. Als ob ich vor seinem Angesicht stünde, habe ich meinem legitimen Kaiser Constantin Pawlowitsch den Huldigungseid geleistet. Jetzt ist mein Gewissen vor Dem ruhig, den ich mein Leben lang beweinen werde und ebenso vor meinem legitimen Souverän — im Uebrigen möge Gottes Willen geschehen.

„Mit wahrer Seelenfreude kann ich Ihnen melden, daß Alles meinem Beispiel gefolgt ist, daß die Garde und die Stadt gehuldigt haben, und daß ich selbst dem Reichsrathe den Eid abgenommen habe. Alles ist ruhig und still — allesammt sind wir unglückliche, untröstliche Waisen geworden. Unser theures Mütterchen gibt uns das Beispiel fester christlicher Ergebung — möge Gott sie behüten!

„Sollten Sie die Kaiserin (Elisabeth) sehen, so bringen Sie ihr, wenn thunlich, Denjenigen in Erinnerung, der aus tiefstem Herzen für sie empfindet.

„Falls mein Bruder bei Ihnen sein sollte, so werden Sie durch ihn über Alles unterrichtet sein — wir erwarten seine Ankunft mit Ungeduld. Auf den Fall seiner Nichtanwesenheit benachrichtige ich Sie davon, daß ich unmittelbar nach dem Eintreffen der traurigen Nachricht und nach Ableistung meines Eides meinen Adjutanten mit dem Eidesexemplar an ihn abgesendet habe."

Nach dem Vorstehenden muß man schließen, daß Nicolaus in der That angenommen hat, der Thronverzicht seines älteren Bruders sei kein definitiver gewesen und derselbe werde sich zur Uebernahme der Regierung willig finden lassen. Gibt es für diese, nach Bekanntwerden der Vorgänge von 1823 außerordentlich schwer verständliche Auffassung eine Erklärung, so kann dieselbe nur darin gefunden werden, daß der Großfürst seinen um achtzehn Jahre älteren Bruder mit einer Ehrfurcht ansah, die eigentlich vertraute Bekanntschaft ausschloß, und daß der Kaiser Alexander ihn den Staatsgeschäften so fern gehalten hatte, als gingen dieselben ihn nichts an. Von dem Bestehen geheimer Verbindungen in der Armee und von den Gefahren, welchen der Staat ausgesetzt war, wenn die Verschworenen sich die rücksichtlich der Thronfolge bestehende Unsicherheit zu Nutzen machten, hat Nicolaus noch weniger gewußt als Constantin. Ueber die früheren Entdeckungen hatte Alexander, wie wir wissen, geschwiegen; die Meldungen Sherwood's und des Grafen Witte aber waren das Geheimniß der beiden, in Taganrog anwesenden Generaladjutanten Diebitsch und Wolkonski geblieben.

Die schwierige Lage, in welcher diese beiden Männer sich befanden, verschärfte sich von Tage zu Tage. Von den beiden, am Abend des 19. November nach Warschau und St. Petersburg abgehenden Nachrichten war die erstere nach sechs, die zweite nach sieben Tagen an ihrem Bestimmungsorte eingetroffen; auf Antworten konnte vor dem 4. oder 5. December unter keinen Umständen gerechnet werden, und Niemand vermochte abzusehen, was inzwischen von den Mitgliedern der über Südrußland, Polen und St. Petersburg verzweigten Verschwörung unternommen werden würde.

Dem Briefe, welchen Diebitsch am 19. November an „Se. Majestät den Kaiser Constantin" gerichtet hatte, folgte am 20. November ein zweites Schreiben, welches berichtete, daß nichts von Bedeutung vorgefallen sei, und daß die aus St. Petersburg eingetroffene Post „ne m'a apporté rien d'important ce qui regarde la partie militaire". Der entdeckten Verschwörung thut Diebitsch erst

Erwähnung, nachdem die ersten, diese Angelegenheit betreffenden Meldungen des nach Charkow entsendeten Obristen Nikolajew eingetroffen waren. Der am 23. November geschriebene (französische) Bericht Diebitsch's lautete wie folgt:

„Sire! Da die aus St. Petersburg erwartete Post gestern Abend nicht eingetroffen war, so hielt ich den Courier bis zu deren Ankunft zurück. Ziemlich spät angelangt, hat diese Post nichts von Belang gebracht. Da ich Ew. Majestät in meiner vorigen Depesche indessen eine Sendung angekündigt habe, so lasse ich den Feldjäger Kusmin abgehen, indem ich dabei bemerke, daß ich, falls nichts passirt und falls mir nicht etwa Befehle Ew. Majestät zugehen, im Laufe dieser Woche keinen Feldjäger mehr abfertigen werde.

„Trotz des tiefen Schmerzes Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth hat die Gesundheit derselben — abgesehen von einer durch die beständigen Nachtwachen hervorgerufenen Schwäche — keine sichtbare Erschütterung erlitten.

„Pflichtschuldigst muß ich zur Kenntniß Ew. Kaiserl. Majestät bringen, daß Se. Majestät der verstorbene Kaiser einige Anzeigen über das Bestehen einer geheimen Gesellschaft erhalten hat, welche unterirdische Pläne (menées sourdes) zu verfolgen im Begriff ist, und daß der Kaiser kurz vor seinem Tode dem mit seinem besonderen Vertrauen beehrten Garde-Kosakenobristen Nikolajew, den Auftrag ertheilt hatte, nach Charkow zu gehen, diese Spuren weiter zu verfolgen und den Briefwechsel der Betheiligten abzuschneiden. Nach den Berichten, die ich gegenwärtig (actuellement) von ihm (Nikolajew) erhalten habe, ist dieser Befehl noch nicht vollständig ausgeführt. Nach Briefen des Lieutenants vom Neshinschen Regiment Wadkowski (desselben, der wegen verbrecherischer Reden vom Regimente der Chevalier-Garde weggeschickt worden), hat es indessen den Anschein, als ob dieser der Secte angehöre, die er weiter zu verbreiten versucht und daß derselbe die allerverbrecherischsten Pläne, selbst gegen Ihre Erlauchte Familie, Sire, verfolge.

„Dem Obersten Nikolajew habe ich einen Befehl zur Weiterverfolgung dieser Entdeckungen, sowie unbeschränkte Vollmacht zur Verhaftung des Wadkowski und zur Wegnahme der Papiere desselben ertheilt, um, wenn die Umstände es gestatten, hinter das gesammte Getriebe zu kommen.

„Unter den Personen, welche der Mitgliedschaft dieser Gesellschaft zumeist verdächtig sind, soll der zu Lenzy bei Staisin (zwischen Lepowetz und Uman) stationirte Commandeur des Wjätkaschen Infanterieregiments, Obrist Pestel[1]), einer der eifrigsten sein. Erfahre ich Sicheres, so werde ich nicht ermangeln, Ew. Majestät durch einen außerordentlichen Feldjäger Bericht zu erstatten."

Während der folgenden Tage trafen fast täglich Briefe Constantin's in Taganrog ein; sie waren indessen sämmtlich vor dem Eintreffen der Todesnachricht abgegangen. Erst am 4. December (dem fünfzehnten Tage nach dem Ableben Alexander's) erhielt Diebitsch das oben erwähnte Schreiben, in welchem Constantin seinen Thronverzicht mindestens angedeutet und dem General den „Rath" ertheilt hatte, „Weisungen aus Petersburg zu erwarten oder zu erbitten." Diebitsch antwortete durch ein kurzes Billet, in welchem er für das ihm erwiesene Vertrauen dankte und den Großfürsten wieder „Monseigneur" und „Kaiserl. Hoheit" nannte, das im Uebrigen aber keine auf die Sachlage bezügliche Mittheilungen enthielt. Offenbar nahm er an, daß man in St. Petersburg von der Sachlage unterrichtet sei, daß Großfürst Nicolaus die Regierung übernommen habe, und daß derselbe ihm die erwarteten Befehle ertheilen werde. — Daß diese Voraussetzung eine irrthümliche sei, und daß man in St. Petersburg wie in Taganrog Constantin für den Kaiser ansehe, erfuhr Diebitsch indessen schon am folgenden Tage (5. December) durch einen vom 27. November datirten

[1]) Pestel war Leiter des sog. „Bundes des Südens", das bedeutendste, energischste und radicalste Mitglied der gesammten Verschwörung.

Brief des Kanzleidirectors des Generalstabes, Generals Bibikow, der u. A. das Folgende enthielt:

„. . . . . Wahrscheinlich wird der vorliegende Brief Sie nicht mehr in Taganrog antreffen. Da der Großfürst Nicolaus den ihm testamentarisch hinterlassenen Thron ausgeschlagen hat, haben wir dem Kaiser Constantin gehuldigt. Diese Handlungsweise des Großfürsten bezeugt wahre Seelengröße und ist seines edlen Charakters würdig. Der Kriegsminister hat den dejourirenden General angewiesen, mit der Uebersendung der Papiere an Ew. Excellenz bis zum Eingang anderweiter Befehle des Kaisers Constantin, an welchen er einen Courier gesendet hat, einzuhalten; auch der Großfürst hat einen Eilboten an ihn (sc. den Kaiser) abgesendet, um ihm zur Thronbesteigung Glück wünschen zu lassen."

Dieser Brief und das wenig später eingetroffene, oben erwähnte Schreiben Nicolaus Pawlowitsch's bestätigten dem bedrängten Diebitsch die peinliche Gewißheit, daß es für den Augenblick keinen anerkannten Herrscher Rußlands gebe, daß die beiden kaiserlichen Brüder sich die Würde eines solchen gegenseitig zuschöben und daß bis zur schließlichen Ordnung dieser Angelegenheit Wochen vergehen könnten. Und doch kam es auf Tage an, wenn die dem Staate drohende Gefahr abgewendet und den Folgen der eingetretenen Verwirrung rechtzeitig vorgebeugt werden sollte. Auf fast dreihundert deutsche Meilen von St. Petersburg, auf nahezu dieselbe Entfernung von Warschau getrennt, hatten die beiden bei der Leiche Alexander's I. zurückgebliebenen Generaladjutanten die ungeheuere Last der Verantwortung dafür zu tragen, daß in Sachen der ihrem sterbenden Gebieter gemachten Enthüllungen das Richtige geschehe. Keine der während dieser Zeit aus St. Petersburg und Warschau zugehenden amtlichen Mittheilungen that der ihnen zumeist am Herzen liegenden Angelegenheit Erwähnung; immer wieder hieß es, daß man die Seelengröße der beiden Großfürsten bewundere, das Ende der zwischen denselben geführten Verhandlungen indessen nicht abzusehen vermöge. Am 1. December hatte Constantin Diebitsch's Meldung über die Umtriebe Wadkowki's und Pestel's erhalten, und unter demselben Datum das Folgende geantwortet:

„Den 1. December. Ew. Excellenz Schreiben vom 23. v. M. habe ich durch den Feldjäger Kusmin erhalten. Indem ich Ihnen für das Vertrauen danke, welches Sie mir durch Ihre Mittheilungen über die Entdeckung der verbrecherischen geheimen Gesellschaft bewiesen haben, meine ich, daß nicht zur Entdeckung, sondern auch zur Ausrottung des Uebels sofort entscheidende Schritte gethan werden müssen. Dieselben Maßregeln müssen meiner Meinung nach auch zur Verurtheilung des Obristen Pestel gethan werden, der in Verdacht steht, an dieser Angelegenheit betheiligt zu sein. Ihnen als Chef des Generalstabes steht dem geltenden Gesetz gemäß das Recht zu, mit aller durch die Umstände bedingten Energie einzuschreiten, die entsprechenden Maßregeln zu ergreifen und von Jedermann zu verlangen, daß er die ihm obliegenden Pflichten erfülle."

Zum Schluß wird sodann wiederholt, daß es sich nur um Rathschläge handle, die im Geiste des verstorbenen Kaisers ertheilt würden u. s. w.

Die tödtliche Bedrängniß, in welcher Diebitsch sich befand, wurde dadurch noch vermehrt, daß auch von dem nach Charkow entsendeten Obersten Nikolajew nichts zu hören war. Er entschloß sich darum, nochmals nach Warschau und zwar nicht nur an den Großfürsten, sondern gleichzeitig an dessen Vertrauten, den bereits genannten Generallieutenant Grafen Kuruta zu schreiben. Diese Briefe folgen in genauer Uebersetzung:

„Taganrog, den 8. December 1825.

An den Generallieutenant Kuruta. Mein lieber General! Sie werden sich die Lage vorstellen können, in welcher ich mich befinde. Nach Eingang des Rescripts vom 26. v. M. verharrte ich in ruhiger Erwartung der Nachrichten, die mir aus St. Petersburg zugehen sollten. Wie mir der Großfürst Nicolaus eigenhändig schreibt und wie mir auch anderweit berichtet wird, haben aber Se. Kaiserl. Hoheit, der Reichsrath, der Senat und die Garde, sowie beide Residenzen Sr. Majestät dem Kaiser Constantin den Eid der Treue geleistet, und wird dieser Eid auf Befehl des Senats und des Kriegsministers im gesammten Reiche wiederholt. Außerdem habe ich vom Synod, vom Grafen Grabowski (dem Staatssecretär für Polen) und Andern Packete für Se. Majestät erhalten, die ich nicht zurückzuhalten wage, da ich nicht weiß, ob dieselben nicht unaufschiebbare Angelegenheiten betreffen. Deshalb sende ich diese Papiere durch den Feldjäger Kusmin an Se. Majestät.

„Da ich die Empfindungen kenne, welche unser erhabener Gebieter gegen Sie nährt und da ich auf Ihre Güte rechnen zu dürfen glaube, so bitte ich Sie dieses Alles Sr. Majestät unterbreiten zu wollen. Ich spreche mich darüber in dem anliegenden, an Se. Majestät gerichteten Briefe Nr. 6 aus, der wichtige Einzelheiten über die Angelegenheit enthält, betreffs welcher ich durch den Feldjäger Kusmin geschrieben und mittelst des Schreibens vom 1. December Antwort erhalten hatte. Ich bitte Sie, lieber General, dieses Schreiben Sr. Majestät zu eigenen Händen zu übergeben und durch das Vorstehende zu erläutern.

„Fürst Wolkonski, mit dem ich über Alles Rücksprache nehme, fühlt sich nicht recht wohl, obgleich es sich dabei um nichts Ernstliches handelt. Er klagt über seinen schwachen Magen, hütet das Zimmer und nimmt Arzenei. Ich befinde mich ungefähr in dem nämlichen Zustande, kann indessen ausgehen und meine Geschäfte besorgen, was Wolkonski übrigens auch thut. Ich glaube, daß dieses Unwohlsein nichts weiter als eine Folge dessen ist, was sich hier begeben hat und noch begibt.

„Ich wiederhole Ihnen, daß wir uns Beide in der nämlichen Lage befinden und zu Allem bereit sind, was man uns aufträgt. Leben Sie wohl, lieber General u. s. w."

Dem Großfürsten, den er (auf Grund des Handschreibens des Großfürsten Nicolaus) abermals als Kaiser anredet, hatte Diebitsch das Folgende geschrieben:

„Sire! Wenn ich mit Rücksicht auf die mehr als außerordentlichen Umstände, unter denen wir uns hier schmerzerfüllt bei den irdischen Resten eines angebeteten Gebieters befinden, dadurch einen Fehler begehe, daß ich Ihnen, trotz des Rescripts vom 29. November, abermals einen Bericht sende, so erbitte ich dafür Ihre großmüthige Verzeihung, auf welche ich in Anbetracht der zahlreichen mir gewordenen Gnadenerweise rechnen zu dürfen glaube. Ich darf hinzufügen, daß Ihre Majestät die Kaiserin Elisabeth Ew. Majestät für Ihren gütigen Antheil bestens dankt und fortfährt, ihr Unglück mit bewunderungswürdiger Seelenstärke zu tragen.

„Was die Angelegenheit Wadkowski's und Pestel's anlangt, so hat der mit der Wegnahme der Correspondenz und der eventuellen Verhaftung des Ersteren beauftragte Oberst Nikolajew noch keine Nachricht gegeben. Ich habe den General Tschernytschew abgesendet, um Pestel zu verhaften, dessen Papiere wegzunehmen und mit dem Grafen Wittgenstein diejenigen Maßregeln zu besprechen, welche für den Fall der Ausfindigmachung anderer Schuldiger ergriffen werden müssen. Insgeheim habe ich auch dem Grafen Sacken die nöthigen Mittheilungen gemacht und endlich in Gemäßheit des mir von Ew. Kaiserl. Majestät ertheilten Befehles einen Bericht nach Petersburg gesendet und folgendermaßen adressirt: „Sr. Kaiserlichen Majestät, Bericht des Chefs des Generalstabes." Ich habe diesen Bericht dem hier als Commandanten fungirenden Obristen Baron Frederiks übergeben — demselben von dem Inhalt nichts gesagt, ihm indessen befohlen, das Packet im Falle der Abwesenheit des Souveräns von der Hauptstadt, Sr. Hoheit dem Großfürsten Nicolaus zu übergeben und denselben um Eröffnung zu bitten. Den Entwurf dieses Berichts habe ich die Ehre, Ew. Majestät in der Anlage zu überreichen; derselbe bildet das einzige mir gebliebene Exemplar, da ich ihn, des damit verbundenen Zeitverlustes wegen, nicht abzuschreiben wagte. Ich erlaube mir, Ew. Majestät dafür um Entschuldigung zu bitten und geneigte Rücksendung anheimzustellen, falls Sie mir nicht etwa anderweite Weisungen ertheilen.

„Zugleich erlaube ich mir, meine bescheidene Meinung dahin auszusprechen, daß die Secte bis jetzt keinen Einfluß auf die Truppen selbst auszuüben vermocht hat, welche allenthalben und bei jeder Gelegenheit den besten Geist beweisen; daß die Absicht der Verschwörer indessen darauf gerichtet ist, diesen Geist in der Stille zu verderben und durch Vermehrung der Zahl der Unzufriedenen ihre eigene Position zu kräftigen. Ich glaube darum, daß diesen abscheulichen Umtrieben ein schleuniges Ende bereitet werden muß.

„Ich nehme an, daß mir spätere und definitive Befehle zugegangen sein werden, bevor dieser Brief seine Bestimmung erreicht. Wie immer diese Befehle beschaffen sein mögen, ich werde dieselben mit der tiefsten Ergebenheit entgegennehmen, mit der größten Pünktlichkeit in Ausführung bringen u. s. w."

Der Ton dieses Schreibens und der Umstand, daß derselbe von einem Erklärungs- und Entschuldigungsschreiben an den Grafen Kuruta begleitet war, beweisen, für wie gewagt Diebitsch es hielt, den Großfürsten noch einmal um eine Entscheidung anzugehen, die nur dem Souverän gebührte und dadurch neue Zweifel an dem definitiven Charakter des ablehnenden Rescripts vom 26. November wenigstens mittelbar durchscheinen zu lassen. Und doch waren die Umstände so dringender Natur, daß dieser als Wagniß behandelten Anfrage nach dreimal vierundzwanzig Stunden eine fernere nachgesendet werden mußte.

„Taganrog den 11. December. Sire, die Pflicht befiehlt mir, mit dem Bericht über die Sendung des Garde-Kosaken-Obersten Nikolajew nicht zurückzuhalten. Den Inhalt derselben werden J. K. M. aus den anliegenden, von der Hand des Obersten Nikolajew geschriebenen Auszügen ersehen.

„Das Verbrechen des Fähnrichs Wadkowski, welches durch dessen an den Obristen Pestel gerichteten Brief bewiesen ist, scheint mir eine sofortige Entschließung zu erfordern. Ich habe den Obersten Nikolajew darum gestern nach Kursk zurückgesendet, um Wadkowski und dessen Papiere aufzuheben, den Ersteren in Begleitung eines Feldjägers nach Schlüsselburg abführen zu lassen und die Papiere, die man hoffentlich in ihrem Versteck auffinden wird, mir zu überbringen. Ich habe dahin Vorkehrung treffen lassen, daß man glaubt, Wadkowski sei lediglich wegen seiner unziemlichen Reden verhaftet und nach Archangel gesendet worden.

„Da die gegen den Obersten Pestel ergriffenen Maßregeln nicht lange Geheimniß bleiben können, habe ich mit der Verhaftung Wadkowski's um so weniger zögern zu dürfen geglaubt, als der Brief desselben genügende Anhaltepunkte zu nachdrücklicher Verfolgung der Umtriebe bietet, und als ferner angenommen werden darf, Weiteres werde sich aus Wadkowski's Papieren ergeben.

„Ich theile diese Nachrichten durch denselben Feldjäger dem General Tschernytschew mit, damit derselbe sich dieser Feststellungen Pestel gegenüber bedienen könne; ich werde ihm gleichzeitig auftragen, Ew. Maj. Bericht zu erstatten, falls er Dinge von Wichtigkeit entdecken sollte, außerdem aber, wie das Rescript vom 26. November es anordnet, seine Berichte fortlaufend unter Allerhöchster Adresse und zu eigenen Händen nach St. Petersburg zu senden; dasselbe Verfahren wird rücksichtlich des officiellen Berichts beobachtet werden, den ich noch im Laufe des heutigen Tages absende. Genehmigen Ew. Maj. u. s. w."

Diesem Schreiben folgte an dem nämlichen Tage ein anderes:

„Taganrog den 11. December. Aus dem officiellen Berichte, den ich Ew. Maj. zu unterbreiten die Ehre habe, werden Sie ersehen, daß ich in Gemäßheit eines mir durch den Chef der Stadt zugegangenen Senatsukases, der die Ablegung des Huldigungseides an Ew. Majestät anordnete, heute Mittag verfahren habe, und daß dieser Pflicht genügt worden ist. Unterthänig nach Pflicht und Gewissen erwarte ich Ihre Befehle, Sire, die unter allen Umständen getreulich ausgeführt werden sollen" [1]). (Der weitere Inhalt des Berichtes handelt über die Einzelheiten der vorläufigen Beisetzung der Leiche Alexander's I. im Kloster von Taganrog).

---

[1]) Nach einer Notiz des Leibarztes Tarassow hatten die höheren in Taganrog anwesenden Beamten den Huldigungseid bereits am 29. November geleistet.

Die officiellen Beilagen zu diesen Briefen sind in der vorliegenden Sammlung nicht enthalten. — Zum Verständniß der Sache muß gleich hier bemerkt werden, daß Obrist Pestel am 14. December verhaftet wurde, daß sich an dem nämlichen Tage das Geschick der St. Petersburger Verschworenen entschied und daß das sog. Interregnum formell bereits Tags zuvor beendet worden war. — Wir müssen uns nach St. Petersburg zurückwenden, um den Gang der bezüglichen Ereignisse kennen zu lernen.

IV.

Wie oben berichtet worden, hatte der Großfürst Nicolaus am 27. November seinem Bruder Constantin gehuldigt, die sämmtlichen in St. Petersburg anwesenden Beamten und Militärs auf dessen Namen vereidigen lassen, darüber umgehend nach Warschau und nach Taganrog berichtet und durch den Senat Eidesleistungen im gesammten Reiche angeordnet. Begreiflicherweise hatte indessen kein Geheimniß bleiben können, daß in der Reichsrathssitzung vom 27. November das Testament vom Jahre 1823, sowie die Thronentsagung Constantin's verlesen worden und daß auf des Letzteren Befehl die Eidesleistung im Gebiete des Königreichs Polen unterblieben war. Die dadurch hervorgerufene Erregung der Gemüther erschien um so bedenklicher, als sie dem „Bunde des Nordens", d. h. den in St. Petersburg lebenden Mitgliedern der dreigliedrigen revolutionären Verschwörung („Bund des Nordens", „Bund des Südens" und „Vereinigte Slawen") willkommene Gelegenheit bot, die öffentliche Meinung in ihrem Sinne zu bearbeiten. Die Ungewißheit darüber, ob Constantin auf seiner früheren Entschließung beharren werde, ob er nach St. Petersburg oder nach Taganrog abgereist, oder aber in Warschau geblieben sei, bewegte alle Kreise der Gesellschaft: da die Ruhe äußerlich ungestört blieb und die Kunde von den in Taganrog gemachten Entdeckungen über die Umtriebe Wadkowski's und Pestel's erst sehr verspätet in die Residenz gelangte, beharrte die Regierung aber noch jetzt in Unkenntniß der ihr drohenden Gefahr. Aus den Briefen, welche er im Verlauf der ersten Decemberwoche aus St. Petersburg erhielt, ersah Diebitsch, daß selbst so scharfsichtige und erfahrene Beobachter, wie die Generaladjutanten Neidhardt und Potapow, von der Bedenklichkeit der Lage keine deutliche Vorstellung hatten. „Die von Trauer, Erwartung und Unruhe erfüllten Tage," schreibt Neidhardt unter dem 1. December „dauern lange, nur allzulange an, die dienstlichen Angelegenheiten aber nehmen in gewohnter Pünktlichkeit und Ordnung ihren Fortgang; allenthalben herrschen Ruhe und bereitwillige Unterwerfung unter die unerforschlichen Wege der Vorsehung, allenthalben verbirgt der persönliche Ehrgeiz sich unter dem Schleier der Betrübniß, um sich nicht zu verrathen. So ist, meiner Meinung nach, das Bild des gegenwärtigen Petersburg beschaffen." Nicht ganz so zuversichtlich, aber immer noch zuversichtlich genug, urtheilt Potapow: „Ueber das, was alle Welt zumeist beschäftigt, redet Se. Kaiserl. Hoheit der Großfürst (sc. Nicolaus) mit Niemandem — wie es scheint, verbirgt er Etwas. Bei Hof und im Publicum laufen mancherlei Meinungen und Zweifel rücksichtlich der Zukunft um" (Schreiben vom 3. December). Und fünf Tage später (8. December) heißt es: „Bis zu diesem Augenblick ist hier Alles still und ruhig, und

erwartet man den Kaiser mit Ungeduld — wolle Gott Alles zum Besten wenden." — Von dem amtlichen Wächter über die Ruhe und Sicherheit der Residenz, dem Generalgouverneur Grafen Miloradowitsch, berichtet Goetze (a. a. O. S. 343), daß demselben verschiedene Meldungen über verdächtige Zusammenkünfte junger Leute zugegangen seien, daß der gutgläubige, wegen seines liebenswürdigen Leichtsinns sprichwörtlich gewordene Combattant der Freiheitskriege diese Denunciationen indessen mit den Worten abgewiesen habe: „Dummes Zeug! Laßt die Jungen einander ungestört ihre schlechten Verse vorlesen!" [1])

Was inzwischen an maßgebender Stelle, d. h. von Seiten des Großfürsten Nicolaus geschah, ist durch die erwähnten neueren Publicationen bis in das Kleinste bekannt geworden. Am 27. November war der Adjutant abgegangen, der den (oben mitgetheilten) Brief und das Eidesformular Nicolaus' sammt einem Brief über die Beeidigung des Reichsrathes, des Senats und der Garde „dem Kaiser Constantin" übergeben sollte, Tags darauf das (gleichfalls mitgetheilte) Schreiben des Großfürsten nach Taganrog abgefertigt worden. Es verging eine Woche vergeblichen Harrens auf Nachrichten aus Warschau, bis endlich am Morgen des 3. December der am 26. November aus der polnischen Hauptstadt abgereiste Großfürst Michael in St. Petersburg eintraf, um Constantin's nochmaligen Thronverzicht in Form eines an den Großfürsten Nicolaus gerichteten Briefes zu überbringen. Da dieses Schreiben vor Eintreffen des Berichtes über die stattgehabte Huldigung abgegangen war, glaubte Nicolaus seinem Bruder die schließliche Entscheidung noch einmal anheimstellen und diesen Brief geheim halten zu müssen. Am Abend des dritten ging der Lieutenant Bjeloussow mit einem Handschreiben der Kaiserin-Mutter an Constantin, einige Stunden später der Wirkliche Staatsrath Opotschinin mit einem Brief Nicolaus' ab: beide Schreiben ersuchten den Großfürsten um eine definitive und formelle Erklärung, bis zu deren Eingang die Regierung im Namen des Kaisers Constantin weiter geführt werden sollte. — Zwei Tage später (am Nachmittage des 5. December) reiste der Großfürst Michael abermals nach Warschau ab. Angeblich geschah das, um den neuen Kaiser über den Gesundheitszustand seiner Mutter zu beruhigen, in Wahrheit, um Constantin zur Reise nach Petersburg zu bestimmen.

[1]) Von der Generation der Generale Alexander's I., deren Typus Miloradowitsch war, entwirft Alexander Herzen die nachstehende, mit Recht berühmt gewordene Characteristik: „Kühn gutmüthig, beschränkt in ihrer Reglements- und Gamaschenreligion, aber fest in ihrer Religion des point d'honneur, regierten die Männer dieser Generation das russische Reich bis zu den Tagen des Kaisers Nicolaus. Sie bekleideten nicht nur alle höheren Militärposten, sondern neun Zehntheile aller höheren Civilstellungen, und ohne daß sie eine Ahnung von der Organisation des öffentlichen Wesens besessen hätten, unterschrieben sie die ihnen vorgelegten Papiere, ohne sie zu lesen. . . . . Sie gaben entsetzlich viel Geld aus, waren aber weder Angeber noch Spione und stets bereit, für ihre Untergebenen ins Feuer zu gehen. — Eine der letzten Typen dieser Art war der berühmte Graf Miloradowitsch. Tapfer, glänzend, ausgelassen und sorglos, — zehn Mal durch den Kaiser von seinen Gläubigern losgekauft — galant, verschwenderisch, ein Schwätzer und dennoch der liebenswürdigste Mann von der Welt und ein Abgott der Soldaten, verwaltete er einige Jahre lang das St. Petersburger Generalgouvernement, ohne auch nur ein einziges Gesetz zu kennen; am ersten Tage der Regierung des Kaisers Nicolaus kam er um" (sc. von der Hand eines Verschworenen).

„Damit der Großfürst Michael," so heißt es in dem Goetze'schen Buche, „die aus Warschau erwarteten Depeschen (zu deren Entsiegelung die Kaiserin-Mutter ihn ermächtigt hatte) nicht verfehle, machte er auf der estländischen Poststation Memel Halt, um je nach Umständen seine Reise nach Warschau fortzusetzen oder nach Petersburg zurückzukehren."

„Quand vous verrez Constantin," hatte die Kaiserin ihrem Sohne beim Abschied gesagt, „dites et répetez lui bien, que si l'on en a agi ainsi c'est parceque autrement le sang aurait coulé"; worauf der Großfürst zur Antwort gegeben: „Il n'a pas encore coulé, mais il coulera." — Was der Großfürst gemeint und gefürchtet, liegt auf der Hand; nach einer Erklärung für die Worte der Kaiserin-Mutter sieht man sich dagegen vergeblich um.

Den einmal gefaßten Entschließungen entsprechend, wies Nicolaus alle an die Adresse des Kaisers gerichteten Eingänge zurück; aus einem Schreiben Potapow's an den Grafen Kuruta erhellt, daß diese Sendungen ebenso regelmäßig nach Taganrog, bez. Warschau weiter gingen, wie die in Taganrog eintreffenden Nachrichten nach Petersburg und Warschau befördert wurden. An diesem Verfahren wurde unverändert festgehalten, auch nachdem durch einen am 7. December in St. Petersburg eingetroffenen Feldjäger gemeldet worden, daß die vom Senate angeordnete Vereidigung des 19. litthauischen Corps und der in Polen stehenden russischen Truppen auf den Befehl Constantin's unterblieben sei, und nachdem ein an die Kaiserin-Mutter gerichtetes Schreiben vom 2. December (eingetroffen am 8. desselben Monats) abermals bezeugt hatte, daß der Großfürst auf dem früher eingenommenen Standpunkte verharre. Unerschütterlich verblieb Nicolaus dabei, daß die von ihm verlangte formelle Verzichtleistung seines älteren Bruders abgewartet und inzwischen dieser als Kaiser angesehen werden müsse. Von der Verwirrung, die diese Unsicherheit anrichten könne, scheint der Großfürst übrigens eine Vorstellung gehabt zu haben. „Sr. Kais. Hoheit," heißt es in einem an Diebitsch gerichteten Schreiben des Generals Potapow vom 8. December, „haben dem General-Gouverneur aufgetragen, daß die von Warschau anlangenden Feldjäger am Schlagbaum aufgehalten und durch einen Kosaken direct zu ihm geführt werden sollen."

Vier Tage nach Erlaß dieser Vorschrift (am 12. December) traf zu St. Petersburg der Bericht ein, den Diebitsch in doppelter Ausfertigung nach Warschau und nach Petersburg gesandt und rücksichtlich dessen er den Ueberbringer, Baron Frederiks, beauftragt hatte, eventuell die Eröffnung durch den Großfürsten Nicolaus zu erbitten. Daß dieser Bitte entsprochen wurde, mag wesentlich durch die inzwischen umgegangenen, wenn auch immer noch vagen Gerüchte von einem bevorstehenden revolutionären Ausbruch veranlaßt worden sein. Nach Rücksprache mit dem Fürsten Galyzin und dem Grafen Miloradowitsch, schrieb der Großfürst dem General Diebitsch am Vormittage des nämlichen 12. December das Folgende:

„Heute früh 7 Uhr ist der Obrist Frederiks eingetroffen und hat derselbe mir die drei von Ihnen, lieber Iwan Iwanowitsch, an den Kaiser und Herrn adressirten Packete übergeben. Aus meinem ersten Briefe werden Sie wissen, daß wir Beide, ohne mit einander Abrede genommen zu haben, und — darf ich hinzufügen — nach mir alle Anderen ihrer Pflicht gegen unseren Herrscher genügt haben. Sein Wille ist heilig, und ich muß, nachdem ich ihm den Eid geschworen, Alles, was er befiehlt, erfüllen, wie schwer mir das auch fallen und wie entsetzlich

meine Lage auch sein möge. Noch bin ich nicht Ihr Souverain; ich muß indessen bereits als solcher verfahren, indem ich von Augenblick zu Augenblick einer Entscheidung Constantin Pawlowitsch's entgegensehe, welche mich an seine Stelle setzt. Wie und warum gehört nicht hierher, in Bälde wird Alles klar gestellt und bewiesen sein, daß ich vor allem ein ehrlicher Mann bin, und daß ich vor Gott, vor dem Kaiser und dem Vaterlande rein an Gewissen und Thaten dastehe.

„Ich habe die Packete eröffnet und aus Ihrem Berichte das Entsetzliche erfahren: dasselbe erschreckt mich indessen nicht, da ich zu Allem bereit (wörtlich: „fertig") bin . . . . In das Geheimniß sind eingeweiht: Graf Miloradowitsch als General-Gouverneur und als Mann, der hier Alles besorgt, — Fürst Galyzin als Leiter des Postwesens und als Vertrauensmann des verstorbenen Kaisers und Benckendorff[1]), als zuverlässiger Mann, Vermittler in Militär- und Civilangelegenheiten, als ehemaliger Kriegsgouverneur und Commandeur von Regimentern, auf welche man, wie ich glaube, wird rechnen dürfen.

„Vorgestern habe ich den Grafen Araktschejew[2]) zum ersten Male (sc. nach dem Tode des Kaisers) gesehen; gesprächsweise hat er dieser Sache erwähnt, übrigens nicht gewußt, was aus ihr geworden ist, und derselben mir gegenüber nur Erwähnung gethan, weil er sie für sehr wichtig hält.

„Ich habe das Miloradowitsch gesagt, der Araktschejew aufsuchen sollte. Da der Graf indessen die Maxime angenommen hat, Niemanden bei sich zu empfangen oder sonst zu sehen — auch nicht in Angelegenheiten des Dienstes — hat er auch Miloradowitsch nicht bei sich vorgelassen, — auch nicht als dieser ihm hatte sagen lassen, daß er von mir gesandt sei. Das geschah gestern. Nach Empfang Ihrer Papiere habe ich mit Miloradowitsch und Galyzin ausgemacht, daß die hier am Orte befindlichen Verdächtigen sofort genau überwacht werden, und daß Feldjäger den Grafen Bulgary[3]) und Tschernytschew[4]) entgegenreisen sollen, um dieselben, bevor sie die Stadt erreicht haben, zu verhaften und in die Festung abzuführen. Ferner reist Graf Manteuffel, der Adjutant Miloradowitsch's, heute nach Shitomir ab, um den Kapitain Maiboroda[5]) aus dem Dorfe Bolabanowka herzugeleiten.

„Da der Stabscapitain Murawjew[7]) einen viermonatlichen Urlaub genommen und sich nach Orel begeben hat, ist ein Feldjäger an den Fürsten Galyzin (commandirenden General in Moskau) abgegangen, um Murawjew zu verhaften, wo immer er ihm unterwegs begegnen möge.

---

[1]) Alexander v. Benckendorff, in der Folge zum Grafen und Chef der dritten Abtheilung (politischen Polizei) ernannt, war im J. 1825 Generallieutenant, Commandeur der ersten Kürassier-Division und beständiger Begleiter des Großfürsten Nicolaus († 1844).

[2]) Der bekannte, allmächtige Vertraute Alexander's I., ein Mann von großer Härte, der als Präsident des Ministercomité's und des Reichsraths-Departements in Militärangelegenheiten für den ersten Beamten des Reichs angesehen wurde, unter der Regierung des Kaisers Nicolaus indessen allen Einfluß verlor († 1834).

[3]) Lieutenant im Kürassierregiment der Kaiserin, Mitglied des revolutionären „Bundes des Südens", in der Folge als Staatsverbrecher zu zweijähriger Festungsarbeit und darauffolgender Ansiedelung in Sibirien verurtheilt.

[4]) Graf Zacharias (Sachar) Tschernytschew, Rittmeister im Regimente der Chevaliergarde, gehörte dem „Bunde des Nordens" an und war im December 1825 auf einer Reise zu revolutionären Zwecken begriffen. Zu zweijähriger Zwangsarbeit in Sibirien und darauffolgender Ansiedelung verurtheilt, wurde er im J. 1856 vom Kaiser Alexander II. begnadigt und in den Besitz eines Theils seiner Güter wieder eingesetzt, welche seine Schwester ihm abtrat.

[5]) Von diesem, dem Verbande der zweiten Armee angehörigen Capitain Maiboroda war die Denunciation gegen den Obristen Pestel, das Haupt des „Bundes des Südens" ausgegangen. Auf Maiboroda's Anzeige wurde Pestel in das Hauptquartier zu Tultschino beschieden, daselbst verhaftet und im Juli 1826 durch den Strang hingerichtet.

[7]) Nikita Murawjew, Capitain im Gardestabe, Schwager des Grafen Tschernytschew, wurde als einer der Hauptheilnehmer des „Bundes des Nordens" zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit in Sibirien verurtheilt.

„Zur Ehre unserer Garde muß ich übrigens sagen, daß — meiner Meinung nach — innerhalb derselben, wenn überhaupt nur wenige Theilnehmer des Verbrechens vorhanden sein können[1]; den unbestreitbaren Beweis dafür bildet die musterhafte Ordnung, welcher in allen Truppentheilen seit dem schrecklichen 27. November beobachtet worden ist; selbst zu Verdacht und Gerede hat nicht die geringste Veranlassung vorgelegen, so daß man behaupten könnte, selbst bei Lebzeiten des Kaisers habe eine gleich musterhafte Ordnung niemals bestanden. Ich würde vor Gott und vor mir selbst ein Unrecht begehen, wenn ich etwas Gegentheiliges behaupten wollte . . . .

„Zunächst glaube ich Nachrichten abwarten zu müssen, 1. von Tschernytschew (dem von Taganrog in das Hauptquartier abgesendeten und mit der Verhaftung Pestels beauftragten Generaladjutanten und späteren Kriegsminister, einen entfernten Verwandten des erwähnten Verschwörers); 2. von Ihnen. Frederiks hat mir nämlich gesagt, daß der Obrist Nikolajew zu Ihnen zurückkehren werde; danach allein werden die ferneren Maßnahmen zu treffen sein. Kommt Sherwood[2]) hieher, so werden wir Mittel ergreifen, ihn verborgen zu halten. Kehrt Nikolajew nicht allein zu Ihnen zurück, so wird kein Zweifel darüber möglich sein, daß die Bande nicht gemerkt hat, die Verschwörung sei vollständig oder doch zum Theil entdeckt, und daß man nicht zaudern darf, sie alle zu ergreifen. Diejenigen, die hier sind, d. h. Borissow[3]) und Swistunow[4]) sind beide Narren, aber ce peuvent être des instruments, und man wird sie im Auge behalten. In Betreff Kornilowitsch's[5]) habe ich noch nichts erfahren.

„Nach Allem, was vorliegt, muß sich in Odessa[6]) ein Nest (sc. der Verschwörung) befinden; da überdies im Inspectionsdepartement bekannt ist, daß Graf Tschernytschew nach Kursk und Odessa auf Urlaub gegangen, so halte ich für unvermeidlich, daß Sie mit dem Grafen Woronzow[7]) darüber in Verhandlung treten, damit die zu ergreifenden Maßregeln auch dort getroffen werden; lassen Sie mich über das, was Sie angeordnet haben, keinenfalls in Ungewißheit. Soeben erfahre ich, daß Rudsewitsch's Adjutant, Schischkow, sich unter dem Vorwande eines Urlaubs hier aufhält, — ich werde nach ihm sehen[8]).

„Für nothwendig halte ich, lieber Iwan Iwanowitsch, daß Sie eine Anordnung der Kaiserin Elisabeth darüber einholen, ob dieselbe die Eröffnung des Kabinets Sr. kaiserl. Majestät gestattet, daß Sie sodann die in demselben vorgefundenen Papiere zusammenpacken und durch einen zuverlässigen Menschen mir zusenden. Sollte Ihre dortige Anwesenheit nicht mehr unumgänglich erforderlich sein, so kommen Sie hierher, wo Sie mir sehr nöthig sind. Es würde solchenfalls erwünscht sein, daß Sie Ihren Weg über Mohilew (am Dnjepr) nehmen, um mit dem Grafen Sacken[9]) zahlreiche, Vergangenheit und Zukunft betreffende Dinge zu besprechen und en un mot pour m'orienter; nach meiner Berechnung werden Sie dort oder schon früher Nachricht darüber erhalten, daß hier Alles in Ordnung beendet ist — wenn anders ich am Leben bleibe. Möge

---

[1]) Diese Meinung erwies sich als irrthümlich. Die Zahl der an der Verschwörung betheiligten Gardeofficiere war eine ziemlich bedeutende, der Character des „Bundes" ein durchaus aristokratischer.

[2]) Von dem Unterofficiere Sherwood waren, wie erwähnt, die ersten auf den „Bund des Südens" bezüglichen Anzeigen ausgegangen.

[3]) Peter Borissow, Secondelieutenant der 8. Artilleriebrigade, wurde als Theilnehmer des Verbandes der „Vereinigten Slawen" zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit nach Sibirien verurtheilt.

[4]) Peter Swistunow, Kornet der Chevaliergarde, Mitglied des „Bundes des Nordens", wurde zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit in Sibirien verurtheilt.

[5]) Alexander Kornilowitsch war Capitain des Gardegeneralstabes, Mitglied des „Bundes des Südens" und wurde zu zwölfjähriger Zwangsarbeit und Ansiedelung in Sibirien verurtheilt.

[6]) Die Zahl der dortigen Verschwörer erwies sich als eine geringe.

[7]) Graf (später Fürst) Woronzow war Generalgouverneur von Odessa und Neurußland, später Generalgouverneur des Kaukasus († 1856).

[8]) Die in den „Memoiren eines Dekabristen" (Leipzig bei S. Hirzel 1860) abgedruckte ausführliche Liste der Verschworenen thut dieses Namens keine Erwähnung.

[9]) Graf (später Fürst) Fabian v. d. Osten-Sacken war Oberbefehlshaber der s. g. ersten Armee, deren Mittelpunkt sich in Kiew befand.

Gott uns dazu helfen, Alles zur Ehre des Vaterlandes und unseres Gewissens pünktlich zum Abschluß zu bringen.

„Den Fürsten Peter Michailowitsch (sc. Wolkonski) habe ich geschrieben, so daß Sie rücksichtlich der auf die Leiche unseres Engels getroffenen Anordnungen unterrichtet sein werden. Anders und einem Anderen konnte ich nicht schreiben, da ich damals kein Recht dazu hatte, — jetzt bestätige ich Ihnen das als halbofficielle Person. — Noch nicht als Ihr Herrscher, sondern als Ihr aufrichtiger Freund Nicolaus."

Die vorstehenden Zeilen sind wahrscheinlich die letzten gewesen, die der dritte Sohn Kaiser Paul's in seiner Eigenschaft als Großfürst geschrieben hat. Noch an demselben Tage traf der Feldjäger aus Warschau ein, der die erwartete formelle Thronentsagung Constantin's überbringen sollte. „Abends um 9 Uhr" fügte der nunmehrige Kaiser Nicolaus seinem Briefe an Diebitsch die folgende Nachschrift hinzu:

„Der entscheidende Courier ist eingetroffen, übermorgen früh werde ich entweder Kaiser oder todt (wörtlich „ohne Athem") sein — ich opfere mich dem Willen meines Bruders, — wie glücklich wäre ich gewesen, wenn ich das als sein Unterthan hätte thun können! Was wird mit Rußland, was mit der Armee werden! Graf Toll ist hier, und ich sende ihn mit dieser Nachricht an den Grafen Sacken, indem ich mich nach einem Vertrauten umsehe, der mit der nämlichen Bestimmung nach Tultschino und an Jermolow[1]) gesendet werden kann; kurz, ich hoffe meines Berufs würdig zu sein, und, indem ich weder der Furcht noch dem Mißtrauen Raum gebe, sondern Hoffnung hege, meine Pflicht so zu erfüllen, wie sie fortan von Allen mir gegenüber erfüllt werden muß. Sollte sich irgendwo Etwas zusammenbrauen, und Sie erhalten Kunde davon, so beauftrage ich Sie, sich überall dahin zu begeben, wo Ihre Gegenwart erforderlich ist; auf Sie verlasse ich mich unbedingt und alle von Ihnen getroffenen Maßregeln sind von mir im Voraus genehmigt.

„Uebermorgen werde ich Ihnen, wenn ich am Leben bin, Jemanden (ich weiß noch nicht wen) senden und Sie über das, was sich begeben hat, benachrichtigen; unterlassen auch Sie nicht, mich von Allem zu unterrichten, was sich bei Ihnen oder in Ihrer Umgebung und besonders bei Jermolow[2]) zuträgt. Unter einem beliebigen Vorwande muß irgend Jemand aus Ihrer Umgebung — etwa Hermann oder ein Anderer dieses Schlages — zu ihm (Jermolow) gesandt werden: ich kann nicht leugnen (wörtlich: ich bin schuld), daß ich ihm weniger als allen Anderen traue. Nochmals wiederhole ich, daß es hier bisher vollständig ruhig geblieben ist: mais le calme précède bien souvent l'orage.

„Doch genug davon. Que la volonté de Dieu se fasse. Da man mich als den Stellvertreter und Willensvollstrecker des seligen Kaisers anzusehen hat, bin ich auf Alles gefaßt. Ihnen werde ich immerdar sein Ihr wohlaffectionirter Nicolaus.

„Bis zu Ihrer Herkunft werden die Geschäfte (sc. des Generalstabschefs) auf den Namen Tatistschews durch Potapow[3]) besorgt werden, der mir den mündlichen Bericht erstatten wird." —

Die Summe der Ereignisse der folgenden Tage läßt sich in wenige Worte zusammenfassen. — Nachdem die Kunde von Constantin's Thronentsagung bereits

[1]) General Jermolow war Statthalter der transkaukasischen Provinzen und Chef des kaukasischen Armeecorps; in dem (bereits wiederholt erwähnten) Tultschino befand sich der Stab der zweiten Armee, an deren Spitze Graf Wittgenstein stand.

[2]) Jermolow, der sich als Deutschenfeind und Anstifter der im J. 1812 gegen Barclay de Tolly in Bewegung gesetzten Intriguen gewisser Popularität in den nationalen Kreisen erfreute, war bei dem Großfürsten Nicolaus als „tête remuante" ungünstig angeschrieben. Er verlor im J. 1826 sein Commando und den Statthalterposten und lebte seitdem als Privatmann in Moskau.

[3]) Tatistschew war damals Kriegsminister, der bereits wiederholt erwähnte Potapow General du jour im Kriegsministerium.

am 12. December in den Kreisen der St. Petersburger Verschwörer bekannt geworden war, hielten sie am Abend desselben Tages im Hause des Fürsten Obolenski (Lieutenants des finnländischen Garde-Regiments und ersten Adjutanten des Corps-Commandeurs der Garde) eine zahlreich besuchte Versammlung ab. Vornehmlich auf das Andrängen des Dichters Conrad Rylejew wurde der Beschluß gefaßt, unter Berufung auf die dem Kaiser Constantin geleistete Huldigung dem Großfürsten Nicolaus Gehorsam und Eid zu verweigern, sodann die Fahne des Aufstandes aufzustecken, im Falle des Gelingens der Unternehmung den Thron für erledigt zu erklären und eine aus fünf Personen bestehende provisorische Regierung einzusetzen. Die unter dem erwähnten Vorwande zur Theilnahme am Aufstande bestimmten Truppen sollten auf dem Senats-Platze versammelt und dem Oberbefehl des Obristen vom Preobrashenski'schen Regimente, Fürsten Sergius Trubezkoi, unterstellt werden. —

Der erwartete Befehl zur Eidesleistung an den Kaiser Nicolaus wurde am Abend des 13. December ertheilt und zur Ausführung desselben der frühe Morgen des 14. December (7 Uhr) bestimmt.

Daß die erwartete Katastrophe an diesem Tage und zu dieser Stunde stattfand, daß die von den Verschworenen angestifteten Truppen den Eid weigerten, daß etwa 2000 Mann auf den Senats-Platz zogen (das Moskauische Leibgarde-Regiment, ein Bataillon des finnländischen Garde-Regiments, ein Bataillon der Garde-Marine-Equipage, drei Compagnien Leibgrenadiere und eine Anzahl von Officieren anderer Truppenabtheilungen), daß der „Diktator" Trubezkoi im entscheidenden Augenblicke den Muth verlor und ausblieb, die Verschworenen aber nichtsdestoweniger die ihnen gemachten Unterwerfungsvorschläge verwarfen, den an sie abgesendeten Miloradowitsch erschossen und schließlich durch Artilleriesalven auseinander getrieben werden mußten — das Alles ist bekannt. Das „Interregnum" war an diesem Tage (dem sechsundzwanzigsten nach dem Ableben Alexander's I.) definitiv zu Ende, und die Regierung des Kaisers Nicolaus allenthalben anerkannt. Daß der durch die an demselben Tage erfolgte Verhaftung Pestel's führerlos gewordene „Bund des Südens" am 29. December einen thörichten, in der Geburt erstickten Versuch zur Befreiung der schwer compromittirten Brüder Murawjew-Apostol unternahm, gehört nicht mehr in die Reihe der hier erörterten Ereignisse.

V.

Darüber, daß das während der Tage vom 27. November bis 12. December 1825 vom Kaiser, damals Großfürsten Nicolaus beobachtete Verfahren dem sittlichen Charakter dieses Fürsten hohe Ehre machte, haben verschiedene Meinungen niemals bestehen können. Für zweifelhaft hat man dagegen angesehen, ob es politisch richtig gewesen, daß der Großfürst sich an der Abdankungsurkunde vom Jahre 1823 nicht genügen ließ, daß er seinem älteren Bruder trotz dessen früher geäußerten Willensmeinung und trotz des Testaments Alexander's I. huldigen ließ, daß er auf dieser abwartenden Stellung trotz Constantin's Briefe vom 26. Nov. verharrte, und daß er dadurch den Verschwörern die Gelegenheit bot, die

doppelte Eidesleistung zu einem revolutionären Ausbruche und zur Verführung einzelner Truppentheile auszubeuten.

Eingehenderer Betrachtung der vorstehend erörterten Thatsachen ergibt sich, daß Nicolaus' Handlungsweise auch in politischer Rücksicht die richtige gewesen ist.

Zunächst kommt in Betracht, daß der Großfürst Nicolaus, als er am Morgen des 26. Nov. auf die Kunde von Alexander's Tode seinem Bruder den Huldigungseid leistete, und den gleichen Eid seitens der Palastwache und der in der Schloßcapelle anwesenden Officiere entgegennahm, von einem Verzicht Constantin's, beziehungsweise einem Testament Alexander's, überhaupt nichts wußte und demgemäß nicht anders handeln konnte, als er gethan.

Diese Huldigung war vollendete, stadtkundige Thatsache, als Fürst Galyzin, und auf dessen Veranlassung der Reichsrath, die Urkunde von 1823 ans Licht zogen und auf Grund derselben Nicolaus als Herrscher begrüßen wollten. Was lag näher, als daß dieser die ihm erst jetzt bekannt gegebene, zwei Jahre lang als Staatsgeheimniß behandelte Verzichtleistung seines Bruders als bloß provisorische, der Bestätigung bedürftige ansah und daß er, getreu dem einmal geleisteten und nicht mehr aus der Welt zu schaffenden Eide, die Bestimmung über die Zukunft in das nochmalige Ermessen des erstberechtigten Thronerben stellte? Blieb dieser bei seiner früheren Verzichtleistung, so stand der Thronbesteigung Nicolaus' nichts im Wege, während eine diesem geleistete Huldigung unwiderruflich und für Constantin's Entschließungen präjudicirlich gewesen sein würde.

Auf alle Fälle Constantin huldigen zu lassen, erschien demgemäß als das kleinere, weil heilbarere der beiden Uebel, unter denen Nicolaus die Wahl hatte. Nimmt man hinzu, daß dieser Großfürst nicht nur von dem ihn betreffenden Manifeste vom 16. August 1823 keine Kunde besaß, sondern daß Alexander ihn, wie von allen übrigen Regierungsangelegenheiten, auch von der Wissenschaft um das Bestehen der Verschwörung ausgeschlossen hatte, so wird man bedingungslos anerkennen müssen, daß Nicolaus in jeder Hinsicht das Richtige getroffen hat, und daß die Verantwortung für das durch das Interregnum angerichtete Unheil allein und ausschließlich auf Alexander I. und dessen verhängnißvolles „remettons nous en Dieu“ zurückfällt.

Daß Constantin's Eingeständniß, er besitze die zur Uebernahme der Regierung erforderlichen Kräfte und Fähigkeiten nicht, auf weiser Selbsterkenntniß beruhte, und daß sein Thronverzicht Rußland von schwerem Unheil, wenn nicht vom Untergange gerettet hat — das kann deutlicher und unwidersprechlicher nicht belegt werden, als durch Mittheilung der Briefe, in denen der Großfürst Diebitsch's detaillirte Berichte über die Entdeckung der Verschwörung (vergl. oben die Schreiben vom 8. und vom 11. December) beantwortete und die folgendermaßen lauteten:

„Warschau den 14. December 1825.

„Mein lieber General. Ihr Feldjäger hat mir alle Ihre Briefe übergeben. Indem ich mich auf meine früheren Entschließungen und auf die beim Reichsrath, Senate, Synod u. s. w. hinterlegten und nicht befolgten Bestimmungen unseres verstorbenen Gebieters berufe, sende ich dieselben unerbrochen zurück. Ueber das, was man gethan hat, habe ich nicht zu urtheilen, sondern allein die Bestimmungen des verstorbenen Kaisers pünktlich in Ausführung zu bringen. So soll es geschehen, Gott führe und unterstütze mich! Was Ihr Packet Nr. 6 anlangt, so

habe ich dasselbe erbrochen, weil ich mit dem Inhalt desselben durch Ihr vorangegangenes Schreiben im Voraus bekannt geworden war; ich sende Ihnen dasselbe zurück. Ich kann Ihnen nichts Positives darüber sagen, halte indessen dafür, daß Alles auf einer Intrigue, einer der schwärzesten Intriguen des General Witte — dieses Lügners und Taugenichtses im vollen Sinne des Wortes — beruht, und daß das Uebrige bloße Ausschmückung (broderie) ist. Capitain Maiboroda hat den General Roth erschreckt, dieser sieht alles in Schwarz und alle Welt — angefangen mit dem Unterofficier — wird zum Werkzeug der Schlechtigkeit des Generals Witte.

„Daß Wadkowski ein abscheuliches Subject sei, will ich nicht bestreiten, die Anderen kenne ich nicht. Ich wiederhole nochmals, lieber General, daß der General Witte eine Canaille ist, wie die Welt sie wahrscheinlich nicht wieder hervorgebracht hat, ein Mensch ohne Treue, Glauben und Rechtlichkeit — was man französisch einen Galgenvogel nennt. — Nehmen Sie sich darum in Acht, lieber General, überstürzen Sie nichts und gehen Sie behutsam vor, ich rathe Ihnen das als Freund — Ihr Papier folgt anliegend zurück.

„J. M. der Kaiserin bitte ich meine ergebensten Empfehlungen auszurichten. Dem Fürsten Wolkonski die Versicherung meiner aufrichtigsten Freundschaft, Ihnen aber sage ich, daß Niemand Sie so schätzen und anzuerkennen und zu achten weiß, wie Ihr ganz ergebener

Constantin.

„Die ganze Sache ist nichts weiter, als ein Racheact Witte's, der sich geltend machen will. — Je länger ich darüber nachdenke, desto weniger kann ich von dieser Meinung abgehen — darum Vorsicht, lieber General!“

Trotz der ihm vorgelegten Beweis- und Actenstücke und trotz seiner anfänglich gegentheiligen Ansicht (vergl. das Schreiben Constantin's vom 11. December) hielt Constantin aus Feindschaft gegen den General Witte hinfort an der Meinung fest, daß die gemachten Entdeckungen der thatsächlichen Grundlagen entbehrten und böswillige Erfindungen seien. In einem vom 15. December datirten russisch geschriebenen Briefe gibt er dieser Meinung nochmaligen und erheblich verschärften Ausdruck. Der „für Sie (sc. den General Diebitsch) allein, geheim“ überschriebene Brief enthält u. A. die nachstehenden Ausführungen:

„.... Indem ich Ihnen Ihre Papiere zurücksende, spreche ich die Meinung aus, daß der mir bekannte Officier Wadkowski ein Lump ist, und daß die Anderen, deren Erwähnung geschieht, und die ich nicht kenne, gleichfalls Lumpen sind. Der Unterofficier des dritten Bug'schen Ulanenregiments Sherwood muß ein großer Schuft sein, den man genau zu überwachen hat; ein eben solcher Schuft scheint der Capitän Maiboroda zu sein, der bei dem General Roth seine Denunciationen angebracht hat, — so weit ich mich aber Roth's entsinne, ist derselbe ein schlauer, unruhiger Kopf, dem es an der gehörigen Geradheit fehlt. Für den Hauptanstifter aber halte ich den Grafen Witte, der sich bei dem verstorbenen Kaiser empfehlen und unentbehrlich machen wollte, und zu diesem Behuf Unruhe und Verwirrung angerichtet hat“. ....

Nach Eingang von Diebitsch's Mittheilungen (11. December) kam der Großfürst von der Meinung, daß eine Verschwörung überhaupt nicht bestehe, allerdings zurück; zu einem Eingeständniß des Unrechts, welches er so verdienten Männern wie den Generalen Witte und Roth in seinen Briefen zugefügt, hat er sich dagegen nicht herbeigelassen. Die Neigung, lediglich nach Sympathien und Antipathien zu urtheilen und sich durch den Schein der Dinge bestimmen zu lassen, war in der Natur von Kaiser Paul's zweitem Sohne so tief gewurzelt, daß er sie niemals überwand: das blinde Vertrauen, welches er in die Generalität und Armee Polens setzte, ist bekanntlich eine der Hauptursachen der Warschauer Katastrophe vom November 1830 und des auf diese folgenden polnischen Insurrectionskrieges gewesen.

Kronprinz Rudolf.

Als der achtzehnjährige Erzherzog Franz Joseph in den Stürmen des Jahres Achtundvierzig nach der Abdankung von Kaiser Ferdinand zur Thronfolge ausersehen ward, rief er, überwältigt von der Größe seiner Aufgabe, seiner Verantwortung: „Lebe wohl, meine Jugend!" Dasselbe Abschiedswort mag heute den bald sechzigjährigen Kaiser durchzuckt haben, da er in die Kapuzinergruft niederstieg und den letzten Kuß auf den Sarg des einzigen Sohnes drückte. Begrub er doch mit diesem Kinde seine zweite, schönere Jugend, die Hoffnung, den Mannsstamm seiner Linie neu aufblühen zu sehen. Und nur in übermenschlicher Fassung konnte er den Eingang seiner Trauerbotschaft an den Papst finden: er gebe Gott in Demuth wieder, was Gott ihm in Gnade geschenkt.

Wie hatte es sein Herz beglückt, als ihm am 21. August 1858 der heißersehnte Erbe geboren ward; gleich in die Wiege legte er dem Knäblein „mit Nachsicht der Ceremonien" den Orden des goldenen Vließes. Und mit dem Monarchen jauchzte ganz Oesterreich auf, als dem Lande, zum ersten Male seit dem Jahre 1793, ein Kronprinz beschieden ward. Ein Meer von Licht ergoß sich über Alt-Wien; das lebensgefährliche Gedränge bei der Rundfahrt des Kaisers durch die Stadt, welche dazumal noch der Festungsgürtel der Basteien beengte, die altväterischen Transparente und Beleuchtungskünste zu Ehren des großen Ereignisses sind eine der ersten, nachhaltigen Erinnerungen meiner Wiener Altersgenossen. Grillparzer schrieb in das Kaiseralbum

Ein altes Lied:

Als ich noch ein Knabe war
Rein und ohne Falte,
Klang das Lied mir wunderbar
Jenes „Gott erhalte".

Selbst in Mitte der Gefahr
Von Getös' umrungen
Hört' ich's weit entfernt, doch klar
Wie von Engelszungen.

Und nun müd' und wegeskrank,
Alt, doch auch der Alte,
Sprech' ich Hoffnung aus und Dank
Durch das „Gott erhalte".

Vor und nach diesem größten Dichter Alt-Oesterreichs begrüßten alle berufenen und unberufenen Sänger den Thronerben mit überschwänglichen Festhymnen. Nur ein bartloser Buchhändlerlehrling schlug in dem allgemeinen Jubelchor erstere Töne an: er wünschte dem Kleinen, er möge nie erfahren, wie schwer oft Kronen drücken. Der Autor dieser niemals gedruckten, längst ver-

nichteten Verse war der größte Dichter Neu-Oesterreichs: Ludwig Anzengruber. Die Wahrheit des herben Dichterwortes sollte alsbald, nicht zum ersten und noch weniger zum letzten Male, Kaiser Franz Joseph erproben.

Kronprinz Rudolf lag noch an der Brust der Amme, als bei Solferino die Lombardei verloren ward. Sieben Jahre hernach beglückwünschte der kleine Fürstensohn seinen Ohm Erzherzog Albrecht in einem rührend schlichten Kinderbrief zum Sieg von Custozza: wenige Tage später beweinte er den Ausgang der Schlacht von Königgrätz mit heißen Thränen.

In und nach allen Schicksalsschlägen aber war er mehr denn je der Trost und Stolz des Vaters, das Herzblatt der Völker. Bezog er auch niemals eine öffentliche Schule, so wußte man doch, daß er von tüchtigen Lehrern eine durchwegs moderne Erziehung erhielt. Wir Schüler des akademischen Gymnasiums hörten durch gemeinsame Lehrer manch' hübsches Kinderwort des Kronprinzen, und unser allverehrter Greistorfer, ein feiner Kenner der heimischen, mundartlichen Dichtung, las seinen Günstlingen ab und zu wohlgelungene Aufsätze seines hohen Zöglings vor. Keine dieser Arbeiten war frei von Austriacismen, echt wienerischen Sprachschnitzern, Inversionen und ähnlichen hierzulande fast unaustilgbaren Spuren des Kanzlei- und Armee-Deutsch; doch die pedantischesten Grammatiker fühlten, daß hier Anderes, Besseres sich rühre als ein schulgerechter Stilist: ein starkes Naturell, ein selbständiger Kopf. So erfuhren wir Gymnasiasten, daß der jugendliche Thronfolger ein begeisterter Freund deutscher Dichtung alter und neuer Zeit, lange bevor die Oeffentlichkeit durch einen treuherzigen Brief überrascht wurde, in welchem der Kronprinz den Glückwunsch zu seinem ersten Grillparzer, am achtzigsten Geburtstag des Dichters, heimgab. Als es galt, nach erzherzoglichem Brauch ein Handwerk zu lernen, wählte er, bezeichnend genug, die Buchdruckerkunst, und mit uns Allen besuchte er eifrig das vornehmste Wiener Collegium: er war Stammgast des Burgtheaters, dieser eigentlichen Hochschule des Wiener Geschmackes.

Bei so ausgesprochenen, von der wittelsbachischen Mutter ererbten literarischen Neigungen wurde er, vor dem, Fürsten doppelt gefährlichen, Fluch der Schöngeisterei durch einen angeborenen, vom kaiserlichen Vater überkommenen Natursinn bewahrt. Von Kind auf pirschte er in dem seines Erachtens „schönsten Wildpark Europa's, dem Thiergarten" im Wienerwald; als Alpenjäger erlegte er am Langbathsee schon 1876 die hundertste Gemse; und wohin immer Zufall oder Absicht ihn führten, in den dalmatinischen Gebirgen, auf dem Karst, in den Eichenwäldern Mitteleuropa's, auf dem Santidekaberge bei Corfu, in Nordspanien, wo Bären, Wildkatzen, Wölfe, Bartgeier noch ungestört in den Penas de Europa hausen — überall war die Jagdflinte seine Wegweiserin. Ein ausnehmend glücklich gewählter Lehrer stellte diese Waidmannslust in den Dienst streng wissenschaftlicher Arbeit. Der treffliche Hochstetter hat auf den Knaben entscheidenden, segensvollen Einfluß genommen; der schwäbische Naturforscher vermittelte ihm die Ergebnisse der neuen Studien auf dem Gebiete der Erd- und Völkerkunde, der Ur- und Entwicklungsgeschichte; er ebnete ihm die Bahn zu liebevoller Beobachtung des Thierlebens. Nichts begreiflicher, als daß der Kronprinz solcher Art ein begeisterter Leser Brehm's wurde, dessen persönliche Freundschaft er lebhaft suchte.

Ueber solchen Lieblings- wurden die Pflichtstudien nicht vernachlässigt. Der Thronerbe meisterte neben den Weltsprachen fast alle Idiome des vielzüngigen Oesterreich. Männer ersten Ranges, Allen voran Baron Reinländer, führten ihn in die Militärwissenschaft ein. Adolph Exner trug ihm Jura vor, der Musikhistoriker A. W. Ambros — der Reisemarschall seines ersten Ausfluges nach Nürnberg — Kunstgeschichte, Scherzer, Neumann-Spallart und Karl Menger Volkswirthschaft. Seine Empfänglichkeit lohnte ihren Eifer. Wie sie ihn mit leerem Schulwissen verschonten, so erfreute er sie durch regen Wissenstrieb. Er sah mit seinen eigenen Augen, er schrieb mit seiner eigenen Feder, er dachte in seiner eigenen Weise. Wie er seinen Waffenbrüdern durch einen freien Vortrag über die Schlacht von Spicheren eine erquickliche Talentprobe bot, widmete er seinen Jagdgenossen ein (ursprünglich nur in hundert Exemplaren von der Staatsdruckerei aufgelegtes) Buch: „Fünfzehn Tage auf der Donau". Der Zwanzigjährige schildert einen Ausflug, den er mit seinem Schwager Herzog Leopold in Bayern, Brehm, v. Homeyer (dem „berühmten Adlerkenner und Präsidenten der Berliner ornithologischen Gesellschaft") unternommen. In die Donauauen, zum Draueck, dem Sumpf Hulló, in die slavonischen Gebirge der Fruska Gora hatte die Expedition geführt, in Landstriche, welche die Orient-Expreßfahrer aus der Ferne aufdämmern sehen, wenn sie die Strecke nicht just verschlafen, in Gegenden, welche Oesterreichern und Fremden weniger bekannt sind, als der schwarze Welttheil. Unseren Prinzen aber zog es „unwiderstehlich zu den dunklen Wäldern mit ihren hundertjährigen Eichen, ihrer reichen Thierwelt, die des Menschen Alles ebnende Cultur in diese letzte Zufluchtsstätte gedrängt." Die Reviere an der Donau entsprachen vollkommen seinem Ideal: aufregende Abenteuer, neu und mühsam erforschte Wildnisse, Jagdfieber und trauliches, lehrreiches Gespräch brachten der erlesenen Gesellschaft kleine Leiden und große Freuden. Falken und Weihe, Tauben und Reiher, Adler und Geier der verschiedensten Spielarten wurden beobachtet, geschossen, gemessen. Die edelste Jagdbeute brachte der Kronprinz allerdings erst am Schreibtisch zu Stande: sein erstes Werk, das unversehens auch in einer Wiener Zeitung nachgedruckt wurde. Nach den ersten Proben zweifelte Niemand an der Persönlichkeit des Verfassers: selbst die verstocktesten Wiener Raisonneure behaupteten nicht mehr, daß ein Anderer dem Sohn des Kaisers die Feder geführt oder das Concept verbessert. Eine Thatsache, die schwerer wog als jeder schmeichlerische Lobspruch. Eine ganze, geschlossene, originelle Persönlichkeit hatte sich mit einem Male, liebenswerth und selbstsicher, offenbart: Kronprinz Rudolf wohl nicht, wie höfische Ueberschwänglichkeit urtheilte, als der erste Schriftsteller des Reiches, immerhin aber als Autor von nicht gemeiner Art bewährt.

In unserem mit Naturschönheiten so vielgesegneten Staate hat es niemals an beredten, begabten Naturschwärmern gefehlt: die Blätter des Kronprinzen, kunstlos doch wahrhaftig verfestigte Landschaften mit ihrer reichen Menschen- und Thier-Staffage, behaupten sich in Ehren neben den Leistungen begabter Fachmänner. Schalkhaft individualisirt er die „Gelehrten", Brehm und Homeyer, gewissenhafte Ornithologen, die ihre strenge Forscherpflicht längst über profane Jagdgelüste hinaushob; fein und bescheiden hält er die Charakterköpfe seiner hochadeligen Jagdwirthe, der Grafen Chotek und Zichy, auseinander. Munter ver-

gegenwärtigt er die magyarischen Kloster- und Sonntagsschützen, Zigeuner und Apatiner Schwaben, Kolotänzer und Bauerntreiber, unter diesen einen halben Waldmenschen, der „noch mit einem Fuße zwischen unseren Vettern, den Affen, stehen geblieben ist.“ Anziehender noch, als diese durch sachliche Richtigkeit und Sinnesschärfe ausgezeichneten Darstellungen, erscheint das unbewußt, wie in einem Naturselbstdruck, veranschaulichte Charakterbild des Autors. Mit jugendlicher Unbefangenheit gibt er seine Ansichten und Trutzwahrheiten, Eigenheiten und Liebhabereien zum Besten. Kleines und Großes bemerkt er, verbucht er. Das lustige Treiben auf dem Schiffe bietet ihm Anlaß, sich als Fanatiker des Seelebens zu bekennen; das Costüm des Gebirgsjägers ist ihm die angenehmste Kleidung, die auf der Welt existirt; die wunderliche Tracht der Schokazinnen veranlaßt ihn zu dem gewiß nicht neuen, doch aus diesem Munde kaum erwarteten Ausspruch: daß alle Institutionen des socialen Lebens nur von Menschen aufgestellte Begriffe seien. Wiederholt kommt seine Liebe für das Volksthümliche zu Wort. Ein Zug der Weltflucht ist dabei nicht zu verkennen. Als „bescheiden umherstreichender Naturfreund“ fühlt er sich durch die Größe der Linien in der scheinbar einförmigen Contur der ungarischen Ebene, durch den Reiz fremdartiger Uncultur angenehm berührt, wie er späterhin sehnsüchtig aus dem „Einerlei der Culturfarbe, dem stimmungslosen, ewigen Grau des Westens zurückstrebt nach jener Urgegend, wo man das einzig Großartige bewundern kann: die Natur mit ihren ewig schönen Erscheinungen, mit der Farbenpracht, die ihr der Orient leiht.“

So bestimmt, unabhängig, höchstpersönlich sich der Zwanzigjährige in seinen Aeußerungen gibt, so eigenthümlich, frei von jeder Anempfindung oder Anlehnung ist seine Schreibart. Nirgends beruft er sich auf Schlagsätze oder Autoritäten: nirgends setzt er auf dem Nibelungenstrome mit lyrischen oder Geschichtssymphonien ein: überall erhalten wir das Tagebuch eines Jägers, dessen Auge dem Gegenständlichen, dessen Sinn dem Ewigen zugewandt ist.

Ein Jüngling, der so eigenrichtig Jagd- und Landschaftsbilder entwirft, brauchte seinen Freunden in Begleitbriefen zu seinem Erstlingswerke kaum zu sagen: „Möge es Ihnen dieselbe Freude beim Lesen machen, wie mir beim Schreiben:“ er ist ein geborener Autor, der sich aussprechen muß. Wie Sainte-Beuve von Friedrich dem Großen bemerken durfte: „il y avait en lui un homme de lettres préexis tant à tout, même au roi,“ möchten wir vom Kronprinzen Rudolf behaupten: daß er Berufsschriftsteller geworden wäre, wenn ihn das Geschick nicht zu ganz anderen Aufgaben bestimmt hätte. Als österreichischer Thronerbe trieb er neben seinen Jagd- und ornithologischen Liebhabereien, als den edelsten den literarischen Sport. Besser geschult und vorgebildet als sein gleichfalls literarisch angehauchter Oheim, Kaiser Max von Mexiko, hielt er sich streng im Kreise seines Faches, hütete er sich sorgsam vor Dilettantismus. Er war Jagdschriftsteller wie selten Einer, so daß von allen Kränzen, die seinen Katafalk schmückten, keiner voller verdient war, als der eine, welchen die Wiener Männer von der Feder „dem Schriftsteller Kronprinzen Rudolf“ widmeten und der andere, welchen ihm seine Leibjäger aus Fichtenzweigen, Tannenzapfen und Reisig zusammenfügten.

Den jungfräulichen Reiz dieser ersten Donauschilderungen haben die späteren Reisebilder des Kronprinzen nicht mehr. Seine siebenbürgischen Bärenjagden, seine Pürschgänge in der Sierra Nevada, seine Mittheilungen von der Nilreise

sind für den Fachmann gewiß ergiebig; dem Laien bieten sie seltener Anlaß, von gescheidten auffallenden Bemerkungen frappirt zu werden. So spricht er, wie in der Donaureise von „sauer tönenden Dudelsäcken", von „Jagdreisen der Geier" und „Geiercolonien"; so nennt er die Pyramiden einmal ein „künstliches Hochgebirge", dann wieder einen Touristenstall, wie den Rigi, und die gezahlten Beduinen mit ihren läppischen Künsten vergleicht er den hölzernen Gemsen der Schweiz; Damiette erscheint ihm wie ein arabisches Antwerpen, Palästina wie die Schweiz ins Religiöse übersetzt. Ein andermal sagt er, ein Habsburger: „Neophron enopterus ist der Vogel des Islams, seine Lebensweise schmiegt sich an die der Mohammedaner: wo der Halbmond noch herrscht, ist auch er zu Hause und dort, wo einstens die Orientalen hausten und jetzt nur mehr ihre Untugenden, aber keine von ihren vielen Tugenden, wie in Spanien, fortbestehen, dort ist auch unser Schmutzgeier in seinem wahren Elemente."

So mannigfaltige, für das Charakterbild des Kronprinzen unerläßliche Züge diese „Jagden und Beobachtungen" aber auch aufweisen, die dauernde Bedeutung seines Erstlingswerkes gebührt ihnen schwerlich. Auch seine „Orientreise" leidet unter der Erinnerung an übermächtige Vorgänger. Wie viele Meisterleistungen hat nicht einzig und allein unser Jahrhundert auf diesem Gebiete hervorgebracht: Fallmerayer's sprachgewaltige, geistdurchtränkte Fragmente, die historischen stilisirten Landschaften von Gregorovius, die religiös-empfindsamen Veduten Renan's, Gautier's coloristische Bravourstücke, Fromentin's Malerstudien, Vogüé's visionäre Beseelung der heiligen Stätten des gelobten Landes. Es lag dem Kronprinzen fern, mit so unerreichbaren Vormännern zu wetteifern. Unbefangen und aufrichtig gibt er wieder nur sich und seine Eindrücke: die alte, hier auf Hyänen, Schakale, Pelikane gerichtete Jägerlust, dann und wann auch — Caesar supra grammaticam, sed veritas supra Caesarem — die alte selbstherrliche Syntax: immer und überall aber erscheint der freidenkende, hochgemuthe, wahrhaft fürstliche Mann auch in der „Heimath der Weisen, der Sagen und Märchen, unserer Sprachen und unseres Glaubens".

In Leben und Literatur wurzelte er eben in der Muttererde. Das wußte seine Heimath, das dankte sie ihm: am innigsten Neu-Wien, mit dem er gewachsen war, als dessen lebendige Verkörperung er den idealistisch wie den realistisch gesinnten Landsleuten, zumal den Altersgenossen, galt. Das hörte er aus dem Jubelruf der Menge, da am Tag des Makart'schen Huldigungs-Festzuges zu Ehren der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares von dem Prunkwagen der Buchdrucker-Gilde Guttenberg mit seinen Leuten die druckfeuchten Blätter seiner „Fünfzehn Tage auf der Donau" hinabflattern ließ; aus den Brüsseler Ständchen des Männergesangvereins; aus dem stürmischen Zujauchzen des Burgtheater-Publicums, als Dingelstedt nach der Verlobung des Kronprinzen mit der belgischen Königstochter Freytag's ‚Brautfahrt' als Gelegenheitsstück auffrischte. Und dies Vertrauen rechtfertigte er, wenn er bei außerordentlichem Anlaß als geborener und gekorener Sprecher unseres jungen, arbeitsamen, echter Bildung zugewandten Neu-Wien vor die Massen trat. Kein Rhetor im Purpur, nur ein die Zeit begreifender, die Zukunft ahnender Geist konnte bei der Eröffnung der elektrischen Ausstellung das blendende Wort vom Meer von Licht, den Segenswunsch neuen, nicht allein technischen Fortschrittes finden; nur ein originaler

Denker beim hygienischen Congreß den tiefer gründenden, im Munde eines Kriegsherrn doppelt humanen Satz aufstellen: „Das kostbarste Capital der Einzelnen und der Gesammtheit ist der Mensch."

Kein Wunder, daß diesem von edlem Thatendrang erfüllten, ideenreichen Mann seine allzeit mit kaiserlicher Pünktlichkeit erfüllten Repräsentations- und Soldatenpflichten nicht genügten. Es trieb ihn, seine Liebhabereien dem Vaterlande dienstbar zu machen. Wie seine Jagdgründe wollte er nun auch die Reviere seines zukünftigen Reiches durchwandern und beschreiben. Und da ein solches Vorhaben die Kräfte eines Einzelnen überstieg, wollte er „in gemeinsamer Arbeit die literarischen und künstlerischen Größen aller Stämme um sich scharen, dem In- und Auslande zeigen, welche reiche Summe an geistiger Kraft wir in allen Ländern und Völkern besitzen, dem Selbst- und Machtgefühl der allgemeinen Vaterlandsliebe dienen". Aeußerlich beeinflußt von dem großen Unternehmen der „Bavaria", dem Ehrenmal des Bayernkönigs Maximilian II. und seines Werkmeisters W. H. Riehl, sollte „Die österreich-ungarische Monarchie in Wort und Bild" als ein „Denkmal geistiger Schöpfungskraft der Gegenwart, als ein Monument für alle Zukunft" aufgerichtet werden.

Der Kronprinz war nicht allein der Urheber: er blieb der oberste Leiter, der emsigste Hauptmitarbeiter an dem Riesenwerke. In einer Einleitung voll ungestümer Jugendkraft und fortreißender Beredsamkeit schildert er Schönheit, Reichthum, Vielgestaltigkeit aller Lande und Stämme, über welche er berufen schien, dereinst zu herrschen: begeistert und begeisternd verherrlicht er sein Vaterland in einer Apostrophe, die zu seinen dauernden, menschlichen und literarischen Ruhmestiteln gehört und ihr Gegenstück nur in dem Preislied findet, das Grillparzer Ottokar von Horneck in den Mund legt:

Schaut rings umher, wohin der Blick sich wendet,
Lacht's wie dem Bräutigam die Braut entgegen.
Mit hellem Wiesengrün und Saatengold,

Ein voller Blumenstrauß so weit es reicht,
Vom Silberband der Donau rings umwunden,
Hebt sich's empor zu Hügeln voller Wein.

O gutes Land! o Vaterland! Inmitten
Dem Kind Italien und dem Manne Deutschland
Liegst du, der wangenrothe Jüngling, da . . .

Und nicht allein im Großen, auch in mühseligen Einzelnheiten bewährte Kronprinz Rudolf Geduld und Ausdauer. Als der ursprünglich bestellte Schilderer des Wiener Waldes seine Aufgabe nicht programmgemäß löst, tritt der Kronprinz schlagfertig für ihn ein und bringt das Kunststück zuwege, „Orte, die jedes Wiener Kind als sein ererbtes oder angeborenes Eigenthum mit Recht betrachtet," anmuthig neu zu vergegenwärtigen. In dem „grünen Meer" des Wienerwaldes kennt er jede Felsen- und Wieseninsel. Vom Kahlenberg führt er uns zum Schöpfl; er benennt jede Vogelart; er würdigt jeden Weiler — auch „das reizend gelegene Meyerling (Murlingen) mit der großen Kirche und dem schloßartigen Besitzthum". Sein Bestes aber gibt er in der Schilderung der niederösterreichischen Donauauen, ein Musterstück lyrischer Stimmung, feinfühliger Naturbeobachtung und deutscher Prosa. Nur Raumrücksichten hindern uns, diese Künstlerarbeit wörtlich einzu-

schalten: wer den Kronprinzen und seine Art der Naturbetrachtung geliebt, kann ihm kein würdigeres Requiem bereiten, als durch eindringendes Studium dieser Skizze. Fauna und Flora, Tages- und Jahreszeiten, Menschenschlag und Landschaftsbild — Alles erscheint vor uns, wie beseelt, überhaucht von einem Geist, der tiefer als Andere ins Innere der Natur geschaut.

Man durfte hoffen, daß dieses seltene Naturerkennen, der scharfe Jägerblick des Privatmannes dereinst auch dem Herrscher eigen sein werde. Und da man so gern glaubt, was man wünscht, wußte man es den Heerführern Dank, die von des Kronprinzen Rudolf strategischer Begabung eine hohe Meinung hegten. Man freute sich seines menschlich schönen Verkehres mit den Besten des Geburts- und Geistesadels. Man wußte, daß kein Freibrief höher bei ihm galt, als der des Charakters, des Talentes. Man rechnete es ihm hoch an, daß er, wie Wenige, die Kunst besaß, ein Freund zu sein; daß er einen offenen Blick hatte für die Noth des Volkes, ein warmes Empfinden für das Wohl der Arbeiter. Man liebte in ihm den seltenen, ganzen Menschen mehr noch als den Fürsten.

Nicht nur Hof- und Landestrauer, Herzenstrauer ist darum allerorten in Oesterreich: „des Staates Blum' und Hoffnung ganz, ganz hin." In unserem vielstämmigen, vielsinnigen Reich ist die Dynastie das „starke Band, das diese Garbe bindet", die Person des Herrschers im Widerstreit der Parteien und Völker vielleicht noch bedeutsamer, noch einflußreicher, als in den Tagen des Absolutismus. Darum priesen sich die Staatsmänner aller Richtungen glücklich, daß neben einem Kaiser von unübertroffenem Pflichtgefühl ein Thronerbe stand, dem zu reichen äußeren Naturgaben Geist und Fleiß, zu dem vollen Bewußtsein seiner hohen geschichtlichen Sendung auch der Feensegen verliehen ward, Landsleute und Fremde, die Seinigen und die Massen anzuziehen, zu gewinnen und in dauernder Liebe festzuhalten. Er besaß den echten Ring des Nathan, der vor Gott und Menschen angenehm macht. Nicht bloß willfährige Byzantiner grüßen in ihm den Heilsboten kommender goldener Zeiten: ernste unabhängige Politiker dachten groß von seiner Zukunft.

Und nun schließt dieser Lebenslauf, der schimmernd und strahlend anhob, wie ein lichter Maitag, gleich einer räthselhaften Geschichte von Edgar Poe; nun gemahnt der Ausgang dieses Lieblings der Götter und Menschen an das Ende von Heinrich von Kleist; nun erinnert uns das Gutachten der Aerzte in seiner erbarmungslosen Trockenheit wieder einmal an „die gebrechliche Einrichtung der Welt", an Goethe's Schicksalswort: „Ein von der Natur schön intentionirter Körper, den unheilbare Krankheit ergriffen hat." Die Todtenklage von Lady Percy wird an seinem Sarge wieder lebendig. Hamlet-Lorenzaccio steigt als Halbbruder des Geschiedenen auf, und unablässig ersinnt die Phantasie des Volkes neue Märchen über seinen Heimgang, dessengleichen die Historie nicht kennt. Nicht zu bannen sind diese Gestalten der Mythenbildung, die Unsterblichen der poetischen Welt von seinem frühen Grabe. Wollte Kronprinz Rudolf auch in den Jahrbüchern der Geschichte nicht fortleben, in Dichtung und Sage wird sein Andenken niemals erlöschen.

Wien, 5. Februar, am Begräbnißtage des Kronprinzen.

Anton Bettelheim.

Realismus oder Pessimismus?

Laienbetrachtungen im Münchener Glaspalaste.

„Es fiel ein Stern vom Himmel, der hieß Wermuth, und der dritte Theil der Wasser ward Wermuth, und viele Menschen starben darob, daß die Wasser so bitter geworden." Nach diesen Worten des Sehers lehren unsere Apokalyptiker, es gehöre zu den Zeichen der letzten Zeit, daß eine düstere, lebenssatte Stimmung unter den Menschen überhand nehme, daß eine große Bitterkeit der Gemüther keine rechte Freude am Leben mehr aufkommen lasse, „so daß," wie die Apokalypse weissagt, „die Menschen den Tod suchen und nicht finden und doch nicht aufhören, ihren Schöpfer zu lästern." Wenn man das unheimliche Anwachsen der pessimistischen Lebensstimmung beobachtet, die immer neue Schichten der Gesellschaft ergreift und immer neue Gebiete der menschlichen Geistesthätigkeit sich dienstbar macht, kann man freilich meinen, das Ende sei nahe, denn diese Stimmung ist in der That die einer alternden Welt, nicht die einer zukunftsvoll aufstrebenden jungen Epoche.

Schopenhauer's Pessimismus war lange unbeachtet vorübergegangen. Dann erlebten wir es, daß gerade, nachdem die Sonne des neuen Reiches glänzend aufgegangen war, auf dem Gebiete der Philosophie der Pessimismus Schule machte. Hatte der Idealismus die Sichtbarkeit als Offenbarung einer höchsten Vernunft begriffen und das Leben als bestimmt zur Verwirklichung eines höchsten sittlichen Gutes, so wollte jetzt eine realistische Schule aus der Beobachtung der schlechten Wirklichkeit zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß das Leben nur eine Summe von Uebeln sei. Der Leibniz'sche Satz, daß diese Welt die beste aller möglichen Welten sei, wurde dahin parodirt, diese Welt sei im Gegentheil die schlechteste von allen, die gedacht werden können, denn sie würde unmöglich sein und sich in sich selbst zerstören, wenn sie noch um ein Kleines schlechter wäre. Bald entstand ein wahrhafter Wetteifer, wer Gottes Welt am schlechtesten machen und die bittersten Satiren auf unseren Herrgott schreiben könne, und es genügte dieser gründlichen Weltweisheit nicht, uns vorzurechnen, daß im Menschenleben die Summe der Unlust die der Lust weit überwiege, sondern wir sahen diese Forscher sich sogar in die Leiden der Hirschkühe vertiefen, bei denen die Unlustgefühle viel größer sein müßten, als die des Behagens, da eine unverhältnißmäßig geringe Zahl von Hirschen den Kampf des Stärkeren gegen den Schwachen überdauern. Anfangs tröstete man sich, dieser Pessimismus gehöre eben zu den ungesunden Erscheinungen localer Hypercultur; eine solche Philosophie mache der Großstädter, wenn er beginne, nervös zu werden und fühle, daß er sich zu viel zugemuthet habe. Manche ließen sich auch der Abwechslung halber diese Betrachtungsweise als Ergänzung des früheren Optimismus gefallen. In der That ist ja das Leben unvollkommen, und nur die Gimpel sind immer zufrieden. Bald aber fing der pessimistische Sauerteig an, auch andere Gebiete zu durchsäuern. Aus der pessimistischen Popular-

philosophie, die im Grunde selbst eine Unterhaltungsliteratur war und mehr mit Phantasie und Witz als mit dem philosophischen Vermögen arbeitete, ging die neue Richtung auf das Gebiet der schönen Literatur über. Auch hier nannte sie sich Realismus, während sie doch Pessimismus war. Wir erlebten hier die realistischen Romane und Schauspiele, die nur die schlechte Wirklichkeit schilderten und allem Heiteren, Erhebenden und Schönen sorgfältig aus dem Wege gingen. Um des Dichters Zelle lagerten wie vordem die großen Gestalten der Vorzeit, an denen das junge Geschlecht so gern sich erbaut und aufrichtet; die Jugend klopfte bei ihm an mit ihren reinen und heiligen Gefühlen und wollte, daß er ihren seligen Empfindungen Ausdruck gebe; die Natur schaute dem Poeten ins Fenster leuchtend und herrlich wie am ersten Schöpfungstage, er aber sagte grämlich: „Weg mit euch; mit euch kann ich nichts anfangen. Ihr seid alle verbraucht und paßt nicht in meine Stimmung. Meine Helden und Heldinnen suche ich mir in den Kellerwohnungen, an den Straßenecken, in den Spelunken, und meine Geschichte endet nicht auf dem Felde der Ehre, nicht am Altar in der Kirche, sondern am liebsten im Spital. Wir schildern jetzt nur noch das wirkliche Leben, und wirklich ist nur die Sinnlichkeit, der Schmutz, die Selbstsucht — alles Andere ist Redensart, Einbildung, Heuchelei." Auch dieser Realismus war Pessimismus.

Immerhin war auch der pessimistisch gesinnte Dichter im Stande, durch Wahrheit seiner Schilderung, durch Erregung von Furcht und Mitleid unsere Seele in der Tiefe zu bewegen und konnte es unserer eigenen Phantasie überlassen, das Entsetzliche uns dennoch innerlich zu verklären, uns die Gestalten idealer und schöner zu denken, als er sie schilderte. Bei Weitem verletzender aber mußte es wirken, wenn sich diese pessimistische Freude an den Nachtseiten der Natur und des Lebens auch der bildenden Künste bemächtigte, und insbesondere die Malerei uns alle geheimen Greuel des Daseins vors Auge stellte; denn vor dem, was wir mit Augen sehen, gibt es keinen Schutz und keine Rettung. In dem Zusammenhang mit dem Realismus auf anderen Kunstgebieten, in dem die realistische Malerei heute auftritt, kann es kein Zweifel sein, daß wir es hier viel weniger mit einem Stadium unserer Kunstentwicklung als mit einem Phänomen unseres allgemeinen Culturlebens zu thun haben. Während sonst die Kunst der Jungbrunnen war, an dem so manche müde Seele wieder Lust und Freude zum Leben schöpfte, ist nach des Sehers Wort auch dieser Brunnen mancher Orten bitter geworden. Der greisenhafte, pessimistische Zug unserer großstädtischen Philosophie und Literatur taucht auch bei den bildenden Künstlern auf, und eine Schar moderner „Realisten" wählt ihre Stoffe, als ob es Aufgabe des Kunstwerks wäre, dem Beschauer jenes Gefühl des Unbehagens, das den Culturmenschen quält, recht stechend zum Bewußtsein zu bringen, statt ihn über die Uebel des Lebens und allen Erdenjammer hinwegzutäuschen. Schon auf der Jubiläumsausstellung zu Berlin fiel die Menge von socialistischen Bildern auf, die die Noth des Daseins, die Leiden der Armuth, den Jammer des Krankenhauses zum Ausdruck brachten. Noch offener aber hat die neue Schule sich auf der Münchener internationalen Kunstausstellung von 1888 ausgesprochen, wo ein scharf sich absondernder Kreis von Künstlern den Verzicht auf allen verklärenden Schein, auf die ideale Farbe, die ideale Beleuchtung noch überbot durch den Verzicht auf Idealität in der Wahl der Stoffe. Mit provocirender Rücksichtslosigkeit tritt diese Schule auf, die nichts will als Natur und nur Natur und sich mit Nachdruck als die realistische Zukunftsmalerei proclamirt, die den „Dusel" des Ideals hinter sich hat. Unglaube an das Ideal ist aber Pessimismus. Eine entschlossene junge Schar stürmt voll Selbstvertrauen und mit klarer Parole in die Arena, und dieselben Leute, die früher die Makart'sche Farbenpracht gepriesen und den grauen Feuerbach mißhandelt haben, schwärmen heute für die wirkliche Farbe der Natur und den nackten Realismus der Studie. Jetzt ist das Graue plötzlich Mode geworden, und die Farbe wird ausgepfiffen. Zum Glück ist der Realismus stärker in der Presse als im Atelier. Aber man müßte selbst Pessimist sein, um zu verkennen, daß die guten alten Traditionen noch weitaus mächtiger sind als die modernen

Experimente, und daß die jungen Realisten zur Zeit noch eine kleine Herde sind, die sich allerdings nicht fürchtet; im Gegentheil, es gehörte Muth dazu, so manches Bild auszustellen, das wir gesehen haben. Die Besucher der Münchener internationalen Ausstellung wissen, welche Fülle des geistig Gesunden und technisch Vortrefflichen sich ihnen bot. Es ist hier nicht der Ort, es aufzuzählen; aber verschweigen dürfen wir die erfreuliche Thatsache nicht, daß noch immer die Realisten überwiegen, die die schöne Wirklichkeit suchen und nicht die schlechte. Wie viel Freude, Schönheit und Leben spricht doch aus der großen Mehrzahl der Frauenbilder, die ausgestellt waren. Knaus ist auch Realist, aber welch bezaubernde Wirklichkeit ist das Mädchenporträt, mit dem er leider allein vertreten war. Herkomer hatte der Dame in Weiß, deren Staffirung an Realismus nichts zu wünschen läßt und die dennoch wie eine Sphinx uns zwingt, an ihren Zügen zu räthseln, eine vornehme Frauengestalt in Schwarz gegenüber gestellt, die den Stempel ihres Wesens auf der offenen Stirne trägt. Noch realistischer waren die beiden männlichen Porträts, die derselbe Meister uns schenkte. — Auch Lenbach gibt die Realität, ohne das Unschöne zu verschweigen; aber überall hat er seine Köpfe auf ihre großen Verhältnisse gebracht, das Charakteristische herausgehoben, und wir verkehren geistig mit diesen Leuten, indem wir uns in ihre Züge versenken. Die Landschaftsbilder z. B. der spanischen Abtheilung gingen auch nicht von der Stimmung aus, sondern sind treue Bilder der Natur, und doch welche Fülle geistiger Anregung, geschichtlicher Erinnerungen, des Heimwehs nach dem Süden strömt uns aus diesen Bildern zu!

Neben diesem edlen Realismus aber macht sich bei einer jüngeren Schule mit einer Absichtlichkeit, die an sich schon unkünstlerisch ist, immer mehr eine Richtung auf die schlechte Wirklichkeit geltend, die die Natur malen will, wie sie ist und darauf verzichtet, irgend etwas hinzuzuthun. Was wir früher „Studien" nannten, die getreue Wiedergabe eines zufälligen Naturabschnitts, ist jetzt das Bild selbst. Aber Studien sind immer nur Material zu einem Bilde und gehören nicht auf die Ausstellung. Will der Maler nur geben, was die Natur bietet, dann ist jede Composition unnöthig und die stilisirte Landschaft verpönt. Die Losung: „Natur und nichts als Natur," schafft keine Bilder mehr, sondern farbige Photographien.

Ueber Alma Tadema's frühere realistische Nachbildungen des Marmors, der struppigen Köpfe der Südländerinnen, des Sonnenglasts, der auf dem Strande Neapels liegt, konnte man sich freuen. Beschien auch nicht die Sonne Homer's diese Männer und Frauen in griechischer Tracht, so gaben sie doch mit wunderbarer Treue die Gestalten wieder, die uns in den Straßen Neapels begegnen und mit denen wir unwillkürlich die Straßen von Pompeji bevölkern. Wenn er nun aber in seinem Bilde „mein Arzt" in souveräner Verachtung jeder Composition ein beliebiges Viereck aus der Wirklichkeit ausschneidet, so daß dem Arzte der Rücken fehlt, und wir vom Kranken nur die Hand sehen, während das Gesicht außerhalb des Rahmens fällt, so können wir doch nur bedauern, daß ein bedeutender Meister den Jüngeren ein solches Beispiel gibt. Wenn der Kopf eines zum Bilde gehörigen Kranken entbehrlich ist, was ist dann unentbehrlich? Sind die Modernsten doch schon ganz auf dem Wege, auf jeden geistigen Inhalt bei ihren Schöpfungen zu verzichten. Je häßlicher der Gegenstand ist, um so größer der Triumph der Kunst. Wir malen umgepflügte Aecker mit naturtreuer Wiedergabe ihrer landwirthschaftlichen Erforderniße; wir malen Landstraßen im blendenden Staube oder bei trübem Regen! Aber ist das nicht auch schon Pessimismus, die Dinge so abschreckend zu malen, wie sie bei schlechtem Wetter aussehen? Da malt Einer unter dem Titel „Landweg" kahle Weidenstümpfe und einen Sumpf, der die Winternebel spiegelt. Auch eine schöne Allee sehen wir, aber nicht im Mai, in welchem dem Künstler die Bäume offenbar zu grün sind, sondern im November, wo sich die reizende Perspective einer unendlich langen Besenreihe vor uns aufthut. Die Pfützen dazwischen sind so wundervoll gemalt, daß uns die Neigung anwandelt, hineinzupatschen, und Stimmung hat dieses Novemberbild auch; man kommt in die Stimmung, sich aufzuhängen. Was hat Euch denn die Natur gethan,

möchte man fragen, daß ihr sie gerade in ihrem schmutzigsten Hauskleide vor das Publicum zerrt? Wenn schon die Landschaft von diesem pessimistischen Zuge angekränkelt ist, der sich darin behagt, uns vorzuführen, wieun erfreulich die Welt aussehen kann, wie sie im Grunde nur eine Quelle von Hartmann'schen Unlustgefühlen, von Erkältungen, von Melancholie ist, so läßt sich denken, welche Stoffe sich die junge Schule auf dem Gebiete des Menschenlebens aussucht.

Beginnen wir mit dem Genre. Die alten Bauernbilder waren idealistisch. Aus der Freude am Landleben waren sie geboren. Der Begeisterung für einfache Verhältnisse entsprang das Interesse, das der Städter an dem Bauern nahm. Defregger's Bauern sind gerade darum so erquicklich, weil sie vollkommen überzeugend das Glück dieser frohen Bursche und lustigen Dirnen schildern. Die junge Schule malt den Bauern, weil er hart arbeiten muß und ein geplagtes Lastthier ist. Wir sehen, wie er sich quält, schwitzt und die gemeinsten Hantirungen vornimmt. Jedem Besucher der Ausstellung wird in dieser Hinsicht der pflügende Bauer wieder einfallen, der uns mit einer gewissen Brutalität sein Saatkorn ins Gesicht schleudert, als ob der Künstler sich in bewußten Gegensatz stellen wollte gegen den Säemann des Evangeliums und sagen: „Ihr betrachtetet bisher das Geschäft des Säens sentimental als eine symbolische Handlung, die der Bauer mit frommen Gebeten und frohen Hoffnungen feierlich verrichtete; ich aber male euch die Sache, wie sie ist, roh umgebrochene Schollen, schwitzende Gäule und einen groben Kerl, der vor Schmutz starrt." Wenn das die Landleute sind, so kann man sich denken, wie die Bettler aussehen. Lumpensammler, die im Unrath wühlen, malen wir in Lebensgröße und sterbende Dirnen so, daß wir alle Stadien ihrer ekeln Krankheiten an dem verkommenen Körper ablesen können.

Murillo hat auch Bettler gemalt; aber das Bettlerglück und seine Bettelkinder in der alten Pinakothek sind vielleicht die schönsten Denkmäler eines beneidenswerthen Optimismus, die es gibt. Das Glück der Großmutter, das Spiel mit dem Hündchen, das Vergnügen bei Stillung des Hungers, das sind Murillo's Bettlerbilder. Dafür malen wir jetzt das „Ende der Nana" im Spital, den ewigen Juden zwischen Choleraleichen, die frierende Arbeiterin am ärmlichen Bette ihrer sterbenden Schwester. Auch den vornehmen Stoffen gegenüber, die freilich meist anderen Ursprungs sind und mit dem deutschen Realismus nichts zu thun haben, ist man oft genöthigt, an die vordem selbstverständliche Wahrheit zu erinnern, daß das Abscheuliche kein Gegenstand der Kunst sei. Wenn eine Montenegrinerin auf den abgeschnittenen Kopf ihres Geliebten stößt, der sie mit glotzenden todten Augen anstiert, wenn Eunuchen eine Verurtheilte stranguliren, so sind solche Scenen schon physisch widerwärtig. Aber auch moralischer Ekel zählte früher nicht unter die ästhetischen Gefühle. Etliche Franzosen und Italiener ließen es sich aber etwas kosten, Gegenstände aufzutreiben, die denselben erwecken. Die von einem Ungeheuer von Sklavenhändler beleidigte jungfräuliche Scham einer ausgestellten Sklavin, von Bezin, Mörder, die im Begriffe stehen, einen Unschuldigen niederzumachen, sind moralisch so abstoßend, daß uns keine Kunst des Vortrags mit dem widerlichen Inhalt auszusöhnen vermag; aber was wäre geeigneter, das Gefühl des Unbehagens zu erwecken, welches das moderne Kunstwerk stets hinterlassen muß!

Die Frage der Pleinairmalerei hat mit unserem Thema nichts zu schaffen. Warum sollte man nicht auch volles Licht malen? Es kommt eben darauf an, ob der Stoff das volle Licht verträgt. Alles ans Licht zerren, ist auch ein pessimistisches Vergnügen. Unschöne Räume sind nur im Halbdunkel malerisch, wie die alten Niederländer sie malten, und manche Vorgänge wirken empörend, wenn man sie in das volle Tageslicht stellt. Insofern hängt die Vortragsweise der jungen Schule auch mit ihrem Pessimismus zusammen. Es paßt diesen Realisten, das mystische Halbdunkel zu verscheuchen, das die Phantasie reizt und eine Stimmung hervorruft, die über den Natureindruck hinausreicht. Jenes heilsame Zwielicht, mit dem die Götter gnädig das Grauen bedecken, lichten sie unbedenklich. Das Elend soll im vollen Lichte gezeigt werden. Darum erfreuen sich auf diesen Bildern arme müde Nähterinnen, elende

Sklaven der Industrie, verkümmerte Frauenbilder großer heller Atelierfenster, die zu der Voraussetzung ihres Elends wenig stimmen. Aber es schwindet dabei freilich jeder Trost der Illusion. Für den pessimistischen Zweck ist das volle Licht sehr günstig. Wir sehen das Unglück, wie es ist. Ostade, Teniers, Rembrandt haben uns auch Proletarier gemalt; aber sie wußten, warum sie dieselben ins Halbdunkel setzten. Soll die Armuth ästhetisch wirken, so verträgt sie nicht die Beleuchtung des Tages. Auch hier war der Realismus vom Pessimismus, nicht von der Aesthetik berathen.

Man sollte nun denken, daß ein Realismus, der der idealen Farbe, der idealen Beleuchtung, den idealen Stoffen sorgfältig aus dem Wege geht, auf die religiöse Malerei schon aus Princip verzichten müsse. An die Stelle des Idealen soll ja die harte und trübe Realität der wirklichen Welt gesetzt werden; dennoch kann die neue Schule von den einmal herkömmlichen Stoffen nicht absehen. Aber wie sollen wir uns religiöse Bilder ohne Ideale denken? Der Versuch, das Ideale auch hier auszutreiben, ist so wunderlich, daß er nur mit einem Fiasko enden konnte.

Die alten Meister malten Maria Magdalena am Tage nach ihrer Bekehrung, da der Glanz der Schönheit noch nicht von ihr abgefallen war; die modernen Realisten zeigen sie uns am Tage ihres Sterbens, so daß wir ihre spitzen schaufelartigen Hüftknochen und dürren Rippen sehen, das heißt sie malen ein verkommenes Modell. Auch Uhde, der mit seinen ersten religiösen Bildern verdienten Beifall fand, können wir von diesem Urtheil nicht ausnehmen. Führte er uns früher den Heiland vor, der bei dem Tischgebet eines Arbeiterkindes: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast," wirklich bei den armen Leuten eintritt, so malt er uns jetzt Weihnachten, Bergpredigt und Abendmahl, als ob sie gestern in Moabit oder Rummelsburg sich zugetragen hätten. Aber eine Niederkunft im Stall ist nicht Weihnachten, und das gekrümmte Würmchen, dem der Vater den Rücken kehrt, ist kein Christkind. An dem Abendmahlstisch sehen wir eine Gesellschaft von halb stupiden, halb confiscirten Gesichtern, und Niemand würde sein Portemonnaie gern auf diesem Abendmahlstische liegen lassen. Sowohl bei der Bergpredigt wie bei dem Abendmahl hat der Heiland Profilstellung. Das ist ganz charakteristisch. Im Antlitz des Messias wenigstens hätte der Idealismus zum Ausdruck kommen müssen; aber die Begeisterung von Angesicht zu malen, ist eben nicht die Sache der jungen Schule. Hier also, wo das Ideale gar nicht zu entbehren ist, entzieht sich der Künstler seinem Stoffe, indem er, was Mittelpunkt sein sollte, zur Seitenansicht macht, uns nur halb zeigt oder in den Schatten schiebt. Es erinnert das an jenes bekannte „Golgatha" eines niederländischen Malers, das die beiden Schächer im Vordergrunde naturgetreu vorführt, während der Heiland bereits abgenommen ist und in der Ferne von Joseph und Nikodemus davongetragen wird. Der Mann hatte eben auch keine Lust, den idealen Heiland zu malen, aber wir danken es ihm, daß er ihn dann wenigstens nicht zum Schächer machte.

Nicht wenige Besucher der Ausstellung haben diesen Zug auf die Nachtseiten, diese verstimmte Abkehr vom Idealen, die den modernen Realismus beherrscht, mit Befremden wahrgenommen. Ein gesunder Zug ist das nicht. So war man im fünfzehnten Jahrhundert zuweilen gestimmt, als man die Opfer der Pest, den Triumph der Verwesung, Todtentänze und die Qualen der Hölle malte. Aber jene Generationen hatten Unsägliches erduldet, wir haben nur Erfolge gehabt. Eben durch diesen Widerspruch mit unserer hellen Gegenwart regen diese Kunstwerke Betrachtungen an, die außerhalb ihres ästhetischen Zweckes liegen. Daß das Leben ein Jammerthal und alles Fleisch wie Heu, kann unter Umständen ein sehr nützlicher Predigttext sein; aber unsere Maler sind nicht berufen, ihn uns auszulegen. Sie sollen uns die schöne Wirklichkeit zeigen und nicht die schlechte; denn vor der Hand ist die herrschende Meinung immer noch die, daß das Schöne der Gegenstand der Kunst sei.

A. Hausrath.

Frau von Staël und ihre neueste Biographie.

Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Von Lady Blennerhassett, geb. Gräfin Leyden. Mit einem Porträt der Frau von Staël und Namenregister. 3 Bände. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887—1889.

Es ist ein wunderbares Stück Erde, der Genfer See mit den Bergen Savoyens, die ihn umgeben. Eine paradiesische Idylle, weit abgelegen von den Centren des politischen Lebens: und wie viel bedeutet doch dies Stückchen Land für die geistige Entwicklung jenes mächtigen Nachbars, dessen Sprache Savoyen und die französische Schweiz reden! Ein Sohn jener savoyischen Berge — und sicher keiner der schlechtesten — der Bischof Dupanloup, pflegte dies Thema mit Vorliebe zu berühren. Bei einem Diner in der Villa Grazioli, wo wir, Lady Blennerhassett und der Referent, im Februar 1870, Gäste des Bischofs von Orléans waren, erzählte er uns mit Behagen, wie er einst einen Franzosen, der sich die Bemerkung erlaubt hatte, aus Savoyen kämen nur Schuhputzer (décrotteurs), die Antwort gegeben: „Oui, nous sommes des décrotteurs, mais nous avons joliment decrotté votre littérature française.“ In der That darf das kleine Savoyen mit Stolz seine François de Sales, Gerdil, Berthollet, Baugelas, Michaud, Joseph und Xavier de Maistre nennen; noch größer aber und geradezu maßgebend ist der Einfluß, welchen die Schriftsteller Genfs auf die Literatur der Franzosen ausgeübt haben. Man braucht nicht an Männer wie Casaubonus, Theophile und Charles Bonnet, Deluc, de Saussure, de Candolle, Sismondi, Necker, Töpffer, bis herab auf die Genf verwandte Gruppe Vinet, Naville, Monod zu erinnern, um diesen Einfluß des Näheren zu belegen: zwei Namen, Rousseau und Frau von Staël, reichen hin, um uns nahe zu legen, was Genf nicht bloß für Frankreich, sondern für die Weltliteratur bedeutet. Welcher Art dieser Einfluß gewesen, wäre schwer mit wenigen Worten zu sagen: der politische springt in die Augen, wenn man die letzterwähnten beiden großen Namen nennt; welchen Charakter der literarische Einfluß Genfs auf die französische Literatur gehabt, das hat der Verfasser der „Nouvelle Héloïse“ vorahnend am besten ausgesprochen, da, wo er Juliens Freund jene berühmte Schilderung der Landschaft eingab (I, Lettre XXIII), in welcher die Einwirkung des Sees und seiner Umgebung auf Geist und Gemüth des Menschen unübertrefflich gemalt wird. „In der That,“ heißt es da, „Jedermann empfindet, wenn es auch nicht Jedermann zum Bewußtsein kommt, daß man im Gebirge, wo die Luft reiner und feiner ist, leichter athmet, leichter geht und leichtern Gemüthes ist; während zugleich die Empfindung der Lust herabgestimmt und die Leidenschaften gemäßigter werden. Unsere Betrachtungen nehmen auf den Bergeshöhen einen großartigen und erhabenen Charakter an, wie er den uns umgebenden Gegenständen entspricht: es gesellt sich ihnen ein stilles Entzücken bei, dem nichts Herbes oder Sinnliches anhaftet. Indem man sich über die Wohnungen der Menschen erhebt, läßt man, so scheint es, alle niedrigen und irdischen Empfindungen dort unten, und je mehr man sich den Regionen des Aethers nähert, desto entschiedener nimmt die Seele etwas von deren unantastbarer Reinheit an. Man wird in diesen Höhen ernst und doch nicht schwermüthig, friedvoll, und doch nicht unempfindlich.“

Ueber das Leben der Frau von Staël liegt bekanntlich eine nicht unbeträchtliche Literatur vor. Sie selbst hat in den „Dix années d'exil“ wie in den „Considérations sur la Révolution française“ die wichtigsten Beiträge zu ihrer Biographie gegeben, ganz abgesehen von dem Einblick in ihr innerstes Wesen, welchen sie uns in „Delphine“

und besonders in der „Corinne" gestattet hat. Madame Necker de Saussure, Benjamin Constant, Alexandre Vinet, St. Beuve haben ihr ausführliche Studien gewidmet; fast alle bedeutenderen französischen Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts, von M. J. Chenier herab bis auf Taine, haben, freundlich oder feindlich, sie auf ihrem Wege begrüßt, d'Haussonville's „Salon de Madame Necker" und ähnliche Schriften haben nicht wenig zur Kenntniß der Atmosphäre beigetragen, in welcher die merkwürdige Frau aufgewachsen war. In England und Amerika sind neuestens Versuche aufgetreten, ihr Lebensbild vorzugsweise nach der persönlichen Seite zu schildern. In unserer deutschen Literatur fehlte es bisher durchaus an einer guten Biographie der Schriftstellerin, deren Werk „De l'Allemagne" Deutschlands damalige und unseres Volkes künftige Größe inmitten unserer tiefsten Erniedrigung den Franzosen aufdeckte oder ahnend voraus verkündigt, und deren Gestalt, wie sie uns in „Corinne" entgegentritt, Grillparzer zu seiner „Sappho" begeistert hatte. Es blieb uns hier eine Ehrenschuld abzutragen. Aber es blieb überhaupt noch eine Biographie der Frau von Staël zu schreiben, welche im Lichte der heutigen Entwicklung dieser Erscheinung ihre wahre Stellung anwies und ihre politische wie ihre literarische Persönlichkeit zum ersten Male in ihr wahres Licht setzte. Daß das in Frankreich im vollen Umfange nicht versucht wurde, kann auf den ersten Blick wohl überraschen, aber es erklärt sich. Instinctiv mochten die Franzosen fühlen, daß sie zur Zeit am allerwenigsten in der geistigen Verfassung sind, um den Maßstab einer objectiven Beurtheilung an diesen Gegenstand anzulegen.

Es war aber auch nach allen anderen Seiten kein leichtes Unternehmen, welches die Verfasserin des vorliegenden Buches auf sich nahm. Schwierigkeiten lagen vor, die sowohl von Seiten der Verfasserin als von Seiten des Gegenstandes sich einstellen mußten. Es herrscht ein allgemeines und nicht unberechtigtes Vorurtheil gegen die biographische Schilderung einer Frau durch eine andere. Frauen pflegen Menschen und Dinge nur zu sehr du petit côté anzusehen. Labruyère gibt einen anderen Grund an, weshalb ihr Urtheil meist von demjenigen der Männer abweicht; ihre Interessen, meint er, gehen zu weit auseinander. Sicher ist es mehr Folge der Erziehung und der socialen Stellung, wenn Frauen selten im Stande sind, über dem Kleinen und dem Detail, das sie anzieht oder verletzt, sich den Blick für das Ganze und Große zu bewahren. Gerade bei Frau von Staël war das nicht leicht. Auch bedeutende Männer ihrer Zeit haben es nicht vermocht, über das Augen- und Zufällige ihrer Erscheinung und ihres Auftretens zur Erkenntniß ihres Kernes vorzudringen: wie viel schwerer mußte das einer Frau von sehr verschiedener Lebensführung und vielfach verschiedener Auffassung sein. Wenn Lady Blennerhassett trotzdem hinter ihrer Aufgabe nicht zurückgeblieben ist, so konnte das nur geschehen, weil sich hier ein congenialer Geist von dem anderen berührt fand. Man wird zugeben müssen, daß sie einen in den Annalen unserer Literaturgeschichte seltenen Ausnahmsfall zu Gunsten ihres Geschlechtes darstellt.

Die Schwierigkeiten lagen nicht minder auf Seiten des Sujets. Ist die Gegenwart vorbereitet und geneigt, mit einer Biographie der Frau von Staël beschenkt zu werden, das heißt eine solche aufzunehmen, nicht bloß wie jede literarische Erscheinung, sondern auch als eine That, deren Einwirkung sie willig wäre, über sich ergehen zu lassen? Ich fürchte, nein. Frau von Staël war vor Allem eine Enthusiastin. Sie fand die Zeiten und Menschen nur glücklich, die von dem hohen, alle Kräfte der Seele emportragenden Zug der Begeisterung erfaßt sind. „Ihnen allein verklären sich Kunst und Natur, Ehre und Pflicht, Vaterland und Liebe. Nur für begeisterungsfähige Menschen hat Raphael gemalt, Mozart in Tönen gesprochen, der tragische Dichter die Tiefen der Seelen erschüttert. Ihnen allein enthüllen sich die Schätze, die in den einfachsten wie in den höchsten Empfindungen der Menschenbrust verborgen liegen." Der Enthusiasmus ist die eigentliche Natur der Frau von Staël: was sie selbst aber als eine unabwendbare Folge der geselligen Ausbildung vorausgesehen — die Ertödtung des Enthusiasmus durch Verfeinerung derselben und Schärfung des Sinnes für das Lächerliche, die Herrschaft einer sich wesentlich negativ verhaltenden

Kritik — das ist nicht in Frankreich allein längst eingetreten. Es gibt noch Fanatismus, aber die Flamme des reinen und edlen Enthusiasmus ist erloschen, und die Gegenwart hat sich darum unfähig erweisen müssen, irgend ein großes Kunstwerk von bleibendem Werthe zu erzeugen. Wie soll eine solche Zeit Verständniß für einen Apostel der Begeisterung haben?

Und wird sie mehr Verständniß haben für das, was Frau von Staël als das politische Werk ihres Lebens betrachten durfte? „Die politische Bedeutung von Frau von Staël," sagt die Verfasserin (Bd. I, S. 455) „beruht darauf, daß sie die Traditionen, in denen sie aufgewachsen und herangereift war, in späteren Jahren durch die Erfahrung geläutert und von mancher Täuschung befreit hat. Die Frau, die Schriftstellerin, hat ihre besondere Geschichte. Ihr historisches Verdienst ist vor Allem dieses, ein geistiges Glied in der Kette einer großen Ueberlieferung gewesen zu sein, und dem neuen, unter despotischen Druck groß gewordenen Geschlechte den Freiheitsgedanken vermittelt zu haben, den sie mit männlichem Muth aus zwölfjähriger Verfolgung gerettet hatte." Sie selbst hat bezweifelt, ob es möglich sei, Frankreich die Freiheit zu erhalten; was wir seit Jahren und Jahrzehnten dort sehen, läßt allerdings den Schluß zu, daß diese Nation der Freiheit nicht fähig ist. Das Freiheitsideal der Frau von Staël und der ihr seelenverwandten Doctrinärs hat keinen Reiz mehr für das heutige Frankreich, dessen eine Hälfte dem Taumel der Anarchie verfällt, während die andern sich die größte politische Null, die je am Himmel dieses schönen Landes auftauchte, zum Herrn und Meister wählt. In Frankreich würde eine Biographie der Staël heute kaum auf eine große Wirkung zählen dürfen. Und in Deutschland? Wir sind gewiß nicht dem Pharisäer im Tempel zu vergleichen, wenn wir mit Dank gegen die Vorsehung unserm Staatswesen und unseren Zuständen den Vorzug vor denen all' unseren Nachbaren geben. Ob aber das Freiheitsideal der Frau von Staël der Mehrheit unseres gebildeten Publicums viel sagt, ist mir zweifelhaft. Ein guter Theil unserer Deutschen ist sicher auch heute noch Goethe's Ansicht: es sei mit der Freiheit ein wunderlich Ding, und ein Jeder habe es leicht genug, wenn er sich nur zu begnügen und zu finden wisse; „hat Einer so viel Freiheit, um gesund zu leben und sein Gewerbe zu treiben, so hat er genug, und so viel hat leicht ein Jeder" (Eckermann, Gespräche. Bd. I, S. 306 f.). Der Erste Consul, der seinen Feinden nichts „schuldig zu sein glaubte als Eisen", konnte nicht verstehen, was Frau von Staël eigentlich wolle. „Mein Gott," erwiderte sie seinem Bruder Joseph, „es handelt sich ja nicht um das, was ich will, sondern um das, was ich denke." Die Frau, welche diese Antwort gab, paßt nicht in eine Zeit, deren ausgesprochenster Schade die Beugung der Charaktere und die Zerknitterung der geistigen Unabhängigkeit zu werden droht.

Das sind die Schwierigkeiten, die einem jeden Buche über Frau von Staël heute entgegentreten, und es hindern müssen, die großen Massen in dem Umfange zu ergreifen und hinzureißen, wie das einstmals ihre „Corinne" oder ihr Werk über Deutschland gethan hat. Vielleicht irre ich mich; um so besser. Worin ich gewiß bin, mich nicht zu irren, ist die Ueberzeugung, daß Lady Blennerhassett ein Werk geschaffen hat, welches eines bleibenden Erfolges sicher sein darf und berufen ist, eine dauernde und heilsame Einwirkung auf die besten Geister unserer Nation auszuüben. Die Erfolge, welche ihre Essays in der „Deutschen Rundschau" wie in englischen Zeitschriften aufzuweisen hatten, durften Denjenigen eine Befriedigung sein, welche den literarischen Beruf der Verfasserin erkannt hatten: was sie heute uns bietet, erhebt sie zur ersten Schriftstellerin Deutschlands. Den Lorbeer, der den sterbenden Händen ihrer Heldin entfallen ist, hat sie aufgehoben und sich muthig um die Schläfe gewunden, die dessen werth ist wie keine andere.

Es ist nicht leicht, ein Buch zu analysiren, von dem jede Seite verdient, aufmerksam gelesen zu werden. Versuchen wir den Gedankengang der Verfasserin auseinanderzulegen.

Man könnte versucht sein, den ersten Band, der uns nur bis zu Mirabeau's Tod führt, zu weit in der Exposition zu finden. Ich habe Urtheile in diesem Sinne gehört. Aber ein großes Bild kann doch nur in einem weiten Rahmen zu seinem Rechte kommen. Und es ist vielleicht gerade dieser Band, der am meisten Neues

bringt und die Verfasserin in staunenswerther Weise auf der Höhe der politisch-historischen Forschung zeigt. Lady Blennerhassett ging vor Allem darauf aus, die politische Geschichte der Frau von Staël zu schreiben. Um diese zu verstehen, mußte sie das, was ihr unmittelbar vorausgegangen und sie eingeleitet hatte, darstellen. Für den ersten Band resultirte demnach als Aufgabe, außer der Jugendgeschichte der Heldin, die Geschichte der Ministerien Necker zu geben. Eine ausführliche Studie über die ökonomische Lage Frankreichs und der Verwaltung Turgot's geht ihr voraus. Diese Studie beruht wesentlich auf kürzlich erst erschlossenen französischen Quellen und stellt für Deutschland etwas durchaus Neues dar. Die Darstellung verbreitet sich denn über die Zwischenministerien Calonne und Brienne, um den Uebergang zum zweiten Ministerium Necker verständlich zu machen, mit dessen Geschichte zugleich diejenige der großen Revolution bis zum Ende des dritten Ministeriums Necker vorgeführt wird. Mir scheint, daß kaum ein anderes Werk der deutschen Literatur die äußeren Ereignisse der Revolution in dieser Epoche, auch namentlich die kirchlichen Verhältnisse, so anschaulich und klar schildert; trotzdem lege ich noch weit mehr Gewicht auf die Auseinandersetzung der inneren Ursachen und der inneren Wendung der Bewegung. Vortreffliche Capitel sind jedenfalls diejenigen über die Gegensätze der Politik des achtzehnten Jahrhunderts (Bd. I, S. 111 f.) und das über den Wechsel der öffentlichen Meinung in Frankreich (Bd. I, S. 136—146), wo nachgewiesen wird, wie diese öffentliche Meinung von Montesquieu zu Rousseau, vom Freiheitsideal nach den Gesetzen der geschichtlichen Entwicklung und den gegebenen Zuständen zum Gleichheitsideal nach einem abstracten Begriff, nach der Theorie des falschen Naturrechts des „Contrat social“ überging. Es ergab sich von selbst, daß hier eine eingehende Erörterung über Jean Jacques Rousseau eingeschoben wurde (Bd. I, S. 237—283), welche allerdings einen breiten Raum einnimmt, aber nothwendig erschien, um den Einfluß Rousseau's auf Frau von Staël selbst ins rechte Licht zu setzen. Denn Frau von Staël ist in ihrer Jugend ganz durch Rousseau beherrscht. Sie gibt sich ihm als gläubige Jüngerin hin, sie erstrebt die Verwirklichung seiner Theorien und dessen, was das Ideal ihres Vaters war, der Verbindung von Moral und Politik, indem sie sich an der Bildung der Partei der Monarchisch-Constitutionellen betheiligt, welche die besten Geister zu den ihrigen zählt: junge liberale Aristokraten wie Mounier, Malouet, Ludwig's XVI. spätern Freund, Mallet du Pan, Lally-Tollendal, Montmorency, Leute, von denen Renan sagt, sie hätten den Begriff des Vaterlandes entdeckt. Nach den Octobertagen hat diese Partei die Revolution in ihrer Mehrheit verloren gegeben (Bd. I, S. 451—455). Es ist schwer zu ermessen, welch' andere Wendung die Dinge genommen hätten, wäre Mirabeau, der jenen Standpunkt mehr und mehr sich angeeignet und den Begriff der englischen Constitution in sich aufgenommen, nicht von Necker zurückgewiesen worden. Er sah sich dadurch genöthigt, den Leidenschaften der demokratischen Menge zu schmeicheln und jenes doppelte Spiel zu wagen, dessen Räthsel auch sein Tod nicht gehoben hat (Bd. I, S. 358—390). Im Gegensatz zu dem Vater hatte die Tochter das Heil von ihm erwartet (Bd. I, S. 505—509). Sein plötzlicher Tod vollzieht die Schwenkung nach links (Bd. I, S. 519—521), und es greifen jetzt, nach der Flucht von Varennes, die Nachfolger jener Monarchisch-Constitutionellen, die Constitutionellen des Jahres 1791, in die Verhältnisse ein: ihr Führer ist Narbonne, der Freund und Geliebte der Frau von Staël. Das ist die Zeit, wo der Einfluß einer anderen Frau auftaucht: Madame Roland wird eine politische Größe, die Gironde drängt zum Krieg und hofft durch ihn den König zu stürzen (Bd. II, S. 57—101). Das Ministerium Narbonne macht den Versuch, durch Custine's Sendung nach Braunschweig den Herzog für Frankreich zu gewinnen und den Krieg gegen Oesterreich zur Befestigung des constitutionellen Thrones zu sichern. Vergeblich. Custine hat keinen Erfolg, Narbonne wird entlassen, Kaiser Leopold stirbt, und die Gironde läßt sich zum Kampf gegen die Krone hinreißen. Es erfolgen der Aufstand vom 20. Juni, die Scenen des 10. August und die Massenmorde des 2. September 1792. Frau von Staël entweicht nach England (Bd. II, S. 129)

und kehrt erst im Frühjahr 1795 nach Paris zurück, wo sie jetzt einen bedeutenden Einfluß auf die Dinge gewinnt. Zum ersten Male wird hier eine sorgfältige Darstellung der Rolle gegeben, welche sie während der Directorialregierung spielte. Es wird ihr Anschluß an die republikanische Regierungsform und an die Verfassung des Jahres III geschildert: wir sehen dann den Beginn ihrer literarischen Laufbahn, den das Buch „De la littérature" bezeichnet. Mit Benjamin Constant, Chateaubriand und Madame Récamier treten neue Gestirne in den Horizont unserer Schriftstellerin ein, während Talleyrand und Fouché anfänglich noch fortfahren, mit ihr zu verkehren. Bald folgt die Kriegserklärung Bonaparte's gegen die Ideologen. Nicht lange nach der Publication von „Delphine" fällt die Verhaftung der Verfasserin und ihre Ausweisung aus Paris. Sie wendet ihre Schritte nach Deutschland (Bd. II, S. 444), und damit wird der Uebergang von französischer zu deutscher Weltanschauung, die Zurechtstellung Rousseau's durch Kant, durch Schiller's Ethik und Goethe's Lebensphilosophie eingeleitet (Bd. III, S. 1—65). Frau von Staël in Weimar und in Berlin (Bd. III, S. 65 f.), im Verkehr mit unseren großen Dichtern wie mit den Begründern der Romantik, aus deren Mitte sie A. W. Schlegel für ihr Haus gewinnt; diese Schilderung, mit welcher der dritte Band beginnt, ist sicher einer der Glanzpunkte des Werkes. Nichts ist köstlicher als zu lesen, welchen Eindruck das Erscheinen der Französin mit ihrem ungebändigten südlichen Tumulte inmitten jener Philosophen und Dichter macht, von denen sie einmal meint: „Ils ont tous l'air comme s'ils n'étaient pas encore nés." Es ist ergötzlich, Schiller's Verzweiflung zu sehen, wie er, ganz mit seinem Stück beschäftigt, sich schließlich der französischen Philosophin nicht mehr zu erwehren weiß, die „unter allen lebendigen Wesen, die ihm vorgekommen, das beweglichste, streitfertigste und redseligste ist." Er nennt sie freilich auch das gebildetste, geistreichste weibliche Wesen. Wir sehen dann Frau von Staël in herzlichstem Verkehr mit den Höfen von Weimar und Berlin. Auch diese Episode ist nicht ohne Bedeutung. Wie denn überhaupt nie genug zu schätzen ist, was sowohl die weimarischen Herrschaften als Königin Luise von Preußen der geistigen Welt jener Zeiten gewesen sind. Es ist uns Allen — der Monarchie nicht zuletzt — zu gute gekommen, und es hat, nachwirkend in dem Geschlecht der Enkel, jenen in der Geschichte vielleicht einzig dastehenden Zustand eingeleitet und erzeugt, wo alle edlen Aspirationen der Nation von den Trägern der Krone getheilt werden, und Fürst und Volk gemeinsam empfinden, Freud' und Leid in wunderbarer geistiger Gemeinschaft zu tragen: steht doch das unvergeßliche Trauerjahr 1888 deß zum Zeugnisse da, mit seiner Todtenfackel dies heilige Band beleuchtend, das Volk und Fürsten Deutschlands verknüpft und um das alle anderen Nationen Europa's uns beneiden dürfen.

Die italienische Reise und die aus ihr hervorgegangene „Corinne" sind ein zweiter Glanzpunkt dieses dritten Bandes. Frau von Staël sah noch das alte Italien, und sie begegnet sich in der Beurtheilung der poetischen Seite desselben mit ihrem treuen Freunde W. v. Humboldt, der 1804 an Goethe schrieb: „Ich kenne für mich nur noch zwei schreckliche Dinge: wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, in der kein Mensch Waffen trägt. Kommt ja so ein ordentlicher Papst, was dann die zweiundsiebzig (!) Cardinäle verhüten mögen, so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist als dies ganze Geschlecht." Was würde heute Humboldt sagen, wäre er verurtheilt, die „Policirung" Roms und die Zerstörung seiner Poesie zu sehen, die unser Herman Grimm und Gregorovius in den letzten Jahren der gebildeten Welt — fruchtlos — geklagt haben! Nur das damalige Italien konnte zu einer „Corinna" begeistern. Wenige Bücher haben auf Literatur und Kunst einen mächtigeren Einfluß geübt; man begreift, daß Königin Luise, wie sie äußerte, von innerer Erregung überwältigt, die Lesung des Buches oftmals unterbrechen mußte. Viele Jahre sind es, seit ich mit unbeschreiblicher Bewegung „Corinna" gelesen; den „Blasirten" zum Trotz gestehe ich, daß ich auch heute nicht zu diesen wunderbaren Blättern zurückkehre, ohne sie feuchten Auges zu verlassen.

Die Beschäftigung mit diesem unsterblichen Roman ist für seine Verfasserin ein neuer Wendepunkt innerer Entwicklung: so ist auch hier wahr geworden, daß jedes gute Buch seine Kraft zuerst an seinem Autor erweist. Frau von Staël war schon seit ihrer deutschen Reise zu der Ueberzeugung gekommen, daß „die Bestimmung des Menschen auf Erden durchaus nicht auf Glück, sondern auf Vollkommenheit gerichtet sei" (Bd. III, S. 61). Der langjährige Kampf mit dem Despotismus Napoleon's, das schmerzliche Ringen mit den eigenen Leidenschaften und die Enttäuschungen des Lebens, wie sie uns die Verfasserin ausführlich schildert, führten allmälig Frau von Staël zu einer Annäherung an das Christenthum; „ich bin," schreibt sie 1811 an Gentz, „in den letzten zehn Jahren durchaus christlich geworden und betrachte das Christenthum als den eigentlichen Mittelpunkt der Welt." „Alles," schreibt sie ein andermal, „Alles, was in mir noch jugendlich ist, habe ich dieser wohlthätigen Revolution zu danken" (Bd. III, S. 292). Auch hier hat sich, wie so manches Mal im Leben und in der Literatur, gezeigt, daß es Ströme gibt, die anscheinend ganz entgegengesetzte Richtung einschlagen und doch bestimmt sind, sich ineinander zu ergießen. Unser sterbliches Auge wird nur zu leicht — und um so leichter, je niedriger es steht — selbst durch kleine Hügel über den wahren Lauf ihrer Wasser getäuscht. Die Verirrungen des Mysticismus, wie sie sich in Frau von Krüdener auch an Frau von Staël herandrängten, können sie wohl einen Augenblick interessiren, aber weder befriedigen noch irre leiten: dagegen wird Fénelon und die „Nachfolge Christi" ihre Lieblingslectüre; mehr als je bethätigt sie ein unerschöpfliches Mitleid mit allen Formen menschlichen Elends. Seit sie Deutschland entdeckt, stand der Beschluß in ihr fest, diese große Entdeckung ihren Landsleuten nicht vorzuenthalten: aber ihr Buch „De l'Allemagne" wird in Paris unterdrückt und kann erst nach Jahren hervortreten, nachdem sie der Verfolgung Napoleon's entgangen und, während des russischen Feldzuges, den weiten Weg über Wien, Moskau, Petersburg, Stockholm nach England zurückgelegt hat. So viel in diesem Werke unhaltbar oder veraltet ist, so bleibt es doch ein Denkmal ersten Ranges. „Wie so manche große Bücher vor ihm, war auch dieses vor Allem eine That, und gerecht wird man ihm nur dann, wenn man es als eine solche beurtheilt. Es gehörte ein seltener Muth, eine nicht gewöhnliche Unabhängigkeit des Geistes dazu, den Siegern von Gütern zu sprechen, die sich nicht auf Schlachtfeldern erobern ließen, der Napoleonischen Weltherrschaft ein Reich des Gedankens entgegenzustellen, und vorauszusagen, daß dieses Reich das seinige überwinden werde. Daß der Kaiser es so verstand, bewies er durch die Verurtheilung des Buches, und insofern war sie durchaus gerechtfertigt" (Bd. III, S. 365). Nur darin beging Frau von Staël einen capitalen Irrthum, daß sie die Deutschen ausschließlich nach der poetischen und speculativen Seite begabt glaubte und meinte, wer von ihnen sich nicht mit dem Universum abgebe, habe wirklich nichts zu thun. Die Ereignisse, inmitten deren die Schrift „De l'Allemagne" endlich zur Veröffentlichung gelangten, mochten sie schon eines Anderen belehrt haben. Jene Ausführungen aber standen im Ganzen mit den Anschauungen unserer westlichen Nachbarn nur zu sehr im Einklang, um nicht auf lange hinaus nachzuwirken. Erst auf den Schlachtfeldern von Königgrätz und Sedan blitzte das Licht auf, das, hoffen wir, für immer diese nebelhaften Vorstellungen von dem Wesen des deutschen Genius zerstreut hat. Die künftigen Ausgaben des Buches sollten fortan dem betreffenden Capitel als Correctur — der Worte bedarf es nicht — das Bildniß des Kanzlers als des classischen Vertreters der Realpolitik beigeben.

Die Geschichte der Restauration, der Hundert Tage, der zweiten Restauration bis zu dem am 14. Juli 1817 erfolgten Tode der Frau von Staël füllt die letzten Abschnitte unseres Buches. Es war die Zeit, wo, wie die Gräfin von Albany schrieb: „les revenants faisaient de grandes bêtises." Auch in dieser Periode blieb die Heldin des Stückes sich und ihren Principien allzeit treu; sie konnte in ihren letzten Tagen Chateaubriand das berühmte Bekenntniß machen: „J'ai toujours été la même, vive et triste; j'ai aimé Dieu, mon père et la liberté." „Man hat," fügt Lady

Blennerhassett hinzu, „mit Unrecht das Bekenntniß unvollständig genannt. Bei den Strahlen der untergehenden Sonne versinken die Niederungen im Schatten, die Höhen bleiben vergoldet“ (Bd. III, S. 492 f.). Was ihr Tod bedeute, hat Niemand treffender gesagt als Brême in seinem Briefe an Bonstetten: „Voyez, comme tous les sots ont grandi depuis qu'elle n'est plus.“ Ein Epitaph, um das man Frau von Staël noch im Grabe beneiden möchte.

Bald nach ihrem Tode erschienen die „Considérations sur la Révolution française“, welche ihr Schwiegersohn, der Herzog von Broglie, und ihr Sohn August von Staël herausgaben; der Letztere veröffentlichte dann auch die „Dix années d'exil“. Das sind die politischen Hauptwerke von Frau von Staël. Das Letztere konnte ihren Ruhm kaum erhöhen; auch Lady Blennerhassett macht das Zugeständniß: „vielleicht entzogen sich eben eine geistige Spannkraft und Leistungen wie von Napoleon überhaupt dem Verständniß auch der überlegenen Frau, und eine Laufbahn wie die seinige hat die Phantasie der Menschen auf eine solche Probe gestellt, daß im Guten wie im Schlimmen die Dichtung ihr immer noch gerechter als die Geschichte geworden ist“ (Bd. III, S. 420).

Die „Considérations“ waren das erste historische Buch über die Revolution; schon als solches werden sie ihren Werth behalten. Daß Bonald sie „einen Roman über die Gesellschaft und die Politik, vom Geiste der Reformation erfüllt,“ nannte, war nicht zu verwundern. Daß sie etwas mehr als ein „geistreicher Plunder“ waren, wie Joseph de Maistre sich ausdrückte („une brillante guenille“), haben die Ereignisse der letzten zwanzig Jahre gezeigt: denn sie haben fast alle Ahnungen und Voraussetzungen der Verfasserin bestätigt. Frau von Staël hat die bestimmte Empfindung hier ausgesprochen, daß die Begründung der Freiheit gerade in Frankreich am schwersten sein werde. Sie hat den Italienern die nationale Einheit und auch das vorausgesagt, daß ein Priesterstaat im modernen Leben nur durch Intervention der Fremden zu halten sein werde; sie hat endlich an die Zukunft Deutschlands geglaubt, ihm eine starke Föderation gewünscht und die Einmischungspolitik in seine Angelegenheiten im Namen des Selbstbestimmungsrechts der Völker verworfen.

Das sind die Titel, welche Frau von Staël für immer unserem Vaterlande theuer machen müssen. Sie hat große und fruchtbare Ideen mit männlichem Muthe vertreten; daß sie eine Frau war, muß alle schwächlichen Männer beschämen, Alle, die ihres Geschlechtes sind, erheben. Als vor wenigen Wochen ihr Urenkel, der Graf d'Haussonville, in die französische Akademie aufgenommen wurde, erweiterte sich seine Lobrede auf den Philosophen Caro zu einer Apologie der Frauen und ihrer Theilnahme an der geistigen Arbeit des Mannes. „Die Zeiten der Unwissenheit,“ erklärt er, „und der einfachen Dienstbarkeit sind für die Frauen vorüber. Sie leben mit uns dasselbe intellectuelle Leben, und da sie die ersten Erzieherinnen des Mannes selbst sind, liegt überaus viel daran, sie ebenso wie diesen gegen Lehren zu schützen, welche der Seele verderblich sind.“ Er meint zum Schlusse, „Herr Caro, der Frauenphilosoph, habe niemals die Philosophie den Frauen zu Füßen gelegt, wohl aber die Frauenwelt zu den Füßen der Philosophie emporgehoben.“ Der Geist der Frau von Staël hat hier geredet: mehr als irgend Jemand hat sie durch ihr Beispiel gethan, um das geistige Niveau der Frauenwelt zu heben und ihrem eigenen Geschlechte große und neue Aufgaben zu stellen.

Ich muß abbrechen, um den mir zugestandenen Raum nicht allzusehr zu überschreiten. Man hat gesehen, welche Personen, welche Dinge, welche Probleme Lady Blennerhassett's drei kostbare Bände uns vorführen. Glaube man nicht, daß es nur Frau von Staël ist, welche hier zu Wort kommt. Eine Menge biographischer Studien sind dem Werke eingereiht, deren jede für sich anziehend und für deutsche Leser fast immer neu und fesselnd ist. Zu diesen kleinen Perlen gehören die Ausführungen über Sieyès (Bd. I, S. 364), La Fayette (Bd. I, S. 422), Talleyrand (Bd. I, S. 416 ff.), Benjamin Constant (Bd. III, S. 226 ff., besonders der Vergleich des „Adolphe“ mit „Corinne“), Mirabeau (Bd. I, S. 360, 479, 509), Bonstetten (Bd. II, S. 428), vor Allem die über Chateaubriand (Bd. II, S. 350 ff.). Sainte-Beuve hat Alles

gethan, um den Dichter der „Atala“ herabzusetzen und seinen mächtigen Einfluß einzig auf den von ihm selbst freilich zugestandenen Zauber seines Stiles zurückzuführen. Aber der Stil ist nicht im Stande, ernstere Eigenschaften zu ersetzen; hätte Chateaubriand nicht auch große und neue Ideen mitgebracht, wie wäre ihm eine solche Herrschaft über die Geister, wie er sie ausgeübt, zugefallen? Was Lady Blennerhassett über ihn sagt, läßt mich glauben, daß sie ihn in seinem Wesen erkannt hat; sie wäre, ich möchte sagen, der Mann, um den großen Franzosen uns Deutschen zu schildern, und ich verzweifle nicht daran, sie einst an der Lösung dieser Aufgabe zu finden.

Es ist bemerkt worden, daß Lady Blennerhassett ihr Thema vorwaltend von der politischen Seite anfassen wollte. Daraus erklärt sich, wenn eine andere Seite zurücktritt, welche in der monographischen Behandlung eines großen Schriftstellers wohl ihr Recht hat. Ich meine das philologische Element. Wer diesen Gesichtspunkt betont, würde eine eingehende Untersuchung über den Stil der Frau von Staël und die entschiedenen Phasen der Entwicklung desselben, über die Verschiedenheit dieses Stiles in „Delphine“ und „Corinne“ u. s. w. erwartet haben. Aber das ist eine Lücke, welche unsere Philologen schon ausfüllen werden. Was wenig Andere zu leisten im Stande waren, das hat die Verfasserin in glänzender Weise geboten. Sie hat Geist und Gemüth ihrer Heldin in wunderbarer Weise durchdrungen und dem Beschauer dargelegt; sie hat mehr gethan, sie hat alles Edle und Anmuthige im französischen Nationalcharakter mit liebevoller Sorge aufgewiesen, ohne sich über den Charakter der Revolution und das, was Europa noch von Frankreich zu erwarten hat, irgendwie zu täuschen. „Die Revolution,“ erklärt sie (Bd. III, S. 498), „stützte sich nicht auf den festen Grund der nationalen Tradition, sondern auf den schwankenden Boden einer verführerischen Theorie, der Volkssouveränetät nach der Auslegung des Socialcontractes. Sie begründete nicht die Freiheit, sondern den Despotismus im Namen der Gleichheit, und der Wahlspruch der Revolution war ein Widerspruch, an dessen Lösung sie scheitern mußte.“ Mit dem, was die Verfasserin dann weiter (S. 499) über die Zerstörung des französischen Staatswesens in den großen inneren Kämpfen des siebzehnten Jahrhunderts sagt, über das, was den Franzosen gleichsam das Rückgrat gebrochen hat, liefert sie den Beweis, daß sie wie Wenige in das Verständniß der politischen sowohl als der kirchlichen Geschichte der letzten Jahrhunderte eingedrungen ist, und wie sie, eine Frau, den edlen Muth hat, auszusprechen, wovor Männer heutzutage zurückscheuen.

Lady Blennerhassett schließt ihr Buch mit der Bemerkung, Frau von Staël selbst sei weit davon entfernt gewesen, die Aufgabe ihres Lebens in ihrer geistigen Ueberlegenheit zu suchen. „Sie war vielmehr der sehr bestimmten Ansicht, daß in dieser Beziehung der Unterschied zwischen den Menschen verhältnißmäßig wenig bedeute und durch andere Vorzüge ausgeglichen werde. Daran aber hielt sie fest, daß sie der Welt eine Botschaft der Freiheit zu bringen habe, daß Niemand arm genug sei, als daß man ihm nicht die volle Wahrheit, Niemand verlassen genug, als daß man ihm nicht die volle Liebe schulde.“ Mit anderen Worten: nicht die geistige Begabung allein, sondern vor Allem die sittliche That, der unentwegte Kampf gegen die Bedrückung und die Lüge, und daneben die nie versagende Güte, das hingebende Erbarmen für Freund wie Feind, das hat diese Frau groß in den Augen der Zeitgenossen und der Nachwelt gemacht. Lady Blennerhassett hat das erfaßt und dargestellt in einer Weise, die wir selbst als eine sittliche That preisen müssen. Das ist meines Erachtens der größte Vorzug dieser merkwürdigen Publication, von der einer der ersten Kritiker Europa's mir gegenüber einmal äußerte: „sie sei als literarisches Denkmal höchst beachtenswerth, als Werk einer Frau erstaunlich.“ Ich denke mir, jeder Leser wird von dem Geiste, welcher das Werk durchdringt, ähnlich urtheilen: er wird aber auch, von der nie ermüdenden Darstellung, dem stets sprudelnden, lebhaften Esprit der Verfasserin bald gefangen genommen, von ihr sagen, was die Gräfin Tessé in Bezug auf Frau von Staël einst geäußert hat: „wäre ich Königin, ich würde ihr befehlen, den ganzen Tag mit mir zu sprechen.“

Freiburg i. Br., Januar 1889. Franz Xaver Kraus.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Februar.

Die Tragödie, welche sich im österreichischen Kaiserhause vollzogen hat, lenkte die allgemeine Theilnahme auf Kaiser Franz Joseph und dessen hohe Gemahlin, die am schwersten von dem Schicksalsschlage betroffen wurden, da sie durch den jähen Tod des nunmehr in der Kapuzinerkirche zu Wien zur ewigen Ruhe bestatteten Kronprinzen Rudolf den einzigen Sohn verloren. Wohl mag es dem so schwer geprüften Kaiserpaare einen gewissen Trost gewähren, in diesen Tagen des herbsten Seelenschmerzes von der herzlichen Theilnahme der gesammten Bevölkerung der österreichisch-ungarischen Monarchie sich umgeben zu wissen und von allen Seiten die rührendsten Kundgebungen dieser Theilnahme zu empfangen; wohl mögen die Sympathien des Auslandes in der Zeit schwerer Heimsuchung die tiefste Betrübniß lindern — jedenfalls bedarf es aber großer Charakterstärke, hohen Seelenadels, wenn ein unersetzbarer Verlust, wie ihn Kaiser Franz Joseph und dessen Gemahlin erlitten haben, mit Fassung ertragen werden soll. Wie ergreifend ist die Ansprache, welche der Kaiser an die Bevölkerung der österreichisch-ungarischen Monarchie am 5. Februar gerichtet hat, wie muß es alle Herzen rühren, wenn der trauernde Vater, der seiner besten Hoffnungen beraubte Monarch versichert: „Im Innersten erschüttert, beuge ich mein Haupt in Demuth vor dem unerforschlichen Rathschlusse der göttlichen Vorsehung und flehe mit meinen Völkern zu dem Allmächtigen, daß er mir die Kraft verleihen möge, in der gewissenhaften Erfüllung meiner Regentenpflichten nicht zu erlahmen, sondern dieselbe Richtung im Auge, deren unveränderte Festhaltung nach wie vor für die Zukunft gesichert ist, muthig und zuversichtlich auszuharren in den unablässigen Bemühungen um das allgemeine Wohl und die Erhaltung der Segnungen des Friedens."

Einen lebhaften Widerhall, nicht bloß innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie, sondern weit über deren Grenzen hinaus haben die Worte des Kaisers Franz Joseph gefunden, in denen er unveränderte Festhaltung seiner bisherigen Politik mit dem Hinweise betont, daß die Bemühungen um die Erhaltung des Friedens auch in Zukunft ihm vor Allem am Herzen liegen würden. Man wird denn auch kaum bei der Annahme fehlgehen, daß der Kaiser von Oesterreich selbst bei diesem traurigen Anlasse auf die eminent friedliche Bedeutung der Tripelallianz hinweisen wollte. Fehlte es doch in Frankreich nicht an tactlosen Versuchen, welche darauf abzielten, an dem frischen Grabe des beklagenswerthen Kronprinzen Rudolf den Friedensbund zwischen Deutschland, Italien und der österreichisch-ungarischen Monarchie ins Wanken zu bringen; ein Wagniß, das um so aussichtsloser erscheinen mußte, als die Versuche, dem so jäh hinweggerafften Kronprinzen Rudolf eine der Tripelallianz abholde Gesinnung unterzuschieben, von Anfang an von autorisirter Seite scharf zurückgewiesen wurden. Mit vollem Rechte wurde hervorgehoben, wie es, abgesehen davon, daß der österreichische Kronprinz vor Allem die Politik seines kaiserlichen Vaters theilte, eine

unbestrittene Thatsache sei, daß gerade Kronprinz Rudolf an der Gestaltung der freundschaftlichen Beziehungen Oesterreich-Ungarns zu Deutschland, bis zu deren für beide Reiche und den europäischen Frieden so segensvollen Entwicklung zum unerschütterlichen Bunde, einen innigen und in hohem Maße fördernden Antheil genommen habe. Hatte bereits das Verhältniß frühzeitiger und aufrichtiger Freundschaft mit dem gegenwärtigen deutschen Kaiser eine Verbindung der Sympathie geschaffen, so hing Kronprinz Rudolf, je mehr er heranreifte, um so inniger an der Freundschaft mit Deutschland, so daß er unzweifelhaft zu jenen Männern gehörte, welche nebst dem Kaiser Franz Joseph und dem Kaiser Wilhelm die Bemühungen der leitenden Staatsmänner in Oesterreich-Ungarn und Deutschland am wirksamsten unterstützten. Jenseits der Vogesen wird es wohl verstanden werden, wenn von derselben autorisirten Seite betont wird, daß der Zweck solcher Unterstellungen, welche darauf abzielen, Mißtrauen zwischen Freunden auszusäen und den Wahn von der Wandelbarkeit des Friedensbündnisses zu erwecken, nicht erreicht worden sei und nicht erreicht werden könne. A bon entendeur salut!

Ist aus Anlaß der jüngsten Vorgänge in Oesterreich von Neuem erhärtet worden, wie die habsburgische Dynastie und die österreichisch-ungarische Armee bei aller Vielgestaltigkeit der Bevölkerung die festen Punkte in dem gesammten Staatswesen darstellen, so kann es nicht überraschen, daß Kaiser Franz Joseph in seinem Armeebefehle vom 6. Februar dem Heere, der Marine und den beiden Landwehren noch besonders für die neuen Beweise unverbrüchlicher Treue, rührender Anhänglichkeit und pietätvoller Hingebung dankt. Wie aus den entferntesten Marken der österreichisch-ungarischen Monarchie die Vertreter des Heeres, der Marine und der Landwehren herbeieilten, um dem jäh hingeschiedenen Kronprinzen Rudolf ihre Pietät zu bezeugen, ihm die letzte Ehre zu erweisen und auf diese Weise kund zu geben, daß sie, wie die Freude, auch das Leid des Herrscherhauses theilen, durfte Kaiser Franz Joseph versichern, daß nach wie vor sein Herz für jeden Einzelnen seiner gesammten bewaffneten Macht schlage.

So begreift man denn ohne Weiteres, daß das neue Wehrgesetz in nächster Zeit das hauptsächliche Interesse in Oesterreich-Ungarn in Anspruch nehmen wird. Als diese Vorlage vor einiger Zeit im ungarischen Reichstage eingebracht und zugleich dem Präsidium des österreichischen Abgeordnetenhauses übermittelt wurde, konnte darauf hingewiesen werden, daß durch das neue Gesetz der Rahmen der Wehrkraft eine Ausdehnung erhalten werde, wie Oesterreich-Ungarn sie nie zuvor besessen hat; daß ferner die allgemeine Dienstpflicht mit noch größerer Schärfe durchgeführt werden würde, als dies in den letzten zwanzig Jahren je der Fall gewesen ist. Damals bereits hob die „Neue Freie Presse" hervor, daß die Opfer, welche die Vorlage der Bevölkerung zumuthet, so schwerwiegend wie nur denkbar wären, und daß bloß die ernstesten Rücksichten auf die internationale Lage im Stande sein würden, die Volksvertretung zur Genehmigung dieses Gesetzes zu bestimmen. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn in Ungarn noch weit gewichtigere Bedenken geltend gemacht werden. Nach einer der grundlegenden Bestimmungen der neuen Wehrvorlage soll das für zehn Jahre unveränderliche Rekrutencontingent für das stehende Heer mit 103100 Mann festgesetzt werden, mithin gegenüber dem bisherigen Contingent eine Erhöhung um jährlich 7626 Mann erfahren. Das ebenfalls für zehn Jahre bestimmte Rekrutencontingent für die Landwehr soll 22000 Mann betragen, von denen 10000 Mann auf die österreichische, 12000 Mann auf die ungarische Landwehr entfallen würden. Da außerdem die Ersatzreserve zu periodischen Waffenübungen herangezogen, der Beginn der Wehrpflicht auf das einundzwanzigste Lebensjahr verlegt, sowie die Bestimmungen verschärft werden sollen, welche den Dienst der Einjährig-Freiwilligen regeln, so durfte sogleich angenommen werden, daß die Ungarn mit ihren staatsrechtlichen Bedenken nicht zurückhalten würden. Letztere gelangten aber nicht nur im Parlamente zum Ausdrucke, sondern führten auch zu Straßenkundgebungen, bei denen insbesondere die durch die Bestimmungen über den Freiwilligendienst betroffenen Studenten betheiligt waren. Da die neue Wehrvorlage in nächster Zeit in Oesterreich-Ungarn die allgemeine Auf-

merksamkeit beschäftigen wird, empfiehlt es sich, insbesondere bei dem Artikel 2 eingehender zu verweilen, der in 71 Paragraphen das Wehrgesetz selbst enthält, während Artikel 1 das bisher gültige Gesetz vom Jahre 1882 außer Kraft setzt, Artikel 3 die Uebergangsbestimmungen, Artikel 4 die Einführungsclausel mittheilt. Das Princip der Wehrpflicht, die wie bisher eine allgemeine und persönliche bleibt, erscheint unverändert. Gliederte aber die bewaffnete Macht sich bisher in das Heer, die Kriegsmarine, die Landwehr und den Landsturm, so werden in Zukunft Heer und Landwehr als integrirender Bestandtheil je eine Ersatzreserve erhalten. Der Hauptstreit ist in Bezug auf den § 14 entbrannt, in welchem zunächst bestimmt wird, daß das zur Erhaltung des Heeres und der Kriegsmarine erforderliche jährliche Rekrutencontingent mit 103100 Mann festgesetzt und zwischen den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern einerseits und den Ländern der ungarischen Krone andererseits nach der Bevölkerungszahl vertheilt werden soll. Weiter wird dann bestimmt, daß das festgestellte Rekrutencontingent des Heeres vor Ablauf von zehn Jahren nur in Frage kommen kann, wenn der Kaiser und König durch Vermittelung der verantwortlichen Regierungen die Vermehrung oder Verminderung des Contingentes für nothwendig erachtet. Während nun im österreichischen Parlamente keinerlei Bedenken gegen diese Bestimmung erhoben wurden, erachtet die Opposition in Ungarn den Ausgleich, das Grundgesetz, auf welchem das Verhältniß der beiden Reichshälften zu einander beruht, für gefährdet, falls im § 14 nicht ausdrücklich erklärt werden sollte, daß nach Ablauf der zehnjährigen Gültigkeit des Gesetzes die Höhe des Rekrutencontingentes zwischen Ungarn und dem Könige aufs Neue vereinbart werden muß.

Was andererseits die Bestimmungen über den Dienst der Einjährig-Freiwilligen betrifft, so erregt insbesondere bei den Studenten Anstoß, daß diejenigen Einjährig-Freiwilligen, welche die nach Ablauf des Dienstjahres abzulegende Prüfung nicht bestanden haben, ein zweites Jahr bei den Unterabtheilungen ihrer Truppe dienen sollen, wobei es ihnen freigestellt ist, dieser Militärpflicht auf eigene Kosten mit der Begünstigung, außerhalb der Kaserne zu wohnen, Genüge zu leisten. Mögen aber die Gegensätze, wie sie sich augenblicklich in Ungarn in Bezug auf die neue Wehrvorlage zugespitzt haben, einigermaßen bedenklich erscheinen, so bürgt doch das tactvolle constitutionelle Verhalten des ungarischen Ministerpräsidenten Tisza am sichersten dafür, daß er auch dieser Schwierigkeiten Herr werden wird. So kann denn jetzt bereits als gewiß gelten, daß die österreichisch-ungarische Armee in einer absehbaren Zukunft auf der vollen Höhe ihrer Leistungsfähigkeit stehen und zugleich mit dem deutschen und dem italienischen Heere die zuverlässigste Bürgschaft für die Erhaltung des europäischen Friedens darstellen wird.

Ein minder erfreuliches Bild bietet die französische Armee dar, in welcher die Bande der Disciplin in bedenklicher Weise gelockert erscheinen, seitdem General Boulanger, als er noch den Posten eines commandirenden Generals bekleidete, mit schlechtem Beispiele vorangegangen ist. Sicherlich kann auch gegenwärtig die boulangistische Propaganda, welche bisher von der republikanischen Regierung keineswegs eingedämmt worden ist, lediglich im demoralisirenden Sinne wirken. In diesem Zusammenhange muß darauf hingewiesen werden, daß unlängst der Brigadegeneral Riu eine später von allen Zeitungen veröffentlichte politische Rede hielt, in der er allerdings an dem „Boulangismus“ scharfe Kritik übte, zugleich aber mit den constituirten Gewalten, insbesondere mit der Deputirtenkammer, wenig sanft umging. Treiben nun bereits active Generale Politik, gleichviel ob sie der bestehenden Regierung Anerkennung zollen oder nicht, so läßt sich schwer absehen, wo und wie die Grenze gezogen werden soll; vielmehr steht zu befürchten, daß irgend ein ehrgeiziger General früher oder später nach spanischen Vorbildern ein Pronunciamento erläßt. Der vielbesprochene Tagesbefehl des Oberst Sénart muß in dieser Hinsicht der französischen Regierung als Warnung dienen. Weil nach der Auffassung dieses Regimentscommandeurs einem französischen Stabsarzte, der zu seiner schwer erkrankten Mutter im Elsaß reisen wollte, von der deutschen Botschaft in Paris die Visirung des Passes zu Unrecht verweigert sein sollte,

UNIVERSITY CALIFORNIA

erläßt er einen Tagesbefehl, in welchem er nicht bloß gegen Deutschland, sondern auch in durchaus völkerrechtswidriger Weise gegen den Botschafter selbst die Leidenschaften entfesselt. Abgesehen davon, daß die Voraussetzungen des Tagesbefehles völlig unzutreffend waren, da die deutsche Botschaft in Paris gar nicht in der Lage ist, die Pässe activer Officiere der französischen Armee zu visiren, da ferner die elsässischen Behörden keineswegs irgend welchen Act inhumaner Gesinnung sich zu Schulden kommen ließen, ist es vom Standpunkte der innerhalb des deutschen Heeres herrschenden Disciplin ganz unverständlich, wie ein höherer Officier wagen kann, auf eigene Faust Politik zu treiben, deren Consequenzen im Hinblick auf die erregten Volksleidenschaften in Frankreich sich gar nicht absehen lassen. Freilich ist sowohl der Brigadegeneral Riu als auch der Oberst Sénart mit einer Disciplinarstrafe belegt worden; das Vorgehen dieser Officiere bleibt aber nichts destoweniger symptomatisch, und es kann nicht überraschen, wenn auch unter den Soldaten ein bedenklicher Mangel an Disciplin sich kundgibt. Verließ doch vor kurzem eine ganze Anzahl Soldaten, die mit einem der vorgesetzten Officiere „unzufrieden" war, das Regiment und überschritt die belgische Grenze, um dann auf Veranlassung der belgischen Behörde in ihre Garnison zurückzukehren. Sind diese „Ausreißer" nun auch vom Corpscommandanten, General Miribel, hart bestraft worden, so beweisen die Vorgänge doch in ihrem Zusammenhange, daß die republikanische Regierung in der Stunde der Gefahr nicht mit voller Sicherheit auf die Armee zählen kann. Zwar fehlt es an zuverlässigen Anzeichen darüber, ob die boulangistische Bewegung auch bereits in das Heer gedrungen ist; allein vielfach wird behauptet, daß, wenn die höheren Officiere gegenüber dem zu Abenteuern geneigten „Zukunftsdictator" sich noch ablehnend verhalten, die übrigen Kategorien von Officieren mit Sympathien für den General durchsetzt sind, der zugleich auf die Gunst der Unterofficiere um so mehr rechnen darf, als er zur Zeit, da er Kriegsminister war, mancherlei für die Verbesserung der Stellung der Unterofficiere gethan hat.

Der Wahlsieg, welchen General Boulanger bei der im Seinedepartement vollzogenen Ersatzwahl für die Deputirtenkammer über seinen radicalen Mitbewerber, den Großdestillateur Jacques, davongetragen hat, mußte die republikanische Regierung jedenfalls belehren, wie stark die ihr feindliche Strömung in der Hauptstadt selbst geworden ist. Als der General in verschiedenen Departements zugleich zum Abgeordneten gewählt wurde, konnten die gemäßigten Republikaner, insbesondere die Opportunisten, daran festhalten, daß die Orléanisten und Bonapartisten in denjenigen Wahlkreisen, in denen sie gemeinschaftlich über die Stimmenmehrheit verfügen, aus „Bosheit" für Boulanger stimmten, um ihrer Unzufriedenheit mit den bestehenden Einrichtungen einen drastischen Ausdruck zu geben. Nun hat sich aber bei der Ersatzwahl im Seinedepartement gezeigt, daß auch hier, woselbst von einer imperialistisch-royalistischen Majorität gar nicht die Rede sein kann, der General als Sieger aus dem Wahlkampfe hervorgegangen ist. Muß nun auch in Betracht gezogen werden, daß Henri Rochefort und andere Ultraradicale, welche den Opportunisten eine heftige Opposition machen, für Boulanger in ihren Organen, insbesondere im „Intransigeant", aufs rücksichtsloseste agitirten, so wird dadurch doch nur bewiesen, das dasselbe Schauspiel bei den in diesem Jahre bevorstehenden allgemeinen Wahlen sich leicht wiederholen kann. Würde dann der Zukunftsdictator nicht bloß in zahlreichen Departements, sondern auch in der Hauptstadt selbst an der Spitze der Wahllisten stehen, so könnte er in der That gewissermaßen sich auf ein Plebiscit berufen, wie denn jetzt bereits seine Anhänger in ihm den „sauveur" erblicken.

Im monarchistischen Feldlager fehlt es deshalb nicht an Solchen, die eine besondere Genugthuung darin sehen würden, falls gerade in demjenigen Jahre, in welchem die Republikaner die Säcularfeier der „großen Revolution" zu begehen sich anschicken, die Katastrophe über die gegenwärtige Republik hereinbräche. Die Boulevards der französischen Hauptstadt, der weite Complex der für die Weltausstellung bestimmten Gebäude und deren Umgebung sollen Abends aufs Glänzendste von dem Lichte der Zukunft, dem elektrischen erhellt, gewissermaßen symbolisch darstellen, daß Paris

noch immer wie zur Zeit Victor Hugo's den Anspruch erhebt, als die Leuchte der Welt zu gelten; allein die zahlreichen Gegner der Republik schieben den Zukunftsdictator vor, damit er der vermeintlichen republikanischen Herrlichkeit ein jähes Ende bereite. Eine neue Ironie der Weltgeschichte wäre es sicherlich, wenn die auf den Sturz der Republik abzielenden Bestrebungen gerade in diesem Jahre der Säcularfeier erfolgreich wären, und wenn dann später die Imperialisten und Royalisten, welche den General Boulanger als Marionette benutzen zu können glaubten, sich überzeugen sollten, daß sie anstatt zu schieben, selbst geschoben werden. Allerdings darf vorläufig daran festgehalten werden, daß der Zukunftsdictator, dessen politisches Programm im Wesentlichen auf der Unterstützung von Seiten aller unzufriedenen Elemente beruht, bisher keineswegs diejenige Entschlossenheit im Handeln an den Tag gelegt hat, die ein ernsthafter Prätendent besitzen müßte. Die französischen Republikaner, die selbst Fehler über Fehler begehen, befinden sich in der That in der verhältnißmäßig günstigen Lage, daß ihre Gegner ebenfalls ohne einheitliche Taktik vorgehen, woran auch nichts durch den Umstand geändert wird, daß die Royalisten und Imperialisten in geschlossenen Reihen bei den Ersatzwahlen zur Deputirtenkammer für den General Boulanger stimmten. Diese Einigkeit würde aber sofort in die Brüche gehen, wenn nach dem geplanten Sturze der Republik eine neue Regierungsform ins Leben gerufen werden sollte. Der Graf von Paris hat sich seiner Stellung als Prätendent zunächst wenig gewachsen gezeigt. Keinem Zweifel unterliegt, daß er bereit wäre, den Thron Frankreichs zu besteigen, falls ihm dieser, ohne daß besondere Gefahren oder übermäßige Ausgaben damit verbunden wären, angeboten würde. Dagegen schreckt er allem Anschein nach davor zurück, seine Person oder seine Millionen einzusetzen. Nur so läßt es sich erklären, daß der Graf von Paris seinen Anhängern die wenig verhüllte Instruction zugehen ließ, die boulangistische Propaganda zu unterstützen, während doch allgemein bekannt ist, daß gerade der Zukunftsdictator als Kriegsminister bei der Ausweisung der orléanistischen Prinzen aus Frankreich eine entscheidende Rolle spielte. Nach der Auffassung des royalistischen Prätendenten soll Boulanger den Sturz der Republik vorbereiten, ohne daß der Person des Grafen von Paris irgend welche Gefahren, seiner Privatschatulle lästige Ausgaben erwachsen. Bekundet er auf diese Weise, daß er in hohem Maße den besseren Theil des Muthes, die Vorsicht besitzt, so zeigt das Verhalten des Herzogs von Aumale, wie wenig dieser, einem großen Theile der französischen Bevölkerung sympathische Prinz mit den Ansichten des Hauptes der Familie Orléans übereinstimmt. Als Mitglied der Académie Française hat der Herzog bereits durch reiche Schenkungen an die gelehrte Körperschaft, die Zierde Frankreichs, bekundet, daß er minder engherzigen Anschauungen huldigt als der Graf von Paris. Andererseits besitzt d'Aumale nicht denjenigen Grad von Selbstüberwindung, daß er den General Boulanger zu unterstützen bereit wäre, obgleich dieser den rücksichtslosen Schlag wider ihn und die übrigen Prinzen geführt hat. Wie im orléanistischen Feldlager herrscht auch im bonapartistischen nach wie vor Uneinigkeit und Unentschlossenheit, so daß die Republik, wäre es auch nur kraft des Gesetzes der Trägheit, keine unmittelbare Gefahr zu befürchten braucht, so lange eben nicht der „starke Degen" erscheint, der eine entscheidende Wendung herbeiführt.

Von dem Ausfalle der in diesem Jahre stattfindenden allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer wird hinsichtlich der weiteren Gestaltung der französischen Institutionen sehr viel abhängen. Erwägt man, daß bei den letzten Wahlen die Orléanisten und Bonapartisten wider Erwarten eine große Anzahl Mandate errangen, so war keineswegs die Möglichkeit ausgeschlossen, daß beim Fortbestehen des bisher geltenden Systems des Listenscrutiniums die Republikaner noch in weit größerem Umfange aus dem Felde geschlagen worden wären. Deshalb begreift man den Eifer und die Eile, mit denen von Seiten der Regierung die Ersetzung des Listenscrutiniums durch Einzelwahlen betrieben worden ist. Bildet in Zukunft nicht mehr das Departement, sondern das Arrondissement den Wahlkreis, so bietet sich von selbst die Frage dar, welche Aussichten General Boulanger unter einem veränderten Regime in der Hauptstadt

gehabt hätte. Die Wahlstatistik, die in dieser Hinsicht eine sehr beredte Sprache führt, ergibt nun, daß bei der jüngsten Ersatzwahl im Seinedepartement mit Ausnahme eines einzigen Arrondissements in allen übrigen eine Stimmenmehrheit für den General vorhanden war. Deshalb läßt sich nicht mit Sicherheit vorhersagen, ob die Republikaner bei dem veränderten Wahlsysteme günstigere Ergebnisse erwarten dürfen. In der Sitzung der Deputirtenkammer vom 11. Februar wurde zunächst die Dringlichkeit für den Gesetzentwurf über die Wiedereinführung der Arrondissementswahlen beschlossen. Der Conseilpräsident Floquet, der selbst früher ein entschiedener Anhänger des Listenscrutiniums war, entwickelte dann die Gründe, die ihn zur Aenderung seiner Ansicht bestimmten. Wenn Floquet in diesem Zusammenhange auf die Stimmung und die Interessen der französischen Bevölkerung hinwies, welche eine große Bewegung zu Gunsten des Bezirkswahlsystems ins Leben gerufen habe, so war dieses Argument jedenfalls nicht das entscheidende. Der republikanischen Kammermehrheit erschien denn auch weit einleuchtender, wenn der Conseilpräsident betonte, man befände sich einer Verschwörung verbündeter Parteien gegenüber, so daß dieser so lange entgegengewirkt werden müßte, bis die Macht des Gesetzes die ungesetzliche Verschwörung verhindere. Bei der namentlichen Abstimmung über das ganze Gesetz wurde dieses mit 268 gegen 222 Stimmen angenommen; General Boulanger, der seit seiner Wahl im Seinedepartement zum ersten Male wieder einer Kammersitzung beiwohnte, betheiligte sich nicht an der Discussion. Da der Senat die Regierungsvorlage ebenfalls genehmigt, steht nunmehr fest, daß die nächsten allgemeinen Wahlen nicht mehr auf der Grundlage des Listenscrutiniums erfolgen werden. Inzwischen hat eine aus den Opportunisten, den Boulangisten und den Parteigruppen der Rechten bestehende Mehrheit der französischen Deputirtenkammer in der Sitzung vom 14. Februar das radicale Ministerium Floquet gestürzt, indem sie die Berathung der Vorlage über die Verfassungsrevision zu vertagen beschloß. Daß die Anhänger des Generals Boulanger, welche die Verfassungsrevision an die Spitze ihres politischen Programms gesetzt haben, gegen ihre Forderung stimmten, kann nicht überraschen, da es diesen francs-tireurs eben nur darauf ankommt, das gegenwärtige parlamentarische Régime in Mißcredit zu bringen. Immerhin verdient hervorgehoben zu werden, daß die Radicalen in Frankreich abgewirthschaftet haben.

Hinter dem Streite über das beste Wahlsystem und über die Verfassungsrevision mußte in Frankreich selbst die Erörterung über die ungünstigen finanziellen Aussichten des Panamacanal-Unternehmens zurückstehen. Die von Seiten der Vereinigten Staaten von Nordamerika an die europäischen Cabinette gerichtete Note, nach welcher die Regierung der Vereinigten Staaten die Einmischung irgend eines von ihnen in die erwähnte Angelegenheit durch Uebernahme des Protectorates über das Unternehmen oder durch directe Förderung mit Mißfallen sehen würde, ist in Frankreich bisher noch nicht in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt worden. Die französische Presse zieht es seltsamerweise vor, die Schwierigkeiten hervorzuheben, welche Deutschland gegenüber den Vereinigten Staaten in der Samoa-Angelegenheit überwinden muß. Trotz aller Entstellungen darf jedoch als gewiß gelten, daß die deutsche Regierung unter Aufrechterhaltung der eigenen Vertragsrechte gegenüber den Samoanern keinerlei Eingriffe in die Rechtssphäre der Vereinigten Staaten oder Großbritanniens unternehmen wird. Die maßvolle Haltung, welche Deutschland bei der Lösung aller internationalen Schwierigkeiten regelmäßig an den Tag gelegt hat, wird sicherlich auch in der Samoa-Angelegenheit sich nicht verleugnen, zumal nach den officiellen Kundgebungen von amerikanischer Seite auch auf das Entgegenkommen der Regierung der Vereinigten Staaten gerechnet werden darf. Andererseits legt das am 15. Februar vom Fürsten Bismarck dem deutschen Reichstage übermittelte Weißbuch über Samoa für die durchaus friedliche Gesinnung Deutschlands vollgültiges Zeugniß ab.

Literarische Rundschau.

Gustav Freytag's gesammelte Aufsätze.

Gustav Freytag's gesammelte Aufsätze. Zwei Bände. Leipzig, S. Hirzel. 1888.

In der Gesammtausgabe von Freytag's Werken, welche seit einigen Jahren bei S. Hirzel erscheint, haben bis jetzt drei Bände entweder ganz Neues gebracht oder Zerstreutes und fast Verschollenes wieder ins Gedächtniß der Mitwelt zurückgerufen. Der erste Band enthielt die Selbstbiographie des Dichters; der fünfzehnte und sechszehnte vereinigten zahlreiche, in verschiedenen Zeitschriften im Laufe von etwa drei Jahrzehnten erschienenen Aufsätze politischen, literarischen und historischen Inhalts zu zwei vielseitigen und umfassenden Sammlungen. Alle drei Bände sind, nachdem sie zuerst den Bestellern der Gesammtausgabe vorbehalten gewesen waren, auch allgemein zugänglich gemacht worden, und sie werden nun für gar Manchen, welcher früher schon sich Freytag's Werke erwarb, ehe die Gesammtausgabe erschien, eine willkommene Ergänzung derselben bilden.

Was die im fünfzehnten Bande enthaltenen politischen Aufsätze anbetrifft, so hat sich Freytag laut der Vorrede einigemale die Freiheit genommen, hier und da gewisse persönlich verletzende Stellen von der neuen Ausgabe fern zu halten, sich aber auch jede verschönernde Zuthat versagt. So stehen diese Aufsätze da als lehrreiche und vernehmlich redende Zeugen von den Stimmungen jener Tage, in welchen die deutsche Nation um ihr politisches Dasein rang, in welchem sie dasselbe durchsetzte gegen Oesterreich und es vertheidigte gegen Frankreich. Die ganze Persönlichkeit Freytag's mit ihrer Liebenswürdigkeit, ihrer gemüthlichen Tiefe, ihrer verständigen Klarheit, ihrer Willenskraft entwickelt sich langsam vor uns aus allen diesen Augenblicksaufnahmen der politischen Kämpfe, welche zwischen 1848 und 1871 sich abgespielt haben. Mit großer Schärfe ficht Freytag gegen die beschränkten Dorfpolitiker, welche die revolutionäre Bewegung in die Parlamente brachte und welche er unter dem Bilde des polakischen Bauern Michael Moß, erwählten Deputirten des Kreises Strehlitz in Schlesien, mit bitterem Sarkasmus darzustellen versucht hat. Wer eine köstliche politische Satire lesen will, der lasse sich die beiden Briefe an Moß nicht entgehen. Die schwere Krisis des Revolutionsjahres erweckt Alles, was an deutschem Patriotismus, aber auch an preußischem Stolz in Freytag lebt. Er entrüstet sich darüber, daß man im übrigen Deutschland der Meinung ist, Preußen werde damit eine Ehre erwiesen, daß man seinen König zum Kaiser von Deutschland erheben wolle. Preußen braucht für seinen Fürsten keinen altfränkischen Titel, und aus der Verbindung mit den anderen deutschen Stämmen werden für Preußen mehr Lasten und Verpflichtungen hervorgehen als Vortheile; es wird die größten Mittel in diese Verbindung mitbringen, also auch die größte Arbeit zu verrichten, die größte Thätigkeit zu entfalten haben. Gleichwohl ist die Einigung Deutschlands eine Nothwendigkeit, sowohl für die anderen Staaten als für Preußen selbst. Die anderen Staaten sind des Namens „Staat" nicht werth; es fehlt ihnen, selbst Bayern, die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Theile, aus welcher allein ein wirklicher Staat entstehen kann, welcher die Ausgleichung der Gegensätze zu leisten vermag. Aehnlich steht es mit allen Mittelstaaten: sie bedürfen schlechthin des Anschlusses an ein großes Ganzes, wenn sie sich stetig entwickeln sollen. Preußen hat weit mehr Mannigfaltigkeit, es hat kleinen wie großen Grundbesitz und Gewerbfleiß, feurige und bedächtige Stämme, Menschen, die in steifen Röcken, und solche, die in Hemdsärmeln gehen; es hat Gebirge und Meere, Holz und Steinkohlen, Reiter und Fußgänger, Hopfen und Wein, alle Gegensätze, welche einander nicht zerstören, sondern stützen und heraustreiben. Aber fertig, das gesteht Freytag zu, ist Preußen noch nicht; es hat noch eine Aufgabe zu lösen, noch eine Sendung zu erfüllen. Es wird das auch zuverlässig thun, und wenn die andern Deutschen nicht gutwillig mitwirken, so wird Preußen ebenso sicher Gewalt gebrauchen, wie der alte Fritz vor hundert Jahren Schlesien mit dem Schwert in der Hand einnahm. Das ist keine Drohung und keine Prahlerei flüchtiger Laune; es ist eine Nothwendigkeit,

und das preußische Volk wird sie durchzusetzen wissen. Es ist eine Einheit von sechzehn Millionen, an weite Verhältnisse, an die Erziehung des Einzelnen für ein großes Gemeinwesen gewöhnt, hat einen geordneten Haushalt, eine kriegerisch fühlende Bevölkerung, ist ebenso selbstsüchtig als die Kleinen, aber von kräftiger Selbstsucht und hartnäckiger Entschlossenheit. Es wird eher untergehen, als die Fahne senken, die es in der Mark, in Preußen, Schlesien, am Rhein aufgesteckt hat. „Es ist eure eigene Fahne, ihr Deutschen, das Banner eines großen deutschen Staats, in dem Vernunft ist." Als dann der Tag von Olmütz kam und Preußen doch diese seine Fahne senkte, da mochten Freytag's Worte gar Vielen doch als hohle Phrase erscheinen. Und dennoch waren sie Wahrheit und bitterer Ernst; was Friedrich Wilhelm IV. 1850 zaghaft und unkräftig aufgegeben hatte, das führte sein größerer Bruder 1866 durch. Mit ergreifenden Stimmungsbildern begleitet Freytag die schwere Entscheidung jenes Jahres, da Preußen sein Dasein an die Lösung seiner Aufgabe setzte, und mit ebenso zum Herzen dringenden Worten läßt er den Krieg von 1870 uns durchleben. Der Patriotismus benimmt ihm nicht die schöne Tugend der Gerechtigkeit. Er führt überzeugend aus, wie unbillig es von den Franzosen ist, ihr ganzes Mißgeschick dem Kaiser Napoleon aufzubürden. „Dieser hat im Gegentheil Alles gethan, was ein gescheidter und erfinderischer Mann, der nicht gerade selbst ein Feldherr ist, für ein Heer thun konnte; er hat Frankreich so waffenstark gemacht, so widerstandsfähig, als es seit 1812 niemals gewesen ist, und was dem französischen Heere uns gegenüber mangelt, das ist im Grunde das, was den Franzosen unserem Volksthum gegenüber überall abgeht: sie sind bei aller schönen Virtuosität im Einzelnen doch die schwächere Rasse, welche der uralten keltischen Gebrechen sich nicht zu entschlagen vermochte." Gleicherweise urtheilt Freytag über Bazaine, daß er nur in den ersten Tagen der Einschließung noch einige Aussicht hatte, mit seinem Heere zu entkommen: Sedan zerstörte auch seine Aussichten; dann hielt er sich in Metz, so lange er es vermochte, zugleich von der Hoffnung getragen, daß er sein Heer damit dem Kaiser erhalte; ein Durchbruch nach der Schlacht bei Sedan hätte dieses Heer, das zu einem Viertheil aus Kranken bestand, nur dem sofortigen Untergang überliefert, selbst wenn der Durchbruch gelang. „Sein Verhalten war militärisch ganz in der Ordnung."

Wir haben dem fünfzehnten Bande soviel Aufmerksamkeit zugewendet, daß wir uns bezüglich des sechzehnten kürzer fassen müssen. Er enthält erstens Lebensschilderungen (Wenzel Messenhauser, Jacob Kaufmann, Otto Ludwig, beide Herren von Stockmar, Moritz Haupt, Wolf Graf v. Baudissin); sodann Aufsätze zur Literatur und Kunst (über Holtei, Chamisso, Robert Reinick, Wilibald Alexis, Fritz Reuter, Charles Dickens u. s. w.); dann Aufsätze über das Theater (unter Anderem über Agnese Schebest, Rachel und das Spiel des Théâtre français, Halm's „Fechter von Ravenna", Geibel's „Sophonisbe", Kruse's „Wullenweber", Emil Devrient, Bogumil Dawison, Grillparzer, Baudissin und die Shakespearegesellschaft); endlich historische Versuche (über Granius Licinianus, den falschen Uranios, die Handschriften von Arborea, das älteste Denkmal in Buchstabenschrift, Sportbericht eines römischen Jockey, deutsche Ansiedler im schlesischen Grenzwald, Schwimmkunst in alter Zeit, theologische Disputirer im Volke). Schon die Titel thun die Vielseitigkeit der von Freytag gepflegten Studien dar; er ist nicht bloß in den Gebieten bewandert, auf welchen er selbst Lorbeeren geerntet hat. Er spricht ebenso sachkundig von der neuesten deutschen Literatur wie verständnißvoll von Dickens, „welcher auch bei uns Tausenden das harte Leben erleichtert hat und als echter Dichter auf wenig Seiten mehr von den innersten Geheimnissen der Menschennatur verräth, als der Philolog, Historiker und Naturforscher in vielen Bänden darzustellen vermag;" und fragt man ihn, ob die ägyptische Königsgeschichte des Alexandriners Uranios, oder die sardinischen Handschriften von Oristano-Arborea echt seien, und was uns die Inschrift des Königs Mesa von Moab lehrt, — so weiß er auch hierauf so anziehend als knapp Bescheid zu geben. In Summa: was Freytag eigentlich ist, das weiß man doch erst ganz, wenn man diese Aufsätze gelesen hat. M.

γα. **Akademische Vorträge** von J. v. Döllinger. Zweiter Band. Nördlingen, F. H. Beck'sche Buchhandlung. 1889.

Der zweite Band dieser ausgezeichneten Sammlung von Vorträgen enthält acht Universitätsreden und vierunddreißig Gedenkworte oder Gedächtnißreden auf hervorragende deutsche oder ausländische Gelehrte. Döllinger zeigt sich in allen diesen Arbeiten als ein Stilist ersten Ranges, welcher mit seltener Klarheit, Schlichtheit und Würde sich auszudrücken versteht, als ein tiefgründiger und dabei viel umfassender Gelehrter, als ein Vorkämpfer wahrer Geistesfreiheit und als ein erleuchteter deutscher Patriot. Wie schön weiß er in dem ersten, 1866 gehaltenen, Vortrag über „die Universitäten sonst und jetzt" den Aufschwung zu schildern, welchen die Universitäten im 19. Jahrhundert genommen haben, wie kurz und treffend ihr Ziel dahin zu bezeichnen, daß an ihnen jede Kenntniß oder Lehre in die Sphäre der Wissenschaft erhoben und nur so mitgetheilt werden soll; wie ernst weiß er den Zusammenhang der Facultäten zu betonen und die Akademiker auf jene Bescheidenheit hinzuweisen, welche die eigene Wirksamkeit richtig abschätzen, maßvolle Selbstbeschränkung üben und die Thatsache nicht übersehen lehrt, daß jeder nur ein Glied eines großen Organismus sei und im besten Falle doch nur ein Bruchstück der Wahrheit ergriffen habe. An diese erste schließt sich inhaltlich enge an die 1872 zur vierhundertjährigen Stiftungsfeier der Münchener Hochschule gehaltene Festrede, die eine wahre Vogelschau der deutschen Geistesentwicklung bietet. Von der Gedrängtheit und Gedankenschwere des Döllinger'schen Stils geben wir am besten eine Vorstellung, indem wir eben dieser Rede folgende Probe entnehmen. „In Oxford trat nach der Mitte des 14. Jahrhunderts Wiclif auf. In diesem Manne hatte sich angelsächsische Nationalität und Freiheitssinn mit scholastischer Bildung und Bibelstudium verbunden, und so ward er der Urheber einer Lehre, die fortan nicht mehr unterdrückt werden konnte und in ihrer weiteren Entwicklung eine der gebietenden Geistesmächte geworden ist. Von Oxford wurde sie nach Prag getragen, wo sie vorbereiteten Boden fand; Wiclif zeugte Huß. Während in England, an Wiclif's Universität das von ihm entzündete Feuer wieder erlosch, im Volke aber verborgen fortglimmte, ward es in Böhmen als Husitismus zu einem verzehrenden Brande, ergriff die czechische Nation, und endlich drückte eine dritte Hochschule, Wittenberg, der Lehre das Gepräge auf, durch welches sie kirchenbildend wurde und als Protestantismus den gewaltigsten Umschwung in der Geschichte, seit Christus, herbeigeführt hat." Wir reihen daran das Wort über Gervinus: „Eine Einheit Deutschlands wollte auch er, aber nicht auf militärisch-monarchischem Wege. Wenn ich in der Weise der Alten mich auszudrücken hätte, so würde ich sagen: Wir geben uns der Hoffnung hin, daß die friedliche Größe, die zugleich einheitliche und freiheitliche Entwicklung Deutschlands und die geistige Fruchtbarkeit des neuen Reiches den zürnend hinübergegangenen Schatten des Mannes noch versöhnen werde." Ist es möglich, in so wenigen Worten milder zu entschuldigen, eindringlicher zu mahnen? Von dieser seinen Größe ist Alles, was Döllinger bietet: wie weit sein Gesichtskreis ist, das lehrt am besten der Aufsatz über den großen Indologen Garcin de Tassy, welcher ein Gemälde der ganzen heutigen indischen Kultur entwirft. In Summa: Ein edleres und besseres Buch als diese „Vorträge" ist seit Jahren nicht mehr erschienen.

γϱ. **Das Schichtbuch.** Geschichten von Ungehorsam und Aufruhr in Braunschweig 1292 bis 1514. Von Ludwig Hänselmann. Braunschweig, Göritz und zu Putlitz. 1886.

Werkstücke. Gesammelte Studien und Vorträge zur Braunschweigischen Geschichte. Von demselben. 2 Bde. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1887.

„Schicht" ist im Niederdeutschen Geschichte mit dem Nebenbegriff von Gewaltthat und Ruchlosigkeit. Im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts hat der Braunschweiger Zollschreiber Hermann Bothen sein „Schichtbuch" verfaßt, in welchem er die selbsterlebten politischen und socialen Kämpfe der Stadt nach eigener Anschauung und auf Grund intimer Kenntnisse ausführlich beschreibt und zugleich die älteren gleichartigen Bewegungen der Braunschweigischen Geschichte in Kürze darstellt. Seit Jahren liegt der Originaltext mit der gesammten übrigen erzählenden Ueberlieferung der Stadt in einer musterhaften Ausgabe Hänselmann's vor. Aber Quellenpublicationen dieser Art bieten dem Laien durch die Unbequemlichkeit der alten Dialekte manche Schwierigkeit und werden obendrein in der Regel nur dem Fachmann bekannt. Es muß daher als ein glücklicher Gedanke des Braunschweiger Stadtarchivars bezeichnet werden, daß er dieses Denkmal städtischer Geschichtschreibung, welches sich merklich über die landläufige mittelalterliche Chronistik und Annalistik erhebt, einem weiteren Leserkreise zugänglich und annehmlich gemacht hat. Hänselmann bietet eine freie Bearbeitung; er bindet sich nicht an den Wortlaut des Originals, er umschreibt, kürzt, ergänzt und ordnet neu, wo die Vorlage hinter den Ansprüchen des heutigen Lesers zurückbleibt. Vor allem aber zieht er reichere Kunde, wie sie andere Ueberlieferung darbietet, zur Ergänzung von Lücken und Berichtigung von Irrthümern heran. Und gleichwohl hat er es verstanden, die Eigenart des Originals ohne Entstellung zu wahren. Wer von dem Leben, den Interessen und den Kämpfen des deutschen Bürgerthums ein unverfälschtes Bild gewinnen will, dem entrollt sich in dieser mit liebevollem und verständnißinnigem Nachempfinden unternommenen Erneuerung einer alten Ueberlieferung ein farbenreiches und fesselndes Bild. — In dem zweiten Werke hat derselbe Autor eine Reihe von Monographien zur Braunschweigischen Geschichte vereinigt, die sich gleichermaßen durch eindringende Sachkenntniß, wie durch klare und elegante Darstellung auszeichnen. Hier fehlt der Raum, um näher auf den reichen Inhalt des Werkes einzugehen. Ob von Feuerpolizei oder Weinschankgerechtsamen, von der Pathenschaft der Stadt bei einem fürstlichen Herrn oder von der Organisation der Armenpflege die Rede ist, Hänselmann versteht es immer, auch den kleinsten Dingen der localen Geschichte ein allgemeines Interesse abzugewinnen. Dabei macht sich ein köstlicher Humor an mancher Stelle recht wohlthuend geltend. Nur zwei Aufsätze möchte ich besonders hervorheben: Es ist der Abschnitt

über „Braunschweigs Beziehungen zu den Harz- und Seegebieten", und die Abhandlung „Braunschweig im täglichen Kriege des Mittelalters". Letztere erörtert in einer umfangreichen Einleitung unter allgemeinen Gesichtspunkten den mittelalterlichen Kampf zwischen Adel und Bürgerthum. Diese Ausführungen über Fehdewesen und Raubritterthum in ihrem Verhältniß zu den Interessen der Stadt, die schon vor längerer Zeit in einer Tageszeitung erstmalig veröffentlicht wurden, haben damals nicht die gebührende Beachtung gefunden. Referent glaubt auf die selbständige und für weite Kreise gewiß überraschend neue Auffassung des Autors, die gerade hier zu Tage tritt, nicht nachdrücklich genug hinweisen zu können.

x. **Am Nil. Bilder und Skizzen aus dem Pharaonenlande.** Von Paul R. Pasig. Mit 6 Illustrationen. Zürich, Schröter & Meyer. 1888.

Vorliegendem Buch kann kaum eine Existenzberechtigung zuerkannt werden. Unter dem, was der Verf. in den beiden ersten Abtheilungen seines Werkes „Auf Markt und Straße" und „Streifzüge am Nil" aus seinen einjährigen Beobachtungen des Lebens von Kairo und Umgebung mittheilt, hat Ref. nichts Wesentliches gefunden, das er nicht ähnlich oder besser schon anderswo gelesen hätte, z. B. in Bädeker's „Unterägypten" oder Ebers' „Aegypten in Bild und Wort" (resp. „Cicerone"). Ref. hat sich die Mühe genommen, einzelne Partien mit den entsprechenden Abschnitten bei Bädeker zu vergleichen und ist überrascht gewesen über die in einzelnen Fällen fast wörtliche Anlehnung an letzteren, z. B. in der Beschreibung der heulenden und tanzenden Derwische S. 81 ff., vergl. mit der Darstellung bei Bädeker S. 165 ff. u. A. m. Die dritte Abtheilung des Buches gibt unter Zugrundelegung des trefflichen „Guide au Musée de Boulaq" von Maspero eine Uebersicht über die in dem ägyptologischen Museum von Bulaq ausgestellten Alterthümer. Der Verf. glaubt (S. 10) diese schwierige Materie „mit Erfolg" (denn „meine journalistischen Publicationen beweisen mir das!"), so behandelt zu haben, „daß auch der gebildete Laie nicht nur mit Interesse und Verständniß, sondern auch wahrer innerer Befriedigung den durchaus originalen und populär gehaltenen Darlegungen folgen wird." Schade nur, daß es in diesen „durchaus originalen und populär gehaltenen Darlegungen" von den größten Irrthümern und Mißverständnissen wimmelt. Mit Staunen lesen wir z. B. auf S. 216, daß der 1866 gefundene Stein von Tanis die Entzifferung der Hieroglyphen „entscheidend angebahnt hat!" Natürlich liegt hier eine Verwechslung mit dem bereits 1799 gefundenen Stein von Rosette vor, mit dessen Hülfe Champollion am Anfang dieses Jahrhunderts die Hieroglyphen entziffert hat. Ein Blick in den „Guide" von Maspero zeigt die Entstehung der verhängnißvollen Verwechslung: Maspero hat daselbst im Anschluß an die Erwähnung des Steines von Tanis kurz über die Champollion'sche Entzifferung gesprochen (S. 354); zufällig nennt er erst ganz zum Schluß (S. 356 unten) den Stein von Rosette. Das wird Herr Pasig nicht mehr gelesen haben, bezieht die Darstellung daher auf den Stein von Tanis, betrachtet sich selbst als Zeitgenossen Champollion's und läßt die Aegyptologie somit erst dreiundzwanzig Jahre alt sein! Für den Schnitzer, daß das Relief auf der Diadochenstele Ptolemäus I. darstellt (anstatt Alexander II.), ist der Verf. nicht Maspero, wohl aber Bädeker S. 318 verpflichtet. — Hin und wieder scheint sogar das Französisch des „Guide" dem Verf. Schwierigkeiten bereitet zu haben. Wenn er z. B. die ägyptische Kunst der römischen Kaiserzeit auf S. 242 als „ägyptoromanische" bezeichnet, so ist dies unglaublich geschmacklose „romanisch" offenbar aus dem „romaine" seiner Vorlage entstanden. — Der Darstellung ist ein Gedicht „Gruß an das Pharaonenland" vorausgeschickt. Die ägyptische Sonne hat, wie uns die lateinischen und griechischen Kritzeleien an dem Memnonskoloß noch heute zeigen, schon im Alterthum manch' schlechten Vers gezeitigt. Aber für Reime wie „Borden — allerorten" und „Pyramiden — verriethen", gewährt selbst ein einjähriger Verkehr mit den Ungläubigen keine Indemnität.

λ. **Unser Fritz. Deutscher Kaiser und König von Preußen.** Ein Lebensbild von Hermann Müller-Bohn. Berlin, Paul Kittel. 1889.

Das vergangene Jahr mit seinen welterschütternden traurigen Ereignissen hat eine ganze biographisch-vaterländische Literatur geschaffen, die allmälig einen bedeutenden Umfang angenommen und in mannigfaltigster Weise — von der billigen Broschüre bis zum theueren Prachtwerke — die Lebensläufe der beiden dahingeschiedenen Kaiser behandelt. Das vorliegende Werk ist „unserm Fritz", Kaiser Friedrich III., gewidmet und zeichnet in weitem Rahmen das Bild des unvergeßlichen Monarchen. Innige Liebe und Verehrung haben die Feder des Verfassers geführt, und eine echtdeutsche patriotische Gesinnung durchweht die Blätter seines Buches. Die Kriegsereignisse sind verständnißvoll und eingehend behandelt; die Figur des fürstlichen Feldherrn hebt sich dabei lebhaft von der Fülle all' der großen Thaten und Begebenheiten ab. Aeußerst sympathisch berühren uns die letzten Capitel, die nichts von den Disharmonien verschiedener Art aufweisen und uns nur in heller Beleuchtung den edlen kaiserlichen Dulder schildern. Die Erzählungsweise ist stets gewandt und anregend, die Ausstattung eine vorzügliche, auch in Betreff der Illustrationen, die trefflich gewählt sind. Eine verkürzte und billige Ausgabe, die sich in den ersten Theilen mehr an eine frühere Biographie des damaligen Kronprinzen von Georg Hiltl hält, liegt bereits in vierter umgearbeiteter und vermehrter Auflage vor — ein Zeichen, daß das Buch, ebenfalls mit zahlreichen Holzschnitten versehen, in die weitesten Schichten gedrungen ist. — In gleichem Verlage erschienen ferner zwei volksthümlich gehaltene Bändchen von Hermann Jahnke: „Kaiser Wilhelm der Siegreiche" und „Kaiser Wilhelm II." Auch hier muthet uns wohlthuend die schlichte, niemals überschwängliche Sprache sowie die gewandte durchweg objective Skizzirung der Zeitereignisse an, aus denen die Gestalten des greisen Siegeskaisers und seines jugendlichen Enkels scharf hervortreten. Auch diese beiden Werke sind reich illustrirt. —

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alter. — Aletheia. Glauben und Wissen im Einklange. Von Philaleth Alter. Leipzig, Max Spohr. 1888.

Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der Historischen Commission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. XII. Leipzig, Verlag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. 1889.

Berendt. — Die rationelle Erkenntniss Spinozas. Versuch einer Erläuterung derselben von M. Berendt. Berlin, Verlag der Preussischen Philologen-Zeitung (Erich Lazarus). 1889.

Bissing. — Das Leben der Dichterin Amalie von Helwig, geb. Freiin von Imhoff, von Henriette von Bissing. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1889.

Böttger. — Offen gestanden — — Epigramme von Hugo Böttger. Braunschweig, Benno Goeritz. 1889.

Brand. — Nepossätze zur Einübung der lateinischen Casuslehre in der dritten Gymnasialclasse in 48 Lectionen zusammengestellt von Dr. Eduard Brand. Bielitz, Moritz Schneeweiss. 1889.

Bret Harte. — Cressy by Bret Harte. 2 vols. London Macmillan and Co. 1889.

Briefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy an Ignaz und Charlotte Moscheles. Herausgegeben von Felix Moscheles. Leipzig, Duncker & Humblot. 1888.

Bülow. — Reiseskizzen und Tagebuchblätter aus Deutsch-Ostafrika. Von Frieda Freiin von Bülow. Berlin, Walther & Apolant. 1889.

Colell. — Dem Lichte zu! Gedichte von Waldemar Colell. Hamburg, Commissionsverlag der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1889.

Das Menschenherz. Worte der Weisheit und der Liebe aus den Werken von George Eliot. Gesammelt und übersetzt von A. Passow und C. von Kessinger. Bremen, Carl Schünemann. 1889.

Demmin. — Spanisches Blut. Roman aus der Gegenwart. Von August Demmin. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1889.

Die Speisekarte. Verdeutschung der in der Küche und im Gasthofswesen gebräuchlichen entbehrlichen Fremdwörter. Herausgegeben von dem allgemeinen deutschen Sprachvereine. (Verdeutschungsbücher des allgem. deutschen Sprachvereins I.) Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.

Duskowitz. — Zur Begründung einer überreligiösen Weltanschauung von Dr. H. Duskowitz. Neue Ausgabe von „Zur neuen Lehre". Heidelberg, Georg Weiß. 1889.

Dürow. — Juchhe und O Weh! Zwei Geschichten aus dem Leben von Joachim von Dürow. Dresden, R. von Grumbkow. 1889.

Ehrhard. — Les Comédies de Molière en Allemagne; le Théâtre et la Critique, par Auguste Ehrhard. Paris, Lecène et Oudin.

Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek. Fünfter Jahrgang. Band 11: Schnee. Von Alex. Kielland. Bd. 12: Jean Mornas. Von Jules Claretie. Stuttgart, J. Engelhorn. 1889.

Firdusi. — Jussuf und Suleicha. Romantisches Heldengedicht von Firdussi. Aus dem Persischen zum ersten Male übertragen von Ottokar Schlechta-Wssehrd. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1889.

Gensichen. — Der Madonna! Roman von Otto Franz Gensichen. 2 Bde. Berlin, Otto Janke. 1889.

Goethe's Gespräche. Herausgegeben von Woldemar Freiherr von Biedermann. 1. Lfg. Leipzig, F. W. v. Biedermann. 1889.

Gombothegra. — Essai sur la régime parlementaire par X. S. Gombothegra. Paris, L. Larose et Forcel. 1889.

Green. — Geschichte des englischen Volkes. Von John Richard Green. Übersetzt von E. Kirchner. Mit einem Vorwort von Alfred Stern. Autoris. Ausgabe. 1. Bd. Berlin, Siegfried Cronbach. 1889.

Henke. — Briefe an eine junge Freundin. Allen herzigen Backfischen gewidmet von Margarete Henke. Erfurt, Fr. Bartholomäus.

Hirt. — Ferdinand Hirt's Geographische Bildertafeln. Eine Ergänzung zu den Lehrbüchern der Geographie, insonderheit zu denen von Ernst von Seydlitz. Für die Belebung des erdkundlichen Unterrichts und die Veranschaulichung der Hauptformen der Erdoberfläche mit besonderer Berücksichtigung der wichtigsten Momente aus der Völkerkunde und Kulturgeschichte herausgegeben von Dr. Alwin Oppel und Arnold Ludwig. Dritter Theil: Völkerkunde. III. Abtheil.: Völkerhandel von Afrika und Amerika. Breslau, Ferdinand Hirt.

Hoffmeister. — Durch Süd-Spanien nach Marokko. Tagebuchblätter von Heinz Hoffmeister. Berlin, Richard Wilhelmi. 1889.

Holmsen. — Papa Hamlet. Von Bjarne P. Holmsen. Übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Dr. Bruno Franzius. Leipzig, Carl Reissner. 1889.

Hucke. — Das verwünschte Geld. Währungspolitische Untersuchungen. Von Julius Hucke. Zweite Auflage. Berlin, Hempel & Co. 1889.

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft im Auftrage der Historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben von J. Jastrow. VII./VIII. Jahrg. 1884 1885 Berlin, R. Gaertner's Verlag, Hermann Heyfelder. 1889.

Jolowicz. — Getreidepreis und Brodpreis. Vortrag von J. Jolowicz. Posen, Joseph Jolowicz. 1889.

Kern. — Goethe's Lyrik ausgewählt und erklärt für die oberen Klassen höherer Schulen von Franz Kern. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandl. (R. Stricker). 1889.

Keßler. — Das Wesen der Poesie. Von L. Keßler. Leipzig, Julius Baedeker. 1889.

Koschat. — Erinnerungsbilder. Gesammelte Feuilletons von Thomas Koschat. Klagenfurt, F. v. Kleinmayr. 1889.

Koziczkowski. — Die hohe Bedeutung der Milchzähne für die Entwickelung der bleibenden Zähne beim Menschen. Von C. v. Koziczkowski. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer.

Krafft-Ebing. — Eine experimentelle Studie auf dem Gebiete des Hypnotismus. Von Prof. Dr. v. Krafft-Ebing. Zweite verm. u. verb. Aufl. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1889.

Kühner. — Die Erkältungskrankheiten, ihr Wesen, ihre Verhütung und Behandlung bis zur Ankunft des Arztes. Von Dr. A. Kühner. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer.

Lill. — Zur Geschichte des 4. Garde-Grenadier-Regiments Königin. Erinnerungen und Aufzeichnungen eines freiwilligen Grenadiers aus dem Feldzuge 1870/71 von J. Lill. Leipzig u. Berlin, Otto Spamer. 1889.

Maussen. — Adolf Friedrich Graf von Schack. Ein poetisches Charakterbild von W. J. Maussen. Aus dem Holländischen übersetzt. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhandlung. 1888.

Mehring. — Der Reim in seiner Entwicklung und Fortbildung. Dargelegt von Sigmar Mehring. Berlin, Sigmar Mehring.

Müller. — Deutschlands Einigungskriege 1864—1871. Von Wilh. Müller. Mit einem Lichtdruckbilde und Plänen der wichtigeren Schlachten und Stellungen. 1. Liefg. Leipzig, R. Voigtländer.

Müller. — Generalfeldmarschall Graf Moltke. 1880 bis 1889. Von Wilhelm Müller. Volks-Ausgabe. Dritte Auflage. Stuttgart, Karl Krabbe. 1889.

Neubürger. — Aus der alten Reichsstadt Frankfurt. Erzählungen und Charakteristiken von Emil Neubürger. Frankfurt a. M., A. Mahlau. 1889.

Nietzsche. — Götzen-Dämmerung oder Wie man mit dem Hammer philosophirt. Von Friedrich Nietzsche. Leipzig, C. G. Naumann. 1889.

Oldenberg. — Die Hymnen des Rigveda. Herausgegeben von Hermann Oldenberg. Bd. I.: Metrische und textgeschichtliche Prolegomena. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung.) 1888.

Peters. — Die deutsch-ostafrikanische Colonie in ihrer Entstehungsgeschichte und wirthschaftlichen Eigenart. Von Carl Peters. Zweite Auflage. Berlin, Walther & Apolant. 1889.

Pfau. — Kunst und Kritik. Aesthetische Schriften von Ludwig Pfau. IV. Bd.: Freie Studien. Die Kunst im Staat. Dritte durchges. Auflage. VI. Bd.: Literarische und historische Skizzen. Zweite Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1888.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN
THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY
WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH
DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY
OVERDUE.

APR 5 1933

INTE... LIBRARY

FEB 1 1966

LD 21-50m-1,'33

YD 11000

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY